

Peer Pasternack

Die vier Dimensionen des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus ab 1990

Strukturen und Personal,
akademische Kultur und wissenschaftliche Inhalte

Peer Pasternack

Die vier Dimensionen des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus ab 1990

**Strukturen und Personal,
akademische Kultur und wissenschaftliche Inhalte**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-69059-005-1

edition Albioris, Halle-Wittenberg 2025

© Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg (HoF)

Collegienstraße 62, 06886 Lutherstadt Wittenberg,

institut@hof.uni-halle.de, <https://www.hof.uni-halle.de>

Hinweis: Sämtliche Angaben in diesem Fachbuch/wissenschaftlichen Werk erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung und Kontrolle ohne Gewähr. Eine Haftung der Autoren oder des Verlags aus dem Inhalt dieses Werkes ist ausgeschlossen.

Druck: docupoint, Magdeburg

Gedruckt auf holzfreiem, chlor- und säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

Inhaltsübersicht

Problemstellung und Vorgehen	25

A. Vorgeschichte(n) des Umbaus

1. Hochschule und Wissenschaft in der DDR, kontrastiert mit der ehemaligen Bundesrepublik	35
2. Das 41. Jahr der DDR: Oktober 1989 bis Oktober 1990	64

B. Umbaudimension 1: Strukturtransformationen

1. Hochschulen	85
2. Akademien	126
3. Ressortforschung	148
4. Industrieforschung	155
5. Investitionsgeschehen und sektorenübergreifende Strukturen	165

C. Umbaudimension 2: Personalumbau

1. Ausgangslage	173
2. Die Hauptelemente des Umbaus: neue Personalstrukturen und Personalexklusion	177
3. Intervenierende Faktoren	183
4. Ausgleichsbemühungen	239
5. Resümee	256

D. Umbaudimension 3: Akademische Kulturen

1. Ost-West	265
2. Netzwerk-tätige: die Zweite Wissenschaftskultur	293
3. Wirkungen und Nachwirkungen: die ostdeutsche Repräsentationslücke ...	300

E. Umbaudimension 4: Inhaltliche Entwicklungen

1. Aufwands- und Leistungsdaten 1990–2024	313
2. Gesellschaftswissenschaften zu Geistes- und Sozialwissenschaften	326
3. Natur-, Ingenieur- und medizinische Wissenschaften	351
4. Aufarbeitungen der DDR-Wissenschaftsgeschichte und Reflexionen des Umbaus	365

F. Schlussbetrachtungen

1. Zentrale Vorgänge und handlungsprägende Deutungen	411
2. Retrospektive Einschätzungen und Analysen	430
3. Einige Zeit später: neuerfundene Elemente des DDR-Hochschulsystems ...	441
4. Fazit und Diskussion	447

Inhaltsverzeichnis

Abkürzungsverzeichnis	10
Zentrale Ergebnisse	15
Problemstellung und Vorgehen	25
 A. Vorgeschichte(n) des Umbaus	
1. Hochschule und Wissenschaft in der DDR, kontrastiert mit der ehemaligen Bundesrepublik	35
1.1. Zwischen Zusammenbruch und Mauerbau: 1945–1961	35
1.2. Zwischen Mauerbau und Zusammenbruch: 1961–1989	41
1.3. Politische Loyalitäten	52
1.4. Gesamtbewertung	57
2. Das 41. Jahr der DDR: Oktober 1989 bis Oktober 1990	64
2.1. Der gesellschaftliche Aufbruch und die Wissenschaft	64
Unbeteiligte Hochschulen und Akademien? (64). Fallbeispiel: Medizinische Fakultäten im Herbst 1989 (66). Fallbeispiel: Von der studentischen Fremdverwaltung zur Selbstverwaltung – die Gründung der Studentenräte (72)	
2.2. Erste Erneuerungsaktivitäten	76
 B. Umbaudimension 1: Strukturtransformationen	
1. Hochschulen	85
1.1. Ausgangsstrukturen	85
1.2. Strukturbrüche	90
Abwicklungen (90). Die neue Dualität: Universitäten und Fachhochschulen – Fortführungen, Um- und Neugründungen (97). Studienkapazitäten: Ausbau versus Auslastung (108)	
1.3. Hochschulmedizin	115
1.4. Hochschulische und studentische Selbstverwaltung	121
2. Akademien	126
2.1. Ausgangsstrukturen und Forschungsproduktivität im Vergleich zu den Hochschulen	126
2.2. Evaluationen, Abwicklungen und neue Strukturen	132

3. Ressortforschung	148
3.1. Gesellschaftswissenschaftliche Einrichtungen	149
3.2. Natur-, ingenieur- und medizinwissenschaftliche Einrichtungen	152
3.3. Ressortforschung des Bundes in Ostdeutschland im Jahr 2000 und heute	153
4. Industrieforschung	155
4.1. Struktur und Ausstattungsentwicklung	155
4.2. Förderungen und Effekte	159
5. Investitionsgeschehen und sektorenübergreifende Strukturen	165
 C. Umbaudimension 2: Personalumbau	
1. Ausgangslage	173
2. Die Hauptelemente des Umbaus: neue Personalstrukturen und Personalexklusion	177
3. Intervenierende Faktoren	183
3.1. Institutionenarten	183
3.2. Regionale Verteilung der wissenschaftlichen Ressourcen	186
3.3. Integritätsüberprüfungen	188
Mehrdeutige Akten und eindeutige Beauskunnungen – die Metamorphose des IM-Begriffs (189). Fallbeispiel: MfS-Überprüfungen an der Charité (198). Frühere Funktionswahrnehmungen als Integritätshemmnisse (201). Verfahrensprobleme und -resultate (207)	
3.4. Fachliche Evaluationen	213
3.5. Fächergruppen	219
3.6. Wettbewerblichkeit und Klientelismus	225
3.7. Geschlecht	233
3.8. Generationendifferenzen	236
4. Ausgleichsbemühungen	239
4.1. Rehabilitierungen	240
Rehabilitierungskommissionen (240). Individuelle Statusverbesserungen (243). Öffentliche Wiedergutmachungsakte (245). Fazit (247)	
4.2. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP)	247
4.3. Weitere Initiativen	250
5. Resümee	256

D. Umbaudimension 3: Akademische Kulturen

1. Ost-West	265
1.1. Kollisionen	265
1.2. Kollisionsfolgen.....	273
Kalamitäten: ein Kaleidoskop (274). Fallbeispiel: „Werkstatt der Einheit“ – West-Berliner Wissenschaftsverwaltung und Ost-Berliner Wissenschaft (281)	
1.3. Vereinigung im Symbolischen: die Reanimation traditionaler akademischer Formen	285
2. Netzwerktätige: die Zweite Wissenschaftskultur	293
2.1. Entinstitutionalisierung und Notinstitutionalisierung	293
2.2. Zwei Vereinsarten.....	296
3. Wirkungen und Nachwirkungen: die ostdeutsche Repräsentationslücke	300
3.1. Repräsentanz Ostdeutscher in der akademischen Funktionselite im Zeitverlauf.....	301
3.2. Die Entwicklung des ostdeutschen Personalreservoirs	305

E. Umbaudimension 4: Inhaltliche Entwicklungen

1. Aufwands- und Leistungsdaten 1990–2024	313
1.1. Einbrüche und Aufbrüche	313
1.2. Die jüngeren Entwicklungen.....	321
2. Gesellschaftswissenschaften zu Geistes- und Sozialwissenschaften	326
2.1. 1989 bis 1991.....	326
2.2. Wissenschaftsratsempfehlungen und ihre Wirkungen.....	329
2.3. Inhaltliche Abbrüche und Übergänge	333
3. Natur-, Ingenieur- und medizinische Wissenschaften	351
3.1. Ausgangssituation.....	351
3.2. Wissenschaftsratsempfehlungen und ihre Wirkungen.....	353
3.3. Gewinne und Verluste	358
4. Aufarbeitungen der DDR-Wissenschaftsgeschichte und Reflexionen des Umbaus	365
4.1. Unterscheidungen	365
4.2. Aktivitäten der Disziplinen.....	369

4.3.	Aktivitäten der Hochschulen	381
4.4.	Lerneffekte? Drei Beispiele.....	392
	NS und DDR (393). Psychiatrisierung politischer Gegner in der DDR?	
	(397). Die Untersuchungen zu westlichen Pharma-Tests in der DDR	
	und „Die Toten von Marnow“ (399)	

F. Schlussbetrachtungen

1.	Zentrale Vorgänge und handlungsprägende Deutungen.....	411
2.	Retrospektive Einschätzungen und Analysen	430
3.	Einige Zeit später: neuerfundene Elemente des DDR-Hochschulsystems	441
4.	Fazit und Diskussion.....	447

Verzeichnis der Tafeln	458
Literatur.....	461
Autor	520

Abkürzungsverzeichnis

ABF	Arbeiter-und-Bauern-Fakultät	BMBF	Bundesministerium für Bildung und Forschung
ABM	Arbeitsbeschaffungsmaßnahme	BMBW	Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft
acatech	Deutsche Akademie der Technikwissenschaften	BMFT	Bundesministerium für Forschung und Technologie
a.D.	auf Dauer	BMI	Bundesministerium des Innern
AdL	Akademie der Landwirtschaftswissenschaften	BMWi	Bundesministerium für Wirtschaft
AdW	Akademie der Wissenschaften	BRD	Bundesrepublik Deutschland
AfG	Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED	BStU	Bundesbeauftragte.r für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik
AiF	Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungseinrichtungen	BTU	Brandenburgische Technische Universität Cottbus (bzw. Cottbus-Senftenberg)
AIV	Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin	BUA	Berlin University Alliance
AMLO	Akademie für Marxistisch-Leninistische Organisationswissenschaft	CDU	Christlich Demokratische Union
ANW	Afrika- und Nahostwissenschaften	CERN	Conseil européen pour la recherche nucléaire / European Organization for Nuclear Research
apl.	außerplanmäßig	CEWS	Center of Excellence Woman and Science, Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung
APO	Abteilungsparteiorganisation	DAAD	Deutscher Akademischer Austauschdienst
APW	Akademie der Pädagogischen Wissenschaften	DBI	Deutsche Bibliotheksinstitut
ARD	Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland	DDR	Deutsche Demokratische Republik
AStA	Allgemeiner Studentenausschuss	Destatis	Deutsches Statistisches Bundesamt
Asten	Allgemeine Studentenausschüsse	DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
auFE	außeruniversitäre Forschungseinrichtung	DGS	Deutsche Gesellschaft für Soziologie
AZ	Anwendungszentrum	DHfK	Deutsche Hochschule für Körperkultur Leipzig
a.Zt.	auf Zeit	DKP	Deutsche Kommunistische Partei
BA	Bundesagentur für Arbeit	DLR	Deutsches Zentrum für Luft- und Raumfahrt
BaFöG	Bundesausbildungs-Förderungs-Gesetz	DPMA	Deutsches Patent- und Markenamt
BAT	Bundes-Angestellentarifvertrag	DVU	Deutsche Volksunion
BB	Brandenburg	ev.	evangelisch
BBAW	Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften	e.V.	eingetragener Verein
BerlHG	Berliner Hochschulgesetz	EDV	Elektronische Datenverarbeitung
BIP	Bruttoinlandsprodukt	EKD	Evangelische Kirche in Deutschland
BISS	Berlin-Brandeburger Institut für Sozialwissenschaftliche Studien	DJI	Deutsches Jugendinstitut München
BLH	Brandenburgische Landeshochschule Potsdam		
BLK	Bund-Länder-Kommission für Forschungsförderung und Bildungsplanung		

DPZI	Deutsches Pädagogisches Zentralinstitut	GmbH	Gesellschaft mit beschränkter Haftung
DWDS	Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache	GMS	Gesellschaftlicher bzw. Geheimer Mitarbeiter Sicherheit [des MfS]
EAH	Ernst-Abbe-Hochschule Jena	GSW	Geistes- und Sozialwissenschaften
EFRE	Europäischer Fonds für Regionale Entwicklung	GWK	Gemeinsame Wissenschaftskonferenz von Bund und Ländern
EMAU	Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald	GWZO	Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig
ESF	Europäischer Sozialfonds	HAW	Hochschule für Angewandte Wissenschaften
EU	Europäische Union	HBFG	Hochschulbauförderungsgesetz
EV	Einigungsvertrag	HEG	Hochschulerneuerungsgesetz
FAB	Forschungsagentur Berlin	HfÖ	Hochschule für Ökonomie Berlin-Karlsruhe
FB	Fachbereich	HGF	Hermann von Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren
FDJ	Freie Deutsche Jugend	HoF	Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg
FG	Forschungsgruppe	HPersÜG	Hochschulpersonal-Übernahmegesetz Berlin
FH	Fachhochschule	HRK	Hochschulrektorenkonferenz
FhG	Fraunhofer-Gesellschaft	HS	Hochschule
FHTW	Fachhochschule für Technik und Wirtschaft Berlin	HSP	Hochschulsonderprogramm
FI	Forschungsinstitut	HTWK	Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur
FKK	Freikörperkultur	HU, HUB	Humboldt-Universität zu Berlin
FKS	Forschungsinstitut für Körperkultur und Sport Leipzig	HWP	Hochschul-Wissenschaftsprogramm
FLI	Friedrich-Loeffler-Institut	IAT	Institut für Angewandte Trainingswissenschaft Leipzig
FRP	Forschungsrahmenprogramm	ICH	International Conference on Harmonisation
FS	Fachschule	IfL	Institut für Lehrerbildung
FSP	Forschungsschwerpunkt	IfL	Leibniz-Institut für Länderkunde Leipzig
FSU	Friedrich-Schiller-Universität Jena	IGAFA	Initiativgemeinschaft Außeruniversitärer Forschungseinrichtungen in Adlershof
FU	Freie Universität Berlin	i.Gr.	in Gründung
FuE	Forschung und Entwicklung	IHS	Ingenieurhochschule
GA	Gründungsausschuß	IIB	Institut für Internationale Beziehungen Potsdam
GATM	Gesellschaft für Allgemeine und Technische Mikrobiologie der DDR	IM	Inoffizieller Mitarbeiter [des MfS]
GBM	Gesellschaft zum Schutz von Bürgerrecht und Menschenwürde	IML	Institut für Marxismus-Leninismus Berlin
GDCH	Gesellschaft Deutscher Chemiker	IMS	Inoffizieller Mitarbeiter Sicherheit [des MfS]
GEP	Walter-von-Baeyer-Gesellschaft für Ethik in der Psychiatrie		
GESIS	Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Infrastruktureinrichtungen		
GEW	Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft		
GEWIPLAN	Gesellschaft für Wirtschaftsförderung und Marktplanung		
GfM	Gesellschaft für Menschenrechte im Freistaat Sachsen		
GKR	Gemeinsames Krebsregister der ostdeutschen Länder		
GM	Gesellschaftlicher bzw. Geheimer Mitarbeiter [des MfS]		

IRS	Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung Erkner	MLU	Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
isda	Institut für Sozialdatenanalyse	MPG	Max-Planck-Gesellschaft
ISI	Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung	MPI	Max-Planck-Institut
ITW	AdW-Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft	MV, M-V	Mecklenburg-Vorpommern
IuK-Technik	Informations- und Kommunikationstechnik	MWB	Ministerium für Wissenschaft und Bildung
IWH	Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle	MWF	Ministerium für Wissenschaft und Forschung
KapVO	Kapazitätsverordnung	m.w.N.	mit weiteren Nachweisen
kath.	katholisch	Nawi	Naturwissenschaften
KdS	Konferenz der Studentenräte, später: der StudentInnenschaften	NBL	Neue Bundesländer
KMK	Kultusministerkonferenz	NDR	Norddeutscher Rundfunk
KMU	Karl-Marx-Universität Leipzig	NÖS, NÖSPL	Neues Ökonomisches System der Planung und Leitung
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion	NPD	Nationaldemokratische Partei Deutschlands
KSPW	Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern	NS	Nationalsozialismus
KüHS	künstlerische Hochschule	NSDAP	Nationalsozialistische Arbeiterpartei Deutschlands
KWI	Karl-Weierstraß-Institut für Mathematik	NVA	Nationale Volksarmee
KZ	Konzentrationslager	O	Ost
LFA	Landesforstanstalt	öBL	östliche Bundesländer
LHD	Lehrer im Hochschuldienst	OECD	Organisation for Economic Co-operation and Development
LMU	Ludwig-Maximilians-Universität München	o.J.	ohne Jahr
LSA	Land Sachsen-Anhalt	o.O.	ohne Ort
MAE	Medizinische Akademie Erfurt	o.T.	ohne Titel
MBW	Ministerium für Bildung und Wissenschaft	OVGU	Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg
MDC	Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin Berlin-Buch	PDS	Partei des Demokratischen Sozialismus
MEGA	Marx-Engels-Gesamtausgabe	PH	Pädagogische Hochschule
MEW	Marx-Engels-Werke	PSK	Personalstrukturkommission
MfB	Ministerium für Bildung	RB	Rundfunk Berlin-Brandenburg
MfS	Ministerium für Staatssicherheit	RCDS	Ring Christlich-Demokratischer Studenten
MHB	Medizinische Hochschule Brandenburg	RSR	Republiksprecherrat (der KdS)
MHF	Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen	SächsHS-StrG	Sächsisches Hochschulstrukturgesetz
MINT	Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik	SAW	Sächsische Akademie der Wissenschaften
MIT	Massachusetts Institute of Technology	SBK	Struktur- und Berufungskommission
ML	Marxismus-Leninismus	SBZ	Sowjetische Besatzungszone
MLG	Marxistisch-leninistisches Grundlagenstudium	SDS	Sozialistischer Deutscher Studentenbund
		SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschland
		SEW	Sozialistische Einheitspartei Westberlins

SFB	Sonderforschungsbereich
SHEG	Sächsisches Hochschul- erneuerungsgesetz
SHG	Sächsisches Hochschulgesetz
SMWK	Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst
SN	Sachsen
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
ST	Sachsen-Anhalt
Stasi	Staatsicherheit
StatBA	Statistisches Bundesamt
StuPa	Studierendenparlament
Stura, StuRa	StudentInnenRat
SV	Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
TH	Technische Hochschule
TH	Thüringen
TU	Technische Universität
TVA	Technologie-Vermittlungs-Agentur Berlin
UAL	Universitätsarchiv Leipzig
UFZ	Umweltforschungszentrum Leipzig
UHV	Unabhängiger Historikerverband
UL	Universität Leipzig
UN	United Nations
US	United States
USA	United States of America
VbE	Vollbeschäftigteneinheit
VERS	Verband ehemaliger Rostocker Studenten
VHB	Verband Hochschule und Wissenschaft
VVB	Vereinigung Volkseigener Betriebe
VWL	Volkswirtschaftslehre
VZÄ	Vollzeitäquivalent
W	West

WDG	Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache
WGB	Wissenschaftlicher Gerätebau
WGL	Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz
WIP	Wissenschaftler-Integrations- Programm
wir.	Wirtschafts-Initiativen für Deutschland
WiRa	Wissenschaftsrat
WiSoS	Wissenschaftssoziologie und -statistik e.V.
WMA	Wissenschaftliche Mitarbei- ter:innen
WPD	Wissenschaftlicher Parlaments- dienst des Abgeordnetenhauses Berlin
WRK	Westdeutsche Rektorenkonferenz
WTR	Wissenschaftlich-technische Revolution
WTZ	Wissenschaftlich-Technisches Zentrum
WZB	Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
ZAROF	Zentrum für Arbeits- und Organisationsforschung Leipzig
ZHB	Zentralinstitut für Hochschul- bildung Berlin
ZI	Zentralinstitut
ZiF	Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung (HU Berlin)
ZIJ	Zentralinstitut für Jugend- forschung Leipzig
ZK	Zentralkomitee
ZKI	AdW-Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse
ZVS	Zentralstelle zur Vergabe von Studienplätzen
ZZF	Leibniz-Institut Zentrum für Zeit- historische Forschung Potsdam

Zentrale Ergebnisse

Zweimal vier Kategorien sind in eine Gesamtbetrachtung einzubeziehen. Einerseits betraf der ostdeutsche Wissenschaftsumbau **vier Segmente** des bisherigen DDR-Wissenschaftssystems: die Hochschulen, die Akademien-Forschung, die Ressort- und die Industrieforschung. Diese wurden in getrennten Zuständigkeiten behandelt:

- Der Wissenschaftsrat kümmerte sich um die Akademien-Institute und sekundär auch um das Hochschulwesen.
- Das Bundesforschungsministerium und das Bundeswirtschaftsministerium befassten sich je getrennt und teils widersprüchlich mit der Industrieforschung.
- Das Bundesbildungsministerium war aufgrund der föderalen Kompetenzordnung weitgehend in einer Beobachterrolle und musste sich auf Dokumentationen des Geschehens sowie Förderprogramme beschränken, da
- die ostdeutschen Länder über ihre Zuständigkeiten für die Hochschulen wachten, und
- sich auch die KMK als Länderabstimmungsgremium mit den Hochschulen befasste.
- Für die Ressortforschung fühlte sich niemand zuständig.

Andererseits hatte der ostdeutsche Wissenschaftsumbau nicht allein eine strukturelle und eine personelle Dimension (die beide abgeschlossen sind), sondern auch eine kulturelle und eine inhaltliche (beide mit bis heute immer wieder aktualisierten Wirkungen, z.B. hinsichtlich der Akzeptanz von und Resonanz auf Wis-

senschaft in den ostdeutschen Regionen). Diese **vier Dimensionen** sind nicht klinisch rein voneinander abzugrenzen:

- Die Strukturveränderungen hatten reduzierende Auswirkungen auf den Umfang des Personals und gingen einher mit einer West-Ost-Durchmischung der neuen Belegschaften.
- Die personellen Veränderungen führten zu Kollisionen zwischen zwei akademischen Kulturen, die dem Ost-Personal teils erhebliche Adaptionsleistungen abverlangten, da dessen kulturelles Kapitel entwertet war, teils es zusätzlich marginalisierten.
- Die inhaltlichen Veränderungen – vor allem die Pluralisierung des Forschungs- und Lehrbetriebs – waren an die strukturellen und personellen Veränderungen gekoppelt: Sie ergaben sich nicht nur aus dem Wechsel des Gesellschaftssystems, sondern auch aus den transferierten Strukturen mit den damit einhergehenden neuen Schwerpunktsetzungen, Organisations- und Förderlogiken wie aus den nun dominierenden Trägergruppen des wissenschaftlichen Mainstreams und deren Relevanzkriterien.

Strukturtransformationen

Der Umbau hatte sich als ein **Anpassungsprozess** an das normsetzende und strukturtransferierende westdeutsche Wissenschaftssystem vollzogen und war mit beträchtlichen west-östlichen **Finanztransfers** verbunden. Die Ergebnisse:

■ Mitte der 2000er Jahre gab es in den ostdeutschen Flächenländern mit **44 Hochschulen** die nahezu gleiche Anzahl an Hochschulen wie zum Ende der DDR (46). Neu war die Einführung des Universitäts-Fachhochschule-Dualismus. Auch wenn es dabei zahlreiche Neugründungen gegeben hat, so bauten diese doch ganz überwiegend auf Vorgängereinrichtungen auf. Neugründungen waren vor allem ein juristischer Kniff, um nicht jeweils das komplette Personal übernehmen zu müssen. Fünf Hochschulen waren tatsächlich neue. Lediglich eine der zum Ende der DDR existierenden Hochschulen (ohne Sonderhochschulen) blieb gänzlich ohne Nachfolgeeinrichtung. So lassen sich auch die **Statusdynamiken** bestimmen:

- Zwölfmal kam Statusabstieg vor (insbesondere von der TH oder Ingenieurhochschule, die in der DDR universitätsgleichgestellt waren, zur Fachhochschule).
- 22mal ist Statuskonstanz festzuhalten.
- 13mal kam es zum Statusaufstieg (von der TH zur TU, von der PH zur Universität, von der TU zur Volluniversität).

Hinzu traten acht neugegründete **Verwaltungsfachhochschulen** und in den östlichen Stadtbezirken **Berlins** sechs Hochschulen. Bezüglich ersterer war die naheliegende Innovationschance, auf verwaltungsinterne Hochschulausbildungen zu verzichten, nicht genutzt worden, obgleich deren Eingliederung in den öffentlichen Hochschulbereich in den 90er Jahren gesamtdeutsch weitgehender Konsens war (außer in den Innenverwaltungen).

Alle östlichen Länder hatten deutliche **Hochschulkapazitätserweiterungen**

vorgenommen, sodass zum Ende des Transformationsjahrzehnts rund 286.000 Studierende an ostdeutschen Hochschulen immatrikuliert waren. 1989 waren es 131.000, davon 109.500 im Direktstudium, gewesen. Im Jahr 2000 studierten 15 Prozent aller Studierenden in den ostdeutschen Flächenländern, was damit fast deren Bevölkerungsanteil entsprach. Dieser Ausbau sicherte und sichert eine flächendeckende Versorgung mit Studienangeboten.

■ Im Bereich der **außeruniversitären Forschungsorganisationen** gab es Mitte der 2000er Jahre 79 gemeinschaftsfinanzierte außeruniversitäre Einrichtungen: 17 MPG-Institute und zwei -Außenstellen, drei Helmholtz-Zentren und sechs -Außenstellen, acht Fraunhofer-Institute und zwei -Anwendungszentren, 26 WGL-Institute und fünf -Außenstellen. In Summen: 56 eigenständige Einrichtungen und 23 Außenstellen. Dazu kamen drei Akademien der Wissenschaften, davon eine Neugründung (BBAW) und eine 2008 zur Nationalen Akademie ernannt (Leopoldina).

Eine deutliche Strukturveränderung betraf die einstigen **Blaue-Liste**-Institute. Wissenschaftspolitisch nicht intendiert, gelegentlich infragegestellt, letztlich aber toleriert entwickelten diese Institute infolge ihrer ostdeutschen Zuwächse eine eigene Dachstruktur. Diese ließ sie schließlich zur vierten Organisation der außeruniversitären Forschung werden: der Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL). Mit 46 Prozent ihrer Institute ist die WGL heute mehr als doppelt so stark in Ostdeutschland vertreten, wie es der ostdeutsche Anteil an der deutschen Gesamtbevölkerung (incl. Ost-Berlin 18 %) nahelegen könnte.

■ Die ostdeutsche **Ressortforschung** umfasste 1989 77 Einrichtungen (davon 47 naturwissenschaftliche bzw. medizinische) mit 6.400 Wissenschaftler:innen. Diese Institute waren weitgehend aufgegeben worden – nicht im Sinne von formalen Schließungen, sondern durch Auslaufenlassen, da hier auf Evaluationen verzichtet worden war. Die Ressortforschung des Bundes war am Ende des Transformationsjahrzehnts mit fünf Einrichtungen in den ostdeutschen Ländern vertreten. Das entsprach knapp zehn Prozent aller Ressortforschungseinrichtungen, stellte mithin eine Unterrepräsentanz dar.

■ Die **wirtschaftsgebundene Forschung** war mit dem weitgehenden Zusammenbruch der ostdeutschen Industrie ebenfalls weitgehend zusammengebrochen. Zum Ende des Transformationsjahrzehnts lag der ostdeutsche Anteil an den gesamtdeutschen wirtschaftsgebundenen FuE-Aufwendungen trotz zahlreicher Förderprogramme bei vier Prozent und der Anteil des dort tätigen Personals bei sechs Prozent. Damit waren die Potenziale für Forschung und darauf aufbauender Innovation zwischen West- und Ostdeutschland in gravierender Weise ungleich verteilt. Die Auswirkungen sind bis in die Gegenwart spürbar.

Eine Strukturbetrachtung nach Fächergruppen ergibt für die **Naturwissenschaften**:

- Die naturwissenschaftlichen Bereiche an den Universitäten blieben erhalten, und das dortige Fächerspektrum wurde zum Teil ausgebaut.
- Von den neun hochschulmedizinischen Standorten fanden sich acht fortgeführt (wobei zwei jeweils doppelte Universitätsmedizinstandor-

te, in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt, als schwer finanzierbar gelten, anders als im dichter besiedelten Sachsen, und Brandenburg lange Zeit ohne Universitätsmedizin blieb).

- Die natur- und ingenieurwissenschaftlichen Bereiche der einstigen Spezialhochschulen wurden überwiegend in neu- bzw. umgegründeten Fachhochschulen fortgesetzt.
- Im Akademiebereich ergaben sich mehr positive Evaluationsbewertungen als erwartet. Darauf reagierten die Forschungsorganisationen MPG, Fraunhofer-Gesellschaft und Arbeitsgemeinschaft der Großforschungseinrichtungen (heute Helmholtz-Gemeinschaft) mit entsprechenden Institutsgründungen in den ostdeutschen Ländern. Der Wissenschaftsrat sorgte zudem für die Errichtung von zahlreichen Blaue-Liste-Instituten.
- Den völligen Negativkontrast zu all dem bildete die Industrieforschung, die weitgehend zusammengebrochen war.

In den **Geistes- und Sozialwissenschaften**

- waren die einschlägigen Institute der Akademie der Wissenschaften infolge der Empfehlungen des Wissenschaftsrates komplett aufgelöst worden,
- fiel die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der Abwicklung anheim,
- blieb der Zusammenhang der an der Akademie der Künste zu Berlin [Ost] praktizierten archivalischen Sammlungstätigkeit, editorischen Bearbeitung und kunstwissenschaftlichen Forschung erhalten,
- übernahmen einige neugegründete außeruniversitäre Forschungsinstitute kleinere Arbeitszusammenhän-

ge aus gesellschaftswissenschaftlichen Instituten der Akademien,

- sollte die Gründung von sieben Geisteswissenschaftlichen Zentren unter anderem der Sicherung von personellen Potenzialen dienen, was unterschiedlich intensiv gelang,
- wurden durch den Ausbau des Universitätsbereichs die geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungspotenziale und Studienangebote erheblich erweitert,
- fanden sich die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/O. und die Universität Erfurt als sozial- und geisteswissenschaftliche Spezialhochschulen errichtet und
- ergab sich mit der Neugründung von Fachhochschulen – in der Regel aus nichtgesellschaftswissenschaftlichen Vorgängereinrichtungen heraus – auch eine Verbreiterung sozialwissenschaftlicher Studienangebote.

Insgesamt erbrachten die Vorgänge eine Struktur, die auch in ihren (beschränkten) Innovationen – als Förderung des Noch-nicht-Mehrheitsfähigen – allzu deutliche Konventionsverstöße eher mied. **Strukturelle Innovationen** waren überschaubar und von temporärer Art:

- MPG-Arbeitsgruppen und -Forschungsschwerpunkte, die zeitweilig an Universitäten eingerichtet worden waren, um dann – so auch intendiert – überwiegend in herkömmliche Organisationsformen überführt zu werden,
- die Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (KSPW), die knapp fünf Jahre lang ostdeutsche Sozialwissenschaftler:innen mobilisierte, ohne dass für die meisten von diesen daraus Perspektiven entstanden, oder

- die schließlich zwar auf Dauer gestellten Geisteswissenschaftlichen Zentren, dies aber als Leibniz-Institute, also in einer herkömmlichen Form.

Strukturerweiterungen ergaben sich vereinigungsbedingt zwei. Das war zum einen die erwähnte Bildung der Leibniz-Gemeinschaft als vierter Säule der öffentlich finanzierten außeruniversitären Forschung. Hier ist die Pointe zu notieren, dass eine Struktur entstand, die der abgewiesenen Lösung – Fortführung der Akademie der Wissenschaften – nicht unähnlich ist, dies nun aber hälftig finanziert durch die Gemeinschaft aller Länder. Zum anderen wurden vorhandene Wissenschaftsagglomerationen gestärkt und Wissenschaftsparks mit integrierten Standortkonzepten errichtet:

- Berlin mit Potsdam stellt seit den 2000er Jahren das größte Wissenschaftscluster Deutschlands dar. Die Stadt(region) Dresden ist – noch vor München – das zweitgrößte.
- Innerhalb dieser und daneben gibt es sechs Standorte starker Verdichtungen wissenschaftlicher Einrichtungen, die Anreize sowohl für Kooperationen als auch für die Ansiedlung von Unternehmen setzen. Die größten sind der Wissenschafts- und Technologie-Campus Berlin-Adlershof und der Weinberg Campus in Halle (Saale). Hinzu treten in Potsdam der Wissenschaftspark Golm und der Telegrafenberg, der Jenaer Beutenberg und der Wissenschaftspark Permoserstraße in Leipzig.

Allerdings vermochten und vermögen es auch diese Initiativen nicht, den bis heute dramatisch geringen Umfang der ostdeutschen Industrieforschung zu kompensieren.

Personalumbau

Die personalbezogenen Vorgänge erwiesen sich innerhalb des Wissenschaftsumbaus als am stärksten konfliktbeladen. Wirksam geworden waren **drei Normen**: die fachliche Qualifikation, die persönliche Eignung (Integritätsprüfung) und „mangelnder Bedarf“. Hatte es zunächst vornehmlich ostinterne Konfliktlinien gegeben – insbesondere im Blick auf die Integritätsprüfungen –, so wurden diese alsbald überlagert durch den Transfer von westdeutschen Personalstrukturen und Personal. Hatten die Veränderungen auch für einige in der DDR benachteiligte Wissenschaftler:innen zuvor undenkbare Aufstiegschancen geboten, so wurden ebenso früher benachteiligte Wissenschaftler von der allgemeinen Welle des Stellenabbaus erfasst.

Um die Personalumbauwirkungen quantitativ erfassen zu können, ist eine realistische **Abschätzung des wissenschaftlichen Personals**, das 1989 vorhanden war, nötig. Diese Abschätzung wird hier erstmals vorgenommen, da alle bisherigen Zahlenwerke nur einzelne Segmente des Wissenschaftssystems oder Fächer (-gruppen) betrafen oder mit unscharfen Personalkategorien operierten. Das heißt auch: Da es eine solche realitätsnahe Gesamtübersicht in den 90er Jahren und seither nicht gegeben hat, waren alle Debatten über wahlweise einen „Kahlschlag“ oder die „Bereinigung einer überausgestatteten Wissenschaft“ nicht hinreichend fundiert. Die detaillierte Abschätzung für die einzelnen Segmente des Wissenschaftssystems ergibt, dass 1989 in der DDR an Hochschulen und außeruniversitären Instituten **61.950 Wissenschaftler:innen** tätig waren (davon 38.900 an öffentlichen Hochschulen und 6.650 an der AdW).

Zusammen mit Industrieforschung belief sich deren Zahl auf **96.950**.

Faktisch erfuhr dann fast jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler in Ostdeutschland in den 90er Jahren eine Veränderung des beruflichen Status. Dabei erwies sich die Aufwärtsmobilität als signifikant geringer als die Abwärtsmobilität. **65 Prozent** des wissenschaftlichen Personals wurden aus öffentlichen akademischen Beschäftigungsverhältnissen exkludiert. Unter Einbeziehung der Industrieforschung waren es **72 Prozent**. Von diesen konnten anschließend sehr viele beruflich nicht mehr adäquat Fuß fassen. Dieser Vorgang ist, neben anderen, in seiner Konfliktintensität und seinen Nachwirkungen heranzuziehen, wenn man die anhaltenden Verwerfungen innerhalb der ostdeutschen Teilgesellschaft verstehen möchte. Dies gilt nicht zuletzt deshalb, weil die Wirkungen des Gefühls, für überflüssig erklärt oder unerwünscht zu sein, nicht nur kollektiviert wurden, sondern auch intergenerationell weitergegeben werden.

Die **Exklusionsgründe** waren von vielerlei Zufälligkeiten abhängig. Betrachtet man diejenigen, die als wissenschaftlich kompetent galten und nicht wegen Bespitzelung ihrer Kolleg:innen in den Integritätsüberprüfungen scheiterten, so lässt sich sagen: Im Bereich der öffentlich finanzierten Wissenschaft hatte die geringste Chance, wer in einem politknahen gesellschaftswissenschaftlichen Fach, außerhalb einer Hochschule, in Sachsen oder Berlin tätig und weiblich war sowie in der Phase zwischen Promotion und Habilitation steckte. Mithin: Die wesentlichen Faktoren dafür, ob jemand in der Wissenschaft eine Perspektive hat, waren nichtwissenschaftlicher Art.

Quantitativ sah die **Stellensituation** in den ostdeutschen Flächenländern nach Abschluss des Transformationsjahrzehnts, also Anfang der 2000er Jahre, so aus:

- In allen öffentlich finanzierten wissenschaftlichen Einrichtungen zusammen waren 39.500 wissenschaftlich Beschäftigte tätig – 26.000 an Hochschulen und 13.500 an Forschungseinrichtungen.
- Das entsprach, bei einem damals sechzehnprozentigen Bevölkerungsanteil der ostdeutschen Flächenländer, Anteilen am gesamtdeutschen Wissenschaftspersonal von 15 Prozent für die Universitäten, 17 Prozent für die Fachhochschulen und 18 Prozent für die außeruniversitäre Forschung.
- Die wirtschaftsgebundene Forschung in Ostdeutschland machte 2003 nur sechs Prozent des gesamtdeutschen FuE-Personals im Wirtschaftssektor aus.

Unter Berücksichtigung dessen, dass diese Stellen dann nicht mehr allein von Ostdeutschen besetzt waren, lassen sich folgende Quoten zu **Personalexklusion und -verbleib** abschätzen (incl. Ost-Berlin):

- öffentliche Hochschulen: 55 % Exklusion und 45 % Verbleib
- Sonderhochschulen: 95 % Exklusion und 5 % Verbleib
- Akademie der Wissenschaften: 60 % Exklusion und 40 % Verbleib
- weitere Akademien: 85 % Exklusion und 15 % Verbleib
- Ressortforschung: 95 % Exklusion und 5 % Verbleib
- Industrieforschung: 85 % Exklusion und 15 % Verbleib
- naturwissenschaftliches Personal: ohne Industrieforschung: 51 % Exklusion und 49 % Verbleib; mit In-

dustrieforschung: 66 % Exklusion und 34 % Verbleib

Die **Exklusionsvorgänge** hatte eine **Inklusion** zur Voraussetzung: Ohne zur Verfügung stehendes, weil stellenbedürftiges westdeutsches Personal wären die Austauschvorgänge im geschehenen Umfang nicht zustande gekommen. So löste sich – einhergehend und ebenso historisch zufällig wie kausal verknüpft mit der ostdeutschen Wissenschaftstransformation – die damalige Generationsblockade auf, die in der westdeutschen Wissenschaft aufgrund der Kohortenberufungen der 70er Jahre bestand. In seinen **Ergebnissen** führte der Personalumbau

- zu einem nicht vollständigen, aber weitgehenden akademischen Elitenwechsel,
- zur Verwestlichung wie
- Vermännlichung des Personals,
- zu einer international unüblichen Relation von selbstständig und un-selbstständig tätigem Personal – ein Viertel zu drei Vierteln, andere Hochschulsysteme bewegen sich bei einer etwa reziproken Relation – sowie
- einem auch für Westdeutschland völlig neuen Verhältnis von befristeten und unbefristeten Stellen im wissenschaftlichen Mittelbau – an den westdeutschen Hochschulen lag dieses 1990 bei 50 : 50.

Akademische Kulturen

Die neuen Strukturen und Personen transportierten auch neue Normen, abweichende Rekrutierungspfade und soziale Beziehungen in Gestalt informeller Netze. Der **Assimilationsdruck** auf die Ostdeutschen verdichtete die unter diesen Bedingungen gemachten Erfahrungen zur Wahrnehmung eines umfassenden, insbeson-

dere unhinterfragbaren Anpassungszwanges. Bisher gültige soziale Wahrnehmungsmuster hatten keine Geltung mehr. Stattdessen stand die Notwendigkeit, sich mit einem völlig neuen System von, nicht zuletzt informellen, Codierungen zu arrangieren. Alte Vertraut- und Gewißheiten, in die man hineingewachsen war, waren auszutauschen gegen neue Unvertraut- und Ungewißheiten, in die man plötzlich und vorbereitungslos geriet.

Es kam zu **Kollisionen** zwischen Ost und West, da in beiden Wahrnehmungskollektiven beständig Selbst- wie Fremduordnungen und Stereotype aktualisiert wurden. Leistungen Ostdeutscher blieben unerkannt, weil sie unbekannt waren. Wechselseitige Enttäuschungen konkretisierten sich bei den Ostdeutschen vor allem als nicht verwirklichte Gleichwertigkeitserwartungen, bei den Westdeutschen hingegen eher als fehlende Gleichartigkeit (Stenger/Lüchauer).

Zwar werden selbstredend auch **positive Kontakterfahrungen** geschildert. Doch gibt es einen Indikator, der plausibel macht, warum dies seltener ist, als es die Problembeschreibungen sind. Dieser Indikator ist die am unteren Rande der Wahrnehmbarkeit verharrende **Repräsentanz Ostdeutscher** in akademischen Führungspositionen. Sie ist umso weniger übersehbar, als sie ebenso gesamtdeutsch wie in Ostdeutschland selbst zu beobachten ist und sich überdies bis in die Gegenwart nicht abbaut.

Anfangs ist diesbezüglich noch zweierlei relevant gewesen: Zum einen waren die vorhandenen akademischen Funktionsebenen großteils solche des Ancien Régime und kamen daher nur ausnahmsweise für die Übernahme von Führungspositionen infrage. Zum anderen erforderte, wo

letzteres nicht der Fall war, der Systemwechsel bei den im Wissenschaftsbetrieb Verbliebenen akademische Aufholjagden, die häufig der Bereitschaft zur Übernahme von Führungspositionen im Wege standen. Diese Ursachen haben allerdings spätestens seit Ende der 2000er Jahre **keine Erklärungskraft mehr**.

Inhaltliche Entwicklungen

In den **Geistes- und Sozialwissenschaften** war das wichtigste Ergebnis, dass eine Pluralisierung der Lehr- und Forschungsinhalte – insbesondere die Überwindung der Monokultur des Marxismus-Leninismus – vollbracht wurde. Da die **Naturwissenschaften und Medizin** im Regelfall keinen gesellschaftssystemspezifischen Referenzraum haben, also auch in der DDR nicht hatten, konnten sie ihre Curricula nahezu bruchlos weiterführen. Für Forschungsprogramme galt dies ebenso, zumindest dann, wenn die Strukturen und Personen, die sie trugen, weiterhin bestanden bzw. tätig sein konnten. Gesamtdeutschen Leistungsvergleichen lässt sich für Ostdeutschland seit langem eine **Zweiteilung** entnehmen: Für ihre **Lehre** bekommen die ostdeutschen Hochschulen mehrheitlich gute Noten. Blickt man auf die **Forschung**, so offenbart sich, dass es ziemlich fragmentiert zugeht und -geht.

Handlungsleitend war in den 90er Jahren die Aussage, man habe keine Zeit. Dieses Zeit-Argument exkulpierete alle anderen, die es zu relativieren versuchten. Empirisch wurde das Argument der Dringlichkeit durch die nachfolgenden Entwicklungen allerdings zunächst deutlich dementiert. In den 2000er Jahren stellte sich die ostdeutsche Wissenschaft als überwiegend **leistungsgedämpft** dar. Erst Ende der 2010er Jahre veränderte sich

das Bild in Richtung **Normalisierung**, d.h. nach Ablauf eines akademischen Generationswechselzeitraums, also mit dem Ausscheiden der 90er-Jahre-Berufungskohorte. Insofern war die Hochgeschwindigkeitstransformation im Blick auf *schnell* zu erreichende Leistungsfähigkeit nicht erfolgreich. Heute hingegen verfügt, berechnet man es pro Einwohner, ebenso Ostdeutschland inklusive Berlin über mehr Exzellenzcluster als Bayern, wie das auch für Ostdeutschland ohne Berlin im Verhältnis zu Bayern ohne München gilt.

Neben dem Sonderfall (Ost-)Berlin sind heute die Hochschulen in drei Städten sehr gut aufgestellt: in Dresden, Leipzig und Jena. Daneben haben einige kleine und mittelgroße Hochschulen bemerkenswerte Profile entwickelt und spielen in der Liga der Kleineren und Mitttelgroßen vorne mit: Weimar, Ilmenau, Potsdam und Freiberg.

Mythen

Einige Mythen, die ebenso die Prozesse begleiteten wie auch anschließend gepflegt wurden und werden, lassen sich dekonstruieren:

„Die Vereinigung hat dem Osten die Wissenschaftsfreiheit beschert“:

Hier wird vergessen, dass es ein Jahr vor der Vereinigung eine friedliche Revolution und im letzten Jahr der DDR an deren Hochschulen und Forschungsinstituten bereits Veränderungen gegeben hatte: Auflösung der SED- und FDJ-Strukturen, Entsorgung ideologischer und (para-)militärischer Studienanteile, Wiederherstellung der studentischen Selbstverwaltung, Wahl von Gremien der akademischen Selbstverwaltung, Aufhebung von Kommunikationsbeschränkungen,

Herstellung des freien Studienzugs.

„Die DDR-Wissenschaft war 1989 hoffnungslos überbesetzt“:

Das war eine Fehlwahrnehmung, die deutlich wird, sobald man alle wichtigen Wissenschaftssegmente – Hochschulen, außeruniversitäre und Industrieforschung – in die Ost-West-vergleichende Betrachtung einbezieht. Setzt man deren Personal insgesamt ins Verhältnis zu Gesamtbevölkerung und allgemeiner Beschäftigtenzahl, dann gab es in der DDR zehn Prozent mehr wissenschaftliches Personal als in der Bundesrepublik. Bezieht man zugleich ein, dass in der DDR apparative Ausstattungsdefizite durch erhöhten Personaleinsatz kompensiert wurden, dann lässt sich von einem ungefähren Gleichstand der relationierten Wissenschaftlerbeschäftigung in ehemaliger BRD und DDR sprechen. Zutreffend war nur die Diagnose, dass die DDR deutlich mehr wissenschaftliches Personal an den Hochschulen beschäftigt hatte als die ehemalige Bundesrepublik.

„Die Gesellschaftswissenschaften waren 1990 massiv überproportional besetzt“:

Dies ist durch die Daten nicht gedeckt. Die Gesellschaftswissenschaften stellten 1989 ein Fünftel des wissenschaftlichen Personals in der DDR, während die MINT-Fächer und Medizin zusammen vier Fünftel ausmachten.

„Wüste“: Hans F. Zacher, Jurist und 1990–1996 MPG-Präsident, wurde die Aussage zugeschrieben, die DDR-Wissenschaft sei eine „Wüste“. Das stimmt so nicht ganz, da Zacher den Begriff 1990 zwar gebraucht hatte, aber nur für Teile der Geistes- und Sozialwissenschaften (GSW). Eine F.A.Z.-Meldung legte jedoch nahe, dass er als Aussage über die gesamte

DDR-Wissenschaft gemeint gewesen sei. In der Folge entwickelte der Begriff ein Eigenleben und verdichtete diskursiv den vorherrschenden Bewertungsrahmen. Doch auch mit der Einschränkung auf die GSW ist der Begriff unter die handlungsleitenden Mythen des Wissenschaftsumbaus zu rubrizieren. Denn jenseits der reinen ML-Forschung und der Wald-und-Wiesen-Forschung, wie sie in allen Wissenschaftssystemen anzutreffen ist, wurde die „Wüste“ an den Hochschulen durch vergleichsweise zahlreiche (Wieder-)Berufungen in den Sprachwissenschaften, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, den Geschichtswissenschaften bis zur Frühen Neuzeit und den nichtgermanistischen Literaturwissenschaften demontiert. Die Gründung der Geisteswissenschaftlichen Zentren und die Übernahmen von positiv evaluierten Geisteswissenschaftler:innen ins Wissenschaftler-Integrations-Programm dokumentierten dies auch für den Akademiebereich. Und selbst im Bereich der AdW-Sozialwissenschaften empfahl die entsprechende Wissenschaftsrats-Arbeitsgruppe, für ein Drittel der Wissenschaftler:innen Weiterverwendungsmöglichkeiten zu eruieren.

„Die Forschung muss an die Hochschulen zurückgeführt werden“: In dieser Formulierung verdichtete sich eine zentrale Grundannahme der westdeutschen Gestalter des Wissenschaftsumbaus. Allerdings waren die DDR-Hochschulen in den naturwissenschaftlichen Disziplinen – gemessen an ihrer Präsenz in internationalen Zeitschriften und in Relation zu ihren personellen Forschungsressourcen – deutlich forschungsproduktiver als die Institute der Akademien gewesen. Da dies hartnäckig ignoriert wurde, kam es zu fehlerhaften Zielde-

initionen für den Wissenschaftsumbau, die dann fehlerhafte Entscheidungen anleiteten.

„Das Verhältnis von befristeten zu unbefristeten Personalstellen im Mittelbau der Hochschulen muss auf 80 : 20 korrigiert werden“: Hier brachte der Hochschulumbau einen bisher nahezu unbeachteten Systembruch, von dem behauptet wurde, er sei lediglich eine Übertragung westdeutscher Üblichkeiten. Allerdings gab es 1990 im Durchschnitt der westdeutschen Hochschulen ein Verhältnis von Qualifikations- zu Mittelbau-Dauerstellen (ohne Drittmittelbeschäftigte) von etwa 50 : 50. Dieser Systembruch zieht bis heute gravierende Wirkungen nach sich, für die #IchBinHanna zum Symbol gewonnen ist. Er war aber gerade keine Übertragung einer westdeutschen Struktur in den Osten, sondern ein anschließend vorgenommener Ost-West-Import.

„Die DDR-Hochschulen haben keinerlei Anregungspotenzial für das gesamtdeutsche Hochschulwesen“: Diese handlungsleitende Maxime wurde durch nachfolgende Entwicklungen demontiert. In den Hochschulreformen seit Ende der 1990er Jahre findet sich eine erstaunlich lange Reihe von Merkmalen der DDR-Hochschulen wieder, allerdings ohne Bezugnahmen auf die DDR, sondern als vermeintliche Neuerfindungen (ob es sich dabei jeweils um Gewinne oder Verluste handelt, liegt im Auge des Betrachters). Stichworte sind hier: Profilierung; Forschungsplanung, nun als Exzellenzkonzept; Institutional Research; Wissenschaftsorganisation, nun als Hochschulmanagement; hochschuldidaktische Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses; Dual Career; Leistungsprämienystem, nun als leistungsorientierte Besoldung; vorgege-

bene Studienpläne, nun als Verschulung durch Modularisierung und Leistungspunkte-Bewertung; Prüfungsdichte; Berufsorientierung, nun als Employability; kleinere Lerngruppen, seit Bologna in vielen Master-Programmen; Fernstudium, nun als berufsbegleitende Weiterbildungsprogramme; Forschungsstudium, nun als strukturierte Doktorandenausbildung; Schulpartnerschaften im Lehrerstudium, nun als Praxissemester im Lehramtsstudium; Sprecherziehung und Stimmbildung im Lehramtsstudium; praktische Orientierung des Medizinstudiums, dann als Reformstudiengänge.

Fazit

Der Vollzug des Wissenschaftsumbaus war charakterisiert durch **Schwächen der Problemdefinition**, in ihrem Anspruchsniveau stark differierende Zielsetzungen, Delegitimierungsanstrengungen hinsichtlich der Ausgangsstruktur, **asymmetrische Organisiertheit** der konfligierenden Interessen, dadurch dominierender Einfluss klientelistischer (westdeutscher) Interessenstrukturen, schließlich einen unangemessenen Zeitrahmen, **defizitäre Transformationsbewältigungskapazitäten** des politischen Systems und alsbald einsetzende Sparzwänge in Deutschland insgesamt und in den neugebildeten ostdeutschen Ländern.

Die Abläufe gelten heute als suboptimal, während seine Ergebnisse als akzeptabel bis positiv eingeschätzt werden. Die **Abläufe** werden auf der Prozessebene betrachtet und fördern dort unschöne Details, Peinlichkeiten und Rechtsstaatsverletzungen zutage. Die **Ergebnisse** werden auf Systemebene betrachtet, und dort sieht man inzwischen Hochschulen und

Forschungsinstitute in Ostdeutschland, für die man sich überwiegend nicht schämen muss.

Um die kognitive Dissonanz zu mindern, die mit der Trennung von Abläufen und Ergebnissen des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus einhergeht, hat sich eine **rhetorische Erklärungsfigur** aus zwei Teilen durchgesetzt. Der erste Teil der Erklärung ist die erwähnte Unterscheidung von Abläufen und Ergebnissen, die mit Bekundungen von Empathie für ungerecht behandelte Personen verbunden wird, was Selbstentlastung verspricht: Einerseits müsse man Fehler anerkennen. Andererseits sei der Weg im Grundsatz richtig gewesen, da denkbare Alternativen zu schlechteren Ergebnissen geführt hätten. Der zweite Teil der Erklärung: Die Ursache dafür, eine solch ambivalente Bewertung treffen zu müssen, wird externalisiert. Die Suboptimalität wird äußeren Bewegungskräften zugeschrieben, wahlweise der Politik oder der geschichtlichen Dynamik. Diese Externalisierung von Verantwortung gleicht den argumentativen Strategien, mit denen ostdeutsche Wissenschaftler ihr Handeln in der DDR nachträglich rationalisierten. Auf dieser Ebene hatte also die innere Einheit hergestellt werden können.

Der ostdeutsche Wissenschaftsumbau ist sehr divers beschrieben worden: „Erfolgsstory“, „Wissenschaftskatastrophe“, „Kolonisierung auf Einladung“, „Erneuerung mit Bedauern“. Unabhängig von solchen verdichteten Bewertungen lässt sich festhalten: Es wurde eine – nicht zu vermeidende – **Systemintegration** der ostdeutschen Wissenschaft vollbracht, die allerdings nur sehr beschränkt mit einer **Sozialintegration** einherging.

Problemstellung und Vorgehen

Auch wenn es paradox erschien, „dass ein zutiefst umstrittenes System wie das der alten Bundesrepublik auf einmal als Erfolgsmodell für die Reformen im Osten gelten“ sollte (Elsenhans/Lange 2004: 170): Ab spätestens Oktober 1990 galt das westdeutsche Wissenschaftssystem als normsetzend in Ostdeutschland. Politischen Entscheidungen folgend, senkte sich auf das dort bestehende Wissenschaftssystem das westdeutsche Strukturmuster herab. Dieses barg deutlich veränderte institutionelle, Personal-, Rollen- und Kommunikationsstrukturen und transportierte andere Normen, veränderte Finanzierungsmodi, abweichende Rekrutierungspfade sowie andersorts entstandene soziale Beziehungen in Gestalt informeller Netze. So wandelten sich im Zuge eines weitgehenden West-Ost-Transfers insbesondere die Strukturen:

- die systemischen (im Hochschulbereich die Einführung des FH-Sektors, in der außeruniversitären Forschung die Übertragung der Bund-Ländergetragenen Organisationsformen),
- die organisationalen (Studienstruktur und akademische Selbstverwaltung),
- die Personalstruktur (Personalkategorien, Umkehrung des Verhältnisses von befristeter und unbefristeter Beschäftigung, erstere nunmehr dominierend, und quantitative Angleichung an westdeutsche Personalausstattungen),
- die Finanzierungsstrukturen (primär Landesfinanzierung, der Bund in eng definierten Grenzen beteiligt) sowie
- das rahmensetzende Rechtssystem (Hochschulautonomie bei – damals noch – staatlicher Fachaufsicht, Rahmen- und Landesgesetzgebung, ergänzt um die Regelungen zahlreicher Einzelmaterien).

Viele Elemente dieser Strukturveränderungen zielten zugleich darauf, eine inhaltliche Pluralisierung des Wissenschaftsbetriebs zu erreichen, insbesondere die bisherige marxistisch-leninistische Monokultur zu überwinden. Das betraf naturgemäß die Gesellschafts-, nun wieder Geistes- und Sozialwissenschaften, stärker als die naturwissenschaftlichen Fächer. Beide gleichermaßen profitierten davon, dass – getrieben durch Finanztransfers – auch eine deutliche Ausstattungsverbesserung der ostdeutschen Hochschulen und, sofern weitergeführt, Forschungsinstitute einsetzte. Es wurde beträchtlich in die technische Infrastruktur investiert und ebenso die Ertüchtigung der maroden Bausubstanz in Angriff genommen. Die Bibliotheken waren alsbald deutlich vielfältiger bestückt. Der plötzlich in allen sanierten Büros verlegte Spannteppich vermittelte auf durchaus überzeugende Weise das Gefühl, nunmehr mit beiden Beinen im Westen zu stehen. Davon profitierten indes nur Personen an solchen Einrichtungen, denen eine Zukunft beschie-

den war, und auch von diesen am Ende sehr viele nicht. Damit sind bereits zwei Dimensionen des Umbaus benannt: die strukturelle und die personelle.

In den Umbauprozessen ging es immer um Strukturen *und* um Personen: Sämtliche der Strukturtransfers und -veränderungen hatten Auswirkungen auf konkrete Personen. Zugleich waren alle Auseinandersetzungen, die das vorhandene Personal betrafen, auch am stärksten emotions- und damit konfliktbehaftet. Neben den Maßnahmen, die unmittelbar der Überwindung des Ancien régime dienten, war die am breitesten diskutierte Frage, welche realen Chancen das vorhandene Personal auf Weiterverwendung in den neuen Strukturen haben werde. Dem ist im folgenden Rechnung zu tragen.

Hinzu traten aber zwei weitere Dimensionen des Wissenschaftsumbaus: die kulturelle und die inhaltliche. Sie waren relevant wegen der Entwertung des kulturellen Kapitals der ostdeutschen Wissenschaftler:innen, die sich im Zuge der Ost-West-Durchmischung ergab, Adaptionisleistungen erzwang und kulturell begründete Kollisionen erzeugte. Inhaltlich waren die Pluralisierung des Forschungs- und Lehrbetriebs, neue Schwerpunktsetzungen, ein in Teilen bislang wenig bedeutsam gewesener wissenschaftliche Mainstream und entsprechend veränderte Relevanzkriterien zu verarbeiten. Entsprechend dieser vier Dimensionen ist die Darstellung dieses Buches auch gegliedert.

Seit 1990 gibt es kein DDR-Wissenschaftssystem mehr, sondern ein deutsches Wissenschaftssystem, das sich aus 16 Wissenschaftslandschaften zusammensetzt. Fünf dieser Landschaften werden gleichwohl häufig zusammengefasst oder gemeinsam gedacht, sowohl von außen (etwa „die Hochschulen in den neuen Ländern“) als auch von innen (etwa als es dreißig Jahre nach der deutschen Einheit eine Tagung der ostdeutschen Bildungsforschung in Rostock gab¹). Dafür gibt es Gründe. Die bis heute übliche Rede von den „Hochschulen in den neuen Ländern“ formuliert eine Prägung der dortigen Hochschulen durch ihre gemeinsame politische Geschichte (weniger durch gemeinsame aktuelle Umfeldbedingungen, denn diese unterscheiden sich inzwischen deutlich): die DDR-Geschichte und die Transformationsgeschichte.

¹ Aus der Tagungsankündigung: „Die Diskussionen im öffentlichen, politischen und fachwissenschaftlichen Raum waren unüberhörbar, als im März 2021 die Zusammensetzung der Ständigen Wissenschaftlichen Kommission (SWK) der Kultusministerkonferenz bekanntgegeben wurde. Ein wichtiger Diskussionspunkt war dabei, dass die ostdeutsche Expertise in der SWK nicht vertreten war. [...] Aus Sicht der Bildungswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler existiert an den ostdeutschen Hochschulen Expertise, die gerade für die öffentliche Diskussion und die Politikberatung Gehör finden sollte. [...] Die Herausforderungen, vor denen ostdeutsche Bildungseinrichtungen stehen, sind in vielen Punkten sehr viel umfangreicher und ausgeprägter als in den westdeutschen Einrichtungen.“ (Universität Rostock 2022)

Letztere wird seit einiger Zeit – nicht nur, aber auch in Bezug auf die Wissenschaft – intensiviert zum Gegenstand öffentlicher Debatten und der Forschung. Die damaligen Prozesse sind Themen von Tagungen, Untersuchungen, nicht zuletzt Dissertationsprojekten, und Veröffentlichungen.² Dabei werden sie historisiert, sind aber nicht allein durch zeitgeschichtliches Interesse motiviert. Vielmehr gilt der Wissenschaftsumbau als einer der Vorgänge, der in seiner Konfliktintensität herangezogen werden müsse, wenn man die anhaltenden Verwerfungen innerhalb der ostdeutschen Teilgesellschaft verstehen möchte. Der Neuzeithistoriker Wolfgang Hardtwig, 1991 aus Erlangen an die Humboldt-Universität gekommen, stellte 2024 rückblickend erstaunt fest, wie viele der aktuell drückenden Probleme bereits in den früher 90er Jahren erkennbar und benannt worden waren:

„Prägungen durch jahrzehntelange Diktaturerfahrung und Meinungssteuerung im Osten und vielfach unreflektierte und selbstgewisse, auch primitive Siegermentalität im Westen. Vorurteile und Wahrnehmungssperren hier wie dort. Unverständnis für die östliche Lebenswelt und Lebensleistung im Westen und Unverständnis der liberal-kapitalistischen modernen Gesellschaft und ihrer politischen Ordnung im Osten. Gefühlsmäßige Verwurzelung in der Loyalität zu den hegemonialen Mächten im dualistischen Weltsystem des Kalten Kriegs. Und allertorten Kränkbarkeit und Unduldsamkeit im Umgang mit Menschen aus dem jeweils anderen System“ (Hardtwig 2024: 9f.).

Typischerweise wurden und werden die Umbauvorgänge der 90er Jahre für einzelne Segmente des Wissenschaftssystem verhandelt. Dies soll hier vermieden werden, indem sich sowohl die Hochschulen, die außeruniversitäre Forschung, die Ressort- und die Industrieforschung einbezogen finden. Denn zum einen ist es für die Ausstattung eines Siedlungsgebietes mit Wissenschaft wenig erheblich, in welchen Formen diese organisiert ist. Zum anderen waren die Prozesse in den einzelnen Segmenten teils miteinander verflochten (insbesondere Hochschulen und frühere Akademien) oder aber hätten vorteilhafterweise verflochten sein sollen (insbesondere außeruniversitäre und Industrieforschung). Die hiesige Darstellung bemüht sich, für die vier Segmente des Wissenschaftssystems jeweils auch die vier Dimensionen des Umbaus herauszuarbeiten (Tafel 1). Dabei müssen allerdings Ungleichgewichte in Kauf genommen werden, da für die vier Segmente die strukturellen, personellen, kulturellen und inhaltlichen Entwicklungen in jeweils unterschiedlich intensiver Weise dokumentiert oder aufbereitet sind.

² vgl. etwa aus jüngerer Zeit zum Wissenschaftsumbau: Wissenschaftsrat (2020), Blecher/John (2021), Teymouri (2021), Ash (2023), Bomski (2024), Schönstädt (2024) und Behrmann/Gamper/Haag (2024)

Tafel 1: Untersuchungsmatrix

		Segmente des Wissenschaftssystems			
		Hochschulen	Akademien / auFE	Ressort- forschung	Industrie- forschung
Dimensionen des Umbaus	Strukturtransformationen				
	Personalumbau				
	akademische Kulturen				
	inhaltliche Entwicklungen				

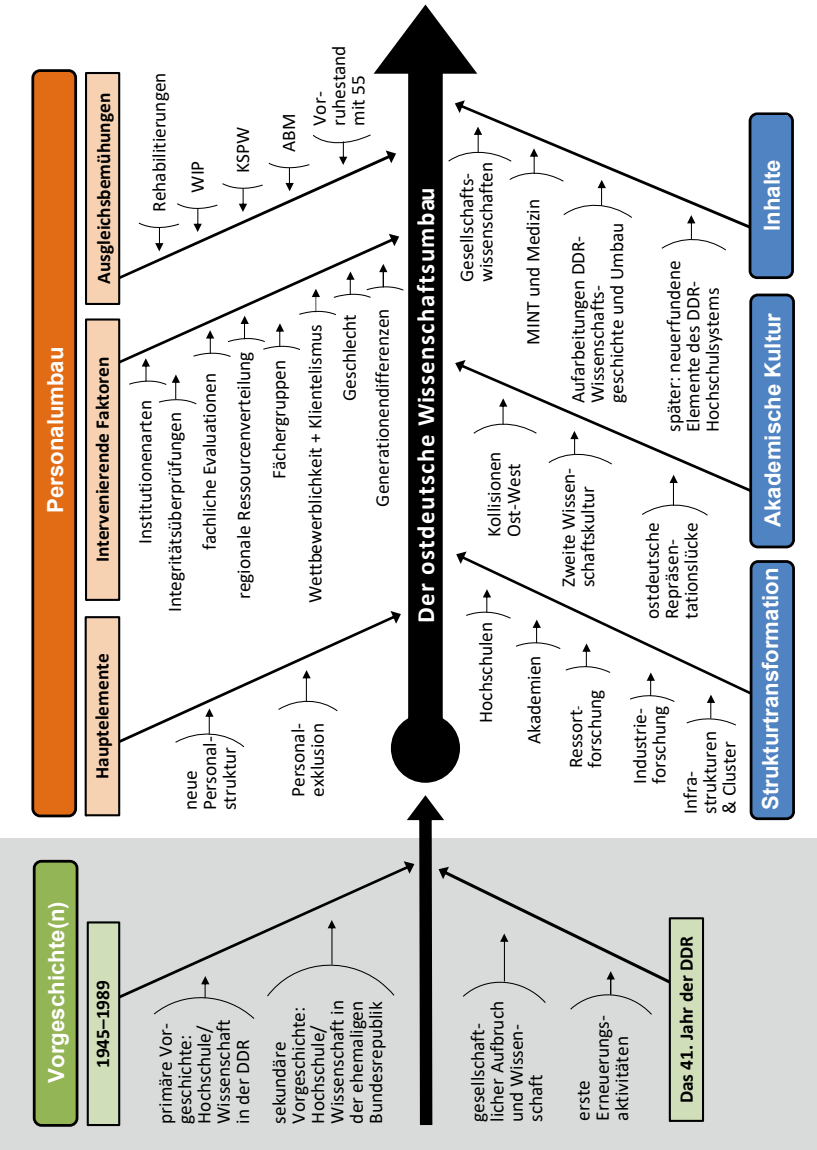
Um den Wandel als einen grundstürzenden nachvollziehbar zu machen, beginnt die folgende Darstellung mit dessen Vorgeschichte, genauer: zwei Vorgeschichten. Zum einen verdeutlicht ein kurzer Abriss zu Hochschule und Wissenschaft in der DDR, was ab 1990 umzugestalten war. Kontrastierend wird dabei die westdeutsche Wissenschaftsentwicklung bis 1990 einbezogen: Letztere wurde insoweit zur Vorgeschichte der ostdeutschen Transformation, als auch in der Wissenschaft der Aufbau Ost zum ‚Nachbau West‘ geriet. Zum anderen zeigt eine Rekonstruktion der Vorgänge an den Hochschulen und Forschungsinstituten im letzten Jahr der DDR – vom Oktober 1989 bis zum 3. Oktober 1990 – auf, was der Transformation im engeren Sinne, die mit dem Vereinigungsdatum einsetzte, vorausging. (Abschnitt A.)

Die Darstellung der eigentlichen Transformation (Abschnitte B.–E.) konzentriert sich mit den 90er Jahren auf das Jahrzehnt, in denen die zentralen Vorgänge des ostdeutschen Übergangs ins gesamtdeutsche Wissenschaftssystem stattfanden. Wo es dem Verständnis dieser Prozesse – insbesondere seiner Wirkungen – dient, ist aber gelegentlich auch auf nachfolgende Zeitebenen auszugreifen. Der Begriff „Transformation“ wird hier neutral und synonym mit dem Begriff „Umbau“ verwendet, gelegentlich ergänzt um den präzisierenden Hinweis, dass von einem *Transfer* zu sprechen eher angemessen ist als von einer Transformation. Schlussbetrachtungen resümieren zentrale Prozesse und handlungsprägende, d.h. prozessbegleitende und -motivierende, sowie retrospektive Deutungen, ziehen ein Fazit und diskutieren die Ergebnisse (Abschnitt F.).

Die Darstellung basiert auf einer über dreißigjährigen analysierenden Dauerbeobachtung der ostdeutschen Wissenschaftsentwicklungen und der diesbezüglichen Literatur. Diese Beobachtung setzte mit der Gründung der Zeitschrift „hochschule ost“ (seit 2002 „die hochschule“) durch den Verfasser 1991 ein,³ erfuhr eine erste Verdichtung in dem Sammelband „IV. Hoch-

³ vgl. das „hochschule ost“-Online-Archiv: <https://www.hof.uni-halle.de/journal/hso.htm> (12.8.2024)

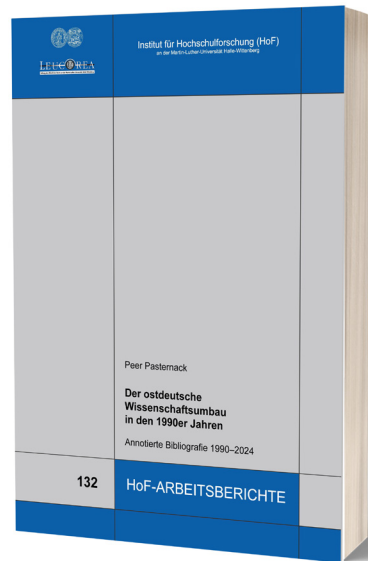
Tafel 2: Die vier Dimensionen des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus



schulreform“ (Pasternack 1993), wurde fortgesetzt mit einer Untersuchung zu den (historisch-hermeneutischen) Geisteswissenschaften in Ostdeutschland 1995 (Pasternack 1996), einem Vergleich der Umbauprozesse an der Universität Leipzig und der Humboldt-Universität zu Berlin (Pasternack 1999) sowie einer Dokumentation zum Wandel von Lebenswelt und Enga-

gement der Studierenden in Ostdeutschland (Pasternack/Neie 2000). Das wurde dann übergeleitet zur Analyse posttransformatorischer Entwicklungen, so einerseits zu Berlin als der größten Agglomeration von Wissenschaft im Osten Deutschlands (Bloch/Pasternack 2004; Pasternack 2005), zu den drei Ländern Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, die das historische Mitteldeutschland als ein industrielles Kerngebiet bildeten und jenseits Berlins die höchste Wissenschaftsdichte in Ostdeutschland aufwiesen und -weisen (Pasternack 2009) sowie mit Analysen der Rolle von Hochschulen und Wissenschaft in den versuchten Aufholprozessen der ostdeutschen Regionen.⁴ Andererseits entstanden Darstellungen, die den nach-1990er Umgang von Fächern und Fächergruppen mit ihrer DDR-Geschichte und ihrem Umbau dokumentierten⁵ bzw. den Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte (Hechler/Pasternack 2013). Manche der früher mitgeteilten Daten, Sachverhalte und Deutungen bedürfen im Lichte neuerer Studien und weiterer erschlossener Quellen selbstredend der Präzisierung. Folglich sind im folgenden auch zahlreiche Neuakzentuierungen enthalten.

Parallel zum vorliegenden Buch ist eine gleichfalls online stehende annotierte Bibliografie erschienen (Pasternack 2025). Sie dokumentiert 1.691 selbstständige Titel, die sich mit dem ostdeutschen Wissenschaftsumbau der 90er Jahre befassen. Diese potenziell abschreckende Literaturfülle wird dort durch drei Elemente rezipierbar gemacht: erstens eine Gliederung in fünf Kapitel („Allgemeine und sektorenübergreifende Entwicklungen“, „Hochschulwesen“, „Außeruniversitäre Forschungslandschaft“, „Wissenschaftliche Infrastrukturen“ und „Disziplineninterne Entwicklungen“), jeweils ergänzt um weitere Untergliederungspunkte; zweitens innerhalb der Kapitel durch die Unterscheidung von „Prozessbegleitenden Publikationen“ sowie „Retrospektionen und Ergebnisdarstellungen“; drittens dadurch, dass die zentralen Publikationen mit Cover-Abbildungen hervorgehoben sind (5 %



⁴ Pasternack (2007, 2007a), Henke/Pasternack/Zierold (2015), Blasczyk/Pasternack (2020)

⁵ Philosophie: Pasternack (1998a); akademische Medizin: Pasternack (2015); künstlerische Hochschulen: Hechler/Pasternack (2015); Gesellschaftswissenschaften: Pasternack (2016); Hochschul- und Wissenschaftsforschung: Pasternack (2019); Naturwissenschaften: Pasternack (2021)

der Titel). Als „zentral“ wurden solche Veröffentlichungen kategorisiert, die über eine besonders dichte zeitgenössische oder retrospektive Aussagekraft verfügen oder in herausgehobener Weise exemplarisch für eine bestimmte Perspektive auf die Vorgänge stehen. Sie sind damit z.B. als Einstiegslektüre geeignet, um sich den Themenkreis insgesamt oder ein spezielles Thema zu erschließen.

A.

Vorgeschichte(n) des Umbaus

1. Hochschule und Wissenschaft in der DDR, kontrastiert mit der ehemaligen Bundesrepublik

Transformiert wurde in den 90er Jahren das bisherige DDR-Wissenschaftssystem. Dessen Entwicklungen seit 1945 bildeten daher die primäre Vorgeschichte der Transformation. Doch das Muster für die dann inganggesetzten Entwicklungen lieferte das Wissenschaftssystem der ehemaligen Bundesrepublik. Insofern muss dieses als sekundäre Vorgeschichte des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus verstanden werden. Im folgenden werden deshalb zwar vorrangig die Entwicklungen des DDR-Wissenschaftssystems von 1945 bis 1989 skizziert, diese aber immer ergänzt um kurze Exkurse zu den jeweils zeitgleichen Entwicklungen in Westdeutschland.

1.1. Zwischen Zusammenbruch und Mauerbau: 1945–1961

Vor 1945 hatten auf dem Territorium, das dann die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) bildete, 16 Hochschulen bestanden. Nach dem Kriegsende wurden von diesen in den Jahren 1945/46 13 wieder eröffnet, darunter die sechs traditionellen Volluniversitäten: Berlin, Greifswald, Halle-Wittenberg, Jena, Leipzig und Rostock. Drei andere zuvor bestehende Hochschulen gliederte man in die jeweils nahe gelegene Universität ein.¹ Neun weitere Hochschulen wurden dann bis 1950 neugegründet. (Buck-Bechler/Jahn/Lewin 1997: 48) Damit bestanden zu Beginn der DDR 22 Hochschulen. An diesen studierten 31.500 Personen, davon 27.800 im Direktstudium (MBW 1990: 26).

Die Expansion des Hochschulsektors folgte vor allem strukturpolitischen Schwerpunktsetzungen: Insbesondere die Fachrichtungen Wirtschaft und Ingenieurwesen wurden gefördert. Das kann insofern kaum verwundern, als der Ostteil Deutschlands zunächst ein allein nicht existenzfähiger Wirtschaftsraum war. In diesen mussten ganze Industrien, Verkehrsstrukturen und produktionsorientierte Dienstleistungsstandorte eingepflanzt werden. An der Abfolge und regionalen Verteilung der nach den Kriegszerstörungen wieder aufgebauten und neu geschaffenen Hochschuleinrichtungen lassen sich die wirtschaftlichen Schwerpunktbildungen erkennen.

¹ Forstwirtschaftliche Hochschule Eberswalde und die Handelshochschulen Berlin und Leipzig

Wie im Hochschulwesen, so zeigte sich auch im außeruniversitären Forschungsbereich eine Tendenz zur Spezialisierung. Zwar wurde die Akademie der Wissenschaften, auf der Preußischen Akademie fußend, als Universalakademie wiedereröffnet und im Laufe der Jahre mit einem Forschungsbereich ausgestattet, der zum Schluss der DDR 59 Institute umfasste. Daneben aber wurden 1951 die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (AdL)² und die Bauakademie gegründet.³ 1970 trat noch die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW) hinzu, deren Vorgängereinrichtung, das Deutsche Pädagogische Zentralinstitut (DPZI), indes auch bereits 1949 entstanden war.⁴

Hochschulpolitisch waren die drei Jahrzehnte von 1945 bis 1975 durch drei Hochschulreformen gegliedert. Deren erste wurde als antifaschistisch-demokratische Umgestaltung bezeichnet und von 1946 bis 1948 durchgeführt. Sie zielte auf die Öffnung der Hochschulen für Arbeiter- und Bauernkinder, gestützt durch Vorbereitungskurse, sowie die Etablierung des Marxismus-Leninismus im Hochschulbetrieb als Korrektiv zur dort vorherrschenden bürgerlichen Wissenschaftskultur. Ansonsten waren die unmittelbaren Nachkriegsjahre noch von einer gewissen politischen Großzügigkeit gegenüber der Wissenschaft gekennzeichnet. Doch ab 1948 hatte eine Wende zur direkten Politisierung der Wissenschaft eingesetzt. Forschung und Hochschulbildung sollten nun steuerbar gemacht sowie auf politische und ökonomische Aufgaben ausgerichtet werden (Malycha 2001: 14f.).

1949 wurde die DDR gegründet. Deren erstes Jahrzehnt, die 50er Jahre, war hinsichtlich der hochschul- und wissenschaftspolitischen Inhalte vorrangig durch vier Elemente gekennzeichnet: Ideologisierung, Zentralisierung, Gegenprivilegierung und Kaderpolitisierung. Die Ideologisierung zielte auf eine Anpassung der Wissenschaften und Hochschulbildung an das zu errichtende sozialistische Gesellschaftssystem – 1952 wurde der „Aufbau des Sozialismus“ verkündet (vgl. ZK 1952). Dazu wurde der Marxismus-Leninismus als politisch herrschende Doktrin auch für die Wissenschaft für verbindlich erklärt. Seine philosophischen und politikstrategischen Annahmen sollten fortan auch die wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse anleiten. Dies fand sich z.T. mit polizeistaatlichen Methoden durchgesetzt.

1949 bis 1951 und später immer einmal wieder wurden Kampagnen gegen „bürgerlichen Objektivismus und Kosmopolitismus“ inszeniert. Zahlreiche Wissenschaftler entschlossen sich in der Folge zur Flucht in den Westen.⁵

² vgl. Wagemann (2006, 2006a und 2006b), Rübensam/Wagemann (2011), Kuntsche (2017)

³ zu deren Arbeitsergebnissen siehe die Bibliografie Tripmacker (1993)

⁴ zur DPZI-Geschichte vgl. Zabel (2009), zur APW-Geschichte Häder/Wiegmann (2007), Malycha (2008) und Wiegmann (2015)

⁵ vgl. dazu für den gesamten Zeitraum der DDR die Übersichtsdarstellung von Buthmann (2001)

Dem wiederum suchte die SED-Führung zu begegnen, indem sie Fachleute mit Einzelverträgen ausstattete, die erhebliche materielle Besserstellungen beinhalteten. Das betraf vornehmlich Naturwissenschaftler. Für eine Reihe der im Land gebliebenen Gesellschaftswissenschaftler fielen die Folgen der DDR-Politik hingegen biografisch desaströs aus. Bekanntere Namen sind hier Wolfgang Harich, Ralf Schröder, Herbert Crüger, Kurt Vieweg und Günter Mühlpfordt. Hinzu treten viele andere, die dem Vergessen anheimgefallen sind.

Die Zuständigkeit für die Hochschulen ging mit Auflösung der Länder im Jahre 1952 an das Staatssekretariat für Hochschulwesen über. Das schuf die Voraussetzung, um die Hochschulen fortan zentralstaatlich steuern zu können. Die 1951 begonnene II. Hochschulreform brachte die Einführung des gesellschaftswissenschaftlichen Grundstudiums und verschultere Studienabläufe. Daneben wurden ein staatliches Stipendiensystem für sozial schwache Studierende eingeführt (von dem bereits im ersten Jahr 88 Prozent der Direktstudierenden profitierten, vgl. MBW 1990: 27) sowie mit der Aspirantur eine neue Form der Qualifikation von wissenschaftlichem Nachwuchs (dreijährige Anstellungsverhältnisse für Doktorandinnen und Doktoranden, auch dies mit der Pflicht zur politisch-ideologischen Fortbildung).

Zugleich wuchs die Mehrgleisigkeit bürokratischer Zuordnungen: 1950 war bei der Staatlichen Plankommission ein Zentralamt für Forschung und Technik installiert worden. Auf das 1955 gegründete Amt des Ministerrates für Kernforschung und Kerntechnik folgte 1961 das Staatssekretariat für Forschung und Technik. 1957 war im SED-Zentralkomitee eine eigenständige Abteilung für Wissenschaft entstanden. Ebenfalls 1957 wurde der Forschungsrat der DDR gegründet, der langfristige Wissenschaftsprogramme ausarbeiten, die Forschung auf Schwerpunkte lenken und Forschungsressourcen steuern sollte. (Vgl. Wagner 1992)

Bereits zuvor waren Entscheidungen getroffen worden, die auf die Brechung des bürgerlichen Bildungsmonopols zielten – also auf die Aufhebung der traditionellen Funktion der Hochschulen, die Selbstreproduktion der gebildeten Stände zu sichern. Mit den Arbeiter-und-Bauern-Fakultäten (ABF) fanden sich die Vorstudienanstalten, die bislang schon Angehörige bildungsferner Schichten an ein Hochschulstudium herangeführt hatten, verstetigt. Lässt sich das als berechtigte Maßnahme deuten, um bildungsbezogene Gerechtigkeitslücken zu schließen, so verband sich damit ebenso eine explizite Politisierung des Hochschulzugangs: Es wurde nicht nur das eine Bildungsmonopol gebrochen, sondern auch ein anderes neu etabliert. In den nächsten zwei Jahrzehnten gab es dann faktisch ein proletarisches bzw. funktionsproletarisches Bildungsmonopol (als „Arbeiter“ galten auch Berufsoffiziere, Staats- und Parteifunktionäre). Mit diesem wurde sichergestellt, dass die Hochschulen die kaderpolitische Heranbildung einer realsozialistischen Dienstklasse leisteten.

Dies schloss nicht aus, sondern setzte voraus, dass die künftigen Akademikerinnen und Akademiker auch fachlich solide ausgebildet werden. Um weder das fachliche noch das politische Ziel zu gefährden, wurde eine Durchmischung des Lehrkörpers in Gang gesetzt: Bürgerliche Gelehrte benötigte man, um die Qualität von Lehre und Forschung zu sichern; marxistische Wissenschaftler sollten deren „Objektivismus“ neutralisieren. Zugleich nahm man aber in den ersten Jahren auch an, dass sich der Marxismus-Leninismus im Streit der Denkansätze und Theorien ohnehin durchsetzen werde: Voraussetzung dessen sei lediglich, dass sich die bürgerlichen Wissenschaftler hinreichend intensiv mit den Klassikern des Marxismus befassten (Malycha 2001: 16).

Die Präsenz bürgerlicher Gelehrter dokumentierte sich auch darin, dass 1954, nach Fächern differenziert, bis zu 46 Prozent der Universitätsprofessoren ehemalige NSDAP-Mitglieder waren (der höchste Wert bestand in der Medizin). In den Geistes- bzw. Gesellschaftswissenschaften hatten elf bzw. 17 Prozent der Professoren eine NS-Vergangenheit. Der Durchschnitt über alle Fächer betrug 18 Prozent. (Jessen 2002: 48; 1999: 306) Für wünschenswert hielt man das selbstredend nicht, aber für einstweilen unvermeidlich. Umso wichtiger erschien es der neuen Staatsmacht, marxistischen Wissenschaftler:innen den Weg in die Hochschulen zu ebnen bzw. solche möglichst schnell zu entwickeln. Diese setzten sich dann aus drei Untergruppen zusammen: respektablen Gelehrten, mit denen es alsbald häufig auch Konflikte gab,⁶ hoffnungsvollen Nachwuchswissenschaftlern, denen akademische Blitzkarrieren organisiert wurden,⁷ sowie Parteiarbeitern ohne wissenschaftliche Meriten.⁸

Dass bei der Heranbildung einer eigenen Akademikerguppe für die wissenschaftlichen Positionen die akademische Qualifikation weniger wichtig war als die politische Zuverlässigkeit, erschien und erscheint im Rahmen eines traditionellen Wissenschaftsverständnisses als höchst befremdlich. Es gründete aber zunächst nicht (allein) in kommunistischer Kaderpolitik. Dahinter stand vielmehr ein doppeltes Problem: Die vorhandenen Professoren waren, wie oben ausgeführt, weithin nationalsozialistisch verstrickt gewesen, und wissenschaftliches Ersatzpersonal mit herkömmlicher akademischer Sozialisation stand in nur geringem Maße zur Verfügung. Dieter Wittich, später Erkenntnistheorie-Professor in Leipzig, schilderte diese Situation als eine Besonderheit seines 1950 begonnenen Studiums an der Humboldt-

⁶ etwa Leo Kofler, Hans Mayer, Ernst Bloch, Walter Markov oder Robert Havemann

⁷ vgl. die zahlreichen Berufungen im Alter um das 30. Lebensjahr, z.B. Wolfgang Harich oder Gunther Kohlmey

⁸ etwa der spätere SED-ZK-Ideologiesekretär Kurt Hager, der 1949 an der Humboldt-Universität zu Berlin ohne akademische Voraussetzungen Professor für Historischen und Dialektischen Materialismus geworden war

Universität – „nämlich von Verfolgten des NS-Regimes unterrichtet zu werden“:

„Es waren Lehrer, denen allesamt die wissenschaftlich und methodisch außerordentlich wichtigen Assistentenjahre ebenso wenig vergönnt gewesen waren wie etwa ein langjähriger vertrauter Umgang mit einem erfahrenen Ordinarius. Wissenschaftlich gesehen waren sie so etwas wie Waisenkinder. Manche unter ihnen ... hatten nicht einmal ein Gymnasium besuchen können, andere ... hatten nur wenige Semester studiert. Die wenigen, die einen Hochschulabschluß aus der Zeit vor 1945 besaßen, hatten diesen oft für ein ganz anderes Gebiet erreicht, als es das war, was sie nun zu lehren hatten.“⁹ (Wittich 2001: 498)

Insofern stand die Notwendigkeit, aus einer z.T. bildungsfernen Kohorte heraus einigermaßen akzeptable Wissenschaftler zu entwickeln. „Manche von ihnen waren dabei auch wegen ihrer geringen wissenschaftlichen Erfahrungen viel zu stark auf ‚unerschütterbare Wahrheiten‘ oder ‚hehre Vorbilder‘ angewiesen, als dies theoretischem Denken eigentlich zuträglich sein konnte.“ (Ebd.: 499) Bei dieser ersten Generation und der nachfolgenden, die häufig über die ABF an die Universitäten gelangt war, wurde dann die Loyalität zum DDR-System wesentlich durch den sozialen Aufstieg geprägt, den nur dieses System hatte ermöglichen können.

Ein weiteres Merkmal der sozialistischen Umgestaltung des Hochschulwesens waren Repressionen – offene und verdeckte. Eine 1994 erschienene Dokumentation verzeichnet sechs Verhaftungswellen in dieser Zeit, von denen 1.078 Studierende betroffen waren. Diese politisch motivierten Verhaftungen mündeten in Verurteilungen zu Haftstrafen und führten für 148 Studierende zur Deportation in die Sowjetunion. (VERS 1994: 202–207) Auf Basis dieser Vorarbeiten und der Auswertung von Archivbeständen erstellte das Universitätsarchiv Leipzig vervollständigte Listen für die mitteldeutschen Hochschulen, d.h. die in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Diese sind ergänzt um Angehörige des Lehrkörpers und weisen für die Jahre 1945 bis 1962 378 verhaftete Hochschulangehörige nach (Blecher/Wiemers 2005: 298–333). Dass auch dies noch nicht vollständig war, zeigt eine Statistik zu Verhaftungen allein von Angehörigen der Martin-Luther-Universität in Halle. Sie dokumentiert für die Jahre 1945 bis 1961, dass weit über 150 Universitätsangehörige Verhaftungen anheimfielen, die großteils in langjährige Haftstrafen mündeten (Gerstengarbe/Hennig 2009: 606–613). In den späteren Jahren dann waren die Mechanismen der Normendurchsetzung weniger offen repressiv. Doch beschädigten Nichtzulassungen, Exma-

⁹ Letzteres findet sich dann noch mit einem anschaulichen Beispiel illustriert: „Am auffälligsten war das wohl bei Hermann Ley, einem 1944 in Leipzig promovierten Zahnmediziner, der nun als eine Art marxistischer Naturphilosoph mit dem wenig schmeichelhaften Ruf leben mußte, er wäre, was selten genug geschehe, auf gleich zwei wissenschaftlichen Gebieten ‚der Größte‘, nämlich der größte Philosoph unter den Zahnärzten und der größte Zahnarzt unter den Philosophen.“ (Wittich 2001: 498)

trikulationen, „Bewährungen in der Produktion“ oder Disziplinarverfahren bis zum Ende der DDR Biografien und Karrieren.

Zum Vergleich: In der Bundesrepublik war das Wissenschaftssystem der Nachkriegszeit intern durch Restauration gekennzeichnet – im Sinne eines Dort-weiter-Machens, wo die Universitäten 1933 gestanden hatten, also bei einer überwiegend illiberalen, nach außen wie nach innen autoritäre Lösungen präferierenden Ordinariatenuniversität. Konzeptionell genügte es, von „universitas magistrorum et scholarium“, „universitas litterarum“, der „Humboldtschen Universitätsidee“ oder dem „Wesen der deutschen Universität“ zu sprechen, um ein allgemeines konzeptionelles Einvernehmen zu erzeugen oder zu bekräftigen. Dass diejenigen, die unter diesen Leitideen studiert hatten, ihre akademische Qualifikation noch vor kurzem auch dazu genutzt hatten, um effizient KZs zu leiten oder die germanisierende Neuordnung der „Räume im Osten“ zu planen, war ‚irgendwie passiert‘. Man wollte es nicht (mehr) gutheißen, aber es sollte auch nicht überthematisiert werden.

Insofern verwundert es auch nicht, dass personell Elitenkontinuität dominierte (vgl. Seeliger 1964–1966). Zeitweilige entnazifizierende Konzessionen an die Besatzungsmächte wurden in den 50er Jahren, bis auf wenige Ausnahmen, stillschweigend korrigiert. Die Voraussetzung dafür schuf eine Geschichtskonstruktion, nach der die Wissenschaft während der NS-Zeit „im Kern gesund“ geblieben sei. Noch 1997 fand sich in der Brockhaus-Enzyklopädie unter dem Stichwort „Hochschule“ eine Aussage, die diese Position kontinuierte: Die Hochschulen, hieß es dort, hätten „als institutionelle Einrichtungen die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur insgesamt ohne größeren Vertrauensverlust überstanden“ (Brockhaus 1997: 141). Erst in der 21. Auflage 2006, zugleich die letzte Ausgabe, wurde dies korrigiert (Brockhaus 2006: 544, und etwas polemisch könnte man mit Blick auf die Gedruckte-Lexika-Nostalgie hinzufügen: in Wikipedia hätte diese Korrektur nicht 60 Jahre gedauert).

Daneben gab es in Westdeutschland aber auch Modernisierungsbestrebungen – sowohl internen Diskussionen entspringend als auch von außen, d.h. von den Besatzungsmächten angesonnen. Die Themen resultierten zum Teil aus den Erfahrungen des Nationalsozialismus. Breit diskutiert wurde die Einführung eines Studium Generale, welches das Fachstudium ergänzen und den Horizont der Studierendenschaft hinsichtlich auch gesellschaftspolitischer Urteilsfähigkeit erweitern sollte. Debattiert fand sich die Mitwirkung der Studentenschaft an der Selbstverwaltung, die soziale Öffnung der Hochschulen sowie das Verhältnis von Hochschule und Öffentlichkeit. Einflussreich wurde die Idee, die Hochschullehrerschaft funktional in forschendes, lehrendes und verwaltendes Personal zu teilen – ohne sie letztlich umzusetzen. Wirkliche reformerische Ergebnisse zeitigten Überlegungen zur finanziellen Studienförderung: Das 1955 entwickelte sog. Honnefer Modell,

ab 1957 realisiert, wurde zum ersten Schritt für das spätere Bundesausbildungsförderungsgesetz (BaFöG) von 1971. (Vgl. Neuhaus 1961) 1957 wurde der Wissenschaftsrat gegründet, der erstmals für das Wissenschaftssystem eine bundesweite Abstimmung – zwischen Ländern, Bund, Wissenschaft und Öffentlichkeit – herstellte (vgl. Bartz 2007). Zuvor hatte es lediglich die 1949 gegründete Westdeutsche Rektorenkonferenz (WRK) gegeben, die allein für die Universitäten zuständig war und deren Beschlüsse ihre Mitglieder nicht banden.

1.2. Zwischen Mauerbau und Zusammenbruch: 1961–1989

Die 60er Jahre waren in der DDR hochschul- und wissenschaftspolitisch vornehmlich durch eine technokratische Modernisierung und Hochschulexpansion gekennzeichnet. Der anhaltende Produktivitätsrückstand der ostdeutschen Wirtschaft wurde auf deren Innovationsschwäche zurückgeführt. „Die Wirtschaftsplanung sah sich gebieterisch auf den Weg technischer Innovationen und damit auf die Wissenschaft verwiesen“ (Laitko 2018: 68). Dominant wurde nun die Idee von der „Produktivkraft Wissenschaft“ (Kosel 1957). Was häufig als reine Funktionalisierung des Forschungsprozesses apostrophiert wurde und wird, war tatsächlich Ergebnis einer gravierenden innermarxistischen Positionsverschiebung. Seit Stalin hatte die Wissenschaft im Basis-Überbau-Schema zur Sphäre des gesellschaftlichen Bewusstseins gehört (vgl. Stalin 1951 [1938]: 658–662). Indem sie nun den Produktivkräften zugeordnet wurde, war sie plötzlich Teil des gesellschaftlichen Seins, galt mithin als wichtig. (Vgl. Mocek 1994: 2f. und Laitko 2018: 33–37) Etwas anderes wäre auch kaum möglich gewesen, wenn die DDR nicht von vornherein aus dem Systemwettstreit hätte aussteigen wollen (Laitko 1996: 34).

Um die Innovationsschwäche zu beheben, wurde versucht, eine systemimmanente Reform des politisch-ökonomischen Steuerungsmodells zu bewerkstelligen. Das sogenannte Neue Ökonomische System der Planung und Leitung (NÖSPL, kurz NÖS) sollte einer „Vervollkommnung“, sprich: Versachlichung der Führungsprozesse dienen. Bei übergreifender Planung sei insbesondere die Eigenlogik der Ökonomie stärker zu berücksichtigen.¹⁰ Mit der Kybernetik – soeben noch bürgerliche Scheinwissenschaft und nun zur sozialistischen Optimierungslehre promoviert – schien die Wissenschaft die hierfür benötigte Expertise bereitzuhalten: Die Verbindung von subsystem-interner Regelung mit gesamtsystemischer Steuerung, so die seinerzeitige Annahme, lasse eine optimierte Lenkung und Leitung zu.¹¹

¹⁰ vgl. Laitko (1996); Steiner (1999); Sywottek (2000)

¹¹ vgl. Liebscher (1995); Segal (o.J.); Dittmann/Seising (2007); Witte (2011); Dath (2015)

Die von einer solch wissenschaftseuphorischen Grundstimmung beflügelten Fachdisziplinen sollten damit deutlich innovationsorientierter werden. Hierzu wurde auch die III. Hochschulreform 1968ff. konzipiert, die zugleich eine Reform der Wissenschaftsakademien war. Mit ihr sollte die verbliebene Macht bürgerlicher Ordinarien an den Hochschulen neutralisiert werden. Das erschien aus der Sicht von Partei und Staat notwendig, um einem technokratischen und utilitaristischen Verständnis von Wissenschaft zum Durchbruch zu verhelfen. Was häufig als Sowjetisierung bezeichnet wird, ähnelte im institutionellen Ergebnis in Teilen der US-amerikanischen Department-Struktur (vgl. Schirmer 2004: 37): die Bildung von Sektionen (*departments*), Weisungsstrukturen nach dem Einzeleiterprinzip (*decanal leadership*) oder Kaderentwicklungsprogramme (*human resources development*). Dagegen passten die ebenfalls eingeführte zentrale Etatbewirtschaftung an den Hochschulen und die Zentralisierung nicht nur von Entscheidungs-, sondern auch Kontrollprozessen nicht zu einer Department-Struktur.

Ein tatsächlicher Sowjetisierungsimpuls scheiterte am obstruktiven Widerstand der Hochschulen: Diese wollten sich nicht zu reinen Lehranstalten degradieren lassen (vgl. Middell 1997). Sie vermochten es in den folgenden Jahren, ihre Forschungskapazitäten als unverzichtbare Optimierungsressourcen für die sozialistische Entwicklung des Landes darzustellen. Ursprünglich war in der Tat eine möglichst weitgehende Trennung von Forschung und Lehre an der Trennlinie von Akademieinstituten und Hochschulen beabsichtigt. Doch am Ende entstand ein Wissenschaftssystem, das sämtliche Einrichtungen – Akademien wie Hochschulen – mit der Anforderung befrachtete, gleichermaßen Grundlagen- und Anwendungsforschung zu betreiben.¹²

Zur Lösung „Wissenschaft als Produktivkraft“ gehörte aber auch eine deutliche Ausweitung der Hochschulbildungsbeteiligung, mithin das Streben nach einer beträchtlichen Erhöhung des durchschnittlichen Bildungsniveaus der Bevölkerung. Die Beteiligung an der Hochschulbildung erreichte 1970 19 Prozent der relevanten Altersjahrgänge (Reisz/Stock 2007: 61). Das war durchaus beachtlich: In der Bundesrepublik, die zeitgleich eine Hochschul-expansion eingang gesetzt hatte, nahmen 1970 erst zwölf Prozent der 19- bis 29jährigen ein Hochschulstudium auf (Lundgreen 2008: 282), was bereits als bedeutsame Expansion galt. Auch die Personalausstattung der Wissenschaft nahm zu. Von 1965 bis 1980 hatte dieses Personal – Hochschulen, Akademien und Industrieforschung zusammengekommen – eine Steigerung auf 223 Prozent des Ausgangswertes erfahren. Im letzten DDR-Jahrzehnt stieg sie nur noch um fünf Prozent. Beide Entwicklungen entsprachen dem Trend entwickelter Länder der westlichen Welt. (Meier 1999: 1308)

¹² zu den Unterschieden der Forschungsproduktivitäten zwischen Hochschulen und Akademien-Instituten s.u. B. 2.1. Ausgangsstrukturen und Forschungsproduktivität im Vergleich zu den Hochschulen

Insgesamt liefen die Entwicklungen seit dem Mauerbau darauf hinaus, Forschung „in einem engen, operativen Verständnis ... als Vorlauf für die künftige industrielle Produktion“ zu fassen. Dabei zeigte sich der Staats- und Parteiapparat durch die Kadererneuerung seit Ende der 50er Jahre nun kompetenter und durchsetzungsfähiger gegenüber den Interessenvertretungen der Wissenschaft – Forschungsrat, Akademie der Wissenschaften – und einzelnen Forschungsinstituten. Zugleich seien die Bemühungen um langfristige Planung, vor allem solcher der Grundlagenforschung, und um ein Ordnen der Forschungslandschaft nach volkswirtschaftlichen Nutzenüberlegungen nur gegen erheblichen Widerstand der Wissenschaftler durchzusetzen gewesen. (Tandler 2000: 345f.)

In Westdeutschland waren die 60er Jahre das Jahrzehnt der Hochschulöffnung, kulturellen Durchlüftung und Demokratisierung sowohl der Hochschulen als auch – von deren Impulsen wesentlich beflügelt – der Gesellschaft. Der Hintergrund war ein doppelter.

Zum einen begann 1961, mit der SDS-Denkschrift „Hochschule in der Demokratie“ (SDS 1965 [1961]), eine Infragestellung des bestehenden Hochschulwesens. Die Hochschulen müssten stärker in die Gesellschaft integriert werden und zu deren Veränderung beitragen; Bildung sei nicht nur eine individuelle, sondern auch eine gesellschaftliche Aufgabe; die Hochschulstruktur sei elitär und undemokratisch und daher aufzubrechen; um eine demokratische Kultur innerhalb der Hochschulen zu etablieren, brauche es eine stärkere Partizipation und Mitbestimmung aller Hochschulangehörigen. Im Laufe der 60er Jahre folgten allerlei Entwürfe, die aus dem Geist von „Hochschule in der Demokratie“ schöpften, ihn präzisierten oder radikalisierten – Stephan Leibfrieds Sammelband „Wider die Untertanenfabrik“ (1967) oder das „Kreuznacher Hochschulkonzept“ der Bundesassistentenkonferenz (1968) zum Beispiel.¹³

Als zentrales Motiv der Demokratisierung der Hochschule fand sich deren öffentliche Verantwortung herausgestellt. Benötigt werde, um dieser genügen zu können, eine „reflexive Praxisorientierung“ der Wissenschaften. Die Reformanhänger vertraten einen „doppelten Gesellschaftsbezug“ der Hochschullehre, der parallellaufend eine Orientierung der Ausbildung an den komplexen Problemlagen der Berufsrealität und die Reflexion der Lehrinhalte auf ihr gesellschaftliches Veränderungspotenzial hin beinhalte. (Oehler 1986: 71) Die gegenläufigen Argumentationen dazu waren unversöhnlich: Die traditionell orientierten Professoren meinten, der Hochschulzweck könne nur durch Fachkompetenz und nicht durch Gruppeninteressen gesteuert werden (etwa Hennis 1982). Assistenten und Studierende entgeg-

¹³ gekontert durch vergleichbar meinungsfreudige, konservativ argumentierende Streitschriften wie etwa „Hochschulreform und Gegenaufklärung“ von Hermann Lübke (1972) oder später „Hochschulreform – und was nun?“ (Glaser 1982)

neten, dass sie als Betroffene am ehesten rationale Verbesserungsvorschläge formulieren könnten (Oehler 1989: 222).

Zum anderen wurde auch in Westdeutschland, wie in der DDR, eine Innovationskrise wahrgenommen, gekoppelt mit der Prognose, man steuere auf eine „Bildungskatastrophe“ zu (Picht 1964). Die Anlässe dieser Wahrnehmungen waren der sog. Sputnikschock 1957 und die nachfolgenden Raumfahrtserfolge der Sowjetunion. Die zunehmende regionale Uneinheitlichkeit des Hochschulsystems wurde als gesamtstaatliches Entwicklungshemmnis betrachtet. Sie schien der als dringlich erachteten Technologie- und Exportförderung entgegen zu stehen. (Müller 1982: 188f.) In das Grundgesetz wurden daher für den Wissenschaftsbereich Bundeskompetenzen und Gemeinschaftsaufgaben von Bund und Ländern aufgenommen: Ohne Bundesbeteiligung schien die Wissenschaftsentwicklung hoffnungslos in Rückstand zu geraten. Damit setzte eine deutliche Hochschulexpansion ein. Kulturell bedeutsam war vor allem die nachholende NS-Vergangenheitsaufarbeitung, die ohne die sog. Studentenrevolte nicht in Gang gekommen wäre.

Voraussetzung von Hochschulexpansion und kultureller Neukonfiguration der westdeutschen Hochschulen war eine singuläre Koalition von Akteuren, die im übrigen einander wenig zugeneigt waren: Es gab eine hinreichende Interessenüberlappung zwischen Technokraten einerseits und Demokraten andererseits (vgl. von Friedeburg 1994: 24). Die einen sahen geöffnete, expandierende und erneuerte Hochschulen als zentrale Bedingung, um die Wettbewerbsfähigkeit des Wirtschaftsstandorts innerhalb der Systemkonkurrenz zu sichern: „Bildungsnotstand heißt wirtschaftlicher Notstand“ (Picht 1964: 17). Die anderen sahen solche Hochschulen als eine zentrale Bedingung, um Bildung als Bürgerrecht und mehr Chancengleichheit durchzusetzen (vgl., normativ unterschiedlich begründet, Dahrendorf 1965 und SDS 1965 [1961]).

Als ein zentraler Unterschied zwischen DDR- und westdeutscher Wissenschaft muss festgehalten werden, dass ein Lebenselixier der Wissenschaft in der DDR dramatisch eingeschränkt war: die freie Fachkommunikation und damit die wissenschaftliche Öffentlichkeit. Sowohl in der internationalen wie der inländischen Kommunikation waren die DDR-Wissenschaftler:innen auf Diät gesetzt. Publikationen in Fachzeitschriften unterlagen faktisch der Zensur und darüber hinaus dem allgegenwärtigen Restriktionsargument „Papierknappheit“ (vgl. Pasternack 2016: 67–84). Der Zugang zu internationaler Fachliteratur war mindestens behindert, häufig beschränkt und obendrein nach Hierarchiepositionen abgestuft. Reisegenehmigungen für das westliche Ausland wurden nach undurchschaubaren Kriterien versagt oder erteilt (vgl. Niederhut 2005); für den größten Teil der Wissenschaftler:innen blieben sie ohnehin von vornherein unerreichbar. Briefliche Kommunikation mit westlichen Fachkollegen wurde ungern gesehen und sollte über die jeweiligen Dienstvorgesetzten laufen.

Die Kommunikationsbedingungen schlugen naturgemäß auch auf die kognitive Ebene durch. Der jeweils dominierende theoretische Ansatz in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen wurde – abgesehen von einzelnen Ausnahmen – eher nicht aus der Auseinandersetzung mit dem jeweiligen State of the Art gewonnen. Vielmehr sei er „durch ein Gemenge aus Klassikerinterpretationen und Parteiinstruktionen gebildet“ worden (Ettrich 1992: 460). In den geisteswissenschaftlichen Fächern gab es zwar durchaus eine systematischere Rezeption internationaler Theorieentwicklungen – weniger hingegen in den sozialwissenschaftlichen –, aber es ging auch ohne diese.¹⁴ Die Naturwissenschaften konnten am ehesten darauf bestehen, an die internationale Kommunikation angeschlossen sein zu müssen, denn sie hatten dafür Argumente ökonomischer Evidenz.¹⁵ Überdies konnten sie daran anknüpfen, dass die DDR zwar ein politisches Interesse an Kommunikationskontrolle hatte, nicht aber eines an grundsätzlicher wissenschaftlicher Kommunikationsvermeidung. Denn die Überlegenheit des Sozialismus sollte sich auch in der Leistungsfähigkeit seiner Wissenschaft zeigen, weshalb „das Weltniveau“ permanent angerufene Referenz war. Dieses Niveau wiederum konnte nur durch internationale, auch die Blockgrenzen überschreitende Kommunikation akkreditiert werden. Somit ließ sich die Beteiligung an der internationalen wissenschaftlichen Debatte nicht vollständig unterbinden, und die Naturwissenschaften blieben, trotz auch gegebener Behinderungen, an die internationale Debatte angeschlossen.

Ein Kommunikationshemmnis, das auch im Nachhinein jedenfalls grundsätzlich nachvollziehbar erscheint, war der Geheimnisschutz technischer und technologischer Anwendungen. Dabei standen klare Interessen der Staaten und ihrer Blöcke gegenüber, unablässig fortgeschrieben durch die aktiv gepflegte konfrontative Feindseligkeit. Relativiert fand sich das – zumindest gelegentlich –, wenn der DDR-Staat die Chance sah, durch Wissenschaft seine internationale Reputation zu erhöhen, sich als gleichberechtigten Akteur in der Staatengemeinschaft inszenieren zu können, statt als vollständig oder halb illegitime Ergänzung der Bundesrepublik zu erscheinen. Dazu konnten dann auch internationale Kongresse in der DDR stattfinden¹⁶ oder die Leopoldina ihre Sonderrolle unter den in der DDR ansässigen Akademien ausspielen.¹⁷

¹⁴ Sozial- und Geisteswissenschaften waren in der DDR unter dem Begriff der Gesellschaftswissenschaften zusammengefasst worden. Die hier vorgenommene Trennung (die wie jede solcher Trennungen auch ein wenig schematisch und in Einzelfällen unpräzise ist) unterscheidet sozialwissenschaftliche i.S.v. empirisch-analytischen Disziplinen und geisteswissenschaftliche i.S.v. historisch-hermeneutischen Disziplinen.

¹⁵ vgl. Bentley (1992); Hoffmann/Macrakis (1998); Stokes (2000)

¹⁶ Vgl. exemplarisch Schönpflug/Lüer (2011), eine Dokumentation zum Zustandekommen, Ablauf und zu den Nachwirkungen des XXII. Internationalen Kongresses für Psychologie, der 1980 in Leipzig stattfand. Ergänzend lässt sich zu diesem Kongress bei Helm

Doch auch in den Naturwissenschaften mussten die Fachgesellschaften, bis in die 60er Jahre meist gesamtdeutsch, verselbstständigt, also eigene DDR-Gesellschaften gegründet werden (Herbst/Ranke/Winkler 1994: 615). Was in der Literatur zum Thema regelmäßig als Engstirnigkeit bornierter Funktionäre dargestellt wird, ist freilich auch nicht zu verstehen, wenn man die Hallstein-Doktrin und ihre Wirkungen außer acht lässt. In der Medizin war die Anatomische Gesellschaft die einzige Fachgesellschaft, die sich erfolgreich dem politischen Druck der DDR-Regierung widersetzen konnte, nach dem Mauerbau eine eigenständige Anatomische Gesellschaft der DDR zu gründen. Sie blieb gesamtdeutsch (vgl. Anatomische Gesellschaft o.J. [2011]).

Bei all dem galt die sowjetische Wissenschaft – nach den sogenannten Klassikern – unabhängig von ihren tatsächlichen Leistungen als Wahrheitsmaßstab. Unter solchen den DDR-Wissenschaftlern angesonnenen Bedingungen zugleich fortwährend das berühmte „Weltniveau“ in der Forschungsarbeit erreichen zu sollen, musste selbstwidersprüchlich sein. Zugleich ist in der Rückschau aber auch konzediert worden, dass es „nicht nur politisch kommandierte, ökonomisch instrumentalisierte und ideologisch reproduzierende Forschung, nicht nur ML-Exegesen oder die Erfindung ungenießbarer Kakao-Ersatzstoffe“ gegeben habe (Brocke/Förtisch 1991: 104).

Die 70er Jahre brachten in der DDR hochschul- und wissenschaftspolitisch vor allem zweierlei: die Abkehr von der starken Orientierung auf die Wissenschaft als Problemlöserin, die Rücknahme der expandierten Hochschulbildungsbeteiligung und neuerliche Disziplinierungsschübe. Mit der Entmachtung Walter Ulbrichts durch Erich Honecker wich die Wissenschafts- und Innovationseuphorie einem deutlich kühleren Verhältnis zu Forschung und Hochschulbildung. Die kybernetische Forschung wurde massiv reduziert und in Randbereiche abgeschoben, „denn nach dem Prager Frühling wollte die SED-Spitze kein Nachdenken mehr über sich selbst steuernde Systeme“ (Decker 2015: 26). Die Studienanfängerquote der entsprechenden Altersjahrgänge ging auf 12,6 Prozent zurück (Reisz/Stock 2007: 61). Träger der sozialistischen Revolution sollten wieder die Arbeiter, nicht die Intelligenz sein (vgl. ebd. und M. Honecker 1971: 79f.).

Wie in anderen Ländern auch, so musste die Politik in der DDR zur Kenntnis nehmen, dass sich das lineare Modell von Forschungsförderung zu industriellem Wachstum als unzulänglich erwiesen hatte. Wissenschaftliche Großprojekte wurden aus wirtschaftlichen Gründen zurückgenommen. Das letzte – noch von den Ulbrichtschen Planungen inspirierte – und ambitionierteste Projekt dieser Art wurde 1971 gestartet und 1975 erschlafft beendet.

(2013: 151–185) eine maliziöse halbbelletristische Nachbetrachtung aus Teilnehmersicht nachlesen.

¹⁷ dazu genauer unten in B. 2.2. Evaluationen Abwicklungen und neue Strukturen

Es handelte sich um das Großforschungsvorhaben MOGEVUS – Molekulare Grundlagen der Entwicklungs-, Vererbungs- und Steuerungsprozesse. Desse-
sen Schwerpunkt bildeten molekularbiologische Schlüsselprobleme der
Grundlagenforschung bei höheren Zellen. Ihre Aufklärung sollte die Voraus-
setzungen schaffen, um anwendungsorientierte Lösungen für medizinische
Diagnose und Therapie, bei der Züchtung von Pflanzenzellen in Zellkulturen,
für gentechnische Projekte in der Tierzucht und erhöhte landwirtschaftliche
Erträge in der Landwirtschaft zu realisieren. In dem institutionenübergrei-
fenden Vorhaben waren über 800 Wissenschaftler:innen der AdW und aus
Hochschulen zusammengeführt worden (Malycha/Thoms 2010: 125f.).
Fortan setzte sich dann als Bezugsrahmen für die wissenschaftliche Arbeit
immer mehr die DDR-eigene Situation und die Zusammenarbeit mit der So-
wjetunion durch (Tandler 2000: 346f.) – eine tendenzielle Abkopplung vom
internationalen Referenzsystem.

Nach einer kurzen kulturpolitischen Entspannungsphase („Weite und Viel-
falt“, so Erich Honeckers Losung auf dem VIII. Parteitag 1971) waren die
70er Jahre alsbald wieder durch Disziplinierungen geprägt. Diese waren
zwar nicht wissenschaftsspezifisch intendiert, sondern allgemein intelli-
genzpolitisch – mit dem Höhepunkt der Biermann-Ausbürgerung 1976 und
den daraus folgenden Entwicklungen insbesondere in den künstlerischen
Milieus. Doch hatten diese Vorgänge Auswirkungen auch auf Hochschulen
und Forschungsinstitute. Politisch orthodoxe Positionen gewannen dort die
Oberhand, und politisch motivierte Verfahren gegen Studierende und Wis-
senschaftler strahlten in ihren Disziplinierungswirkungen weit aus. Die Par-
teiaufsicht über die wissenschaftsinternen Vorgänge wurde verstärkt er-
gänzt durch eine geheimpolizeiliche. Diese prägte zwar nach allgemeiner
Auffassung der meisten Wissenschaftler:innen den akademischen Alltag
weniger, als dies nachträglichen Darstellungen zu entnehmen ist. Doch er-
zeugte sie zumindest ein latentes Bewusstsein des Beobachtetwerdens.
Überdies konnte sie dann, wenn ein Wissenschaftler, eine Wissenschaftle-
rin erst einmal ins operative Fadenkreuz gelangt war, sehr schnell existenzi-
ell werden.¹⁸

Das Studium an den Hochschulen war – über die gesamten DDR-Jahrzehnte
hinweg – sehr strikt durchorganisiert, vollzog sich innerhalb von Seminar-
gruppen und mit festen Studienplänen. Das Studieren im Seminargruppen-
verbund war sowohl pädagogisch als auch politisch motiviert: Es diente
dem Lernen im Kollektiv und der politischen Kontrolle. Eine staatliche Sti-
pendienregelung sicherte seit 1981 allen Studierenden monatlich mindes-
tens 200,- Mark, was einem Viertel eines Facharbeiterlohnes oder einem
Drittel eines Krankenschwesterngehalts entsprach. Ebenso garantierte der
Staat jedem Hoch- und Fachschulabsolventen einen Arbeitsplatz (auch

¹⁸ vgl. z.B. Crüger (1990), Scharf (1996), Mielke/Kramer (1997), Römer (2000), Bock
(2000), Witte (2006), Börner (2012), David (2012), Buthmann (2020)

wenn die bildungsplanerischen Vorausberechnungen des Akademikerbedarfs sich fast nie bestätigten, vgl. Köhler/Stock 2004). Gleichzeitig waren alle Studierenden verpflichtet, nach Abschluss des Studiums drei Jahre dort zu arbeiten, wo es die „gesellschaftlichen Erfordernisse“ geböten.¹⁹

In der Bundesrepublik waren die 70er Jahre durch eine Fortsetzung der Hochschulexpansion und eine gleichzeitig einsetzende Pädagogisierung der Hochschulen charakterisiert. Die Fachhochschulen wurden als weiterer Hochschultyp durchgesetzt, große Hochschulbauvorhaben in Gang gesetzt sowie zahlreiche Universitäten neu gegründet. Mit der Expansion gerieten auch neue Gruppen an die Hochschulen, die bis vor kurzem noch von konservativen Professoren als studienunfähig kategorisiert worden waren. Diesen Behauptungen der Studienunfähigkeit sollte nun der Boden entzogen werden. Die im Zuge dessen expandierende Hochschuldidaktik neigte dabei auch zu überschießendem Elan und suchte sich als Leitwissenschaft der Hochschulbildung zu profilieren – mit der Folge, in den beiden folgenden Jahrzehnten umso gründlicher an den Rand gedrängt zu werden.

Die 80er Jahre schließlich waren in der DDR von einer allgemeinen gesellschaftlichen Krise und einer Generationsblockade geprägt. Beide wirkten auch unmittelbar auf die und in der Wissenschaft. Die offensichtlich werdende Krise des sozialistischen Systems wurde weder in der Politik noch in der Wissenschaft als gesellschaftliche Krise begriffen, sondern vorrangig als Steuerungskrise (Ettrich 1992: 450). Doch selbst systemimmanente Steuerungsreformen wurden blockiert. Auch hierfür findet sich allgemeingesellschaftlich wie wissenschaftsspezifisch eine gemeinsame Ursache: Die Aufbaugeneration der DDR okkupierte anhaltend die Führungspositionen und Schaltstellen des Systems, während eine eher an technokratischer Sachlichkeit orientierte mittlere Kadergeneration in der zweiten Reihe gehalten wurde. Nicht zuletzt diese Generationsblockade verhinderte systemimmanente Steuerungsreformen bzw. deren (rechtzeitiges) Vordenken in der Wissenschaft.²⁰

Schließlich kämpfte die DDR um ihr ökonomisches Überleben.²¹ Auch im Hochschul- und Wissenschaftsbereich incl. Hochschulmedizin hatte sich seit

¹⁹ vgl. die entsprechende Verpflichtungserklärung, dok. in Fachtagung Medizin (o.J. [1993]: 4)

²⁰ Eine späte Ausnahme für letzteres stellte in der zweiten Hälfte der 80er Jahre das „Projekt Moderner Sozialismus“ an der Humboldt-Universität zu Berlin dar. Es suchte, akademisch wie politisch ambitioniert, eine veränderte Reproduktionslogik für alle gesellschaftlichen Bereiche zu entwerfen. Doch auch dieses kam zu spät, um noch praktische Wirkungen entfalten zu können. Vgl. Brie (1988); Brie et al. (1989); Land/Kirschner (1990); Rochtus (1999), und sämtliche Literatur zu diesem Thema im Überblick: Pasterack/Hechler (2016: 522–524).

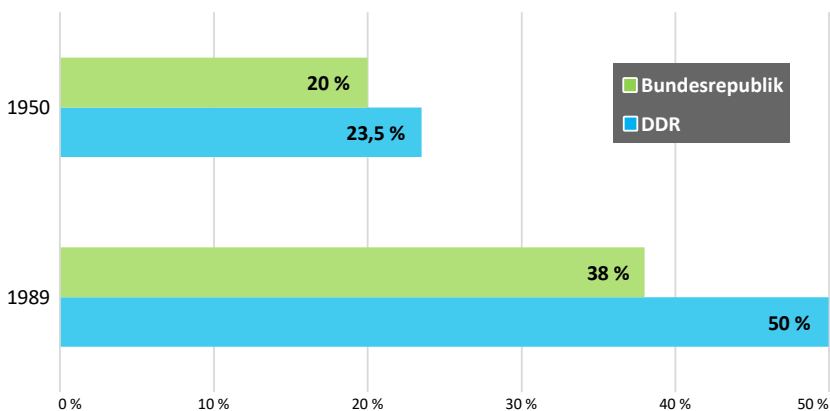
²¹ Vgl. Schürer et al. (1989); Hertle (1991); Schürer (2014: 100–197). Ohne dies hier vertiefen zu können, sei zumindest darauf verwiesen, dass es dazu auch konkurrierende Auffassungen gibt, vgl. dazu aus jüngerer Zeit Roesler (2020).

den 70er Jahren ein großer Stau an nötigen Investitionen bei Gebäuden, Anlagen, apparativen Ausstattungen und Rechentechnik aufgebaut (vgl. ZHB 1989: 15; Meier 1982 und 1987). Zur „höchsten Tugend“ avancierte aber, Valuta einzuspielen, auch seitens der Wissenschaft (Teichmann 2002: 163). Zugleich habe sich im letzten DDR-Jahrzehnt, so Klaus Meier, das Verständnis der Rolle von Forschung unter der Hand „von einer Art ‚Geheimwaffe‘ in der Systemauseinandersetzung zu einem ‚Feuerwehr- und Notdienst‘“ gewandelt. Die Gründe sind leicht einsichtig: Es galt, „die Folgen des westlichen High-Tech-Embargos, der Devisenknappheit und des technologischen Nachlaufs in Grenzen zu halten“ (Meier 1999: 1308f.). In der Hochschulmedizin fand sich die allgemeine Versorgungskrise im Laufe der 80er Jahre zunehmend durch Flucht und Ausreisen von medizinischem Fachpersonal verschärft. Die nichtintendierten Effekte politischer Steuerungsbemühungen nahmen zu – mit dem Höhepunkt der Implosion des DDR-Systems im Herbst 1989.

Hatten aber am Ende der DDR zumindest die jahrzehntelangen Bemühungen um mehr soziale Gleichheit bei der Hochschulbildungsbeteiligung Früchte getragen? In einer Hinsicht nur zeitweise: Die „Tendenz der überproportionalen Reproduktion der Studentenschaft aus der Intelligenz und der damit verbundenen geringeren Repräsentanz von Arbeiterkindern an den Hochschulen“, so hieß es 1987, habe sich „in den letzten Jahren erheblich verstärkt“ (Fritsch/Rommel 1987: 2). Da sich die DDR als Arbeiter- und Bauernstaat verstand, berührte dieses Thema unmittelbar die politischen Legitimationsgrundlagen des Systems. Deshalb wurde in den offiziellen Statistiken die soziale Herkunft der Studierenden durch zwei Tricks geschönt. Zum einen wurden „Funktionäre der Arbeiterklasse“ – Partei- und Staatsfunktionäre und -funktionärinnen, Berufssoldaten und Polizisten – als Angehörige der Arbeiterklasse gezählt. Zum anderen erhöhten die Hochschulen selbst ihren Arbeiter- und Bauerkinderanteil statistisch, indem die soziale Zuordnung ihrer Studierenden nach dem am niedrigsten qualifizierten Elternteil bzw. nach eigener vorangegangener Tätigkeit der Studierenden in einem Betrieb vorgenommen wurde. „Auf diese Weise lag der Anteil der der Gruppe ‚Arbeiter‘ zugeordneten Studenten bei 34 %“, konstatierte das Ost-Berliner Zentralinstitut für Hochschulbildung. Tatsächlich aber betrug 1986 dieser Anteil nur 22 Prozent. (ZHB 1989: 2f., 17)

In einer zweiten Hinsicht waren die Ergebnisse durchgreifender: bei der geschlechtsausgewogenen Zusammensetzung der Studierendenschaft. 1951 bestand diese – damals 27.800 Direktstudierende – zu 23,5 Prozent aus Frauen. Bis 1989 konnte diese Quote auf 50 Prozent (von 109.400 Direktstudierenden) gesteigert werden; unter Einbeziehung der Fernstudierenden betrug in diesem Jahr der Frauenanteil 48,5 Prozent. (MBW 1990: 24, 26) Zum Vergleich: In der Bundesrepublik waren 1951 20 Prozent der 134.500 Studierenden Frauen, und bis zum Jahr 1989 wuchs der weibliche Anteil an den dann 1,5 Millionen Studierenden auf 38 Prozent (Lundgreen 2008: 262).

Tafel 3: Geschlechterverteilung innerhalb der Studierendenschaften in der ehemaligen Bundesrepublik und der DDR, 1950 und 1989



Datenquellen: MBW (1990: 24, 26) und Lundgreen (2008: 262). Eigene Darstellung

In Westdeutschland schloss sich an die Pädagogisierung der Hochschulen in den 70er Jahren im darauffolgenden Jahrzehnt zunächst deren Bürokratisierung an. Kapazitätsverordnung (KapVO), Zentralstelle zur Vergabe von Studienplätzen (ZVS) sowie das wissenschaftspolitische Kartell aus Bund-Länder-Kommission für Forschungsförderung und Bildungsplanung (BLK) und Kultusministerkonferenz (KMK): Sie standen für eine technisch verwaltende Erstarrung der Wissenschaftspolitik, die keine Antworten für die Bewältigung der Expansionsfolgen hatte. Die Bürokratisierung stellte den Versuch dar, die sich nun strukturell verfestigende Unterfinanzierung der Hochschulen zu bewirtschaften.

Der Wissenschaftsrat suchte nach einem Ausweg und meinte, ihn 1985 im Wettbewerb zu finden, und zwar nicht im herkömmlichen Wettbewerb um Geltungsansprüche wissenschaftlichen Wissens, sondern im Wettbewerb auf Organisationsebene (Wissenschaftsrat 1985). Hier wurden vor allem Anlehnungen an den US-amerikanisch dominierten Hochschulraum wirksam. Die Hochschulen als Ganze und die Länder im föderalen System sollten in einen Wettbewerb treten. Man hoffte dadurch, angesichts knapper werdender staatlicher Grundfinanzierung neue Mechanismen für effizienteren Ressourceneinsatz zu finden und Leistungssteigerungen des Systems insgesamt zu erzielen. Inspiriert war das vom damals reüssierenden New Public Management (NPM). Dieses halte, so die Annahme, in der Privatwirtschaft erprobte, für den öffentlichen Verwaltungssektor adaptierbare (Selbst-) Steuerungsmechanismen bereit. Entbürokratisierung, Konzentration auf Kernaufgaben, Klienten- und Mitarbeiterorientierung, Leistungsqualität, Kostendisziplin und Wettbewerb schufen die Voraussetzungen, um vom Verwaltungs- zum Verhandlungsstaat, vom expandierenden zum aktivierenden

Staat, von der Hoheitsverwaltung zum Dienstleister gelangen zu können.²² Das nun auch den Hochschulen nahegelegte wettbewerbliche Handeln setze demnach Ressourcen frei, die mit verminderten Mitteln erweiterte Leistungen ermöglichen.²³

Wie in der DDR, so hatte es auch in Westdeutschland in den 80er Jahren eine Generationsblockade in der Wissenschaft gegeben. Allerdings war diese dort weniger politisch aufgeladen. Die Blockade rührte zwar von den Massenbesetzungen der expansionshalber neu geschaffenen Professuren Anfang der 70er Jahre her. Damals waren Assistenten und Oberassistentinnen kohortenweise auf Professuren berufen worden. Die Inhaber (und damals sehr wenigen Inhaberinnen) der Professorenstellen befanden sich in Lebensaltersabschnitten, die ihre Pensionierungen überwiegend erst für die 2000er Jahre vorhersagen ließen. Zugleich war einerseits die Expansion des Hochschulsystems seit Ende der 70er Jahre zum Stillstand gekommen. Andererseits vertieften sich ab 1992 durch einen Konjunkturrückgang und die Kosten der deutschen Einheit die finanziellen Spielräume der öffentlichen Hände. Mit der Neueinrichtung von Personalstellen konnte – trotz expandierender Studierendenzahlen – realistischerweise nicht gerechnet werden.

Während derart die Aufstiegskanäle verstopft waren, hatte sich in – für damalige Verhältnisse – großer Zahl akademisches Junior Staff habilitiert. Für dieses ergaben und verfestigten sich düstere Aussichten. Der entstandene Berufungsstau wurde seinerzeit als „Habilitierten-Krise“ verhandelt. Die Situation ähnelte derjenigen, die für das Ende des 19. Jahrhunderts als „Nicht-Ordinarienfrage“ thematisiert worden ist: „Von einem ‚Nachwuchs‘ mit der realen Chance, einmal das Karriereziel des Ordinariats zu erlangen, konnte angesichts des absoluten und relativen Anstiegs der verschiedenen Lehrkörpergruppen und einer grundlegenden Veränderung der Laufbahnerwartungen ... nur noch mit erheblichen Einschränkungen gesprochen werden.“ (vom Bruch 1984: 74)

Seit Mitte der 80er Jahre war das Thema der aktuell prekären Habilitierten zum Gegenstand verschiedener Studien geworden (Holtkamp et al. 1986; Karpén 1986; Kossbiel et al. 1987; Hübner/Schindelman 1992). Diese sind zwar sämtlich nicht im sozialwissenschaftlichen Sinne repräsentativ. Doch immerhin geben sie Hinweise darauf, wie gedämpft die Erwartungen

²² vgl. statt vieler Damkowski/Precht (1998) und Bandemer et al. (1998)

²³ Später, nachdem Erfahrungen mit der organisationalen Wettbewerbsorientierung vorlagen, wurde aus dem Wissenschaftsrat heraus diese Orientierung deutlich relativiert. Die Wissenschaftsratsvorsitzende Dorothea Wagner 2023: Zu fragen sei, „wie die verschiedenen Governance-Mechanismen im Wissenschaftssystem zusammenwirken und in welche Richtung sie die Wissenschaft treiben. Wettbewerb alleine kann nicht garantieren, dass das Wissenschaftssystem seinen Beitrag zur Weiterentwicklung und der in Teilen notwendigen Transformation der Gesellschaft leisten kann; er kann sogar in die falsche Richtung führen.“ (Wagner 2023: 6)

waren. Das Alter der Habilitierten betrug seinerzeit im Durchschnitt 38 Jahre; ihre Habilitationen hatten etwa acht Jahre in Anspruch genommen. Über die verschiedenen Studien hinweg wurden für rund ein Drittel der Habilitierten ungesicherte Beschäftigungsaussichten ermittelt. Für die anderen zwei Drittel bestand auch nur etwa zur Hälfte die Aussicht auf eine Professur, waren aber zum Teil immerhin andere akademische Berufsrollen möglich. (Vgl. Reimann 1994)

Es gab auch Versuche, das Problem politisch zu thematisieren. Zum Beispiel veranstaltete die Friedrich-Ebert-Stiftung 1992 und 1994 Symposien zum Thema Wissenschaftlerarbeitslosigkeit. Zwei der Organisatoren formulierten Schlussfolgerungen daraus, die das Ausmaß der Problemlagen veranschaulichten. Demnach brauche es unter anderem eine Verbesserung des Arbeitsförderungsgesetzes „zur Beseitigung der Perspektiv- und Einkommenslosigkeit hochqualifizierter Wissenschaftler“, eine „subsidiäre Wissenschaftlersozialversicherung“ und einen Umbau des Forschungsförderungssystems, z.B. im Rahmen eines „tertiären Wissenschaftssektors“, bestehend aus bundesweit vernetzten „Landeszentren für dynamischen Wissenschaftstransfer“. Im übrigen sei eine empirische Studie über Situation und Perspektiven der betroffenen Gruppen nötig, d.h. das vorhandene Wissen über die Gruppe der Betroffenen und ihre Situation wurde als unbefriedigend eingeschätzt. (Hauthal/Gizewski 1994: 13f.)

Als dann die Neubesetzungen in den ostdeutschen Ländern einsetzten, ließ sich das Problem, völlig unverhofft, auflösen.²⁴ So kamen zwei Vorgänge, die zunächst nichts miteinander zu tun hatten, historisch zufällig durch die deutsche Vereinigung in einen Zusammenhang. Zugleich wurden deutliche Problematisierungen der Hochschulentwicklungen, die sich auf das in den Osten zu transformierende System insgesamt bezogen, formuliert. Zum Schlagwort, das die an Verbreitung gewinnenden Meinungen über die Hochschulen – und die Hochschulpolitik – polemisch zuspitzte, wurde „Im Kern verrottet“ (vgl. Simon 1991a; Glotz 1996).

1.3. Politische Loyalitäten

Nach 1990 wurde das Handeln der DDR-Wissenschaftler:innen öffentlich vielfach infragegestellt: Wo sie nicht aktiv an Repressionsmaßnahmen mitgewirkt hätten, sei ihr Handeln in der DDR von Opportunismus geprägt gewesen. Gelegentliche kritische Einlassungen, die es gewiss auch gegeben habe, müssten als Kleinkritiken decouvriert werden, da sie nicht das System infragegestellt hätten. Treffen solche Kritiken den Kern der Motivlagen, die das Handeln eines Großteils der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler

²⁴ dazu unten C. 3.6 Wettbewerbsfähigkeit und Klientelismus

anleiteten? Was veranlasste die wissenschaftlichen Akteure dazu, trotz Erfahrungen wie den oben dargestellten, ganz überwiegend ihre Loyalität zur DDR nicht aufzukündigen? Die zweite Frage formuliert ein vermeintliches Rätsel, von dem das Nachdenken über die DDR bis heute geprägt ist.

Zunächst ist in Rechnung zu stellen, dass mit dem Mauerbau 1961 die Möglichkeiten, Loyalität aufzukündigen, stark eingeschränkt waren: Die Exit-Option bestand nur noch für Reisekader. Wer wissenschaftlich arbeiten wollte, sah sich auf die bestehenden Umstände im Wissenschaftssystem zurückgeworfen. Die Vermeidung von Heldentum und das Verfolgen von Karrierezielen mag man moralisch anprangern, doch gab es dafür zumindest individuell auch rechtfertigende Gründe.

So stellte z.B. die sog. politische Linie ein fortwährendes Risiko dar. Im eigentlichen handelte es sich dabei mindestens um eine Schlingelinie: Sie war über die 45 Jahre ostdeutscher Nachkriegsgeschichte hin höchst wechselhaft und windungsreich. Deshalb bestand für Wissenschaftler:innen praktisch jederzeit die Möglichkeit, in Gegensatz zur gerade aktuellen ‚Linie‘ zu geraten. Infolgedessen hatte nahezu jeder DDR-Wissenschaftler auch irgendwann einmal ein irgendwie geartetes Konflikterlebnis – und konnte darüber nach 1989 berichten, was die erstaunliche Vielzahl an Konflikterzählungen plausibel macht. Es hätte ja durchaus auch eines beträchtlichen Ausmaßes an Borniertheit oder Selbstbetrug bedurft, um schlichtweg *immer* mit den jeweiligen politischen Anforderungen konform zu gehen – und sei es nur deshalb, weil die politischen Ansprüche an die Wissenschaft Konjunkturen unterlagen, deren Wechsel selbst bei ausgeprägtestem Spürsinn nicht immer rechtzeitig zu erfassen waren.

Entsprechend kollidierten ebenso eher kritisch gestimmte Wissenschaftler mit der Parteilinie, wie Dogmatikerinnen in den temporären Phasen intellektueller Flexibilisierung in Gegensatz zu ihr gerieten. Zudem fochten nicht nur Dogmatiker gegen und Nichtdogmatikerinnen für Aufweichungen der Dogmen. Vielmehr wandelte sich mancher im Laufe der Zeit vom einen zum anderen, was die Chancen, im Karriereverlauf in Konflikte verwickelt zu werden, mindestens verdoppelte. Insofern sind die individuellen Erinnerungen, nicht immer einverstanden gewesen und deshalb in Auseinandersetzungen geraten zu sein, in der Regel empirisch gedeckt. Und wer Konflikte durchgestanden hat, mag sich nicht im Nachhinein als opportunistisch kategorisiert sehen – dies wiederum begründet manche Ausführlichkeit von Konfliktberichten, die seit 1990 dem Publikum offeriert wurden.

Neben der wechselhaften politischen Linie aber gab es auch ein verbreitetes politisches Einverständnis. Hier kam – wie aus der großen Mehrheit vor allem der autobiografischen Texte, die seit 1990 von DDR-Wissenschaft-

ler:innen vorgelegt wurden,²⁵ aber auch aus der DDR-Wissenschaftsbelletristik (vgl. Pasternack 2024b) herausarbeitbar ist – in der Wissenschaft eine spezifische Rationalität zum Zuge. Diese war erst einstellungs-, dann handlungsleitend: Die DDR sah sich, neben den anderen sozialistischen Ländern, als Vollstrecker eines historischen Gesetzes, wonach die Befreiung von Ausbeutung die unabweisbare Aufgabe der Gegenwart darstelle.²⁶ Dieses Gesetz – im eigentlichen eine teleologische Annahme – galt als wissenschaftlich hergeleitet, was wiederum seine dogmatische Geltung begründete. Zwar sehen externe Betrachter das Einverständnis mit den Prämissen des DDR-Systems und deren Integration in Forschungsprogramme als Merkwürdigkeiten, da sie dem universalistischen Erklärungsanspruch der Wissenschaft zuwiderliefen. Doch aus DDR-interner Perspektive galt dieses Einverständnis individuell meist als biografische Grundentscheidung, die man gut begründet sah.

Hier eröffnete das Produktivkraft-Wissenschaft-Paradigma einen Horizont, der es einerseits nachvollziehbar machte, warum es mit der realen Emanzipation noch nicht so weit her war, der andererseits in Aussicht stellte, dass diese alsbald gelingen könne. Der Schriftsteller Joachim Walther hat die zeitgenössischen Erwartungen 1972 in seinem Roman „Zwischen zwei Nächten“ referiert: Die wissenschaftlich-technische Revolution wirke strukturverändernd auf die Arbeitstätigkeit. Durch Komplexautomatisierung werde der Mensch aus dem unmittelbaren Produktionsprozess herausgelöst. Statt körperlicher Arbeit gehe es hin zu Überwachungs- und Steuerungszentralen. Dominieren würden künftig Wahrnehmungsfunktionen, Entscheidungsverhalten und Denkprozesse. (Walther 1972: 115)

Dies war der Sache nach die Paraphrasierung einer Passage aus den „Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie“:²⁷ Auf entsprechender Produktivkraftstufe werde es, so Karl Marx, nicht mehr der Arbeiter sein, „der modifizierten Naturgegenstand als Mittelglied zwischen das Objekt und sich einschiebt; sondern den Naturprozeß, den er in einen industriellen

²⁵ Soweit in Buchform erschienen, weitgehend vollständig nachgewiesen in Pasternack (2016) für die Gesellschaftswissenschaften und ders. (2021) für die naturwissenschaftlichen Disziplinen, vgl. dort auch entsprechende Übersichten: S. 149–151 bzw. 134–137. Daneben gibt es eine praktisch nicht überschaubare Zahl an autobiografischen Texten in Artikelform.

²⁶ Das Ziel an sich genießt systemübergreifende Akzeptanz, vgl. etwa Art. 167 Abs. 1 der Verfassung des Freistaats Bayern: „Die menschliche Arbeitskraft ist als wertvollstes wirtschaftliches Gut eines Volkes gegen Ausbeutung, Betriebsgefahren und sonstige gesundheitliche Schädigungen geschützt“. Etwas unklar bleibt in der Formulierung nur, ob die Ausbeutung in Bayern als „gesundheitliche Schädigung“ gilt.

²⁷ Zu den Frühschriften von Marx gehörend und ursprünglich nicht in der kanonischen Ausgabe der Marx-Engels-Werke (MEW) enthalten. Erst 1983 wurden die „Grundrisse“ als (chronologischer) „Ergänzungsband“ publiziert und zugleich als Band 42 formal in die MEW integriert.

umwandelt, schiebt er als Mittel zwischen sich und die unorganische Natur, deren er sich bemeistert. Er tritt neben den Produktionsprozeß, statt sein Hauptagent zu sein.“ (Marx 1983 [1857/1858]: 601)

In diesem Horizont konnten nun das nach wie vor gegebene Gefangensein der Arbeit im Takt der Maschine und die politische Unfreiheit als so bedauerlich wie temporär abgetan werden. Zu ihrer Überwindung sei ‚lediglich‘ eines nötig: die technischen Entwicklungen hinzubekommen, welche das Produktivkraft-Niveau ermöglichten, um zu den Produktionsverhältnissen zu gelangen, die eine solche Basis der gesellschaftlichen Verhältnisse sicherstellen könnten, aus deren Dynamik dann auch die allgemeine Emanzipation zu verwirklichen wäre.

Derart wird auch das Bündnis zwischen Wissenschaft und Politik erklärbar, das die immer wieder erneuerte Motivation in der Wissenschaft, an dem politischen Projekt des Sozialismus mitzuwirken, sicherte. Erst so begriffen wird auch die zentrale Rolle des Topos Wissenschaftlich-technische Revolution (WTR) plausibel, nämlich als dreifach codiert: Die Politik sah in deren erfolgreicher Gestaltung die Quelle ihrer (seit dem 17. Juni 1953 erkennbar prekären) Legitimität, insofern sich qua wissenschaftlich-technischen Fortschritts allgemeiner Wohlstand herstellen ließe. Die Wissenschaft sah in der WTR eine beständige Aktualisierung ihrer eigenen zentralen Rolle. Beide zusammen sahen darin die Chance für das Ziel der politischen Bewegung, der man sich gemeinsam zugehörig fühlte, die Ausbeutung zu beseitigen. Technologische Großprojekte wie der Aufbau einer eigenen Flugzeugindustrie in den 50er Jahren,²⁸ das Chemieprogramm (60er Jahre, vgl. „Chemie gibt Brot, Wohlstand, Schönheit“ 1958), oder das Mikroelektronikprogramm in den 80ern²⁹ waren – im Laufe der Zeit zunehmend verzweifeltere – Versuche, die Produktivkräfte auf einen Stand zu bringen, der die Einlösung des eigenen historischen Anspruchs erlauben sollte.

Der Ausgangspunkt war also eine Selbstbindung der Wissenschaft an soziale Interessen, die wiederum angesichts des Zustands der Welt ein hohes Maß an Plausibilität genossen. Bestärkend wirkten dabei fünf Aspekte:

- zum ersten die Wahrnehmung des DDR-Sozialismus als Gegenmodell zum Nationalsozialismus, während die sehr viel stärkeren personellen Kontinuitäten in den westdeutschen Funktionsebenen Anlässe gaben, der Bundesrepublik einen solchen Gegenmodell-Charakter nicht zuschreiben zu können;

²⁸ vgl. Lorenz (2003), Mewes (1997), Michels/Werner (1994)

²⁹ vgl. Klenke (2001; 2008), Kirchner (2000); Geipel (1993); Barkleit (2000)

- zum zweiten die zu geringe Distanz der prosperierenden westlichen Demokratien einschließlich der Bundesrepublik zu Regimen rechtsautoritärer und rechtsextremer Färbungen aller Art (vgl. z.B. Bösch 2024);³⁰
- zum dritten die geringe Attraktivität des kapitalistischen Systems außerhalb seiner Prosperitätszonen Westeuropa, Nordamerika, Australien und Japan;
- zum vierten eine historische Perspektivierung, in der sichtbar werde, dass sowohl Weltanschauungsgemeinschaften als auch Gesellschaftssysteme regelmäßig erst mühsam zivilisiert werden mussten: Nutze man als Hintergrundfolie etwa das Christentum, das mehr als ein Jahrtausend lang sowohl Frohe Botschaft als auch die Quelle konfessionell begründeter Greuel war, oder den Frühkapitalismus mit seinen gleichfalls mörderischen Durchsetzungsprozessen der Industrialisierung, dann müsse man realistischerweise auch den Sozialismus des 20. Jahrhunderts als – wenn auch bedauerlich gewalttätigen – Frühsozialismus betrachten;
- zum fünften die Labilität der Kalte-Kriegs-Situation, deren Gleichgewicht des Schreckens nur aufrechtzuerhalten war, wenn (auch) die sozialistische Seite stabil blieb.

All dies bewirkte insgesamt, dass die Selbstbindung an soziale Interessen transformiert wurde in eine Bindung an politische Interessen. Damit verlor das materialistische Wissenschaftsprogramm an Erklärungskraft, denn so ging es nicht mehr allein um wahrheitsfähige Aussagen, sondern immer auch um die Funktionalisierung für politischen Machterhalt. Das wurde von den Wissenschaftlern durchaus erkannt, aber hingenommen: um der Sicherung einer historischen Perspektive für eine Gesellschaft der Ausbeutungsfreiheit willen. Dies erzeugte Bindungen an das sozialistische Projekt, die nur mit sehr hohem kognitiven und emotionalen Aufwand zu kappen waren, also nur in Einzelfällen gekappt wurden. Allgemein herrschende Mehrheitsüberzeugung hingegen war, dem historischen Gesetz, wonach die Epoche der Ausbeutungsfreiheit zu entfalten sei, auch im wissenschaftlichen Handeln entsprechen zu müssen.

Damit war das, was nach 1990 als Opportunismus apostrophiert wurde, vor allem ein abgeleitetes Engagement in einem Jahrhundert, dessen erste Hälfte derart verheerend war, dass sie in seiner zweiten Hälfte eine Ent-

³⁰ Hierzu ausnahmsweise eine persönliche Erinnerung: Ausländische Forscher hatten in den 90er Jahren häufig die ihnen von westdeutschen Wissenschaftler:innen erzählte These wiedergegeben, mit dem gründlichen Elitenaustausch in Ostdeutschland wolle die Bundesrepublik vermeiden, die Fehler der ungenügenden Entnazifizierung zu wiederholen. Ich habe dann immer geantwortet, dass dies dann richtig sein könnte, wenn man eines als realistisch annehmen dürfe: dass die Bundesrepublik auch dann die Fehler der ungenügenden Entnazifizierung hätte vermeiden wollen, wenn die Altlasten nicht eines realsozialistischen, sondern eines rechtsradikalen Regimes zu bewältigen gewesen wären. Keiner der ausländischen Wissenschaftler sah sich in der Lage zu bestätigen, dass man dies realistisch annehmen könne.

scheidung für eine Seite gebot. Für die Mehrzahl der Wissenschaftler.innen in der DDR folgte aus der einmal getroffenen (Lebens-)Entscheidung für die sozialistische Seite ein Kampf der Rationalitäten: zwischen Wissen und Macht. Individuelle und kollektive Überzeugungssyndrome, die beide Rationalitäten in einen Einklang zu bringen suchten, gaben letztlich entweder einer von beiden den Vorrang oder stellten eine prekäre und nur vermeintliche Balance her. Möchte man diesen Einsichten ihre Schwerverdaulichkeit nehmen, ließe sich mit Gerhard Zwerenz (1997: 44) schließen: „In der Gewißheit, die Geschichte entschlüsselt zu haben, schreitet der Marxist siegreich von Niederlage zu Niederlage.“

1.4. Gesamtbewertung

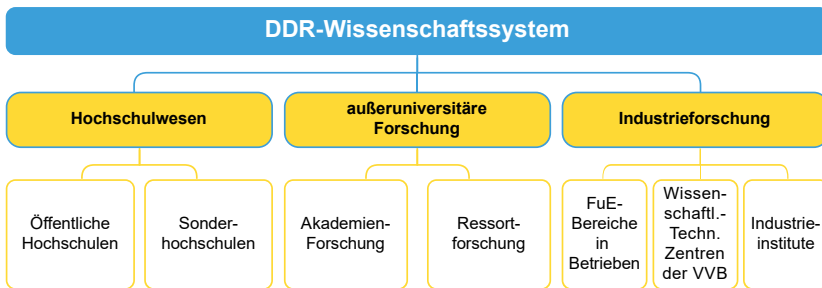
Internationalen Trends folgend war die DDR-Wissenschaftsentwicklung über die Jahrzehnte hin mit einer Expansion der Strukturen, des wissenschaftlichen Personals und – in geringerem Maße – der Hochschulbildungsbeteiligung verbunden. So gab es zu Beginn der DDR 22 Hochschulen und 1989 insgesamt 53: sechs Volluniversitäten, drei TUs, 32 Spezialhochschulen und zwölf künstlerische Hochschulen. Studierten dort zu Beginn der DDR 31.500 Personen (im Direktstudium 27.800), so waren es 1989 131.200 (im Direktstudium 109.400), eine Steigerung um 316 Prozent. Daneben gab es 32 Sonderhochschulen in Trägerschaft des SED-Zentralkomitees, von Massenorganisationen, Ministerien oder der bewaffneten Organe und 15 konfessionelle Hochschulen, die staatlich nicht anerkannt waren. Von den sechs Wissenschaftsakademien war die Akademie der Wissenschaften mit ihren zum Schluss 56 Instituten die größte. Dort stieg die Zahl der Beschäftigten von weniger als 1.000 im Jahre 1950 auf rund 24.400 im Jahre 1989, davon 6.650 Wissenschaftler.innen.

Hochschulen waren auch in der DDR zentral für die Produktion verlässlichen Wissens und für die Verteilung von Karrierechancen. Das galt in der DDR jedoch in spezifischer Weise. Verlässliche Wissensproduktion bezog sich nicht nur auf wahrheitsfähige Aussagen, sondern zugleich auf deren Passfähigkeit zu einem Weltanschauungssystem. Karrierechancen waren zwar auch, doch nicht allein an Qualifikationen gebunden, sondern ebenso an die individuelle politische Einstellung. Das DDR-Hochschulsystem hat Aufstieg und Karrieren vorbereitet und ermöglicht, und es hat Aufstieg und Karrieren be- und verhindert. Dass Systemloyalität im Laufe der Jahre zunehmend zum Beschleuniger individueller Karrieren wurde, hieß umgekehrt auch: Auf Personal, das die Bedingung der Systemloyalität nicht erfüllte, verzichtete man weithin, z.T. generell, z.T. hinsichtlich von Aufstiegschancen und damit Entfaltungsmöglichkeiten. Derart wurde auch auf personelle Leistungsreserven, die im Grundsatz zur Verfügung gestanden hätten, verzichtet, mit-

hin auf kognitive Ressourcen, also auf das, worauf es in der Wissenschaft vor allem ankommt.

Die Strukturbildung mit ihrer Zentralfrequenz von Hochschulen und Akademien-Instituten war zwar seit den 60er Jahren von der politischen Absicht geleitet, erstere hauptsächlich als Lehranstalten auszugestalten und letzteren hauptsächlich die Forschung zu überantworten. Doch erwiesen sich die Hochschulen im Vergleich zu den außeruniversitären Instituten, zumindest in den Naturwissenschaften, letztlich als forschungsproduktiver.³¹ Die gleichfalls politisch gewollte Spezialisierung der Einrichtungen fand sich zunächst strukturell durchgesetzt. Sie musste aber nahezu zeitgleich mit der Forderung nach mehr Interdisziplinarität konterkariert werden, da letztere inhaltlich geboten war. Die Gründung großer Zentralinstitute in den Bereichen der Akademien und Ressortforschung waren Versuche, das auch in der DDR bestehende Problem zu bearbeiten, interdisziplinäres Arbeiten in der akademischen Alltagskultur zu verankern.

Tafel 4: Das DDR-Wissenschaftssystem



Die Wissenschaftssteuerung wurde im Laufe der Jahrzehnte zwar immer mehr in Richtung zentralisierter Anleitung entwickelt. Doch deren Hauptinstrument, die Planung, wurde fortwährend durch den Eigensinn der Lebenswelt unterlaufen. Die Bildungsbedarfsplanung scheiterte an den (auch in anderen Ländern und Systemen bestehenden) Schwächen der Bedarfsprognostik. Die Forschungsplanung wurde zu größeren Teilen nur als formales Erfordernis bedient und als Erfüllungsberichterstattung simuliert, im übrigen aber durch die akademische Arbeitskultur relativiert. Die Definition der Wissenschaft als Produktivkraft erwies sich inhaltlich zwar als bedeutsamkeitssteigernd für die Wissenschaft. Doch erzeugte der allgemeine Ressourcenmangel, verursacht durch die Ineffizienz der Planwirtschaft, permanente Ausstattungsprobleme. Diese konnten mit erhöhtem Personaleinsatz – unter Einbeziehung der Industrieforschung im Vergleich zur ehemaligen Bundesrepublik etwa zehn Prozent Mehrausstattung in Relation zu Bevölke-

³¹ vgl. unten B. 2.1. Ausgangsstrukturen und Forschungsproduktivität im Vergleich zu den Hochschulen

rung und Erwerbstätigen (Meske 1993: 11; Meier 1999: 1327) – nur unzulänglich ausgeglichen werden.

Will man der – von Hybris nicht freien – Versuchung nachgeben, die Entwicklungen in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit und über viereinhalb Jahrzehnte hinweg insgesamt zu bilanzieren, dann lassen sich sieben Punkte formulieren:

■ Die DDR-Gesellschaft war insofern entdifferenziert, als eine allgemeine Dominanz des Politischen bewirkte, dass alle Teilsysteme politisch überfremdet waren. So trachtete die Politik auch danach, die Wissenschaft und die Hochschulen zu domestizieren. Politisch herrschte ein Wissenschaftsverständnis, das Wissenschaft instrumentell als Teil eines gesamtgesellschaftlichen Produktionsprozesses verstand. Dieser wiederum wurde von einem zentralen Machtzentrum aus über eine gestufte Herrschaftsvertikale gesteuert. Auch das wissenschaftliche Personal und die Studierenden sollten sich den politischen Vorgaben, Abläufen und Ansprüchen unterwerfen. Im Gegenzug wurden einige milieutypische Eigenheiten zugestanden bzw. inkaufgenommen.

■ Ebenso, aber seitens des Partei- und Staatsapparates unwissentlich wurde mit der Politisierung auch von Hochschulen und Wissenschaft ein weiterer Umstand inkaufgenommen: Die funktionale Differenzierung als Spezialisierung gesellschaftlicher Teilbereiche, die in modernen Gesellschaften gesamtgesellschaftliche Komplexitätsbearbeitungskapazitäten überproportional steigert, kam nur eingeschränkt zum Zuge (vgl. Pollack 2003). So blieben die Hochschulen dauerhaft unter ihren fachlichen Möglichkeiten. Umgekehrt verstand die politische Führung ihre Steuerungsaktivitäten als wissenschaftlich begründetes Handeln und suchte dieses mit Fachexpertise zu untermauern. Da dies im Rahmen ideologisch gesetzter Grenzen zu geschehen hatte, war die DDR-Geschichte auch eine Geschichte des Scheiterns der Verwissenschaftlichung von Politik.

■ In der Logik der Politisierung konnte es keine verbürgte Wissenschaftsfreiheit und Autonomie geben; gleichwohl mussten aus funktionalen Gründen auch Teilautonomien zugestanden werden. Die Wissenschaft stand dabei dauerhaft in einem Rollenkonflikt: Sie war, wollte sie ernst genommen werden, den universalistischen Regeln der Wissenschaft unterworfen, musste aber zugleich die partikularistischen Ansprüche des politischen Systems bedienen (Ettrich 1992: 453). Dies führte zu einer permanenten Spannung zwischen Instrumentalisierung und Homogenisierung der Wissenschaft einerseits sowie Versuchen der Nischenbildung und Teilautonomieerringung andererseits. Zudem war die offizielle Rhetorik der DDR durch einen eigentümlichen Kontrast charakterisiert: Einerseits wurde Normenkonformität – Plantreue, Orientierung am jeweils letzten Parteitag und ZK-Plenum, also der gerade aktuellen Parteilinie – gefordert und andererseits Kreativität beim Aufbau des Sozialismus, mithin das Gegenteil von Konfor-

mität. Infolgedessen war in den wissenschaftlichen Einrichtungen unablässig ein prophylaktisches Grauzonen-Management vonnöten, das Kräfte band, die nicht in inhaltliche Problembearbeitungen investiert werden konnten. Umso mehr ist zu würdigen, dass es Bereiche gab, in denen eine ausgeprägte Leistungsorientierung herrschte und beachtenswerte Resultate erzielt wurden.

■ Auch gab es – nicht bei allen, aber auch nicht bei nur wenigen – ein Bemühen darum, die Dominanz politischer Einflussnahmen auf Hochschulbildung und Forschung abzumildern und deren Eigenlogiken Geltung zu verschaffen. Das geschah typischerweise nicht in Konfrontation zur politischen Macht, sondern in mehr oder weniger geschickten Aushandlungsprozessen. Diese insistierten auf eine sinnvolle Arbeitsteilung zum Erreichen auch gemeinsamer Zwecke (vgl. Ash 2002), denn systemfeindlich war die überwiegende Anzahl der Hochschulangehörigen selbstredend nicht, schon aufgrund der gleichfalls politisch überformten Rekrutierungsmechanismen nicht. Eingesetzt wurden für das Insistieren Techniken, die eines in Rechnung stellten: Es sind nie die Absender, sondern immer die Adressaten von Kommunikationsbemühungen, die über den Anschluss an Kommunikationsangebote entscheiden (vgl. Ronge 1996: 137f.).

■ Unzutreffend wäre es, wenn das Verhältnis von Wissenschaft und Politik in der DDR allein als wechselseitige Indienstnahme oder widerwillige Unterordnung gekennzeichnet wird. Treffender lassen sich Wissenschaft und Politik, mit Mitchell G. Ash (2002), als „Ressourcen für einander“ begreifen. In diesem Sinne war dann die wissenschaftliche Entwicklung eine fortwährende „Um- oder Neugestaltung von Ressourcenensembles“, in denen sich Wissenschaft und Politik als gegenseitig mobilisierbar erwiesen. Dabei waren wissenschaftliche Autonomie und politische Vernetzung keineswegs vollständig inkompatibel. Wo die beiden Funktionssysteme Wissenschaft und Politik funktional getrennt operierten, dort war dies eine sinnvolle Arbeitsteilung zum Realisieren gemeinsamer Zwecke. Eine Folge dessen konnte dann durchaus die Gewinnung von zusätzlicher Teilautonomie der Wissenschaft sein, wenn sich erfolgreich plausibel machen ließ, dass so den politischen Zielen noch effektiver gedient werden könne. Dabei ging die Initiative auch von Seiten der Wissenschaftler.innen aus, indem diese Allianzen mit externen Unterstützungsinstanzen schlossen. (Ebd.: 32f., 47, 50)

■ Erstaunen kann, dass trotz der obwaltenden Bedingungen in zahlreichen Bereichen beachtenswerte Forschungsergebnisse erzielt wurden – wobei diese Bewertung davon ausgeht, dass Beachtlichkeit nicht erst dann erreicht wird, wenn Paradigmen umgestoßen und wissenschaftliche Revolutionen ausgelöst werden: Wissenschaft ist überall und systemunabhängig nur ausnahmsweise Spitzenwissenschaft. Doch selbst für die Gesellschaftswissenschaften, die im Nachgang weitgehend zu Recht nur wenig freundliche

Erinnerung wecken, ist eine Reihe bemerkenswerter Arbeitsergebnisse zu notieren.³²

■ Bei aller Politisierung war das DDR-Hochschulwesen auch ein Versuch, in mancher Hinsicht auf rationale Weise und unter erheblichem Einsatz engagierter Beteiligter Hochschulen schrittweise zu modernisieren. Dazu gehörten unter anderem die Bemühungen, in zweierlei Hinsicht mehr soziale Gleichheit über Hochschulbildung herzustellen: indem Arbeiter- und Bauernkindern der Zugang erleichtert und indem geschlechtsspezifische Schranken abgebaut werden sollten. Dies gelang unterschiedlich. Zwar wurde zumindest zwischen 1954 und 1964 das angestrebte Ziel – 50 Prozent Arbeiter- und Bauernkinder innerhalb der Studentenschaft – erreicht (Kowalczyk 1995: 48). Doch in den 80er Jahren war die Selbstreproduktionsquote der Intelligenz über akademische Bildung ihrer Nachwachsenden wieder auf 73 Prozent gestiegen. Hinsichtlich der Frauenbeteiligung am Hochschulstudium dagegen erwies sich die DDR als erfolgreicher. War sie gegenüber der Bundesrepublik mit einem leichten Vorsprung gestartet, so endete sie 1989 mit einem großen Vorsprung von zwölf Prozentpunkten und hatte damit zugleich Geschlechterparität hergestellt. Nur wenig gelungen war hingegen, die weiterführenden akademischen Aufstiegskanäle für Frauen zu öffnen. Das Anliegen, Bildungsaspirationen gezielt zu entwickeln, zu ermöglichen und zu fördern, war also teils gescheitert und teils erfolgreich.

Ein Vergleich der Entwicklungen in der DDR mit denen in der ehemaligen Bundesrepublik ergibt folgende Hauptbefunde:

■ Seit den 60er und 70er Jahren galt für die beiden deutschen Staaten, dass eine Indienstnahme der Wissenschaft incl. der Hochschulbildung für die technologische und wirtschaftliche Entwicklung versucht wurde. Die Stichworte, unter denen dies stattfand, waren auf beiden Seiten etwas unterschiedlich, bezeichneten aber ähnliches: „Wissenschaftlich-technische Revolution“ oder kurz „WTR“ hieß in der DDR, was in Westdeutschland als „Durchsetzung technologischer Überlegenheit“ zur „Standortsicherung“ innerhalb der Systemauseinandersetzung firmierte. Ebenso gab es in beiden deutschen Staaten der 60er und 70er Jahre eine starke Wissenschaftsgläubigkeit, die zugleich einem allgemeinen internationalen Trend entsprach. Sie knüpfte an die seinerzeitige Konjunktur systemischen bzw. kybernetischen Denkens und eine verbreitete Planungseuphorie an. In der DDR machte in diesem Zusammenhang das Schlagwort von der „wissenschaftlichen Leitung“ in Wirtschaft und Gesellschaft die Runde. Gemeint war damit sowohl eine methodisch angeleitete Führung als auch der Wille, die Wissenschaft in einem technischen Sinne als Instrument zur Leitung der gesellschaftlichen Entwicklung zu mobilisieren.

³² siehe dazu unten E. 2.3. Inhaltliche Abbrüche und Übergänge

■ Auch für die 80er Jahre lässt sich eine Gemeinsamkeit ausmachen, nämlich die Generationsblockade. Allerdings war dies allein in der DDR ein Problem, welches das Verhältnis von Wissenschaft und Politik im engeren Sinne berührte – nämlich im Hinblick auf die Erstarrung des Systems, die sich nicht zuletzt in ihrem vergeisenden Führungspersonal zeigte. In der Bundesrepublik hingegen war die Generationsblockade ein rein wissenschaftssysteminternes Problem.

Tafel 5: Die deutsch-deutsche Wissenschaftsentwicklung der Nachkriegsjahrzehnte in Stichworten

	1940er/50er	1960er	1970er	1980er
DDR	Ideologisierung	technokratische Modernisierung	Expansionsrücknahme	Systemkrise
	Zentralisierung			
	Gegenprivilegierung	Hochschul-expansion	Disziplinierung	Generations-blockade
	Kaderpolitisierung			
Ehemalige Bundesrepublik	Restauration	Hochschul-expansion	Expansions-fortsetzung	Generations-blockade
		kulturelle Durchlüftung	Pädagogi-sierung	Unter-finanzierung
		Demokratisierung		Bürokratisierung

■ In der Bundesrepublik dominierte ein Verständnis von Wissenschaft als autonomer Sphäre. Dies fand seinen Ausdruck in der individuellen Wissenschaftsfreiheit und der institutionellen Hochschulautonomie. Die Eigenlogik der Wissenschaft war im Grundsatz akzeptiert. Politische Interventionen begründeten sich zunächst aus dem Umstand, dass weit überwiegend öffentliche Mittel zur Finanzierung der Forschung aufgewendet werden. So gab es etwa immer wieder Konjunkturen des Ausbaus bestimmter Fächer, und über öffentliche Förderprogramme wurde (und wird) versucht, bestimmte Themenfelder prioritär zu entwickeln. Daneben kamen – etwa im Zusammenhang mit dem Radikalenerlass in den 70er Jahren – explizit politisch motivierte Überdehnungen versuchter Einflussnahme auf die Wissenschaft vor. Darüber hinaus ergaben (und ergeben) sich Einschränkungen der Autonomie dann, wenn die Wissenschaft durch Tendenzen funktionslogischer Sektorenkolonisation usurpiert wird: Mehrfach fanden und finden sich Versuche, politischen und wirtschaftlichen Funktionslogiken im Wissenschaftsbereich Geltung zu verschaffen. Doch blieb bei all dem, im Grundsatz, die individuelle Wissenschaftsfreiheit ein Maßstab, der sich gegebenenfalls (verfassungs)gerichtlich einklagen ließ. Wo es zu Spannungen zwischen der Autonomie der Wissenschaft und Ansprüchen der Politik kam, waren diese – anders als in der DDR – öffentlich thematisier- und diskutierbar.

■ Als zentraler Unterschied zwischen DDR und Bundesrepublik hinsichtlich des Wissenschaft-Politik-Verhältnisses ist zu notieren, wie die Steuerung von Wissenschaft aufgefasst und umgesetzt wurde. In der DDR war der Steuerungsoptimismus – auch gegen alle widerstreitenden Erfahrungen – zeitenübergreifend ungebrochen. Er wurde lediglich in einer kurzen Phase in den 60er Jahren relativiert, als der Eigenlogik der Subsysteme breiterer Raum verschafft werden sollte. In der Bundesrepublik hingegen fand und findet fortwährend eine Auseinandersetzung zwischen Steuerungsoptimisten und Steuerungspessimisten statt – die nie eindeutig entschieden wurde und wechselnde Sieger sah und sieht.

Metaphorisch ließe es sich auch so ausdrücken: In der DDR trachtete die Politik danach, die Wissenschaft zu domestizieren. Die Wissenschaftler sollten sich den politischen Vorgaben, Abläufen und Ansprüchen unterwerfen – im Gegenzug wurden einige arttypische Eigenheiten zugestanden bzw. in Kauf genommen. In der Bundesrepublik war es durch die Jahrzehnte hin weitgehend akzeptiert, dass die Wissenschaft ihr eigenes Habitat selbst organisiert. Die Politik erwartete zwar durchaus auch, dass Nützlichkeitservartungen bedient werden. Sie baute aber im wesentlichen darauf, dass die Erträge umso effektiver ausfallen, je restriktionsfreier sie zustande kommen.

2. Das 41. Jahr der DDR: Oktober 1989 bis Oktober 1990

Das Verhältnis von Wissenschaft und Politik in den DDR-Jahrzehnten fand ein starkes Echo in den Umbauten der ostdeutschen Wissenschaft ab 1990, und zwar nicht erst ab dem 3. Oktober 1990, dem Vereinigungsdatum. Dabei war die wesentlichste Bedingung beginnender Veränderungen der Zusammenbruch des Systems gewesen, mithin externer Wandlungsdruck. Als zweite Bedingung wurde ein interner Faktor wirksam: der – differenziert ausgeprägte – Wille zur Veränderung in den Institutionen. Der externe Transformationsdruck resultierte aus der Volkskammerwahl vom März 1990 sowie den sich alsbald und dynamisch verstärkenden Signalen, dass die deutsche Neuvereinigung frühzeitiger kommt als ursprünglich allseits angenommen.

2.1. Der gesellschaftliche Aufbruch und die Wissenschaft

Unbeteiligte Hochschulen und Akademien?

Blickt man auf die Hochschulen und Forschungsinstitute im Jahr des Epochenbruchs 1989, so lässt sich eine gängige Wahrnehmung einerseits bestätigen, andererseits auch deutlich relativieren. Für das unmittelbare Umbruchsgeschehen 1989 wurde medial ein auffälliger Unterschied zwischen der akademischen Intelligenz und anderen Bevölkerungsteilen vermittelt. Dieser hat vielfach auch in die wissenschaftliche Transformationsliteratur Eingang gefunden: Der akademischen Intelligenz wurde und wird angelastet, unfähig gewesen zu sein, zu einer Artikulation als Gruppe zu finden. „Die Hochschulen standen während der Revolution abseits“ (Kowalczyk 2010), ist eine seit drei Jahrzehnten stereotypisierte Form dieses Vorwurfs.

Nun ist es zwar durchaus typisch für Kopfarbeiter, eher individuell als in Gruppen zu denken und zu sprechen. Allerdings, so ließe sich durchaus einwenden, handelte es sich seinerzeit bei der akademischen DDR-Intelligenz in einer wichtigen Hinsicht nicht um ‚typische‘ Kopfarbeiter: Die Wissenschaftler:innen waren in ihren Sektionen oder Instituten arbeitsorganisatorisch kollektiviert. Von daher hätte es eine wichtige Voraussetzung für die Konstituierung als wahrnehmbarer Akteursgruppe gegeben. Doch war diese Kollektivierung offenbar eine eher äußerliche geblieben. Jedenfalls wunderte sich mancher über die plötzlich vielen irgendwie oppositionell Gewesenen in den Belegschaften. „Redner präsentierten sich als Außenseiter inner-

halb der DDR und des Instituts“, stellte etwa Ursula Reinhold, Germanistin an der AdW, fest. Sie sei überrascht gewesen „über diese vielen Außenseiter, die um sie herum waren, ohne daß sie es bemerkt hatte“ (Reinhold 2002: 365).

Systemverändernde Umbrüche aber verlangen kollektive Akteure. Deren Handeln nur kann von individuellen Protagonisten repräsentierte Programme durchsetzen oder verhindern. Dabei ist das Akteursein an sich nicht ins Belieben seiner Träger gestellt: Wer nicht zu den aktiven Akteuren gehört, verhilft als passiver Akteur bestimmten Intentionen zum Durchbruch bzw. verhindert die Umsetzung anderer, indem diese schwach bleiben. Im Herbst 1989 waren es durchgehend Minderheiten gewesen, die aktiv agierten. Mehrheiten hingegen haben als passive Akteure den entsprechenden Referenzrahmen geboten, indem sie die aktivistischen Minderheiten gewähren ließen oder sich durch diese auch repräsentiert fühlten, ohne selbst die Risiken auf sich nehmen zu wollen. Nicht *die* Arbeiter, nicht *die* Künstlerinnen, nicht *die* Gemüsehändler haben die DDR-Staatmacht herausgefordert, sondern – wenn auch erhebliche – Minderheiten dieser und anderer Gruppen. Das wiederum ist ein nicht ungewöhnliches Element gesellschaftlicher Umbrüche.

Dass die DDR-Wissenschaftseinrichtungen 1989 kein Ort flächendeckender revolutionärer Aufbrüche gewesen waren, muss deshalb nicht verwundern, weil es auch im übrigen keine sozialmilieubestimmte Gruppe gab, die Trägerin der überraschenden Vorgänge des Herbstes 1989 war. Der Aufbruch der DDR-Gesellschaft war von politisch motivierten Akteuren, nämlich den Bürgerrechtsgruppen, als punktueller Protest initiiert worden, dabei diffuse Unzufriedenheiten aufnehmend und anfangs auch kanalisierend. Eine bestimmte Gruppe dominierte unter den sich Beteiligten nicht. Zu Massen auflaufende Einzelindividuen jeglicher sozialer Herkunft verallgemeinerten dann den Aufruhr im Zuge einer „Massenenthusiasmierung“ (Middell 1997a: 124). Das Regime, das seiner Selbstgewissheit verlustig gegangen war, tolerierte den Vorgang faktisch. Im Zuge dieser Entwicklung profilierten sich schließlich einzelne aus verschiedensten Gruppen als Impulsgeber und Aktivisten, so dann auch einzelne Wissenschaftler.innen, ebenso einige Studierende.

Aus den Reihen der Naturwissenschaften etwa spielten seinerzeit der Molekularbiologe Jens Reich, der Physiker Hans-Jürgen Fischbeck, der Mathematiker Walter Romberg oder der Ingenieur Günther Krause politisch bedeutsamere Rollen – bevor sie z.T. wieder in die Wissenschaft zurückkehrten und jedenfalls aus aktiver politischer Betätigung ausschieden. Andere wurden später ins Zentrum des politischen Geschehens gespült, etwa die zahlreichen Naturwissenschaftler.innen, die in den 90er Jahren als Ministerin oder Staatssekretär in ostdeutsche Landesregierungen eintraten. Bekannte Beispiele sind hier Damar Schipanski oder Johanna Wanka.

Die Aktionskapazitäten der Reformakteure auch in der Wissenschaft wurden seinerzeit wesentlich dadurch absorbiert, dass neue Strukturen und Prozeduren zunächst mit großem Aufwand zu debattieren, dann gegen Widerstände umzusetzen und hernach – da neu – auch erst zu trainieren waren. Begonnen hatte es mit spontanen Demokratisierungsbestrebungen. Vergegenwärtigt man sich deren Effekte, so ist zugleich eine weitere gängige Wahrnehmung zu korrigieren. Denn ein wichtiger Teil der Veränderungen wird fälschlicherweise den Wirkungen der deutschen Vereinigung zugeschrieben, war aber nicht deren Ergebnis, sondern Resultat des letzten Jahres der DDR. In den Hochschulen handelte es sich vor allem um zwei Entwicklungen:

- Mit dem Zusammenbruch der DDR im Herbst 1989 hatte eine zunächst spontane Entwicklung eingesetzt, die zur Auflösung der SED- und FDJ-Strukturen an den Hochschulen sowie zur Entsorgung ideologischer und (para-)militärischer Studienanteile führte (Marxistisch-leninistisches Grundlagenstudium, Zivilverteidigung und Reservistenkurs), die studentische Selbstverwaltung wiederherstellte, Wahlen von Gremien einer zu rekonstruierenden akademischen Selbstverwaltung ingangsetzte sowie Beschränkungen der Wissenschaftsfreiheit aufhob, einschließlich der Möglichkeit zur unbehinderten Kommunikation über jegliche Grenzen hinweg.
- Die Herstellung des freien Studienzugangs war eine befreiende Erfahrung nach 40 Jahren rigider Zulassungspolitik auf der Grundlage permanent unzutreffender Bedarfsprognosen (zu diesen vgl. Köhler/Stock 2004) und einer Auslese, die sich an politischen Kriterien wie (vor allem bis in die siebziger Jahre) sozialer Schichtzugehörigkeit orientierte.

Dass (erst) die Vereinigung die Wissenschaftsfreiheit in den Osten gebracht habe (so z.B. Mittelstraß 1993 und Erhardt 2002: 9), kann daher zu den Mythen sortiert werden, die über die Entwicklungen im Umlauf sind. Die Umbruchzeit zwischen dem Versinken des DDR-Systems im Herbst 1989 und der deutschen Vereinigung am 3. Oktober 1990 lässt sich anhand eines seltenen verhandelten Beispiels – der Hochschulmedizin – anschaulicher machen.

Fallbeispiel: Medizinische Fakultäten im Herbst 1989

Exemplarisch soll hier für die beiden größten Fakultäten – die der Universität Leipzig und die Charité – aus zeitgenössischen Quellen rekonstruiert werden, ob und wie sich deren Angehörige im letzten Jahr der DDR in die von sprunghafter Dynamik gekennzeichneten Entwicklungen einbrachten. Erst durch die Kenntnis der Details werden zahlreiche der dann nachfolgenden Entwicklungen verständlich.

Am 5. Oktober 1989 übermittelten die „Studenten des 4. Studienjahres am Bereich Medizin“ der Karl-Marx-Universität Leipzig dem Rektor einen „Stellungnahme“ überschriebenen Brief:

„[...] Zu einer politischen Loesung bedarf es Moeglichkeiten der oeffentlichen Meinungsaußerungen fuer alle beteiligten Seiten, umfassende Informationen ueber die Ereignisse der letzten Zeit, Toleranz und die Bereitschaft aller zuzuhören. Der blosser Einsatz von Polizeigewalt und die Kriminalisierung der Demonstranten in den Medien sind keine Loesung, sondern haben die Lage verschaeuert. Ohne Demokratisierung des oeffentlichen Lebens, das heisst Dialog mit allen Bürgern auf einer neuen Ebene, wird eine Gesundung und ein Fortschritt unseres sozialistischen Staates nicht moeglich sein. Zu beidem wollen wir als Medizinstudenten beitragen.“³³

Dieser Brief verdient herausgehoben zu werden. Er ist eine von nur zwei für die Leipziger Universität nachweisbaren *schriftlichen* Äußerungen³⁴ (der Weg vom Mündlichen zum Schriftlichen bedeutete zugleich den Schritt vom ggf. nur durch Zeugen zu belegenden hin zum ggf. problemlos beweisbaren Straftatbestand) einer Gruppe von Universitätsangehörigen („Zusammenrottung“!) *innerhalb* der Universität (in der es ansonsten recht ruhig zugeht) aus den Tagen *vor* der entscheidenden Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 (danach wurde es an der Uni politisch lebendiger). Da von Studierenden verfasst, hätte dieser Brief unter gewöhnlichen DDR-Bedingungen unweigerlich und wenigstens zur Zwangsexmatrikulation geführt.

Der medizinische Lehrkörper agierte zunächst anders als ein Teil seiner Studierenden. Ein Professor, der nach Selbsteinschätzung gelegentlich „an den Rand des überhaupt politisch möglichen ging“, bezeugt die seinerzeitigen Aktivitäten so:

„Wir bekamen als Vorlesende häufig Anweisungen zu ideologischer Zwangsarbeit ... Diese Telefonanrufe vom Rektorat sind nicht direkt an mich gegangen, sondern an Prof. Leutert [Institutsdirektor Anatomie, P.P.], und er hat sie dann an uns weitergegeben. | Und genauso kam an diesem 9. Oktober³⁵ früh eine telefonische Anweisung, daß wir den Studenten zu sagen haben, sie möchten nicht an dieser Demonstration teilnehmen. [...] Ich habe wörtlich in etwa gesagt, daß ich die Friedensgebete sehr schön finde, daß ich mich aber von Parolen distanzieren, die dann anschließend auf Spruchbändern durch die Straße getragen werden. Ich war da auch nicht so auf dem Laufenden und dachte an Spruchbänder, die ich im Westfernsehen gesehen hatte, wie ‚Wir wollen raus‘.“

³³ Die Studenten des 4. Studienjahres am Bereich Medizin der Karl-Marx-Universität: Stellungnahme, 5.10.1989, 1 Blatt, in: UAL, Vorlass Pasternack: 1989

³⁴ die andere ist ein Brief von 52 Theologiestudenten an den Rektor der Karl-Marx-Universität, 9. Oktober 1989, 1 Blatt, in: UAL, Vorlass Pasternack: 1989

³⁵ Hier steht im zitierten Text „2.“, was offensichtlich ein Druckfehler ist, da sich der Kontext des Interviews, in dem diese Aussage gemacht wurde, auf den 9. Oktober bezieht.

Er erläutert desweiteren:

„... ich glaubte nicht anders handeln zu können, als das weiterzugeben. [...] schließlich war ich auch immer, wenn es solche direkten Anweisungen gab, der Meinung, ja Herrgott, das mußt du eben machen; denn manche warteten ja nur darauf, daß ich mal direkt und bewußt ausscherte, um mich dann schassen zu können.“ (Rother 1991)

Einige Wochen später, am 8. Dezember 1989, wurde an der Leipziger Medizinischen Fakultät eine Erklärung von „zwölf Hochschulkadern der Klinik, die nicht der SED angehören“, verbreitet. Diese sprach zum einen das Wirken des MfS als ein Problem an, das Konsequenzen erfordere: „Wir fordern die Abschaffung des bisherigen innerbetrieblichen Staatssicherheitsapparates sowie die Veröffentlichung der Namen seiner haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiter und Informanten an unserer Klinik.“ Zum anderen fand sich das Verlangen nach personenbezogenen Folgerungen formuliert. Der eingeleitete Demokratisierungs- und Umstrukturierungsprozess sei „ohne personelle Konsequenzen nicht denkbar und diese sollten auch für unsere Klinik in nächster Zeit zur Diskussion gestellt werden“.³⁶

Die Demokratisierung des Bereichs Medizin der Leipziger Universität vollzog sich dann im wesentlichen durch zweierlei: Zunächst wurde ein neuer Fakultätsrat gewählt. Dabei waren, um der Gefahr eines Übergewichts der „alten parteiverbundenen etablierten Kräfte“ entgegenzuwirken, alle habilitierten Mitarbeiter der Fakultät als wahlberechtigt und wählbar erklärt worden waren (Geiler 1992: 256). Dieser neue Fakultätsrat wählte seinerseits im Januar 1990 einen neuen Prorektor für Medizin und im März 1990 einen neuen Dekan.

Desweiteren fand sich die bis 1989 übliche Direktorenberatung durch eine monatlich tagende sog. Ordinarienkonferenz abgelöst (Kästner/Thom 1990: 288). In dieser Versammlung wurden alle erheblichen Fragen besprochen und (vor-)beschlossen, die den Bereich Medizin betrafen, soweit sie nicht ausdrücklich – wie etwa Berufungsangelegenheiten – in die Zuständigkeit des Fakultätsrates fielen. Diese Ordinarienkonferenz tagte dann unverdrossen über die Jahre hin, unbeschadet des Umstandes, dass sie sich in der Folgezeit in keiner Struktur der akademischen Selbstverwaltung wiederfand und insoweit ihr Wirken einer auf üblichem Wege erzeugten Legitimität entbehrte.

In der Anfangszeit liefen solche Bestrebungen nach struktureller Absicherung positionaler Macht völlig unabhängig von politischen Auseinandersetzungen.

³⁶ Hoffmann, Franz-Albert/Kubel, Martin/Neugebauer, Annerose/Raue, Ingrid/Reuter, Wolfgang/Sauer, Ilse/Schauer, Hans-Joachim/Schell, Horst/Schulze, Elisabeth/Schwenke, Helga/ Voigt, Helge/Wagner, Joachim: [Erklärung aus der] Klinik für Innere Medizin der KMU. 8.12.1989, Leipzig, 2 S. (+ 2 S. Unterschriftenliste), in: UAL, Vorlass Pasternack: 1989

zungen um einzelne Personen – bei denen es sich regelmäßig um Ordentliche Professoren handelte – ab. Unzufriedenheiten, die sich aus diesem Umstand speisten, führten in Leipzig am 17. Mai 1990 zu einem erneuten Aufruf: Er richtete sich aus dem Carl-Ludwig-Institut für Physiologie „an alle Angehörigen des Bereiches Medizin der KMU“ (Carl-Ludwig-Institut 1990). Unmittelbarer Anlass war die vom seinerzeitigen Bildungsminister verfügte vorläufige Aussetzung von Berufungen neuer Hochschullehrer. Diese Aussetzung war mit einer Auflage verbunden: Die ursprünglich – größtenteils noch vor dem Herbst 1989 – eingereichten Berufungsvorschläge sollten zum Gegenstand öffentlicher Fakultätssitzungen gemacht werden. Der Aufruf aus dem Institut für Physiologie teilt hierzu eingangs mit: „Wir halten Personalfragen in der gegebenen Situation für so wichtig, daß die Erörterung und Festlegung von Grundsätzen dazu sofort begonnen und nicht auf Zeit und Ort einer Fakultätsratssitzung eingeschränkt werden sollte.“ (Ebd.)

Offenbar handelte es sich bei den Autoren um Nicht-Professoren – der Aufruf ist namentlich nicht gezeichnet –, da es weiter heißt: „Der am 17.4.1990 vorgelegte Entwurf zum ‚Leitungsmodell des Bereichs Medizin‘ ist ein Dokument unverhüllt restaurativen Strebens weiter im Amt befindlicher, altem Denken und Handeln verpflichteter ‚Leiterpersönlichkeiten‘.“ (Ebd.) Solche Sätze konnten kaum von Professoren formuliert worden sein. Denn bezüglich der Form der Leitung gab es übergreifende Einmütigkeit zwischen den schematisierend nach *belastet* und *unbelastet* kategorisierten Medizinprofessoren. „Fachkompetenz und Moral“ seien in Führungspositionen nicht zu trennen, ist sodann zu lesen, und deshalb werden mehrere Forderungen formuliert:

„Prozeduren und Verantwortlichkeiten für bisherige Eingriffe von Partei und Stasi bei ... Personalentscheidungen werden rückhaltlos offengelegt ...“; „Berufungsvorschläge bedürfen eines Gutachtens bezüglich Fachkompetenz und politisch nichtkorrumpierten Verhaltens durch die Wissenschaftlervollversammlung der betreffenden Einrichtungen“ („... als Übergangsregelung ...“); „Hochschullehrer ... ohne ausreichende Fachkompetenz ... oder skrupellose Nutznießer erlangter Positionen und Privilegien ... werden abberufen“; „Jeder Hochschullehrer stimmt seiner Überprüfung hinsichtlich etwaiger Beziehungen zum Staatssicherheitsdienst zu“; „Alle Hochschullehrer stimmen ... einer fachlichen Beurteilung ... zu, die zur Grundlage einer Bestätigung insbesondere der Direktoren ... in ihrem Amt gemacht werden kann.“ (Ebd.)

Es entsprach dem basisdemokratisch inspirierten Geist der Zeit, dass diese und ähnliche Forderungen zu einem weitgehenden Konsens in der Leipziger Universität über einen ersten Schritt der Umsetzung führten: Die in Amtsverantwortung befindlichen Universitätsangehörigen sollten die Vertrauensfrage gegenüber ihren Mitarbeiter:innen stellen. Das Universitätskonzil beschloss dies am 5.7.1990 und konditionierte den Vorgang: „Die Vertrauensfrage muß verbunden sein mit einer vor den Mitarbeitern abzugeben-

den Erklärung zur politischen und fachlichen Vergangenheit.“ (Konzil Uni Leipzig 1990)

Auch an der Berliner Humboldt-Universität (HUB³⁷) waren es Medizinstudierende, die am 11. Oktober 1989 den Ausgangspunkt einer Entwicklung markierten. Im Zuge dieser platzierte sich die Universität öffentlich wahrnehmbar im gesellschaftlichen Umbruch. An diesem 11. Oktober fand vor der Mensa Nord, im Freien, eine studentische Protestversammlung statt. Sie richtete sich gegen den Polizeieinsatz gegen Demonstranten am 7. und 8. Oktober, also im Umfeld der offiziellen Feierlichkeiten zum 40. DDR-Gründungsjahrestag:³⁸ „Der Ton ist noch sehr vorsichtig, niemand wird direkt angegriffen, niemand direkt verantwortlich gemacht, es überwiegen die vorsichtig kritisierenden Para-Phrasen. Die Angst, offen zu reden, ist nach wie vor gegenwärtig.“ (Sieber/Freytag 1993: 85) Die Angst der anderen Seite vor dem Redenlernen war es aber offenkundig auch:

„Buchstäblich fünf Minuten vor zwölf kamen der Prorektor für Medizin, Prof. Dr. Jürgen Großer, und die Parteisekretärin [des Bereiches Medizin, P.P.], Prof. Dr. Bärbel Papies, zu den Studenten. Der Prorektor sprach ein energisches Wort und verbot zunächst die Teilnahme an dem angekündigten ‚Protest‘, vor allem mit dem Hinweis, die Studiendisziplin einzuhalten. Nach Für und Wider wurde vereinbart, daß der Stoff der Lehrveranstaltungen, die nun von der Mehrzahl des 3. Studienjahres nicht besucht werden, nachzuarbeiten sei.“ (Grünwald 1989: 3)

Immerhin: Das ursprüngliche Verbot gab es dann plötzlich nicht mehr; im engeren Sinne hartleibig wird man das Verhalten der beiden Amtsträger kaum nennen können. Mit dieser öffentlichen Versammlung waren jedenfalls die Protest- und Diskussionsschleusen für die gesamte Universität geöffnet. Die Charité beteiligte sich an diesen und den folgenden Entwicklungen, ohne ihr traditionelles Eigenleben aufzugeben.³⁹ Gelegentlich sollte es so scheinen, als störe die Charité das Eingebundensein in die Humboldt-Universität mehr, als dass sie davon zu profitieren meine. Sie suchte auch in dieser Umbruchszeit, eine Art liebenswerter und akademisch sublimierter Schnoddrigkeit gegenüber ihrer universitären Umwelt zu pflegen, um ihre Singularität herauszustreichen. Das war bereits zuvor und dann später wieder so.

³⁷ Hier und im folgenden wird diese zeitgenössische, also historisch korrekte Abkürzung verwendet. Als „HU“ kürzt sich die Humboldt-Universität erst seit Mitte der 1990er Jahre ab: Das umgangssprachlich verwendete „Hupp“ wurde als plebejisch klingend empfunden und sollte durch das distinguiert wirkende „H-U“ ersetzt werden, auch um mit der Freien Universität (FU) ‚auf Augenhöhe‘ zu gelangen.

³⁸ Vgl. Schöbel (1989). Die fieberhaften Reaktionen auf die Ankündigung der Aktion und deren Durchführung sind dokumentiert in Sieber/Freytag (1993: 229–235).

³⁹ Mit „Charité“ sind hier immer das gleichnamige Universitätsklinikum und die Medizinische Fakultät der Humboldt-Universität gemeint.

Die seinerzeit allseits geforderte Demokratisierung begann an der Charité durchaus im Kontrast zur Gesamt-Universität mit deren Debatten und Entscheidungen zu den Gremienparitäten. Die Universität hatte für ihr Konzil eine 35 : 30 : 25 : 10-Quotierung der Mitgliedergruppen und die Zusammenfassung von Hochschullehrer:innen und wissenschaftlichen Mitarbeitern zu einer gemeinsamen Wahlgruppe beschlossen. Ersteres hieß: die Hochschullehrer:innen waren stark vertreten, aber in der Minderzahl. Letzteres hieß: Die Mittelbauangehörigen konnten die Wahl der Hochschullehrer-Delegierten beeinflussen (wie auch umgekehrt). (Vgl. Runder Tisch HUB 1990)

Anders an der Charité: Im Mai 1990 sollte ein „Parlament der Charité“ gewählt werden. Dafür hatten sich die Ordentlichen Professoren/Institutsdirektor:innen einen Sitzanteil von 50 Prozent zugestanden. Massive Interventionen, nicht zuletzt durch ihre extraordinarischen Kollegen, brachten sie dann auf die Idee, statt der üblichen Aufteilung in vier Mitgliedergruppen eine solche in fünf vorzunehmen: In der ersten sollten die 43 Institutsdirektoren gesetzte Mitglieder des Parlaments sein und eine zweite Gruppe gewählte Vertreter:innen der außerordentlichen Professoren und Dozent:innen umfassen. (Charité 1990) Auch hier, wie in Leipzig, liefen solche Bestrebungen nach struktureller Absicherung positionaler Macht zunächst völlig unabhängig von politischen Auseinandersetzungen um einzelne Personen. Die kommenden Konflikte sollten dann jedoch erweisen, dass sich die Problemfälle im Charité-Personal, etwa inoffizielle Mitarbeiterschaften beim MfS, vorzugsweise unter den Ordentlichen Professoren und Institutsdirektoren fanden.

Insgesamt hatte es vor allem zwei Besonderheiten in der akademischen Medizin gegeben, die 1989/90 Relevanz entfalteten: Zum einen studierte an den Medizinischen Fakultäten der Teil der Studierendenschaft, der sich – abgesehen von den Theologen – vergleichsweise am geringsten mit dem Sozialismus identifizierte. Zum anderen gehörte die Medizin – mit dem Militär, der Polizei und dem MfS – zu den gesellschaftlichen Bereichen, in denen Hierarchien im Alltag eine sehr bedeutsame Rolle spielten. Die erste Bedingung machte Teile der Medizinstudierendenschaft zeitweise zu Impulsgebern. Die zweite Bedingung wirkte sich in den Belegschaften zunächst lähmend aus.

Nicht zu vernachlässigen ist daneben auch, dass insbesondere der klinische Teil der Hochschulmedizin unabhängig von allen gesellschaftlichen Veränderungen einen Versorgungsauftrag zu erfüllen hatte. Ein zentraler Topos des Jahres 1989/90 war daher, dass die Arbeitsfähigkeit aufrechtzuerhalten sei. Der gesamte gesellschaftliche Umbruch in der DDR zeichnete sich dadurch aus, dass zwar ein System zu stürzen war, dieses aber unter Aufrechterhaltung weitgehend aller sozialen und administrativen Funktionen bewerkstelligt wurde.

Die Medizinischen Fakultäten zeigen unter anderem, dass es keine vollständige studentisch-kollektive Abstinenz im Umbruchsgeschehen gab. Wenn dennoch die Studierenden in der Tat nicht zu den Auslösern des Umbruchs gehörten, erklärt sich das aus biografischen Prägungen: Sie waren als dritte Generation der DDR unter permanenter staatssozialistischer Indoktrination sozialisiert, in rigide wirkenden, zusätzlich disziplinierenden Ausleseprozessen an die Hochschule gelangt und dort in ein verschultes Studiensystem integriert. Derart hatten die Studierenden ein bedeutendes Maß an Fremdzwangsteuerung internalisiert (vgl. Sieber/Freytag 1993: 15–52). Umso mehr konnte es überraschen, dass sie dann sehr schnell auch Selbststeuerungspotenziale zu mobilisieren vermochten.

Fallbeispiel: Von der studentischen Fremdverwaltung zur Selbstverwaltung – die Gründung der Studentenräte

Ab Mitte Oktober 1989 war eine breitere studentische Bereitschaft zu gestalterischem Handeln zu beobachten. Diese zeigte sich vor allem im Aufbau studentischer Selbstverwaltungen gegen die Staatsjugendorganisation Freie Deutsche Jugend (FDJ). Bei der FDJ mit ihrem hauptamtlichen Funktionärskörper handelte es sich um eine Studierendenfremdverwaltung, die beständig vorgab, alle Studierenden unabhängig von weltanschaulicher und politischer Orientierung zu vertreten. Gleichzeitig jedoch vertrat sie immer nur eine ganz bestimmte politische Linie: die der jeweiligen Partei- und Staatsführung. Derartiges sollte nun für die Zukunft ausgeschlossen werden. (Vgl. Konzepte und Standpunkte o.J. [1989]).

Gänzlich überraschend war das nicht. Die Identifikation der DDR-Studierenden mit dem System hatte bereits in den letzten Jahren zuvor rapide abgenommen. In den achtziger Jahren war – nach den Untersuchungen „Studentenintervallstudie 1977“ und „Student 89“, durchgeführt vom Zentralinstitut für Jugendforschung und der Leipziger Universität – unter den DDR-Studenten ein signifikanter Ablösungsprozess von der SED- und Staatsführung zu beobachten. Die einschränkungslose Verbundenheit mit der SED, im Jahre 1977 noch 32 Prozent, war im Frühjahr 1989 auf sieben Prozent gefallen. Diejenige mit der FDJ hatte einen Rückgang von 1977 36 Prozent auf 1989 zwei Prozent erfahren. (Starke 1992: 16f.)

Allerdings geschahen diese Distanzierungen vor dem typischen Hintergrund einer geschlossenen Gesellschaft. Das unmittelbare Erleben von und die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Alternativen war versperrt. Folglich wurde die erlebbare Gesellschaft nur mit ihren eigenen selbstformulierten Ansprüchen verglichen. Derart basierte der studentische Distanzierungsprozess zunächst gerade auf dem Ernstnehmen der vorgegebenen sozialistischen Programmatik und nicht auf einer Loslösung von dieser. (Ulrich 1993: 209) So sahen viele Studierende nun vor allem eine Chance: Liberali-

sierungen der erstarrten Strukturen selbstbestimmt mit vorantreiben und nutzen zu können (vgl. Heublein 1992). Noch in den Herbst- und Winterwochen des Jahres 1989 wurden auf studentische Initiativen hin Pflichtsport, Pflicht-Russischausbildung und Marxistisch-leninistisches Grundlagenstudium (MLG) abgeschafft. Im folgenden war das studentische Bewegtsein dann durch eine sukzessive Emanzipation von den Institutionen, teils auch den Wertvorstellungen des sozialistischen Systems charakterisiert. Dieser Prozess war naturgemäß *auch* geprägt durch Verhaltensformen und Affinitäten, die zu dem gehörten, von dem es sich zu emanzipieren galt.

Auffällig aber war vor allem, dass sehr schnell die Notwendigkeit erkannt wurde, studentische Interessen zu organisieren, Strukturen der Selbstbestimmung und Mitwirkung zu schaffen und zu festigen. Die Organisationsfrage ist zentral in einer Revolution – das hatten die DDR-Student:innen in den Zwangsvorlesungen zur KPdSU-Geschichte gehört. Ihre aktiveren Teile griffen daher das angemähte studentische Vertretungsmonopol der FDJ an: In Gestalt der Studentenräte (StuRa), später StudentInnenRäte, wurde ein eigenständiges Organisationsmodell entwickelt und durchgesetzt.⁴⁰

Das war recht zügig geschehen, indem die entsprechenden Aktivitäten im Oktober 1989 einsetzten. Von Lenin, Gorbatschow und dem Neuen Forum schaute man sich den Rätegedanken ab, und fortan waren die Studierenden die erste und längere Zeit einzige Gruppe an den Hochschulen, die als Gruppe auftraten. Indem sie damals selbstbestimmt eine eigene organisatorische Struktur schufen, waren sie allen anderen Gruppen an den DDR-Hochschulen zeitlich weit voraus. Ganz im Selbstlauf passierte dies nicht. Es gab sowohl vorbehaltlose Anerkennungen seitens einzelner Sektionsdirektor:innen als auch zögerliche Haltungen vor allem bei Hochschulleitungen. Letztere beriefen sich auf die ungeklärte Rechtslage. Anfang Dezember 1989 legte das Ministerium für Bildung der DDR einen Verordnungsentwurf „Demokratische Mitbestimmung der Studenten“ vor (MfB 1989). In diesem wurden Regelungen für die Arbeit der StuRä formuliert, wobei es sich größtenteils um inzwischen verfestigte Routinen an den Hochschulen handelte. Zum Erlass einer solchen Verordnung kam es dann infolge der sich 1990 überschlagenden Ereignisse nicht mehr. Die StuRä setzten sich naturwüchsig durch.

Hatten sich die ersten Studentenräte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, der Karl-Marx-Universität Leipzig und an der Humboldt-Universität zu Berlin im Oktober bzw. November 1989 gegründet, so entstanden in der Folgezeit bis etwa Februar 1990 an nahezu allen DDR-Hochschulen StuRä. Die eigenständige Abschaffung der Fremdverwaltung der Studierenden und das Durchsetzen ihrer Selbstverwaltung in Gestalt unabhängi-

⁴⁰ vgl. die Kapitel „Die DDR-Studenten im Herbst 89“ und „Die Studentenbewegung zwischen Anspruch und Realität“ in Sieber/Freytag (1993: 71–147)

ger Studentenräte waren jedenfalls originäre Bestandteile des demokratischen Aufbruchs im Lande.⁴¹ Getragen wurde das, wie immer in sozialen Bewegungen, von aktivistischen Teilen, aber die Unterstützung war breit. Im Januar 1990 fand z.B. an der Universität Leipzig eine Urabstimmung über Akzeptanz und Satzung der Studierendenvertretung statt. Die Beteiligung war grandios und sollte später nie wieder erreicht werden: 73 Prozent aller Student:innen geben ihre Stimme ab, davon bestätigen 93 Prozent den StuRa als Interessenvertretung und 72 Prozent dessen Satzung. (Herold et al. 1991: 17)

In dieser Zeit gab es auch Ideentransfers von West nach Ost, die über zahlreiche Ostlandfahrten westdeutscher Allgemeiner Studentenausschüsse (Asten) vermittelt wurden und unterschiedliche Resonanz erfuhren. Die wesentlichen Stichworte waren hier: politisches Mandat der Studierendenschaft, Gruppenuniversität, Viertelparität, nicht rückzahlpflichtiges BAFöG, besser noch Studienhonorar (da Studium Arbeit sei), wissenschaftliche Urteilsfähigkeit und reflexiver Praxisbezug als Studienziele, Studienfreiheit, Hochschulautonomie, Wissenschaftsfreiheit für alle Hochschulangehörigen (also nicht nur für das wissenschaftliche Personal oder gar nur für die Professor:innen, sondern auch die Studierenden). Auf welche Resonanz trafen diese ideellen Transferversuche?

Gruppenuniversität und die Idee der Viertelparität waren an den ostdeutschen Hochschulen neu, aber leuchteten auch dort fast allen ein, nur vielen Professor:innen nicht. Studienhonorar war aus der DDR als Stipendium bekannt (bis September 1990 gezahlt), es galt nur als zu niedrig. Das (allgemein-)politische Mandat blieb etwas umstritten, da sich die neu gegründeten Studentenräte als „quasi-gewerkschaftliche“ Interessenvertretung verstanden. Wissenschaftliche Urteilsfähigkeit und reflexiver Praxisbezug waren begrifflich ungewohnt, trafen aber auf vergleichbare Vorstellungen bei den studentischen Aktivist:innen des beginnenden Hochschulumbaus. Die Studienfreiheit hatte im ‚gesetzlosen Jahr‘ vom Herbst 1989 bis zum Oktober 1990 in allgemeinem Einvernehmen eingeführt werden können, ohne eine externe Anregung zu benötigen. Hochschulautonomie war im Erinnerungshaushalt als ‚etwas von früher‘ gespeichert und eines der ersten Schlagworte der im Herbst 1989 einsetzenden Diskussionen, zumal sich darauf auch alle Akteure an den Hochschulen einigen konnten. Die Idee der Wissenschaftsfreiheit für sämtliche Hochschulangehörigen erschloss sich in ihrer Relevanz erst einmal nicht unmittelbar.

Manches davon wurde dann auch in die Argumentationen zum angestrebten Hochschulumbau eingebaut (vgl. KdS o.J. [1991]). Allerdings waren die Frontlinien an den ostdeutschen Hochschulen nicht so eindeutig, wie sie

⁴¹ vgl. auch die Dokumentationen einschlägiger Papiere aus dieser Zeit in Sieber/Freytag (1993: 268–304) und Pasternack/Neie (2000: 171–268)

von den Gästen für die westdeutschen gezeichnet wurden (indes auch dort nicht waren). Es standen sich keineswegs nur vier Mitgliedergruppen mit Interessen, die klar aus ihrer sozialen Lagerung abzuleiten waren, gegenüber. Es war verworrener. Konfliktlinien liefen kreuz und quer zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaften, zwischen bisherigen SED-Mitgliedern und Nichtmitgliedern, zwischen Lehrenden und Studierenden, Mittelbau und Professor.innen, zwischen jenen, die sich bei schneller Anpassung Chancen für die Zukunft ausrechneten, und denen, die nicht so schnell oder nicht so gewissenlos waren, zwischen solchen, die in der DDR angeeckt waren, und solchen, die diese Erfahrung nicht vorweisen oder aber nicht schnell genug erfinden konnten.

Dem umfänglichen „Reader zur Mitgliederversammlung der Konferenz der StudentInnenschaften, Leipzig, 26.–28. Oktober 1990“ (KdS 1990) lässt sich exemplarisch entnehmen, was die Schwerpunkte der KdS-Arbeit waren: Berichtet wird über eine „Arbeitsgruppe Hochschulrecht“. Dokumentiert werden die aktuellen Entwicklungen zur Errichtung von Studentenwerken in den ostdeutschen Ländern. Dokumentiert finden sich ein „Strategiekonzept für eine Novellierung des BAföG mit dem Ziel der Elternunabhängigkeit“ und ein „Memorandum zur studentische Kulturarbeit an den Hochschulen“ sowie eine Positionierung eines Arbeitskreises Fachschulen.⁴²

Ansonsten machten die studentischen Aktivist.innen in dieser Zeit die Erfahrung, dass es vor allem ein Thema war, mit dem sich die eigene Klientel mobilisieren ließ: die Gefährdung der sozialen Absicherung. Der diesbezügliche Höhepunkt war eine große studentische Protestaktion, mit der die Volkskammersitzung am 7. Juni 1990 begleitet wurde. Auf dieser Sitzung sollte – die nahende Währungsumstellung warf ihre Schatten voraus – ein Stipendium unterhalb des Existenzminimums und die Aufhebung seiner Elternunabhängigkeit beschlossen werden. Mehrere tausend Studierende durchbrachen die Bannmeile um den Tagungsort, erzwangen die Verlesung einer Erklärung vor dem Plenum durch den vorsitzführenden Volkskammer-Vizepräsidenten, ein Gespräch mit diesem und Bildungsminister Meyer und setzten die Aktion mit einem anschließenden einwöchigen Hungerstreik fort. Am Ende dieser Woche wurde ein geringfügig höherer Stipendiansatz als der ursprünglich vorgesehene beschlossen. (Vgl. Sieber/Freytag: 161–170)

Die Studentenräte hatten sich auch frühzeitig vernetzt, was im Laufe des Jahres 1990 zur Bildung einer „Nationalen Konferenz der Studentenräte“, später „Konferenz der Studentenräte der DDR“ (KdS), führte. Mit dem Beitritt der (noch nicht existierenden) ostdeutschen Länder „zum Geltungsbereich des Grundgesetzes“ war der Namenszusatz „der DDR“ anachronistisch

⁴² vgl. auch KdS (o.J. [1994]), in der ein dokumentierender Rückblick auf die Zeit vom Herbst 1989 bis zum Januar 1994 geliefert wird

geworden und wurde gestrichen. Dass er aber nicht durch „in Ostdeutschland“ ersetzt wurde, hatte einen schelmischen Hintergrund. Die KdS beschloss im Oktober 1990, sich für den Beitritt westdeutscher Studierendenvertretungen zu öffnen, denen just im gleichen Jahr ihr Dachverband vereinigte deutsche studentenschaften (vds) abhanden gekommen war. So wurde den einstweilen heimatlosen westdeutschen ASten nun der Beitritt zum Geltungsbereich der KdS-Satzung angeboten – eine spätere Satzungsdebatte durchaus nicht ausgeschlossen. Das Beitrittsgebiet konnte damit umgekehrt werden. (Maercker 1991: 5) Einen tatsächlichen Beitritt eines westdeutschen AStA verzeichnet die KdS-Chronik nicht.

2.2. Erste Erneuerungsaktivitäten

Innerhochschulische Reformbestrebungen bezogen sich neben dem Streben nach personellen Erneuerungen (dazu unten) auf inhaltliche, prozedurale und strukturelle Veränderungen. Die altlastgesättigte Professorenschaft fand sich unter gezielter Ausnutzung ihres schlechten Gewissens zu demokratischen Verfahren gedrängt, Konzile wurden in Viertelparitäten gewählt, Vetorechte oder Sperrminoritäten in den Selbstverwaltungsgremien verankert. Der Wiederorganisation einer akademischen Selbstverwaltung eignete vielfach eine an deutschen Universitäten ungekannte demokratische Substanz. Die Hochschulverfassungsdiskussionen waren über weite Strecken sehr demokratisch geprägt und zeichneten sich mitunter durch Originalität aus, indem sie plebiszitäre Fingerübungen festschrieben (vgl. GEW 1991). Dafür, dass sich all das in den Hochschulgesetzen der erneutgebildeten Länder hätte wiederfinden können, hatte aber der Souverän gleichsam ‚falsch‘ gewählt.

Zugleich gab es gegenläufige Tendenzen. Der Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz, Hinrich Seidel (Universität Hannover), ermahnte den Senat der Leipziger Universität, man solle bei der Gestaltung neuer Universitätsstrukturen „nicht in Überdemokratisierung verfallen“.⁴³ Der starke basisdemokratische Impuls des Herbstes 1989 nahm bereits im Laufe des Jahres 1990 den Charakter einer romantischen Erinnerung an. In den Vordergrund schoben sich stattdessen die durch jahrzehntelangen Westmedienkonsumentismus vorhandenen Kenntnisse der westlichen Vertretungsdemokratien. An diesen faszinierten weniger die parlamentarischen Konflikttriviale, sondern vornehmlich die formalisierten Verfahren und die Rechtsstaatlichkeit.

⁴³ „Informelle Diskussionsrunde des Senats der KMU mit Prof. Dr. Hinrich Seidel“ am 11. April 1990, Mitschrift d. Verf., in: UAL, Vorlass Pasternack: 1990

So ergab sich auch ein Niedergang der von einer breiten Basis getragenen emanzipatorischen Bewegung in der DDR generell wie an den Hochschulen und innerhalb der Studierendenschaft. Die Volkskammerwahl vom 18. März 1990 hatte den allgemein überraschenden Wahlerfolg der vormaligen Blockpartei CDU – innerhalb einer „Allianz für Deutschland“ – erbracht. Die Allianz strebt eine schnelle deutsch-deutsche Vereinigung an. Das markierte eine entscheidende Zäsur. Deutlicher, meinten viele Aktivisten, könne das Streben nach selbstbestimmter gesellschaftlicher Entwicklung nicht torpediert werden. Der resignative Rückzug vieler politisch Aktiver war die Folge.

An der Akademie der Wissenschaften hatte sich im November 1989 eine „Initiativgruppe Wissenschaft“ gebildet und im Januar 1990 ein „Rat der Institutsvertreter“, der wiederum sich im Februar als „Runder Tisch der Akademie“ konstituierte. Damit sei die Akademie in eine „Phase einer durch wechselseitige (nicht repressive) Toleranz temperierten Doppelherrschaft“ eingetreten (Klenner 1993: 22). Der Runde Tisch organisierte dann in einem demokratischen Verfahren die Wahl eines neuen Akademiepräsidenten und arbeitete an einer Strukturreform. All das war, wie an den Hochschulen, mit kräftezehrendem Einsatz zahlreicher Beteiligter verbunden. Anders als an den Hochschulen war aber die „vom Runden Tisch auf den Weg gebrachte Freiheit der Wissenschaften in Gestalt eines ausgeübten Selbstbestimmungsrechts der Wissenschaftler der Akademie ... nur von kurzer Dauer“. Sie überlebte noch das Jahr 1990 und sollte dann aber mit der Evaluierung der Institute und der Akademie-Auflösung zum 31.12.1991 enden. (Ebd.: 25)

Währenddessen waren im Windschatten der Verhandlungen zum Einigungsvertrag bereits extern die Weichen dafür gestellt worden, wie künftig die außeruniversitäre Forschung auch im demnächst beizutretenden Teil Deutschlands organisiert sein wird. Am 3. Juli 1990 fand bei Forschungsmminister Heinz Riesenhuber ein sog. Kammingespräch statt, an dem die Spitzen von Wissenschaftsorganisationen und der DDR-Forschungsminister Frank Terpe teilnahmen. Dort wurde die künftige Linie formuliert: Die DDR-Einrichtungen sollten sich nach einer Evaluierung durch den Wissenschaftsrat in die dann gesamtdeutsche Forschungslandschaft „einpassen“. In der Folge wurden die Trennung von Gelehrtenengesellschaft und Institutsverband der AdW sowie die Auflösung des Letzteren vereinbart. (Ash 2024: 22) Letztlich galt das aber auch für die AdW-Gelehrtenengesellschaft, da niemand deren Fortführung übernehmen wollte. Auch drei anderen Akademien – für Landwirtschaft, für Pädagogische Wissenschaften und Bauakademie – wurden als Körperschaften aufgelöst. Bestehen blieben die Leopoldina und die Sächsische Akademie der Wissenschaften, beide ohne Institutsbereiche.

Eine erste Strukturmaßnahme mit Personalauswirkungen an den Hochschulen, die von der Politik ausging, war der ML-Lehrer-Abberufungsbeschluss gewesen, gefasst im Mai 1990 von der letzten DDR-Regierung. Er betraf 620

Professoren und 706 Hochschuldozentinnen (H.J. Meyer 2015: 122). Zugleich wurden die Nachfolgeeinrichtungen der vormaligen Sektionen Marxismus-Leninismus aufgelöst. Der Eingriff kam zwar von außen, weckte aber eher wenig Emotionen an den inzwischen autonomiebewusst gewordenen Hochschulen: Das von den ML-Sektionen verantwortete Marxistisch-leninistische Grundlagenstudium (MLG) hatte sich einen gründlich ramponierten Ruf erarbeitet, insofern es nicht nur politisch zu eindeutig, sondern auch wissenschaftlich zu trivial war. So konnte der Beschluss, abgesehen von den Betroffenen selbst, auf weitgehende Akzeptanz rechnen, denn die Abberufungsaktion traf eine ungeliebte Minderheit. Überwiegend nahmen die Hochschulöffentlichkeiten daher den Vorgang gleichgültig bis befriedigt zur Kenntnis. Er wurde als minimalinvasiver Eingriff betrachtet, der den Universitäten insgesamt nicht weiter weh tue.⁴⁴ Der Beschluss ließ sich zudem vergleichsweise leicht begründen, da die wesentliche Funktion der Einrichtungen nicht mehr bestand: Das MLG war mit dem Ende des Staatssozialismus obsolet geworden. Der damalige Bildungsminister Hans Joachim Meyer:

„Ich stellte mich auf den Standpunkt, daß mit dem Fortfall des marxistisch-leninistischen Grundlagenstudiums auch alle sich darauf beziehenden Berufungsgebiete entfallen wären ... In den folgenden Monaten habe ich Hunderte von Abberufungen unterschrieben. Dabei war es nicht mein Ziel, Marxisten aus dem wissenschaftlichen Leben auszuschließen, wohl aber einen ersten wichtigen Schritt zu tun, um die staatliche Privilegierung einer Ideologie zu beenden. Zugleich wurden damit nicht unerhebliche Ressourcen freigesetzt, denn die Sektionen Marxismus-Leninismus waren in ihrer personellen und sachlichen Ausstattung immer bevorzugt gewesen.“ (H.J. Meyer 1992: 26)

In einer eng legalistischen Perspektive lässt sich die Berechtigung der Regierung zu einem derartigen Schritt durchaus entdecken. Die aktuelle Funktionslosigkeit eines MLG bestritten auch die Betroffenen nicht. In seiner entindividualisierenden Durchschlagskraft mag der Beschluss dennoch problematisch erscheinen. Dass es einige – sehr wenige – unter den ML-Professoren gab, die den gängigen Klischees nicht entsprachen, machte die Aktion in Teilen auch pikant. Bernd Okun in Leipzig etwa war ein geistreicher Kritiker des staatssozialistischen Systems bereits zu dessen Lebzeiten (vgl. Okun 1992; o.J. [1999?]). Auch der verantwortliche Wissenschaftsminister Meyer sah die Ambivalenz des Vorgehens. Einerseits habe er gewusst, „daß manche durch dieses Fach oder seine Lehrer in ihrem Studium gescheitert waren“. Andererseits habe er auch MLG-Lehrende gekannt, „die ernsthafte Wissenschaftler waren und sich mutig für grundlegende Veränderungen eingesetzt hatten. Günter Rose, Prof. für wissenschaftlichen Kommunismus

⁴⁴ Die seither entstandene Literatur, die sich des MLGs annimmt, ist auch äußerst übersichtlich geblieben. Vgl. aus der Sicht eines (an der Bergakademie Freiberg) Beteiligten Richter (2002), die kursorische Darstellung von Rüther (1994) sowie die gründliche Untersuchung der Jenaer ML-Sektion von Ploenus (2007).

in Berlin, erklärte im Herbst 1988 nach einer USA-Reise öffentlich, die DDR müsse auf die Mauer verzichten und ihr Verhältnis zu Israel ordnen.“ Es sei daher nicht seine Absicht gewesen, „solchen Persönlichkeiten einen akademischen Neuanfang zu verwehren, wenn er sich auf wissenschaftliche Kompetenz stützen könnte“. (H.J. Meyer 1992: 26)

Nun aber fielen sie gemeinsam mit einigen ihrer schärfsten Gegner einem vereinfachenden Verdikt anheim. Die Regierung nutzte hier die Erwartung öffentlicher Zustimmung, um unter nichtrevolutionären Bedingungen einen quasirevolutionären Akt umzusetzen. Das Land befand in einer konstitutionellen Übergangsphase, und die politischen Akteure bewegten sich in einem unzureichend bestimmten Rechtsrahmen. Daher leitete die letzte DDR-Regierung ihre Berechtigung zu solchen Akten aus ihrem Wahlmandat ab. Wissenschaftsminister Meyer bezeichnete den ML-Lehrer-Abberufungsbeschluss jedenfalls als eine „notwendige Maßnahme in einer außergewöhnlichen Situation ...“, die aber im Hinblick auf die demokratische Erneuerung ... unumgänglich ist“ (H.J. Meyer 1990).

Überdies ließen sich diese Abberufungen als Erfüllung eines Auftrags deuten, den sich die letzte DDR-Regierung in ihrer Koalitionsvereinbarung gegeben hatte. Dort nahm der Personalumbau innerhalb der Aussagen zur Wissenschaftspolitik einen zentralen Platz ein. Neben der Empfehlung, ein DDR-Hochschulrahmengesetz auszuarbeiten, mit dem „Hochschulautonomie, Hochschuldemokratie und die Freiheit der Wissenschaft eingeleitet und gewährleistet werden“ sollten, sowie der Vereinbarung eines freien Hochschulzugangs (mit kapazitätsbegründeten Ausnahmen), Aussagen zu Stipendien und „ausbildungsfördernden Darlehen“ fand sich dort der Satz: „Es ist ein rechtsstaatliches Verfahren zu finden, das einen personellen Neuanfang in Lehre und Forschung sowie den Prozeß der Demokratisierung ermöglicht.“ (Koalitionsvereinbarung 1990: 480f.) Über den ML-Lehrer-Abberufungsbeschluss hinaus war das derart avisierte Verfahren während der Amtszeit dieser Regierung – sie endete mit dem Beitritt am 3. Oktober 1990 – nicht gefunden worden. Ansätze dazu ließen sich im Einigungsvertrag entdecken, wo es hieß: „Die ordentliche Kündigung eines Arbeitsverhältnisses in der öffentlichen Verwaltung ist auch zulässig, wenn ... der Arbeitnehmer wegen mangelnder fachlicher Qualifikation oder persönlicher Eignung den Anforderungen nicht entspricht“.⁴⁵

Innerhalb der Hochschulen und Akademieinstitute waren über das ganze Jahr 1990 hinweg vielerorts Vertrauensabstimmungen des Leitungspersonals beschlossen worden – seinerzeit ein Instrument, um mit der zweifelhaften Legitimität von Funktionsträgern, die in der DDR zu ihren Ämtern gelangt waren, umzugehen. Sofortige Mehrheitsentscheidungen der jeweili-

⁴⁵ EV Anl. 1, Pkt. C „Besondere Sachgebiete“, Kap. XIX „Recht des öffentlichen Dienstes einschließlich des Rechts der Soldaten“, Sachgebiet A, Abschn. III, Ziff. 1, Abs. 4 Nr. 1

gen Herrschaftsunterworfenen sollten entweder die Legitimität herstellen oder die Nichtlegitimität dokumentieren. In letzterem Falle wurde der Rücktritt vom Amt erwartet. So hatten bspw. an der Universität Leipzig 1990, einem Konzilsbeschluss entsprechend, alle Funktionsträger gegenüber ihren Mitarbeiter:innen die Vertrauensfrage zu stellen. Der Vorgang führte in der Folgezeit zu einigen Turbulenzen. Nicht alle bei den Abstimmungen Durchgefallenen waren bereit, die intendierte Konsequenz zu ziehen: ihren Rücktritt vom Direktorenamt zu erklären. Dies betraf an der Universität Leipzig vornehmlich medizinische Instituts- bzw. Klinikdirektoren.

Im Westen schüttelte man über diese Vorgänge zweifelnd den Kopf. Mancher dortige Instituts- oder Klinikdirektor mochte sich wohl fragen, was er selbst für ein Ergebnis zu erwarten hätte, wenn alle seine Mitarbeiter:innen in geheimer Abstimmung eine Art Beliebtheitsvotum abgäben. Im Osten aber war es ein Vorgehen, das aus der spezifischen Situation geboren war. Immerhin hatten ja in der DDR Parteigenossen die schwungvollsten Karrieren realisieren können: den Aufstieg in Professuren, Leitungspositionen und (vor allem ministerielle) Beiräte, den Zugang zu Forschungsressourcen und zu Westreisegelegenheiten. Da war der Gedanke nicht unplausibel, dass es nicht zwingend allein die persönlichen Verdienste gewesen seien, die in Ämter geführt hatten. Aus Sicht der in den Vertrauensabstimmungen Durchgefallenen stellte sich die Sache anders dar, wie einer der Betroffenen mitteilte:

„Am 04.09.90 fand am Physiologischen Institut eine sog. Vertrauensabstimmung statt, an der alle Mitarbeiter, von den Professoren bis zum technischen Hilfspersonal einschließlich Reinmachefrau, teilnahmen ... Von den 60 Anwesenden ... stimmten 32 gegen und also 28 für mich ... Ich habe diese Abstimmung als eine Meinungsumfrage gewertet, da eine Abwahl des Instituts- oder Klinikdirektors weder das DDR- noch das bundesdeutsche Hochschulrecht kennt.“ (Schwartz 1994: 159)

Die Situation wurde dadurch kompliziert, dass der DDR-Bildungsminister Meyer nicht bereit war, die Betreffenden von ihren Ämtern abzurufen. Die Rechtslage war in der Tat unklar. Die Leipziger Universitätsleitung zeigte sich konfliktgeneigt: „Nach Auffassung des Rektoratskollegiums gilt der Grundsatz: Wer beruft, kann auch abberufen“, also der Minister. Insofern stimmten hier Rektoratskollegium und Senat mit der Auffassung des Ministers nicht überein. Bei Uneinsichtigkeit des Ministers wie der betreffenden Direktoren gegenüber der Festlegung des Konzils sei „ein Beschluß gegen den Standpunkt des Ministers wahrscheinlich“.⁴⁶

Die Angelegenheit sollte die Universität Leipzig bis ins Jahr 1992 beschäftigen. Am 2.10.1990 hatte sich deren Konzil mit diesem Problem befasst und

⁴⁶ Protokoll Sitzung des Akademischen Senats der Universität Leipzig, 17.9.1990, S. 1f., in: UAL, Vorlass Pasternack: 1990

„sehr energisch“ bekräftigt, „daß all jene Leiter, die das Vertrauen nicht erhielten, aber dennoch auf ihrem Führungsanspruch bestehen, die moralische Mißbilligung des Konzils trifft und das Rektoratskollegium aufgefordert ist, alle rechtlichen Schritte zur endgültigen Klärung einzuleiten“ („Stasi-Altlast...“ 1990). Knapp anderthalb Jahre später, auf einer Konzilsberatung am 7.2.1992, äußerte der Rektor Cornelius Weiss in seinem Hauptreferat, das inzwischen verabschiedete Sächsische Hochschulernerneuerungsgesetz habe bei der Verknüpfung von ordentlicher Professur und Institutsdirektion eine Lücke gelassen: Beide waren rechtstechnisch so miteinander gekoppelt, dass der Verzicht auf die Direktion zugleich die Professur zur Disposition stellte. Kaum verwunderlich war also, dass trotz aller Appelle freiwillig fast keiner der Direktoren zurückgetreten ist. Der Rektor: „Diese Mitarbeiter der Universität, die sich trotz ihrer zum Teil erheblichen Verstrickungen mit dem SED-Regime an ihre Ämter klammern, fügen der Universität schweren Schaden zu. Wir werden uns damit nicht abfinden.“ (Weiss 1992)

Abschließend geklärt wurde dieses Problem erst zwei Jahre nach den Vertrauensabstimmungen, ohne noch auf diese Bezug zu nehmen, durch Entlassungen wegen mangelnder Eignung für den öffentlichen Dienst nach Anl. 1 Kap. XIX Sachgebiet A Abschn. III Ziff. 1 Abs. 4 Nr. 1 Einigungsvertrag.⁴⁷

Das letzte Jahr der DDR hatte am 3. Oktober 1990 geendet. Damit war die Zuständigkeit (und Existenz) des bisherigen DDR-Ministeriums für Bildung und Wissenschaft ausgelaufen. Minister Hans Joachim Meyer hatte noch im September eine Vorläufige Hochschulordnung erlassen, damit die Hochschulen bis zur Funktionsfähigkeit der Landesverwaltungen nicht in einem rechtsleeren Raum agieren müssen (Verordnung über Hochschulen 1990). Eine Bestimmung darin war gleichsam als Mahnung an die Hochschulen formuliert, die sich als Ausdruck der ministeriellen Skepsis lesen ließ: „Die Hochschulen gewährleisten gemeinsam mit den zuständigen staatlichen Stellen ihre Bereitschaft und Fähigkeit zur Reform des Hochschulwesens.“ (§ 2 Abs. 2 VOHS) Dann wurden die ostdeutschen Länder gebildet. Deren Sache sollte es sein, die Prozesse der Neugestaltung ihrer jeweiligen Hochschulsysteme zu steuern. Gemeinsam hingegen hatten sich Bund und Länder in folgenden damit zu befassen, wie es mit der außeruniversitären Forschung, insbesondere derer an den Instituten der Akademien, weitergehen könne.

⁴⁷ dazu ausführlicher unten C. 3.3. Integritätsüberprüfungen

B.

**Umbaudimension 1:
Strukturtransformationen**

1. Hochschulen

1.1. Ausgangsstrukturen

1989 bestand das allgemeine Hochschulwesen der DDR aus sechs Volluniversitäten, drei TUs, 32 Spezialhochschulen und zwölf künstlerischen Hochschulen, insgesamt 53 öffentliche Hochschulen:

- Deren größte und wichtigste waren sechs traditionelle *Volluniversitäten*: Berlin, Greifswald, Halle-Wittenberg, Jena, Leipzig und Rostock. Diese verfügten unter anderem über ein jeweils breites Spektrum an Fächern incl. Universitätsklinikum.
- Hinzu traten drei Hochschulen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten zu *Technischen Universitäten* erhoben worden waren: Dresden, Karl-Marx-Stadt und Magdeburg.
- Unter den Spezialhochschulen bildeten die 15 *Technischen bzw. Ingenieurhochschulen* die größte Gruppe: IHS Berlin-Lichtenberg, IHS Berlin-Wartenberg, Hochschule für Bauwesen Cottbus, Hochschule für Verkehrswesen Dresden, Bergakademie Freiberg, die THs in Ilmenau, Köthen, Leipzig, Leuna-Merseburg und Mittweida, IHS Warnemünde, Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar sowie die IHS in Wismar, Zittau und Zwickau.
- *Andere Spezialhochschulen* waren zwei landwirtschaftliche Hochschulen in Bernburg und Meißen, zwei Wirtschaftshochschulen in Berlin und Leipzig sowie die Deutsche Hochschule für Körperkultur Leipzig (DHfK).
- Die Oberstufen-*Lehrerbildung* fand sowohl an den o.g. Volluniversitäten als auch an neun Pädagogischen Hochschulen (PH) statt. PHs bestanden in Dresden, Erfurt-Mühlhausen, Güstrow, Halle, Leipzig, Magdeburg, Neubrandenburg, Potsdam und Zwickau.
- Neben den sechs medizinischen Fakultäten an den Volluniversitäten existierten drei *Medizinische Akademien*: Erfurt, Dresden und Magdeburg. Diese realisierten Studiengänge für die zweite, also klinische Phase, während das vorklinische Grundstudium an den Universitätsfakultäten absolviert wurde.¹ Derart gab es insgesamt neun hochschulmedizinische Standorte (vgl. dazu Pasternack 2015).
- Der *künstlerische Hochschulbereich* umfasste zwölf Einrichtungen: Musikhochschulen in Berlin, Leipzig, Dresden und Weimar; Hochschulen für Bildende Künste in Berlin, Halle (Saale), Leipzig und Dresden; Theater-, Schauspiel- und Filmhochschulen in Berlin, Leipzig und Potsdam-Babels-

¹ Ausnahme: Magdeburg, gegründet 1954, wo seit 1960 auch die erste Ausbildungsphase aufgebaut worden war

berg sowie das Institut für Literatur in Leipzig.² (Vgl. Hechler/Pasternack 2015).

Akademisch charakterisiert waren sämtliche Hochschulen durch das Promotionsrecht (das wiederum auch die wissenschaftlichen Akademien mit Institutsbetrieb und einige der Ressortforschungsinstitute hatten³). Das hieß zugleich, dass die Hochschulen Orte der Forschung sein mussten und waren.⁴ Nicht über das Promotionsrecht verfügte hingegen eine Institutionengruppe, die hier als Spezifik des tertiären Sektors in der DDR erwähnt werden muss. Neben den hochschulischen Einrichtungen gab es auch 234 Fachschulen (MWB o.J. [1990]: 170):⁵

Deren Mehrzahl waren Ingenieurschulen, Fachschulen für mittleres medizinisches Personal und Institute für Lehrerbildung, welche die Ausbildung von Grundschullehrer:innen verantworteten. Sie gehörten teils zum Sekundar- und teils zum Tertiärbereich: An ersteren konnte unmittelbar im Anschluss an die 10. Klasse studiert werden (z.B. an den 62 Medizinischen Fachschulen, d.h. Krankenpflegeschulen), an letzteren war eine abgeschlossene Berufsausbildung die Zugangsvoraussetzung. Es gab also zwei Fachschultypen. Die Studiengänge dauerten drei Jahre. Nur die 31 Institute für Lehrerbildung (IfL) durchbrachen jede Systematik: Für den Zugang genügte der Abschluss der 10. Klasse, die Studiendauer betrug vier Jahre, und der berufliche Einsatz erfolgte als (Unterstufen-)Lehrer:in, mithin in Kollegien gemeinsam mit Diplompädagog:innen. Aber auch bei den Absolventen anderer Fachschulen überschritten sich die beruflichen Einsatzmöglichkeiten zum großen Teil mit denen der Hochschulabsolvent:innen – weshalb in DDR-Statistiken auch häufig die Beschäftigtengruppe „Hoch- und Fachschulkader“ ausgewiesen ist.

Symbolisch waren die Teilnehmer:innen der Fachschulstudien – sowohl des ersten als auch zweiten Typs – denen der Hochschulstudiengänge gleichgestellt: Sie wurden als Studierende geführt, hatten Stipendienberechtigung und galten nach dem Abschluss als Angehörige der Intelligenz. Inhaltliche Ähnlichkeiten zwischen Fach- und Hochschulen bestanden insbesondere im Bereich der allgemeinen Fächer: Fremdsprachenausbildung, Sport und Marxistisch-leninistisches Grundlagenstudium (MLG). Ein großer Teil der erworbenen Fachschulabschlüsse wurde nach 1990 anerkannt, und nach einer mindestens dreijährigen Praxistätigkeit im Beruf sowie einem Brückenkurs konnte das FH-Diplom geführt werden.⁶ 1989 studierten an den Fachschulen (ohne Krankenpflegeschulen) 120.000 Personen (im Direktstudium 68.300) zuzüglich 10.400 an IfL (MWB o.J. [1990]: 24–26). Die

² Hinzu traten die Staatliche Ballettschule Berlin, die Fachschule für Tanz Leipzig und die Palucca-Schule für Tanz Dresden, die formal Fachschulen waren.

³ s.u. B. 2. Akademien und B. 3. Ressortforschung

⁴ dazu genauer unten und im Vergleich mit den Forschungsakademien: B. 2.1. Ausgangsstrukturen und Forschungsproduktivität im Vergleich zu den Hochschulen

⁵ zu Details des Fachschulstudiums vgl. die letzte Überblicksveröffentlichung Roßner (1974) und zur Fachschulstatistik 1980–1990 StatBA (1995)

⁶ vgl. Arbeitsgruppe Fernstudienbrückenkurse (1992), BMBW (1992), Pfundter/Cordes/Föllmer (1995)

Zahl der dort hauptamtlich Lehrenden betrug (ohne Krankenflageschulen) 5.800 zuzüglich 2.700 an IfL (ebd.: 153–158).

Insgesamt: Die Fachschulen des zweiten Typs ließen sich zum tertiären Bildungsbereich zählen, ohne Hochschulen gewesen zu sein. Man könnte sie insofern, d.h. hinsichtlich der Einordnung in die Bildungsstufensystematik, mit den Berufsakademien (solange diese noch nicht zu Dualen Hochschulen befördert worden waren) vergleichen.

Zugleich verdeutlicht die Existenz der Fachschulen, dass die DDR keinen Fachhochschulsektor aufgebaut hatte. Es ist aber auch fehlerhaft, wie es nach 1989 häufig missverstanden wurde, die oben erwähnten Spezialhochschulen als so etwas wie Fachhochschulen anzusehen: Sie waren akademisch den Universitäten gleichgestellt, insbesondere hinsichtlich des Promotionsrechts. Bevor wir auf die Strukturentwicklungen im öffentlichen Hochschulbereich zu sprechen kommen, seien zwei besondere Segmente und deren weitere Entwicklungen erwähnt, die meist weniger Beachtung erfahren.

Zum einen gab es auch 39 „Hochschulen mit Sonderstatus“ (Burkhardt 2000: 7) in der Trägerschaft von Parteien, Ministerien, Massenorganisationen oder den Sicherheitsorganen (NVA, MfS, Volkspolizei, Zivilverteidigung). Sie waren nicht allgemein zugänglich, man konnte sich dort also nicht auf dem üblichen Wege einer Studienbewerbung anmelden, und die realisierten Forschungen wurden direkt durch den jeweiligen Träger veranlasst. Wissenschaftlich spielten die Sonderhochschulen überwiegend keine bedeutsame Rolle. An den para-/militärischen Hochschulen studierten wohl etwa 24.000 und an den zivilen Sonderhochschulen etwa 8.000 Personen.⁷ An diesen Einrichtungen waren 1989 rund 4.900 Wissenschaftler:innen beschäftigt. (Vgl. Grelak/Pasternack 2024: 51–128)

Die Sonderhochschulen (einschließlich der Spezialfälle militärischer und polizeilicher Bereiche, die innerhalb ziviler Hochschulen bestanden) sind zum Teil Ende 1989, spätestens aber im ersten Halbjahr 1990 aufgelöst worden. Entweder verschwanden ihre Träger, oder aber, wo dies nicht der Fall war, standen die Unüblichkeit, eine eigene Hochschule zu unterhalten, und Geldmangel Fortführungen entgegen.

In den wenigen Fällen, in denen personelle oder sächliche Teilüberführungen aus den Sonderhochschulen stattfanden, legten und legen die aufnehmenden Einrichtungen dezidiert Wert auf die Feststellung, dass damit keine Fortsetzung der früheren Einrichtung stattgefunden habe. So wurden etwa

⁷ Diese Hochschulen waren gegenüber der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik nicht berichtspflichtig (Ehlert u.a. 1990: 1) und wurden auch in dem jährlich vom Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen herausgegebenen „Statistischen Jahrbuch des Hochschulwesens der DDR“ nicht aufgeführt. Die genannten Zahlen sind kumulierte Abschätzungen, die aus den Angaben in Buck-Bechler/Jahn/Lewin (1997: 60) und eigenen Recherchen (vgl. Grelak/Pasternack 2024: 51–128) gewonnen wurden.

Tafel 6: Die Sonderhochschulen

Kategorie	Einrichtungen	1945–1989		1989	
		Anzahl	Summe	Anzahl	Summe
Zivile Hochschulen	Hochschulen von Parteien und Massenorganisationen	5	11	5	10
	Regierungshochschulen	6		5	
Hochschulen der Sicherheitsorgane	Militärakademische Einrichtungen	4	29	4	29
	Offiziershochschulen der NVA und Grenztruppen	7		7	
	Militärische und polizeiliche Einrichtungen an zivilen Hochschulen	4		4	
	Offiziersausbildungen an zivilen Hochschulen	8		8	
	Polizeihochschulen u. Zivilverteidigung	4		4	
	MfS-Einrichtungen	2		2	
Gesamt		40		39	

die Liegenschaft, das nichtwissenschaftliche und ein kleinerer Teil des wissenschaftlichen Personals der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft Potsdam-Babelsberg – über den Zwischenschritt der kurzzeitig bestehenden Brandenburgischen Landeshochschule (BLH) – in die neugegründete Universität Potsdam übernommen (Jacobsen 2006: 281–288). Liegenschaft, technisches und Verwaltungspersonal der Juristischen Hochschule des MfS wurden gleichfalls – über die Zwischenschritte PH Potsdam und BLH – in die Universität Potsdam integriert (Görtemaker 2016a: 54). Die Bundeswehr übernahm keine der ehemaligen DDR-Offiziershochschulen, erhielt aber deren Liegenschaften. Ohne eine Nachfolgeeinrichtung zu sein, befindet sich auf dem Gelände des einstigen Instituts der DDR-Zollverwaltung „Heinrich Rau“ in Plessow heute eines von fünf bundesweiten Zollobildungszentren für den zweijährigen Vorbereitungsdienst auf den mittleren Zolldienst.

Zum anderen existierten neben den 53 Hochschulen, die im Grundsatz öffentlich zugänglich waren, und den 39 Sonderhochschulen auch – außerhalb der staatlichen Strukturen – 15 konfessionell gebundene Hochschulen. Nach Reinhard Henkys (2014: 102) war die DDR wohl das osteuropäische Land mit der größten Zahl wissenschaftlich-theologischer Lehr- und Forschungseinrichtungen. Es handelte sich um vier kirchlich-theologische Hochschulen, drei evangelische und eine katholische. Daneben gab es in Halle (Saale) eine evangelische Kirchenmusik(hoch)schule, an der das (höchste) A-Examen abgelegt werden konnte, das die Konzertreife beglaubigte. Die an diesen fünf Einrichtungen absolvierten Studien entsprachen dem Niveau von Universitäten. Hinzu traten acht (z.T. freikirchliche) Predigerschulen, die sich auf Fachhochschulniveau verorten lassen, und eine ebenso zu kategorisierende gemeindepädagogische Einrichtung. Das gilt

auch für drei evangelische Musikschulen, deren Besuch mit dem B-Examen abgeschlossen wurde: in Dresden, Greifswald und Görlitz.

All diese Hochschulen waren gleichsam quasi-akademische Einrichtungen: Sie lehrten und forschten auf hochschulischem Niveau, ohne über die formalen Insignien zu verfügen, die das auch nach außen hin kenntlich gemacht hätten. Da sie staatlich nicht anerkannt waren, konnten ihre Abschlüsse allein innerkirchlich genutzt werden. Waren die staatlichen Hochschulen der DDR mit dem Auftrag beauftragt, eine „sozialistische Intelligenz“ zu schaffen, so wurde an den konfessionell gebundenen Einrichtungen gleichsam eine ‚nichtsozialistische Intelligenz‘ herangebildet. Quantitativ war der Bereich der 17 konfessionellen Quasi-Hochschulen sehr klein. Dort studierten 1989 etwa 1.030 Personen, die von rund 110 Lehrenden betreut wurden. (Vgl. Grelak/Pasternack 2019: 277–287, 299–312, 326–341, 348f.) Insgesamt war dieser Bereich trotz massiver Säkularisierung im Laufe der DDR-Jahrzehnte expandiert: Hatte es 1949 13 kirchliche Hochschulen gegeben, so waren es 1989 dann 19 Einrichtungen (Grelak/Pasternack 2022: 103).

Nach 1989 wurden die dort erworbenen Abschlüsse denjenigen an staatlichen Hochschulen gleichgestellt, mithin nachträglich anerkannt. So wurden auch die in einer konfessionellen Parallelwelt existiert habenden Einrichtungen als Hochschulen legitimiert. In diesem Bereich kam es im Zuge der Strukturtransformationen zu

- teils Integrationen in staatliche Universitäten (Sprachenkonvikt Berlin in die Humboldt-Universität, Theologisches Seminar Leipzig in die Universität Leipzig, Philosophisch-Theologisches Studium Erfurt als Katholisch-Theologische Fakultät in die neugegründete Universität Erfurt, Ev. Ausbildungsstätte für Gemeindepädagogik Potsdam in die Evangelische Fachhochschule Berlin in Berlin-Zehlendorf),
- zum Teil Auflösungen (Katechetisches Oberseminar Naumburg, dabei einzelne Personalübergänge in die Universitäten Halle und Jena),
- einige Fusionen mit westdeutschen Einrichtungen (dies betraf Predigerseminare im freikirchlichen Bereich) sowie
- Fortführungen (Kirchenmusik(hoch)schule Halle und Theologisches Seminar Friedensau der Adventisten). (Vgl. Grelak/Pasternack 2016)

Für den Umbau des öffentlichen Hochschulbereichs hatte der Wissenschaftsrat 1990 bis 1992 einige zentralen Zielgrößen formuliert (Wissenschaftsrat (1991 [1990]); ders. 1992i):

- Schaffung einer in sich verträglichen Wissenschaftsstruktur in Deutschland bei gleichzeitiger Aufnahme von identifizierten innovativen Ansätzen in den ostdeutschen Instituten und Universitäten;

- Nutzung der Chance, „erkennbare Schwachstellen und Fehlentwicklungen in den Geisteswissenschaften in den alten Ländern zu vermeiden und Innovationen einzuführen“;
- Beachtung der „inneren Vielfalt der Zugriffe, Fragestellungen und Methoden“ bei den Berufungen in den einzelnen Fächern;
- Wiederherstellung der Einheit von Lehre und Forschung;
- Wiederherstellung der notwendigen disziplinären Vielfalt;
- Schaffung regional abgestimmter Schwerpunkte über länderübergreifende Koordinierung der Universitäten;
- an den Universitäten Erneuerung und Konsolidierung der einzelnen jeweils vorhandenen Fächer sowie Wiederaufbau von auf Restformen reduzierten Fächern vor einem Bestreben nach Komplettierung des Fächerkanons durch ungenügend arbeitsfähige Einzelprofessuren;
- Neuaufbau von Fächern nur dann, wenn von Beginn an wenigstens eine Mindestausstattung gesichert ist;
- quer zur disziplinären Situierung der Fächer fachübergreifende, flexible Organisationsformen („inneruniversitäre Zentren“), „um die Kooperation zwischen den Fächern zu erleichtern und die kulturwissenschaftliche Öffnung der Geisteswissenschaften zu fördern“;
- in den einzelnen Fächern Verbindung der jeweiligen Grunderfordernisse mit verschiedenen Spezialisierungen, die disziplinären Weiterentwicklungsmöglichkeiten Rechnung tragen.

1.2. Strukturbrüche

Im Hochschulsektor waren die wesentlichen Strukturbrüche viererlei: (a) die Abwicklung von Hochschuleinrichtungen zum 31.12.1990, (b) die Differenzierung des Hochschulwesens in Fachhochschulen und Universitäten, im Zuge dessen (c) die Auflösung der meisten Spezialhochschulen, wobei diese dann häufig für nachfolgende Neugründungen genutzt wurden, schließlich (d) der Studienkapazitätsausbau.

Abwicklungen

Zum 31.12.1990 wurden die sog. Abwicklungen verfügt. Die ostdeutschen Landesregierungen hatten zuvor Beschlüsse gefasst, jeweils eine Reihe von Einrichtungen an den Hochschulen ihrer Länder, teils auch komplette Hochschulen abzuwickeln. Das konnte zweierlei heißen: Entweder wurden die Einrichtungen für eine „logische Sekunde“ aufgelöst, um anschließend neu

gegründet zu werden, oder sie wurden final geschlossen.⁸ Zumindest für die Abwicklungen von einzelnen Instituten geschah dies „nach einer fragwürdigen Lesart des Art. 13 Abs. 1 EV“, insofern es sich um keine selbstständigen, sondern Teileinrichtungen von Hochschulen handelte und im Einigungsvertrag von einer Neugründung abgewickelter Staatseinrichtungen keine Rede war (Ash 2024: 23). Zur Begründung der Abwicklungen hieß es z.B. im Bescheid der sächsischen Staatsregierung, dass an den betreffenden Bereichen „das Lehrangebot nicht den Anforderungen entspricht, die eine freiheitliche Gesellschaft, ein demokratischer Rechtsstaat und eine soziale Marktwirtschaft an Lehre und Forschung stellen. Bereiche, die ideologisch einseitig und auf die sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung festgelegt waren, soll es künftig nicht mehr geben“ (Sächsische Staatskanzlei 1990). Es ging mithin vorrangig um gesellschaftswissenschaftliche Bereiche.

In den Hochschulen wurden diese Abwicklungsentscheidungen zunächst als ein Eingriff in die Gestaltungskompetenz für die eigene Strukturentwicklung wahrgenommen, der in dieser Deutlichkeit bislang nicht vorgekommen war. Als bald meldeten sich aber auch andere Stimmen. Sie erblickten in den Abwicklungen einen Befreiungsschlag, der einen Schub für die Erneuerung der Hochschulen bringen könne. Die Ambivalenz der Bewertungen zeigt exemplarisch eine Äußerung des nachmaligen Leipziger Universitätsrektors Cornelius Weiss: „Zunächst war ich von dem Abwicklungsbeschuß ganz entsetzt. Mein spontaner Ausruf war: Um Himmels Willen, sind wir denn nun wirklich ein besetztes Land? Aber dann, als ich die Wirkung sah, daß sich hier alles wie ein aufgescheuchtes Wespennest bewegte, war ich dann doch gegen eine Rücknahme der Abwicklung. Es gab zwischen den Studenten und denen, die für die Abwicklung waren, eigentlich keinen Dissens darüber, daß die Abwicklung undemokratisch ist.“ (Weiss in Weiss/Wartenberg 1991)

Wissenschaftsimmanente statt politischer Argumentationen, um Zustimmung zur Abwicklung zu begründen, wurden dagegen selten vorgetragen. Ein solch seltener Fall war der Leipziger Kirchenhistoriker Kurt Nowak, der resümierend die mit der Abwicklung vollzogene Ungleichbehandlung von Gesellschafts- und Naturwissenschaftlern begründete: Die „Differenz zwischen Zerstörung von Wissenschaftlichkeit im Prinzip und von Wissenschaftlichkeit und deren freiwilliger oder erzwungener Indienststellung“ benannte er als Beweisgrund, warum den einen widerfahren müsse, was den anderen erspart bleibe (Nowak 1991: 375). Die externen Reaktionen auf die

⁸ vgl. die Dokumentation der Beschlüsse: Winter/Köhler (1991: Teil 1); desweiteren Dahlke/Becker/Bludau (1991), Geßner (1991) und Matschenz et al. (1996)

Abwicklung waren sehr heterogen. Neben eindeutigen Befürwortungen⁹ und und ebenso eindeutigen Kritiken¹⁰ gab es abwägende Stellungnahmen.

Typisch für letztere war etwa Dieter E. Zimmer (1991) in der „Zeit“ mit dem Hinweis, dass die Abwicklung ohne Unterscheidungen treffe: „große und kleine Lichter, Idealisten und Opportunisten, Dogmatiker und Ketzer, Täter und Opfer, Ekel und Samariter. Daß kaum je eine dieser hübschen Kategorien chemisch rein vorkommt, daß es im wirklichen Leben hoch moralische Flachköpfe, opportunistische Koryphäen, brillante Charakterschweine und jede Menge mittelanständiger, mittelkluger grauer Mitläufer gibt, macht die individuelle Ansehung einerseits natürlich schwieriger, andererseits aber nur noch notwendiger.“ Zimmer kam zu dem Schluss, daß es „unsern nunmehr gemeinsamen Staat“ noch lange vergiften werde, „daß viele der ehemaligen Brüder und Schwestern den Westen heute als eine Besatzungsmacht erleben“ – aus der Sicht des Jahres 2025 nur sehr schwer lesbar, ohne es als prophetisch wahrzunehmen.

Die studentischen Reaktionen auf die Abwicklung waren spontan und unterschiedlich. Sie reichten von euphorischer Begrüßung (ostdeutsche Evangelische Studentengemeinden, vgl. Kaiser 1991) über billigende Inkaufnahme (vor allem an Technischen Hochschulen) bis hin zu massivem Protest (zuerst in Rostock, dann vor allem in Leipzig, Berlin und Halle).¹¹ Auf einer Versammlung der StudentInnenRäte im Januar 1991 in Berlin waren die Abwicklungsentscheidungen das beherrschende Thema (vgl. KdS 1991). Bestärkt fühlen konnten sich die studentischen Vertreter:innen in ihrer mehrheitlich kritischen Haltung durch gewichtige Stimmen, nicht zuletzt aus Westdeutschland, die dem Abwicklungsinstrument nur schwer Rechtsstaatskonformität abzugewinnen vermochten (vgl. exemplarisch Konzen 1991).

Die studentischen Protestaktionen gegen die Abwicklungen waren in ihren Größenordnungen bislang ungekannt. Sie hatten primär zwei Ursachen. Zunächst waren sie hervorgerufen durch Ungeschicklichkeiten der politischen Administrationen. So hatten zahlreiche Studierende in den abwicklungsbeeinträchtigten Studiengängen annehmen müssen, ihr Studium nicht fortsetzen zu können, da die übermittelten Regierungsbeschlüsse diesbezüglich unklar formuliert waren. Daneben korrespondierten die Proteste mit einer damals bereits – zweieinhalb Monate nach dem Beitrittstag – ziemlich deutlichen Grundstimmung im Land, die sich gegen wahrgenommene politische Entmündigungstendenzen richtete. Sie speiste sich vor allem aus dem Vergleich mit den vielen Gestaltungsmöglichkeiten des ‚gesetzlosen Jahres‘ vom Herbst ’89 bis zum 3. Oktober 1990.

⁹ vgl. exemplarisch Aly (1990), Meier (1990), Heimrich (1991)

¹⁰ vgl. exemplarisch Aly (1991), Narr (1991)

¹¹ vgl. StuRa UL (1991a), StuRa HUB (1991), Sieber/Freytag (1993: 179–197)

*Tafel 7: Protest gegen die Abwicklung der Hochschule für Ökonomie
Berlin-Karlshorst im Dezember 1990*



Foto: Pressestelle HfÖ

Abwicklungsbetroffene Hochschullehrer:innen versuchten zum Teil, die Proteste zu instrumentalisieren. Dagegen wehrten sich die Studierenden weitgehend erfolgreich. Die Einbeziehung von Lehrkräften geschah differenziert:

„Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß ohne Zusammenarbeit mit allen integren und kreativen Wissenschaftlern der KMU¹² die demokratische Erneuerung der Uni unnötig erschwert wird. Darum sehen wir in diesen Wissenschaftlern auch unsere Partner. Das heißt nicht, daß wir uns dafür einsetzen, daß alle Lehrkräfte künftig weiterbeschäftigt werden sollten. Allerdings soll Nichteignung in einem fairen und damit rechtsstaatlichen Verfahren nachgewiesen werden.“ (Studenten: Keine Entsolidarisierung 1990)

Eine empirische Untersuchung legte für Leipzig die diesbezüglichen studentischen Präferenzen offen: Die Mehrzahl der abwicklungsbetroffenen Studierenden plädierte für eine Fortsetzung des Studiums mit „einigen Lehrkräften“ von denen, die bislang schon gelehrt hatten. Keiner dieser Studenten wollte sich für „alle“ Lehrkräfte einsetzen. Zum Vergleich: In den nicht-abgewickelten Bereichen meinten zehn Prozent der Studierenden in bezug auf ihren eigenen Lehrkörper, sich für ausnahmslos alle Lehrkräfte einsetzen zu können. (Starke 1991) Die Protestaktionen brachten die Studierenden und Hochschulen wochenlang in die Medien. Je näher die Redaktionen an den Orten der Geschehnisse waren, desto differenzierter wurde im Re-

¹² Karl-Marx-Universität Leipzig

gelfall berichtet. Wer weiter weg war, meinte nur, über die „roten Studenten, die ihre roten Professoren an ihrer roten Uni“¹³ retten wollten, berichten zu können.¹⁴

Georg Nolte, damals Heidelberger Gastdozent an der Leipziger Juristenfakultät, attestierte den Protestierenden, „sich nicht von den diskreditierten Kadern vor den Karren“ spannen lassen zu haben (Nolte 1992: 35). Vielmehr hätten sie „eine differenzierte Diskussion geführt“, die „in den westlichen Medien nicht genügend gewürdigt“ sei (Schneckener 1991). Michael Th. Greven (1947–2012), seinerzeit Marburger Politikprofessor und gastweise in Leipzig lehrend, fand auffällig, dass die in erster Linie betroffenen Wissenschaftler:innen in den Verhandlungssituationen „praktisch keine Rolle mehr spielten“. Dagegen sei bemerkenswert gewesen, „welche pragmatische und kluge Politik die studentischen Verhandlungsführer verfolgten, die keineswegs, wie einige westliche Medien permanent behaupteten, sich als Vertreter der Interessen der abgewickelten ... Wissenschaftler verstanden, sondern sehr klug ihre eigenen Interessen erfolgreich wahrnahmen“ (Greven 1993: 169).

Tafel 8: Studentischer Protest gegen die Abwicklung an der Leipziger Universität, 20. Dezember 1990



Foto: Armin Kühne, Universitätsarchiv Leipzig, Signatur UAL, NA_Kuehne_KB_1990_06 43_N002

¹³ so dann auch der ironische Untertitel der Leipziger Dokumentation zu den Anti-Abwicklungs-Protesten: StuRa UL (1991a)

¹⁴ vgl. exemplarisch F.A.Z., Der Spiegel, Die Welt: Heimrich (1991), Orte des Jammerns (1991), Nöh (1991)

In Berlin, dem anderen Zentrum der Anti-Abwicklungsaktionen, wurde nicht nur einfach losprotestiert, sondern der Protest auch formal sauber legitimiert. Die Studierenden planten – nach spontanen Aktionen um die Jahreswende 1990/91 – einen Warnstreik und organisierten vom 9. bis zum 14. Januar eine studentische Urabstimmung darüber. 59 Prozent aller Eingeschriebenen nahmen daran teil, und 77 Prozent von ihnen sprachen sich für den Streik aus.¹⁵ Die Begründung des Streiks zeigte wiederum zweierlei Stoßrichtungen:

„Mit dem Mittel des Warnstreiks signalisieren wir dem Senat, daß wir auch in Zukunft Eingriffe in die Selbstbestimmungsrechte der Universität ... nicht hinnehmen werden. | Dieser Warnstreik soll aber denjenigen unser zur Verfügung stehendes Instrumentarium zeigen, die an einer Reform der Universität nicht interessiert sind: die Protestform ‚Streik‘ könnte sich schon morgen gegen diesen destruktiven Teil des Lehrkörpers richten.“¹⁶

Die Liberale Hochschulgruppe und der RCDS an der Humboldt-Universität kritisierten die studentischen Protestaktionen. Der Studentenrat habe sich „verdächtig schnell auf die Seite alter Seilschaften geschlagen und probiert[,] mit spektakulären Aktionen ... nach außen eine geschlossene Solidarisierung der Studierenden zu demonstrieren“, konstatierte die Liberale Hochschulgruppe.¹⁷ Der RCDS fragte: „Geht es Euch wirklich um die Interessen der Studenten oder habt Ihr anderes im Sinn? [...] Glaubt Ihr, Ihr könnt die HUB wirklich als letztes Überbleibsel der DDR erhalten?“ Immerhin scheine es, „daß Ihr die HUB als Symbol für die ehemalige DDR betrachtet und das Ganze auf eine grundsätzliche Ablehnung der deutsch-deutschen Wirklichkeit zielt“.¹⁸

Erreicht wurden durch die protestbegleitenden Verhandlungen am Ende einige – für die einzelnen Studierenden nicht unwichtige – Vereinbarungen mit den Ministerialverwaltungen. So wurden an der Leipziger Universität die Institute für Kulturwissenschaft und für Journalistik, dann als Medien- und Kommunikationswissenschaften, neu gegründet. Für beide war im ursprünglichen sächsischen Abwicklungserlass die ersatzlose Auflösung vorgesehen (SMWK 1990: 16f.). Ebenso wurde die Einsetzung von Gründungskommissionen statt nur Gründungsdekanen für die neu aufzubauenden Fachbereiche vereinbart, diese Kommissionen wiederum nicht durch Pro-

¹⁵ StudentInnenrat der Humboldt-Universität: Presseerklärung zur studentischen Urabstimmung über einen zweitägigen Warnstreik. Berlin, den 14.01.1991, 17.00 Uhr, in: Slg. Pasternack, HUB: Abwicklung

¹⁶ ebd.

¹⁷ Liberale Hochschulgruppe an der Humboldt-Universität zu Berlin: LHG-Statement – Streik an der HUB. Streik? Anmaßung, Urlaub oder Kampfmittel, o.D. [Januar 1991], in: Slg. Pasternack, HUB: Abwicklung

¹⁸ Ring Christlich-Demokratischer Studenten an der Humboldt-Universität: Ein sehr offener Brief an den StuRa der HUB. Auf wessen Seite steht Ihr?, o.D. [Januar 1991], S. 1, in: Slg. Pasternack, HUB: Abwicklung

fessor.innen besetzt, sondern unter Beteiligung Ortsansässiger aus Mittelbau und Studentenschaft (SMWK 1991a: 21). Gerade die letzten beiden Punkte mag man für eigentlich selbstverständlich halten. Dass sie es damals nicht waren, eröffnet Einblicke in die seinerzeit herrschende politische Kultur. Im Ganzen betrachtet, trugen die Abwicklungen dazu bei, die ostdeutschen Hochschulen eher zu Objekten ihrer eigenen Entwicklung zu machen.

Der sächsische Wissenschaftsminister hat beschrieben, wie recht lapidar es dann zugeht, als Gründungsbeauftragte für die neu aufzubauenden Institute gesucht wurden: „In den meisten Fällen rief ich die künftigen Gründungsdekane einfach über den einzigen Westanschluß, über den die Sächsische Regierung damals verfügte, zu Hause oder in ihren Hochschulen an, übrigens meistens erfolgreich.“ (Meyer 1992: 34) Einen öffentlichen Findungsprozess der möglichen Kandidat.innen gab es also nicht. Unterbreiteten die Hochschulen eigene Vorschläge zu, wurde das nicht kritisiert, aber in der Regel auch nicht beachtet. Derart kam es (neben wenigen Glücksfällen) auch zu einigen Zumutungen für die ostdeutschen Hochschulen.

An der Universität Leipzig etwa musste einer der Gründungsdekane nach wenigen Wochen ersetzt werden: Peter Krause von der Universität Trier sollte die Juristenfakultät neu aufbauen. Als erste Amtshandlung hatte er eine Vollversammlung der vorhandenen Mitarbeiter.innen einberufen, was man als vertrauensbildende Geste hätte verstehen können. Befremden löste allerdings seine dortige Ausdrucksweise aus. Mit Blick auf den 30. Juni 1991, dem Auslauftermin der Zeitverträge der ihm Anvertrauten, sprach er von zu erwartenden „Hinrichtungen“. Anschließend bestellte er alle Mitarbeiter.innen einzeln zu sich. Eine Doktorandin fragte er eingangs, ob sie „auch zu den Weibern gehört, die schon verheiratet sind und ein Kind haben“. Eine andere Mitarbeiterin war, wie Krause zu Ohren gekommen war, mit einem Russen verheiratet. Sie sollte seit einem Wortwechsel mit dem Gründungsdekan darüber nachdenken, was sie hier an einer deutschen Universität überhaupt wolle. (Schulze 1991) Sämtlichen Mitarbeiter.innen sprach er „Leistungswillen und Leistungsfähigkeit“ ab. Doch wurde dann auch deutlich, dass zumindest Sachkenntnis nicht die Grundlage seiner Einschätzungen war. Auf Journalistennachfrage kündigte Krause plötzlich maßvolles Vorgehen an: Er wolle niemandem Unfähigkeit vorwerfen, denn für eine solche Beurteilung müsse er erst einmal etwas von den Leuten hier lesen. („Gründerzeit“ 1991)

Allerdings konnte ihn das dann nicht mehr retten: „Im Ergebnis mehrerer Gespräche mit dem Rektorat und dem sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst hat Herr Prof. Dr. Peter Krause wegen wesentlicher inhaltlicher Differenzen im Gründungsvorgang einer neuen Juristenfakultät der Universität Leipzig den ihm übertragenen Auftrag zurückgegeben. Staatsregierung und Universität haben diesen Schritt akzeptiert und Herrn Prof. Krause für die in Leipzig geleistete Arbeit gedankt“, war sein Abgang in

einer Meldung der Leipziger Universitätszeitung diplomatisch umschrieben („Abgedankt“ 1991).

Ostdeutschlandweit waren von den Abwicklungen mindestens 4.100 Hochschullehrer und Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen betroffen.¹⁹ Da an den DDR-Hochschulen 1989 insgesamt 38.900 Wissenschaftler:innen beschäftigt waren (Burkhardt 1997: 11) und nur wenige Personen bereits im Jahresverlauf 1990 die Hochschulen verlassen hatten, ergibt sich: Die Abwicklungen hatten mindestens 10,5 Prozent der Hochschulwissenschaftler:innen erfasst. Auch wenn einige der Abwicklungsbetroffenen in den anschließend neu aufgebauten Instituten Anschlussverwendungen fanden, dürfte diese Größenordnung der Exklusion qua Abwicklung tendenziell zutreffend sein, da in der herangezogenen (und einzig nutzbaren) Quelle nicht für alle Einrichtungen die Zahl der Abgewickelten ermittelt werden konnte.

Die neue Dualität: Universitäten und Fachhochschulen – Fortführungen, Um- und Neugründungen

Im weiteren Verlauf der Strukturentwicklungen wurde die Differenzierung in Fachhochschulen (FH) und Universitäten eingeführt. Fachhochschulen hatte es so in der DDR nicht gegeben. Wo sie nun nicht gänzlich neu gegründet wurden, bauten sie auf vormaligen Ingenieurhochschulen, zum Teil auch Ingenieurschulen bzw. anderen Fachschulen auf. Hier gab es auch einige frühzeitige Eigeninitiativen seitens der Fachschulen, wie der Wissenschaft 1992 halb konstatierend, halb irritiert feststellte:

„Um die für die Errichtung neuer Fachhochschulen notwendige kritische Masse und fachliche Breite zu erreichen, streben viele dieser Ingenieur- und Fachschulen organisatorische Verbundmodelle an. Danach sollen die neu zu errichtenden Fachhochschulen als ‚Gebiets-Fachhochschulen‘ mit zahlreichen Nebenstellen organisiert werden, wobei diese Nebenstellen von den jetzt bestehenden Ingenieur- und Fachschulen gebildet werden. Ohne hinreichende personelle und apparative Voraussetzungen und ohne tragfähige Studienkonzeptionen haben einige Fachschulen überwiegend ohne Wissen und Genehmigung der zuständigen Landesministerien bereits mit einer Fachhochschulausbildung begonnen, um damit dem Ziel einer Umwandlung in eine Fachhochschule näherzukommen.“ (Wissenschaftsrat 1992e: 59)

Politisch war das Ziel, dass etwa 30 Prozent der Studierenden an den praxisorientierten Fachhochschulen studieren, während in den westdeutschen Ländern seinerzeit rund 20 Prozent an FHs eingeschrieben waren. Allerdings kamen – aufgrund von Studienabbrüchen an den Universitäten – 37 Prozent der westdeutschen Hochschulabsolvent:innen von den FHs. (Ebd.: 80, 138)

¹⁹ eigene Auszählung nach den Angaben in Winter/Köhler (1991: Teil 2, 4–24)

Der Wissenschaftsrat hatte 1992 den ostdeutschen Ländern empfohlen, im universitären Bereich zwölf Hochschulen zu unterhalten (Wissenschaftsrat 1992d: 8). Die ostdeutschen Länder entschlossen sich, insgesamt 15 universitäre Standorte zu etablieren. Der Empfehlung, 20 Fachhochschulen mit 26 Standorten zu gründen (Wissenschaftsrat 1992e: 139), folgten die Länder. Zwar wurde zunächst eine weitere FH gegründet, die FH Altmark i.Gr., diese aber letztlich mit der FH Magdeburg (heute Hochschule Magdeburg-Stendal) fusioniert.

Im Zuge der Einführung des FH/Uni-Dualismus wurden die bisherigen zahlreichen Spezialhochschulen geschlossen bzw. teilweise in Universitäten integriert oder teilweise in den neu aufgebauten Fachhochschulbereich überführt. Zugleich fanden sich an vielen Hochschulen Fächer wiederbelebt, die im Zuge planwirtschaftlicher Konzentrationsanstrengungen nur noch an einzelnen Standorten vertreten waren (etwa Psychologie, die DDR-weit nur an drei Hochschulen studierbar war). Sowohl durch Neugründungen als auch den Ausbau von Universitäten wurden insbesondere geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungspotenziale und Studienangebote erheblich erweitert. Dies betraf die Universität Potsdam (aus Vorläufer-Hochschulen heraus gegründet) sowie die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/O. und die Universität Erfurt als neu errichtete sozial- und geisteswissenschaftliche Spezialhochschulen, die Entwicklung der TU Magdeburg zur Universität Magdeburg sowie den disziplinären Ausbau der TU Dresden und der TU Chemnitz. Aber auch durch die Gründung der Fachhochschulen fand eine Verbreiterung geistes- und sozialwissenschaftlicher Angebote statt. Am auffälligsten war dies im Bereich Sozialarbeit/Sozialpädagogik, die es in der DDR überhaupt nur an einem Ort – der Humboldt-Universität – gegeben hatte (vgl. Mannschatz 2002). Daneben sind an den Fachhochschulen auch im GSW-Bereich einige Schwerpunkte aus Vorgängereinrichtungen übernommen worden, etwa in Leipzig Buch/Archiv/Museum oder in Potsdam das Archivwesen.

Hierdurch gab es dann ein weitgehend flächendeckendes Angebot sämtlicher Fächer (das im Zuge von Einsparungen in den 2000er Jahren zum Teil wieder zurückgefahren wurde). Dies erleichterte nicht nur Studienentscheidungen, sondern brachte auch regionale Effekte. Dabei wurden einige Fächer ausgebaut, die – gemessen an der Zahl ihrer Studierenden – in der DDR kleine Fächer waren, während sie seit der Hochschulexpansion in westlichen Hochschulsystemen bereits sehr große geworden waren. Solche in der DDR kleinen Fächer waren neben der schon erwähnten Psychologie die Soziologie, die Germanistik – allerdings in der DDR klein nur hinsichtlich ihrer Studierendenzahl, weniger im Blick auf die Personalausstattung, was wiederum mit den Aufgaben in der Lehrerbildung zusammenhing – und die nichtgermanistischen Sprach- und Literaturwissenschaften. Sie wurden nun auch in Ostdeutschland relativ schnell große Fächer.

Hinsichtlich der institutionellen Kontinuitäten sind Besonderheiten zu berücksichtigen. So legt ein Teil der heutigen Hochschulen Wert darauf, dass die 1989 bestandene(n) Einrichtung(en) keine Vorgängereinrichtung(en) ist bzw. sind. Dies ist zum Teil dem Umstand geschuldet, dass die meist formal neugegründeten Hochschulen in der Regel ein deutlich breiteres fachliches Spektrum aufweisen, als das bei den 1989 bestehenden Einrichtungen der Fall war. Zum Teil resultiert es daraus, dass von den ursprünglichen Einrichtungen nur Liegenschaften, technisches und Verwaltungspersonal übernommen worden waren, hingegen kein oder nur ausnahmsweise wissenschaftliches Personal. Im übrigen aber war manche Neugründung zwar eine rechtliche, doch dies allein deshalb, um eine Rechtsnachfolge und damit die automatische Übernahme von Beschäftigungsverhältnissen zu vermeiden; andere waren faktische Neugründungen, aber unter Nutzung von symbolischen Ressourcen früherer Einrichtungen; wieder andere wurden als symbolische Neugründung vollzogen, aber unter Nutzung von faktischen Ressourcen einer früheren Hochschule. Wo es keine unmittelbare Fortsetzung der jeweiligen Hochschule über 1989/90 hinweg gab, griff mithin ein Operationsmodus der institutionellen Kontinuität in der Diskontinuität. Hier lässt sich der Begriff *Vorläufereinrichtung* in mehreren Abstufungen nutzen, da der Grad der Kontinuität sehr stark variieren konnte:

- Die stärkste Form der Kontinuität bestand in der Überführung sowohl institutioneller, personeller als auch baulicher Komponenten einer Einrichtung. Wo solche Mehrfachkontinuitäten bestand, wurde die neue Institution typischerweise auch von den Akteuren als *Fortführung* einer oder mehrerer älterer Einrichtungen und von deren Traditionen begriffen. Fragen der Rechtsnachfolge waren dabei nur von untergeordneter Bedeutung. Die neue Hochschule konnte in institutioneller Kontinuität oder als Umgründung, durch Änderung des Hochschulstatus oder die Zusammenführung verschiedener Einrichtungen entstanden sein.
- Bildeten Vorläufereinrichtungen den Kern einer neuen Einrichtung, so können sie als *Quelleinrichtungen* bezeichnet werden.
- Unter *Zuflusseinrichtungen* lassen sich hingegen jene Vorläufereinrichtungen fassen, die durch Integration in eine größere bestehende Einrichtung deren Fächerspektrum zwar erweiterten oder zumindest stärkten, das Profil und die Selbstwahrnehmung der Hochschule jedoch nicht umfassend veränderten.
- Die loseste Form der Kontinuität, d.h. der Bindung an eine Vorläufereinrichtung, bestand in der ausschließlichen Übernahme des Baubestandes einer Bildungseinrichtung. Diese kann als *bildungsbezogene Sukzession* bezeichnet werden, insofern die Zugehörigkeit zum postsekundären bzw. tertiären Bildungsbereich eine Verbindungslinie zwischen Einrichtungen vor und nach 1989 stiftete, die im übrigen aber praktisch nichts gemeinsam hatten.

So übernahm die Fachhochschule Anhalt institutionelle, wissenschaftliche und bauliche Elemente der Ingenieurhochschule Köthen und der Hochschule für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft Bernburg (vgl. Heun/Thalmann 2001). Diese bildeten daher ihre Quelleinrichtungen. Ebenso wurde die Universität Potsdam zwar 1991 gegründet, baute aber baulich und personell auf der seit 1948 bestehenden Pädagogischen Hochschule (PH) Potsdam auf und integrierte Liegenschaften sowie nichtwissenschaftliches Personal aus der Akademie für Staat und Recht sowie der Juristischen Hochschule des MfS (vgl. Görtemaker 2016 und Brehmer 2017). Die Fachhochschule, heute Hochschule Neubrandenburg übernahm Liegenschaften und einiges Personal von der erst 1989 gegründeten PH Neubrandenburg (vgl. Northoff 2001 und Hochschule Neubrandenburg 2011). Die aufgelöste Pädagogische Hochschule Halle-Köthen „N.K. Krupskaja“ wurde zu einer Zuflusseinrichtung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, da sie deren erziehungswissenschaftliches Potenzial stärkte, ohne das Universitätsprofil wesentlich zu verändern (vgl. Prengel 1999).

Die Ernst-Abbe-Hochschule Jena (EAH) lässt einen ganz eigenen Umgang mit ihrer Zeitgeschichte erkennen: Zwar verfügt sie mit der früheren Sektion „Technologie für den wissenschaftlichen Gerätebau“ der Friedrich-Schiller-Universität über universitäre Wurzeln (Schramm 2007: 658). Doch wird diese durchaus reputierliche Traditionslinie – wie auch eine Fachschule als weitere Vorgängereinrichtung – in der öffentlichen Selbstdarstellung nicht kenntlich gemacht. Vielmehr stellt die Hochschule, etwa im Internet, ganz auf ihren Charakter als Neugründung der 1990er Jahre ab²⁰ (und suchte Anschluss an eine außerakademische Traditionslinie: „Ernst Abbe“ als Hochschulname ist das Symbol dafür, womit nun Reputationsgewinne sowohl aus einer angeeigneten Vergangenheit als auch aus dem Neugründungsscharakter gezogen werden sollen). Die Fachhochschule Stralsund wurde auf dem Gelände der Offiziershochschule der DDR-Marine angesiedelt, ohne jedoch andere Elemente dieser Einrichtung integriert zu haben (vgl. Eilsberger/Venghaus/Wendorf 1996). Hier besteht lediglich eine bildungsbezogene Sukzession.

Eine besonders bewegte Geschichte fortwährender Neugründungen hat die heutige Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg (BTU) aufzuweisen: 1948 als Landeshochbauschule gegründet, wurde sie 1954 zur Hochschule für Bauwesen umgegründet, 1963 geschlossen, weil die DDR nicht mehr so viele neue Bauingenieure brauchte (da der Mauer-

²⁰ Diese artifizielle Verkürzung der eigenen Geschichte produziert dann nur bei rituell verankerten Anlässen überraschende Inkonsistenzen, wenn plötzlich verdeckte historische Kontinuitätslinien sichtbar werden: so z.B. in im Zuge einer Ausstellung und Jubiläumsfeier zum 100jährigen Bibliotheksjubiläum (vgl. Neef 2005) oder bei Alumni-Aktivitäten der Absolvent:innen der ehemaligen Fachschule für wissenschaftlichen Gerätebau „Carl Zeiss“ Jena, über die anschließend in der EAH-Zeitung berichtet wurde (vgl. Sell 2002, Leucke 2003, Gablick 2010).

bau deren Abwanderung gestoppt hatte), deshalb eine der vier bestehenden Bauhochschulen entbehrlich und die Cottbuser politisch am wenigstens botmäßig war. 1969 aber folgte die erneute Gründung als Ingenieurhochschule für Bauwesen, die 1989 in Hochschule für Bauwesen umbenannt wurde, sich 1991 als „Neugründung“ unter dem Namen Technische Universität Cottbus neu errichtet fand, doch 2013 – einhergehend mit der Fusion der bisherigen Fachhochschule Lausitz – wiederum eine Neugründung erlebte, nun als BTU Cottbus-Senftenberg: innerhalb von 65 Jahren fünfmal neu gegründet und sechs verschiedene Namen (vgl. Möbius 2011).

Einige der traditionellen sechs Universitäten hatten benachbarte Hochschulen zu integrieren. Die technisch ausgerichteten Universitäten in Dresden und Chemnitz wurden zu Volluniversitäten ausgebaut. Mehreren weiteren Hochschulen wurde der formale Status einer Universität zuerkannt – formal insofern, als die Einrichtungen auch zuvor bereits das Promotionsrecht hatten und insofern universitätsgleichgestellt waren. Das betraf Cottbus, Ilmenau, Magdeburg, Potsdam und Weimar.

Als bemerkenswert lässt sich notieren, dass es dabei auch zu zwei Wiedergründungen von Universitäten kam, die im sog. großen Universitätssterben um 1800 zu existieren aufgehört hatten (vgl. Meinhardt/Pasternack 2024). Sowohl die Universität Frankfurt/Oder (gegr. 1506, 1811 in die Universität Breslau überführt) als auch die Universität Erfurt (1389–1816) waren einst den Neuordnungen der preußischen Hochschullandschaft nach den napoleonischen Kriegen zum Opfer gefallen:

■ Für die *Europa-Universität Viadrina Frankfurt/O.*, bereits 1991 neu errichtet, wirkte sich nun die expansive Hochschulgründungspolitik der brandenburgischen Landesregierung zu Beginn der 90er Jahre positiv aus.²¹ Mit dieser Politik sollte die bis dahin sehr geringe Ausstattung des Landes mit Hochschulkapazitäten beseitigt werden. Im Zuge dessen wurden auch die PH Potsdam zur Universität weiterentwickelt²² und aus der Hochschule für Bauwesen Cottbus die Brandenburgische Technische Universität (BTU) gebildet (vgl. Bayerl/Borghorst/Zimmerli 2011).

■ Für die Gründung der *Universität Erfurt* erwies sich vor allem der Umstand ausschlaggebend, dass die Stadt auch Landeshauptstadt geworden war. Förderlich wirkte dabei indes, dass sich in Erfurt bereits in der Endphase der DDR, nämlich 1987, eine nicht offiziell angeregte, sondern bürgergesellschaftliche Initiative, die „Interessengemeinschaft Alte Universität Erfurt“, gebildet hatte. Diese betrieb eine perspektivische Wiedergründung der Uni-

²¹ zur weiteren Entwicklung vgl. Knefelkamp (2001)

²² vgl. Görtemaker (2016), Marshall (2016), Universität Potsdam (o.J. [2016ff.]) und Brehmer (2017)

versität.²³ Auch hatte schon die Medizinische Akademie Erfurt (MAE) seit ihrer Gründung 1954 kontinuierlich auf eine Wiedererweckung der Universität hingearbeitet, wie eindrucksvoll die in 22 Bänden vorliegende MAE-Schriftenreihe „Beiträge zur Geschichte der Universität Erfurt (1392–1816)“ dokumentiert. Allerdings wurde die Akademie dann nicht in die Erfurter Universitätsgründung einbezogen, da es in Thüringen bereits in Jena eine Medizinische Fakultät gab.²⁴

Eine dritte ostdeutsche Stadt, deren Universität gleichfalls Anfang des 19. Jahrhunderts aufgehoben worden war, hatte sich zunächst auch Hoffnungen auf eine Neugründung gemacht: Wittenberg. Allerdings war diese weder Landeshauptstadt, noch lag sie in einer mit Hochschulen unterversorgten Region. Nicht nur sah sich das wiedererrichtete Land Sachsen-Anhalt mit Hochschulen bereits gut ausgestattet; es gibt auch einen Halbkreis von sieben Universitäten im Ein-Stunden-Radius um Wittenberg herum – von Leipzig über Halle und Magdeburg bis Potsdam und Berlin. Hier traf man dann aber 1994 die Entscheidung, mit der Stiftung Leucorea einen eigenständigen Wittenberger Standort für wissenschaftliche Forschung zu gründen. Es wurde also der Mittelweg zwischen der Beibehaltung der universitätslosen Situation einerseits und einer Universitätswiedergründung andererseits beschritten. Die Stiftung sollte in enger Assoziiiertheit mit der Martin-Luther-Universität in Halle (Saale) Möglichkeiten schaffen, universitäres Leben in Wittenberg neu zu entfalten. Diesbezüglich ergab sich im weiteren eine sehr wechselhafte Dynamik (vgl. Pasternack 2024a: 198–247).

Durchaus heikel war bei den strukturellen Neugestaltungen die Umgründung von bisherigen Ingenieurhochschulen zu Fachhochschulen (nur Ilmenau und Cottbus wurden Universitäten). Damit einher ging der Verlust des Promotionsrechts und die Ausweitung der Lehrverpflichtung für die Professor:innen auf 18 Semesterwochenstunden (in Sachsen und Sachsen-Anhalt auf 16). Beides minderte die Bedeutung der Forschungsfunktion dieser Hochschulen, was diejenigen, die übernommen wurden, als Statusverlust und Zurücksetzung empfanden.

Nicht ganz von selbst verstand es sich, dass in Ostdeutschland auch acht Verwaltungsfachhochschulen gegründet wurden: Just in die Gründungszeit dieser Einrichtungen fielen in Westdeutschland die Bemühungen, diese (meist den Innenressorts zugeordneten) Hochschulen in den allgemeinen Hochschulbereich zu integrieren. Der Wissenschaftsrat hatte dementsprechend empfohlen, keine neuen verwaltungsinternen Fachhochschulen zu gründen und stattdessen die allgemeinen Fachhochschulen für Verwaltungsstudiengänge zu öffnen (Wissenschaftsrat 1993: 35 und nochmals

²³ vgl. vgl. GA EUE (1991: 96f.), Spiegler/Schmid (2002); Rassloff (2017). Zum dennoch komplizierten Erfurter Gründungsprozess vgl. Marshall (2023: 29–35)

²⁴ s.a. unten B. 1.3. Hochschulmedizin

1996: 62). Indem man dies unterließ,²⁵ wurde im Osten nicht nur eine nahe-
liegende Innovationschance explizit nicht genutzt. Es ist auch bemerkens-
wert, dass sich dies im Zuge einer Hochschulerneuerung vollzog, die im Zei-
chen der Entpolitisierung von Forschung und Lehre stand: Für die Ausbil-
dung der Staatsbeamten aber wollte man sich dann lieber doch nicht auf
die solcherart erneuerten allgemeinen Hochschulen verlassen, sondern
setzte auf verwaltungsinterne Einrichtungen.

Gab es in den ostdeutschen Flächenländern 1989 46 öffentliche Hochschu-
len, so sind es heute 44 zzgl. acht verwaltungsinterner Fachhochschulen (in
den östlichen Stadtbezirken Berlins gibt es aktuell sechs Hochschulen). Da-
bei verteilten bzw. verteilen sich die Hochschulen auf Hochschultypen wie
in Tafel 9 angegeben.

Tafel 9: Hochschultypen in den ostdeutschen Flächenländern 1989 und 2025

	Uni	PH*	TH/IHS*	KüHS	Sonstige*	FH**	Summe
1989	7***	9	15	9	6	--	46
2024	15	--	--	9	--	20	44

* Hinsichtlich Promotionsrecht universitätsgleichgestellt. ** Ohne verwaltungsinterne FHs. *** Darunter
zwei TUs

Neben den acht verwaltungsinternen Fachhochschulen sind vier der heuti-
gen 44 öffentlichen Hochschulen institutionell voraussetzungslose Neugrün-
dungen gewesen. Alle anderen waren entweder Fortsetzungen bestehen-
der Hochschulen oder bauten in unterschiedlicher Weise auf Vorgängerein-
richtungen auf. Bei den heutigen 20 HAWs waren die Vorgängereinrich-
tungen in fünf Fällen Fach- bzw. Ingenieurschulen, und weitere fünf HAWs hat-
ten bei ihrer Gründung neben einer vorgängigen Hochschule auch bisherige
Fach-/Ingenieurschulen aufgenommen. Wie all das im einzelnen aussah,
präsentiert Tafel 10 – die wir uns hier in dieser Ausführlichkeit gestatten, da
es eine solche Aufstellung noch nirgendwo gibt.

²⁵ Nur in Sachsen-Anhalt wurde die zunächst gegründete Fachhochschule der Öffentli-
chen Verwaltung Halberstadt 1996 – bei Beibehaltung ihres Standorts – in die Hochschu-
le Harz integriert.

*Tafel 10: Hochschulwesen in den ostdeutschen Ländern 1989 und 2024**

Legende: * Ohne DDR-Sonderhochschulen, kirchliche und private Hochschulen. ** Der Übergang der 1989 bestehenden Einrichtungen in die dann um- oder neugegründeten bzw. die fortexistierenden Hochschulen, soweit sie zusätzliche Einrichtungen aufnahmen, ist sehr differenziert gewesen. Das lässt sich in der schematischen Form einer Tabelle nur bedingt für die Einzelfälle abbilden, daher hier lediglich summarisch: Die Übergänge wiesen ein Spektrum von vollständiger Integration über vereinzelte Übernahmen wissenschaftlichen Personals bis zur Nur-Übernahme von technischem und Verwaltungspersonal sowie Liegenschaften auf. Alleinige Liegenschaftsübernahmen sind hier nicht berücksichtigt. *** Zwischenzeitliche Namenswechsel (etwa von „FH“ zu „HAW“) sind nicht abgebildet

1989**	Zwischenschritt***	2024	Typ
Ost-Berlin			
Humboldt-Universität	Humboldt-Universität	Uni	
Sprachenkonvikt (ev.)			
Kirchliche HS Zehlendorf (ev., W-Berlin)			
Charité – Med. Fak. der HU Berlin	Charité – Universitätsmedizin Berlin der FU und HU	Uni	
Med. Fak. der FU Berlin			
Kunsthochschule Berlin-Weißensee	Kunsthochschule Berlin – HS für Gestaltung	KüHS	
HS für Schauspielkunst „Ernst Busch“	HS für Schauspielkunst „Ernst Busch“	KüHS	
Musikhochschule „Hanns Eisler“	Musikhochschule „Hanns Eisler“	KüHS	
Ingenieurhochschule Berlin	FHTW Berlin	FH	
Ingenieurhochschule Berlin-Wartenberg			
Hochschule für Ökonomie „Bruno Leuschner“			
Alice-Salomon-FH (Berlin-Schöneberg)	Alice-Salomon-HS (Berlin-Hellersdorf)	FH	
Brandenburg			
PH Potsdam	Landeshochschule Brandenburg	Universität Potsdam	Uni
Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften Potsdam-Babelsberg			
Juristische HS des MfS Potsdam-Babelsberg			
	Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder)	Uni	
Hochschule für Bauwesen Cottbus	BTU Cottbus	BTU Cottbus-Senftenberg	Uni
Ingenieurschule für Energetik und Bergbau Senftenberg	FH Lausitz		FH
HS für Film und Fernsehen Potsdam-Babelsberg „Konrad Wolf“	Filmuniversität Babelsberg „Konrad Wolf“		KüHS
FS für Archivwesen „Franz Mehring“ Potsdam	FH Potsdam		FH
	Technische HS Brandenburg		FH
Ingenieurschule für Maschinenbau Wildau	Technische HS Wildau		FH
	FH für öffentliche Verwaltung Bernau	Hochschule der Polizei (Oranienburg)	
	FH der Polizei Basdorf		FH
Institut für Forstwissenschaften Eberswalde	HS für Nachhaltige Entwicklung Eberswalde		FH
	FH für Finanzen Königs-Wusterhausen		FH

1989**	Zwischenschritt***	2024	Typ
Mecklenburg-Vorpommern			
Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald	Universität Greifswald		Uni
PH „Edwin Hoernle“ Neubrandenburg			
Wilhelm-Pieck-Universität Rostock	Universität Rostock		Uni
PH „Liselotte Herrmann“ Güstrow			
Außenstellen Rostock der HS für Musik „Hanns Eisler“ Berlin und HS für Schauspielkunst „Ernst Busch“ Berlin	HS für Musik und Theater Rostock		KüHS
	FH für öffentliche Verwaltung, Polizei und Rechtspflege, Güstrow		FH
PH „Edwin Hoernle“ Neubrandenburg	HS Neubrandenburg		FH
Ingenieurschule für Bauwesen Neustrelitz			
	HS Stralsund		FH
TH Wismar	HS Wismar		FH
Hochschule für Seefahrt Warnemünde-Wustrow			
	FH des Bundes für öffentliche Verwaltung, FB Arbeitsverwaltung Schwerin		FH
Sachsen			
Karl-Marx-Universität Leipzig	Universität Leipzig		Uni
Deutsche HS für Körperkultur Leipzig			
PH „Clara Zetkin“ Leipzig			
TH Leipzig			
Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ Leipzig			
Theater-HS „Hans Otto“ Leipzig			
Kirchliche Hochschule Leipzig (ev.)			
TU Dresden	TU Dresden		Uni
Medizinische Akademie „Carl Gustav Carus“ Dresden			
HS für Verkehrswesen „Friedrich List“ Dresden			
PH „Karl Friedrich Wilhelm Wander“ Dresden			
	Internationales HS-Institut Zittau		
TU Karl-Marx-Stadt	TU Chemnitz-Zwickau	TU Chemnitz	Uni
PH „Ernst Schneller“ Zwickau			
Institut für Lehrerbildung Auerbach			
Handelshochschule Leipzig	Handelshochschule Leipzig [privatisiert]		Uni
Bergakademie Freiberg	TU Bergakademie Freiberg		Uni
HS für Bildende Künste Dresden	HS für Bildende Künste Dresden		KüHS
HS für Musik „Carl Maria von Weber“ Dresden	HS für Musik Carl Maria von Weber Dresden		KüHS
HS für Grafik und Buchkunst Leipzig	HS für Grafik und Buchkunst Leipzig		KüHS

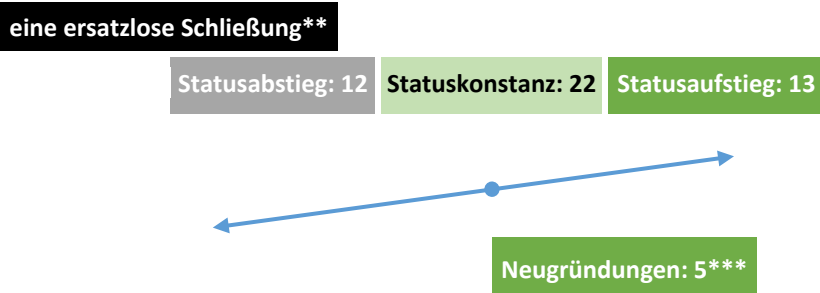
1989**	Zwischenschritt***	2024	Typ
HS für Musik „Mendelssohn Bartholdy“ Leipzig	HS für Musik und Theater Leipzig		KüHS
Theater-HS „Hans Otto“ Leipzig			
Palucca Schule Dresden (FS)	Palucca Schule Dresden, HS für Tanz		KüHS
TH Leipzig	HS für Technik, Wirtschaft und Kultur Leipzig		FH
FS für Museologie Leipzig			
FS für für Bibliothekare und Buchhändler Leipzig			
FS für wissenschaftliches Bibliothekswesen Leipzig			
Ingenieurschule für Post und Fernmeldewesen „Rosa Luxemburg“ Leipzig			
HS für Verkehrswesen „Friedrich List“ Dresden	HS für Telekommunikation Leipzig [privat]		
Ingenieurschule für Geodäsie und Kartographie	HS für Technik und Wirtschaft Dresden		FH
Ingenieur-HS Mittweida			
TH Zittau	HS Mittweida		FH
Ingenieurschule für Elektronik und Informationsverarbeitung Görlitz	HS Zittau/Görlitz		FH
TH Zwickau			
FS für angewandte Kunst Schneeberg	Westsächsische HS Zwickau		FH
Ingenieurschule für Textiltechnik Reichenbach			
HS für Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften Meißen			
	FH der Sächsischen Verwaltung Meißen		FH
	HS der Sächsischen Polizei, Rothenburg		FH
Sachsen-Anhalt			
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg	Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg		Uni
PH „N. K. Krupskaja“ Halle-Köthen			
TH „Carl Schorlemmer“ Leuna-Merseburg			
TU Magdeburg	Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg		Uni
Medizinische Akademie Magdeburg			
PH „Erich Weinert“ Magdeburg			
Hochschule für industrielle Formgestaltung Halle	Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle		KüHS
Ingenieurschule für Bauwesen und Ingenieurpädagogik Magdeburg	FH Magdeburg	HS Magdeburg-Stendal	FH
Ingenieurschule für Maschinenbau und Elektrotechnik Magdeburg			
Ingenieurschule für Chemie „Justus von Liebig“ Magdeburg			
Ingenieurschule für Wasserwirtschaft Magdeburg			
	FH Altmark i. Gr.		

1989**	Zwischenschritt***	2024	Typ
IHS Köthen	HS Anhalt		FH
HS für Landwirtschaft und Nahrungsgüterwirtschaft „Thomas Müntzer“ Bernburg			
	HS Harz		FH
	FH f. Öff. Verwaltg. u. Rechtspfl. Halberstadt		
TH „Carl Schorlemmer“ Leuna-Merseburg	HS Merseburg		FH
	FH der Polizei Aschersleben		FH
Thüringen			
Friedrich-Schiller-Universität Jena	Friedrich-Schiller-Universität Jena		Uni
TH Ilmenau	TU Ilmenau		Uni
Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar	Bauhaus-Universität Weimar		Uni
PH Erfurt/Mühlhausen „Theodor Neubauer“	Universität Erfurt		Uni
Philosophisch-Theologisches Studium Erfurt (kath.)			
HS für Musik „Franz Liszt“ Weimar	Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar		KÜHS
Sektion „Technologie für den wissenschaftlichen Gerätebau“ der FSU Jena	Ernst-Abbe-HS Jena		FH
FS für wissenschaftlichen Gerätebau „Carl Zeiss“ Jena			
Ingenieurschule für das Bauwesen Erfurt	FH Erfurt		FH
Ingenieurschule für Gartenbau Erfurt			
Ingenieurschule für Versorgungstechnik Erfurt			
Ingenieurschule für Forstwirtschaft Schwarzburg	FH für Forstwirtschaft Schwarzburg		
Ingenieurschule für Maschinenbau Schmalkalden	HS Schmalkalden		FH
Ingenieurschule für Landtechnik Nordhausen	HS Nordhausen		FH
	Thüringer FH für öff. Verwaltung Weimar	Thüringer FH für öff. Verwaltung Gotha	FH

Vergleicht man den Status der heutigen Hochschulen mit dem Status ihrer Quellen- und Zuflusseinrichtungen, so sind Statusaufsteiger zu identifizieren (von der Fachschule zur Fachhochschule, der TH zur TU, der TU oder PH zur Volluniversität), Statusabsteiger (von der Ingenieurhochschule bzw. TH zur Fachhochschule), Hochschulen, die keine Statusveränderung erfahren haben, sowie Neugründungen ohne Quelleneinrichtungen. Wie sich diese Kategorien quantitativ verteilen, zeigt Tafel 11. Ohne jegliche Form von Nachfolge blieb nur eine der öffentlichen DDR-Hochschulen, die Hochschule für Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften Meißen. Zugleich waren Fortführungen oder Nachfolgegründungen in höchst unterschiedlichem Ma-

ße mit Chancen auf Übernahme für das vorhandene wissenschaftliche Personal verbunden.

*Tafel 11: Statusveränderungen der Einrichtungen im Zuge des Hochschulumbaus (Anzahl der Einrichtungen)**



* Hier nicht berücksichtigt: die Sonderhochschulen, also Regierungs- und organisationseigene sowie militärische und paramilitärische Hochschulen. ** Formalrechtliche Auflösungen von Hochschulen, die anschließend in Neugründungen einbezogen wurden, sind hier nicht als Schließung gezählt. Dies wie auch Fusionen von Hochschulen (die auch formal keine Schließungen waren) wurden gleichwohl seitens davon Betroffener mitunter als ersatzlose Schließung empfunden. *** Ohne die acht Verwaltungs-FHs

Studienkapazitäten: Ausbau versus Auslastung

Anfang der 2000er Jahre waren die ostdeutschen Hochschulen strukturell konsolidiert. Den Umbau seit 1990 hatte man zu einem mehr oder weniger gelungenen Abschluss gebracht. Dann folgte allerdings keine Phase der Beschaulichkeit, sondern die Bologna-Reform und die Folgen des demografischen Wandels – die eine mit reformbedingten Mehrkosten, die, wie im Westen der Republik, nicht erstattet wurden, die andere mit Einnahmensenkungen in den Landeshaushalten. Zugleich nahmen die Studierendenzahlen zu, wenn auch nicht im ursprünglich erwarteten Umfang. Doch waren die Ausbauplanungen anfangs der 90er Jahre von sehr optimistischen Annahmen getragen: hinsichtlich der künftigen Größe der Alterskohorten, aus denen sich Studienanfänger:innen rekrutieren, und bezüglich einer Zunahme der Hochschulbildungsbeteiligungsquote. Man ging davon aus, dass sich innerhalb kurzer Zeit die Studierneigung in den ostdeutschen Regionen an die westdeutsche Studierneigung anpassen werde. Das trat nicht ein, bis heute nicht.

Die ostdeutschen Hochschulen mobilisierten dann ein Hauptargument, mit dem sie für sich warben: Ihre Größenordnungen seien überschaubar, der Massenbetrieb des Westens unbekannt, die Studierenden kennten sich und ihre Professoren, es gehe geradewegs familiär zu. Doch die nur gemächliche Steigerung der Studentenzahlen war gefährlich. Sie ließ die ostdeutschen Haushaltspolitiker immer einmal wieder die gefürchtete Frage raunen: Ist

es denn wirklich nötig, diesen Umfang hochschulischer Angebote vorzuhalten? Also warben die Ost-Hochschulen mit dem besten Argument, das es für sie gab, um Studentenmassen anzulocken – der Überschaubarkeit –, mit deren Kommen eben dieses Argument hinfällig würde. So sollte es dann auch tatsächlich kommen, ab der zweiten Hälfte der 2000er Jahre.

Zuvor aber hatten geringere Studierneigung nachwachsender Ostdeutscher und demografische Entwicklungen die erwähnte Unterauslastung der ostdeutschen Hochschulen bewirkt. In den 90er Jahre war die ostdeutsche Wirtschaft zusammengebrochen, was durch die Treuhandanstalt – hier gehen die Einschätzungen stark auseinander²⁶ – jedenfalls nicht wesentlich

gemildert wurde. Daraus ergab sich eine Abwanderungswelle. Viele Menschen zogen dorthin, wo Arbeitsplätze zu bekommen waren, also in die westlichen Bundesländer (Tafel 12). Die Weggehenden waren überproportional Personen mit Ansprüchen an ihr Leben und insbesondere bildungsaffine und chancenorientierte junge Frauen. Eine bedeutsame Abwanderung betraf dabei nicht zuletzt die Gruppe der Studienanfänger.innen, wobei auch hier vor

Tafel 12: Bevölkerungszuwächse und -verluste 1990–2003 nach Bundesländern

Land	Zuwächse	Verluste
Baden-Württemberg	+8,7 %	
Bayern	+8,3 %	
Niedersachsen	+8,1 %	
Rheinland-Pfalz	+7,8 %	
Schleswig-Holstein	+7,3 %	
Hessen	+5,7 %	
Hamburg	+4,8 %	
Nordrhein-Westfalen	+4,2 %	
Brandenburg		−0,1 %
Saarland		−1,0 %
Berlin		−1,2 %
Bremen		−2,8 %
Thüringen		−8,7 %
Sachsen		−9,0 %
Mecklenburg-Vorpommern		−9,7 %
Sachsen-Anhalt		−11,8 %

Quelle: Dienel et al. (2005: 10)

allem junge Frauen sensibel auf Signale der Verwertbarkeit akademischer Bildung im Beschäftigungssystem reagierten.

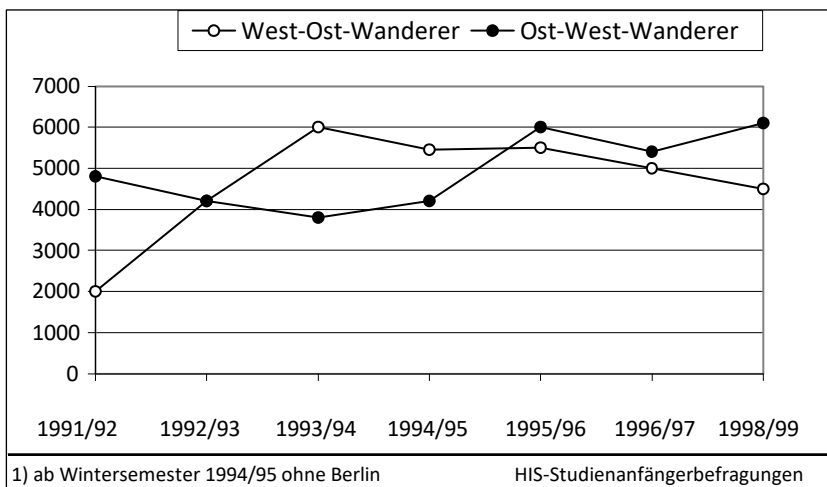
1991 nahmen 4.800 Studienanfänger.innen aus Ostdeutschland ein Studium an einer westdeutschen Hochschule auf. Das waren zwei Prozent der Neubeginnenden Studierenden (Heublein 2001: 102f.). Bis 2003 hatte sich die Zahl auf 10.700 erhöht, d.h. um 55 Prozent (Lewin/Pasternack 2007: 204). In der Gegenrichtung wanderten deutlich weniger Studienanfänger.in-

²⁶ vgl. Flug (1992), Fritsch (2013), Böick (2018, dort auch S. 19–56 ein instruktiver Überblick über die medialen und wissenschaftlichen Debatten zur Treuhand-Anstalt), Jacobs (2024)

nen von den westdeutschen in die ostdeutschen Länder. 1991 immatrikulierten sich 2.000 westdeutsche Studienanfänger.innen an ostdeutschen Hochschulen (6 % aller Erstimmatrikulierten). Bis Mitte der 90er Jahre verdreifachte sich ihr Anteil zwar auf rund 6.000 Studierende, doch zum Ende des Jahrzehnts sank ihre Zahl wieder. Im Wintersemester 1998/99 nahmen 4.500 westdeutsche Studienanfänger ein Studium an ostdeutschen Hochschulen auf und stellten dort dann rund 13 Prozent aller neubeginnenden Studierenden. (Heublein 2001: 102f.)

So wuchs der Saldo nicht über 12.000 Studienanfänger.innen, die zwischen west- und ostdeutschen Länder wechselten. „Das kann bei jeweils über 180 000 erstimmatrikulierte Studierende im Wintersemester kaum als besonders hoch eingeschätzt werden.“ Aus einem Ort zwischen Bayern und Schleswig-Holstein stammte Ende der 90er Jahre jeder siebte Studienanfänger an einer ostdeutschen Hochschule. (Heublein 2001: 102f.) Zwölf Jahre später, 2003, betrug deren Zahl 6.900 (Lewin/Pasternack 2007: 204). (Tafel 13) „Die Ursachen dafür“, resümierte Ulrich Heublein (2001: 110), „sind weniger mentalitätsbegründete Abneigungen oder politisches Unverständnis, sondern ... neben verzögerten Ablösungsprozessen vom Elternhaus mangelhafte wirtschaftliche Rahmenbedingungen für das Studium.“

Tafel 13: Wanderungsbewegungen deutscher Studienanfänger zwischen west- und ostdeutschen Ländern: Wintersemester 1991/92 bis 1998/99¹ (absolute Zahlen)



Quelle: Heublein (2001: 100)

Diese Daten sind zum einen jeweils ins Verhältnis zu den Größenunterschieden zwischen West- und Ostdeutschland – also rund vier Fünftel zu ein Fünftel – zu setzen. Zum anderen waren die Studierendenströme zwischen bspw. Schleswig-Holstein und Bayern auch nicht viel größer.

Tafel 14: Regionale Herkunft der Studienanfänger an deutschen Hochschulen im Wintersemester 1999/2000 in Prozent

Region des Studienorts	Region des Erwerbes der Hochschulzugangsberechtigung						
	Süd	Ost	Nord	West	Berlin	Ausland	Insgesamt
Süd	82	2	4	10	0	1	100
Ost	6	82	4	5	4	<1	100
Nord	5	4	78	12	1	1	100
West	10	2	7	80	0	1	100
Berlin	11	16	10	11	51	1	100
Insgesamt	29	13	17	35	5	1	100

Statistisches Bundesamt, Fachserie 11, R4.1, WS 1999/20

Quelle: Heublein (2001: 105)

Ein größerer Teil der in den Osten gelangenden westdeutschen Studienanfänger.innen war ZVS-verschickt. Im Wintersemester 1991/92 machten diese 41 Prozent der von West nach Ost Wandernden aus; im Wintersemester 1998/99 waren es 29 Prozent. Unter den West-Ost-Wanderern war der Anteil an Studienanfänger.innen, die durch ZVS-Entscheid oder andere NC-Regelungen nicht an ihrer ersten Wunschhochschule ein Studium aufnehmen, dreimal so hoch wie im Mittel. (Heublein 2001: 107) Gleichwohl hatte am Ende der 90er Jahre kaum mehr jemand das Gefühl, dadurch in die Wildnis verbannt worden zu sein – anders als zu Beginn der 90er Jahre. Überdies entstanden, wenn die ZVS-Verschickten dann erst einmal da waren, Bewertungsunterschiede, die sich aus schlichten Attraktivitätsdifferenzen der einzelnen Studienorte ergaben (vgl. ebd.). Studienzeit ist auch Lebenszeit, mit der sich bestimmte Spaßerwartungen verbinden – und diese eingelöst zu bekommen, war in Ilmenau oder Greifswald ein wenig mehr Eigenaktivität erforderlich, während man in Dresden oder Leipzig aus einer Überfülle des Angebots auswählen konnte. Eine ostdeutsche Besonderheit hierbei war die anhaltende Existenz einer ausdifferenzierten, aus der DDR überkommenen Landschaft selbstverwalteter Studentenclubs in nahezu allen Hochschulstädten.

Die Abwanderungs- und Verbleibsstruktur bewirkte in den ostdeutschen Regionen einen Überschuss an gering qualifizierten jungen Männern mit entsprechenden Frustrationsfolgen, einen deutlichen Rückgang der Geburtenrate im Osten, in der Folge einen veränderten Altersaufbau der Bevölkerung und eine unausgeglichene Mortalitäts-Fertilitäts-Bilanz, Schulschließungen wegen ausbleibender Schüler.innen, den Rückgang der familialen Bildungsreproduktion, eine geringere Abiturquote als in den westlichen Landesteilen, sich wandelnde Generationenbeziehungen, da die Großeltern nicht am Aufwachsen ihrer im Westen lebenden Enkel teilhaben können. Insgesamt: Es verblieb in den ostdeutschen Regionen eine schrumpfende

Residualbevölkerung, die im Durchschnitt geringere Bildungsaspirationen hat, was mit einer generationenübergreifenden Verfestigung prekärer Sozialmilieus einherging (und -geht).

Raumbezogene Folgen dieses demografischen Wandels waren schrumpfende Städte und unterkritische Größen erreichenden Dörfer. Manche Gegenden waren dann so dünn besiedelt, dass sie nach UN-Kriterien als unbewohnt gelten (vgl. UN-Habitat 2022: 35). Die Schrumpfung der Klein- und Mittelstädte ist seit einigen Jahren überwiegend gestoppt, allerdings auf dem dann jeweils erreichten niedrigen Stadtgrößenniveau. Eine Reihe von Großstädten konnte sich aus dem Abwanderungstal herausarbeiten. Insgesamt ergab sich eine scharfe Raumpolarisierung: Der Osten Deutschlands wurde ein peripherisiertes Großgebiet mit acht großstädtischen Prosperitätsinseln mittendrin (Rostock, Berlin-Mitte, Dresden, Halle/Saale, Jena, Leipzig, Magdeburg und Potsdam). Innerhalb, d.h. meist am Rande der Prosperitätsinseln, haben diese allerdings mit den Plattenbau-Großwohnsiedlungen auch jeweils eigene lokale Krisengebiete (vgl. Pasternack 2019a).

Diese Entwicklungen setzten in den 90er Jahren ein und sind bis heute nicht gestoppt oder bewältigt; allenfalls konnten sie lokal etwas gedämpft werden. Die Hochschulen wurden während dieser kritischen Entwicklungen von allen ostdeutschen Ländern, unabhängig von jeweiligen politischen Mehrheiten, als Stabilitätsanker betrachtet. Die Anteile der Hochschulausgaben am Bruttoinlandsprodukt und am Landeshaushalt nahmen und nehmen in allen östlichen Ländern außer Brandenburg bundesweite Spitzenwerte ein – dass sie dennoch kaum auskömmlich sind, liegt an den niedrigen BIPs und Landeshaushalten.²⁷ Zwar haben einige der ostdeutschen Länder um das Jahr 2000 herum die ursprünglichen Ausbauplanungen der Hochschulen nach unten korrigiert. Doch insgesamt ist zu konstatieren, dass alle ostdeutschen Länder die Zahl ihrer Studienplätze von 1989 bis 2004 massiv erhöht haben. Zusammen verfügten die ostdeutschen Länder 2004 so über rund 155.400 flächenbezogene Studienplätze:²⁸

- In Brandenburg fiel der Zuwachs an Studienplätzen je 1.000 Einwohner am höchsten aus: Deren Zahl hatte sich dort seit 1989 etwa verdreifacht. Es wurden 8,5 Studienplätze je 1.000 Einwohner erreicht.
- Eine Fast-Verdopplung der Studienplätze je 1.000 Einwohner hatte Thüringen realisiert: 11,1.
- Die Zuwachsraten in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt lagen bei dem etwa 1,5-fachen gegenüber dem Jahr 1989. Nunmehr wurden in diesen beiden Ländern 10,4 bzw. 11,6 Studienplätze je 1.000 Einwohner vorgehalten.

²⁷ ausführlicher s.u. E. 1. Aufwands- und Leistungsdaten 1990–2024

²⁸ nachfolgendes berechnet nach Wissenschaftsrat (2005)

- Sachsen hatte die Zahl seiner Studienplätze, die bereits 1989 schon sehr hoch waren, gehalten – es lag mit 14,1 Studienplätzen je 1.000 Einwohner deutlich über dem ostdeutschen Durchschnitt von 11,6 Studienplätzen je 1.000 Einwohner.

Zum Vergleich: Bundesweit hielten im Jahre 2004 die Hochschulen 1.069.600 flächenbezogene Studienplätze vor. Durchschnittlich kamen rund 13 Studienplätze auf 1.000 Einwohner in Deutschland insgesamt und etwa 14 Studienplätze auf 1.000 Einwohner in den westdeutschen Ländern. Doch differierte die Anzahl der Studienplätze je 1.000 Einwohner zwischen den ost- und westdeutschen Ländern um zwei Studienplätze je 1.000 Einwohner zugunsten letzterer (Ausnahme: Sachsen). (Vgl. Wissenschaftsrat 2005) Da aber die ostdeutschen Studienkapazitäten 1990 im Vergleich mit den westlichen Bundesländern sehr gering waren, steckte hinter diesen Daten eine beträchtliche Ausbauleistung.

Im Grundsatz war politisch akzeptiert, dass in Problemregionen die öffentlich finanzierten Hochschulen die einzigen stabilen Einrichtungen sind, die junge Leute mit gesteigerten Bildungsaspirationen in der Region halten können. Ohne, dass dies so ausgesprochen worden wäre, wurde versucht, die Hochschulen als Verödungshemmnis einzusetzen (wobei nicht in allen Fällen die Verödung gestoppt werden konnte, doch das können Hochschulen allein auch nicht leisten). Dazu gehörte auch, dass auf den 155.400 flächenbezogenen Studienplätzen in Ostdeutschland im Jahre 2005 285.000 Studierende studierten (StatBA 2006: Tab. 3). Trotz geringerer Hochschulbildungsbeteiligung der nachwachsenden Alterskohorten, hoher Ost-West- und niedriger West-Ost-Wanderung gab es also eine beträchtliche Überlast. In dieser Hinsicht glichen sich damals und den nachfolgenden anderthalb Jahrzehnten die ost- und die westdeutschen Hochschulen.

Bezüglich der Verteilung der Studienplätze zwischen Universitäten und Fachhochschulen sah die Situation in Ostdeutschland im Jahre 2005 wie folgt aus:²⁹

- In Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt war ein Verhältnis zwischen Universitäten und Fachhochschulen von etwa 60 : 40 zu konstatieren. Das entsprach den Anfang der 90er Jahre dort konzipierten Ausbauzielen.
- In Sachsen wurde das ursprünglich Ziel eines Verhältnisses zwischen Universitäts- und Fachhochschulstudienplätzen von 80 : 20 auf 75 : 25 zugunsten der Fachhochschulen korrigiert.
- Entgegengesetzt verlief die Entwicklung in Thüringen. Durch den Aufbau der Universität Erfurt verschob sich das Verhältnis zwischen Universitäts- und Fachhochschulstudienplätzen auf 70 : 30.

²⁹ nachfolgendes berechnet auf Basis von StatBA (2007: 9f.)

Allerdings entsprach das Verhältnis der Studienplätze an Universitäten und FHs 2005 nur zum Teil der tatsächlichen Verteilung der Studierenden auf die beiden Hochschultypen:

- In Mecklenburg-Vorpommern waren 27 Prozent der Studierenden an Fachhochschulen immatrikuliert und in Brandenburg 30 Prozent. In beiden Ländern lag der Anteil der Fachhochschulstudenten damit deutlich unter der kapazitativen Vorgabe von 40 Prozent.
- In Sachsen-Anhalt (62 : 38) und in Thüringen (73 : 27) dagegen entsprach die Verteilung der Studierenden nahezu der konzipierten Verteilung der Studienplätze auf die Hochschultypen.
- In Sachsen war das Verhältnis zwischen Studienplätzen und immatrikulierten Studierenden deckungsgleich.

Zur Abrundung des Bildes ist zu betonen, dass sich außerhalb unseres eigentlichen Betrachtungszeitraumes die Auslastungen der ostdeutschen Hochschulen für anderthalb Jahrzehnte deutlich erhöhten, um dann wieder abzufallen. So gelang es den ostdeutschen Hochschulen (ohne Berlin) von 2005 bis 2011, die Zahl ihrer Studierenden aus westdeutschen Bundesländern um 62 Prozent zu steigern. Bei den Studienanfänger:innen konnte gar mehr als eine Verdreifachung erreicht werden. Derart studierten 2011 62.000 Personen mit westdeutscher Hochschulzugangsberechtigung an ostdeutschen Hochschulen. (StatBA 2006a: Tab. 6; StatBA 2012: Tab. 6) Auch wenn es sich dabei großteils um Überlauftreffeffekte handelt, da die westdeutschen Hochschulen überfüllt waren: Anders als in den 90er Jahren erzeugte die Vorstellung, im Osten des Landes studieren zu sollen, bei jungen Leuten aus westdeutschen Regionen offenkundig nicht mehr durchgehend allergische Reaktionen. Dadurch konnten die Einbrüche in den ostdeutschen studienberechtigten Alterskohorten, die infolge der geringen Geburtenraten nach 1990 entstanden waren, überkompensiert werden.

Eine wichtige Ursache dafür waren Zuweisungen, die den ostdeutschen Ländern im Rahmen des Hochschulpakts 2007–2020 bereitgestellt wurden. Mit diesen (überwiegend Bundes-)Mitteln sollten die Aufnahmekapazitäten der ostdeutschen Hochschulen gesichert (also trotz einer unterhalb der vorhandenen Studienplätze verbleibenden Nachfrage nicht abgebaut) und so die westdeutschen Hochschulen entlastet werden (GWK o.J. [2022]: 6). Die östlichen Länder und Hochschulen bedienten daraufhin die westliche Nachfrage nach Studienplätzen auch unter Inkaufnahme von Überlast. Das West-Ost-Wanderungsverhalten konnte derart, gefördert durch Kampagnen wie „Studieren in Fernost“, ³⁰ positiv beeinflusst werden.

Gleichwohl kam es bereits zum Ende der Hochschulpakt-Laufzeit wieder zu nicht besetzten Studienplätzen und damit zu schrumpfenden Hochschulen. Infolge der Abwanderung insbesondere leistungsstarker Abiturientinnen

³⁰ <https://www.hof.uni-halle.de/hochschulkampagne/> (16.4.2025)

seit den 90er Jahren waren in Ostdeutschland deutlich weniger hochqualifizierte junge Frauen heimisch, die durch die Geburt von Kindern zur Bildungsreproduktion beitragen könnten. Damit sank die Anzahl der Kinder aus bildungsnahen Schichten, was wiederum zum Rückgang der Studieninteressentenzahl führte. Wer in den 2000er Jahren nicht geboren wurde, kann zwei Jahrzehnte später keine Hochschule besuchen. Wer geboren wurde, aber in einer Familie aufwuchs, die nach den Verwerfungen der Transformationszeit vor allem auf Stabilität orientiert war und ist, lernt eher einen Beruf als ein Studium aufzunehmen.

Zwar ist eine geringere Studiennachfrage seit einiger Zeit auch in einigen westdeutschen Regionen zu beobachten: Dort verkleinern sich die relevanten Alterskohorten und stagniert das erreichte (hohe) Maß an Studierwilligkeit. Daraus ergeben sich – jedenfalls in der Perspektive der gegebenen Hochschulkapazitäten – ungenügende Zahlen an Studierwilligen. Die Folge sind schrumpfende Hochschulen im gesamten Bundesgebiet. Doch tritt auch dies wiederum gehäuft in Ostdeutschland auf: Es gab bereits 2019 in der Bundesrepublik 41 schrumpfende Hochschulen, und von diesen lagen 68 Prozent in Ostdeutschland, während der ostdeutsche Anteil (incl. Ost-Berlin) an der Gesamtbevölkerung 18 Prozent beträgt (Tafel 15). Diese Überproportionalität ist nicht der Hochschultransformation, aber dem Verlauf der allgemeinen Transformation in Ostdeutschland zuzurechnen.

Tafel 15: Schrumpfende Hochschulen in Deutschland zum Ende des Hochschulpakts 2007–2020

	Anzahl
Deutschland	41
Baden-Württemberg, Berlin, Bremen, Hessen, Schleswig-Holstein	0
Hamburg, Saarland	je 1
NRW	2
Bayern, Niedersachsen, Rheinland-Pfalz	je 3
Brandenburg	3
Mecklenburg-Vorpommern	4
Sachsen-Anhalt	6
Thüringen	7
Sachsen	8

Datenquelle: SVR-Forschungsbereich (2019: 49). Eigene Auswertung und Darstellung

1.3. Hochschulmedizin

1990 gab es an den sechs traditionellen Universitäten – Rostock, Greifswald, HU Berlin, Halle (Saale), Leipzig und Jena – Medizinische Fakultäten

mit Hochschulklinika. An der Universität Greifswald existierte zudem eine Militärmedizinische Sektion, die trotz Zugehörigkeit zur (zivilen) Universität von der NVA geführt und von einem General kommandiert wurde (vgl. Achilles/Enderlein/Steiner 2015 und Ewert/Hornei/Maronde 2015).³¹ Hinzu traten drei Medizinische Akademien in Magdeburg, Dresden und Erfurt. Diese waren 1954 auf Basis vorhandener klinischer Einrichtungen gegründet worden. Sie boten zunächst nur den klinischen Teil der Ausbildung an, d.h. die Studierenden hatten zuvor den vorklinischen Studienabschnitt an einer der Medizinischen Fakultäten absolviert. Magdeburg implementierte 1961 auch den vorklinischen Teil. Erfurt und Dresden begannen damit 1990. (Wissenschaftsrat 1992f: 24f.)

In der 90er Jahren, aber auch später wurde immer wieder über eine Frage diskutiert: Könne sich, angesichts demografischer Schrumpfung und des Auslaufens mehrerer ostspezifischer Sonderfinanzierungsmodalitäten bis 2020, ein einzelnes Bundesland mehr als eine Universitätsklinik und Medizinische Fakultät leisten? Dies betraf Mecklenburg-Vorpommern (Greifswald und Rostock) sowie Sachsen-Anhalt (Halle und Magdeburg); unstrittig war es nur in Sachsen (Dresden und Leipzig) mit seiner deutlich größeren Bevölkerung.

Dass heute außer der Medizinischen Akademie Erfurt und der Militärmedizinischen Sektion an der Universität Greifswald alle hochschulmedizinischen Einrichtungen des Jahres 1990 noch bestehen, erschien anfangs nicht selbstverständlich. Der Wissenschaftsrat hatte festgestellt, dass die östlichen Bundesländer incl. Ost-Berlin bei damals 21 Prozent Anteil an der gesamtdeutschen Bevölkerung über 25 Prozent aller medizinischen Ausbildungsstätten verfügen. Dies deute darauf hin, „daß die Gesamtzahl der Klinika in den neuen Ländern eher zu hoch als zu niedrig ist“ (Wissenschaftsrat 1992f: 11). Nach der Schließung der Erfurter Akademie hatten die ostdeutschen Länder dann einen Anteil von 23 Prozent an allen deutschen Medizinausbildungsstätten. Die Bettenzahl der Hochschulklinika war, bezogen auf die zu versorgenden Einwohner, 1990 im Osten um die Hälfte höher als im Westen. Der Abbau von 37 Prozent sei, so der Wissenschaftsrat, wünschenswert (ebd.: 122). Und schließlich: „Mit Blick auf die auf die neuen Länder zukommenden finanziellen Belastungen hat der Wissenschaftsrat erhebliche Bedenken, ob eine Finanzierbarkeit der Hochschulmedizin in den nächsten 10 bis 15 Jahren zu erreichen ist.“ Die Empfehlungen des Wissenschaftsrats stünden daher unter dem Vorbehalt, dass die Länder entsprechende Finanzpläne vorlegen (ebd.: 123).

³¹ Darüberhinaus erreichte das – 1954 als Zentralkrankenhaus der Kasernierten Volkspolizei eröffnete – Zentrale Armeelazarett der NVA in Bad Saarow 1981 als Militärmedizinische Akademie den Rang einer Hochschuleinrichtung mit Promotions- und Habilitationsrecht. Diese Einrichtung wurde nach 1990 privatisiert. Vgl. Koch/Christodulow (2015) und Reichelt (2016)

Im Laufe der Zeit hatte sich dann im Hochschulmedizinbereich eine Reihe Strukturveränderungen ergeben, die teils auch über die Standortfragen hinausreichten:

- die Umstellung der Patientenbehandlung auf die neuen Kassenfinanzierungen einschließlich der sich daraus ergebenden Notwendigkeit, das Verhältnis von Forschung, Lehre und Krankenversorgung organisatorisch neu zu ordnen;
- die erwähnten Auflösungen zweier medizinischer Hochschuleinrichtungen: der Militärmedizinischen Sektion der Universität Greifswald (deren Schließung in der Öffentlichkeit wenig Emotionen weckte) und der Medizinischen Akademie Erfurt (die öffentlich heftig umstritten war, vgl. Krüger 2014);
- Fusionen: in Magdeburg und Dresden die Integrationen der jeweiligen Medizinischen Akademie in die örtlichen Universitäten; in Berlin die Neuordnung der aus drei Klinika und zwei Fakultäten bestehenden Hochschulmedizin als eine schwere Ost-West-Geburt, die sich über mehrere Stufen bis 2006 hinzog und zur heutigen, gemeinsam von der FU und der HU unterhaltenen Charité – Hochschulmedizin Berlin führte;³²
- Profilierungen: zwar blieben am Ende auch in Mecklenburg-Vorpommern mit Rostock und Greifswald sowie in Sachsen-Anhalt mit Halle und Magdeburg die jeweils zwei bestehenden Klinika und Fakultäten eigenständig erhalten, doch suchten die Standorte jeweils durch spezifische Schwerpunktsetzungen ihre Unabkömmlichkeit zu legitimieren;
- die Privatisierung von Kliniken (wie dann etwa mit dem Herzklinikum in Leipzig oder auch den außeruniversitären Kliniken am vormaligen Akademiestandort Berlin-Buch vollzogen), die immer wieder auch begleitet waren von Debatten um Rechtsformänderungen, d.h. rechtliche Selbstständigungen der Universitätsklinika.

Jenseits unseres Betrachtungszeitraums kam es dann auch im Land Brandenburg – das 1990 weder über Universitäten noch eine Hochschulmedizin verfügt hatte – zu zwei Gründungsinitiativen. 2014 wurde in Neuruppin die Medizinische Hochschule Brandenburg „Theodor Fontane“ (MHB) gegründet, eine überwiegend nichtstaatlich finanzierte Universität in kommunaler und freigemeinnütziger Trägerschaft. Sie unterhält auch einen Standort in Brandenburg an der Havel. 2024 hat der Wissenschaftsrat die MHB für fünf Jahre institutionell akkreditiert und für den Bereich Humanmedizin die Vergabe eines eigenständigen Promotionsrechts empfohlen (Wissenschaftsrat 2024). Zwölf Jahre später, 2026, wird mit Kohleausstiegs-, also Bundesmit-

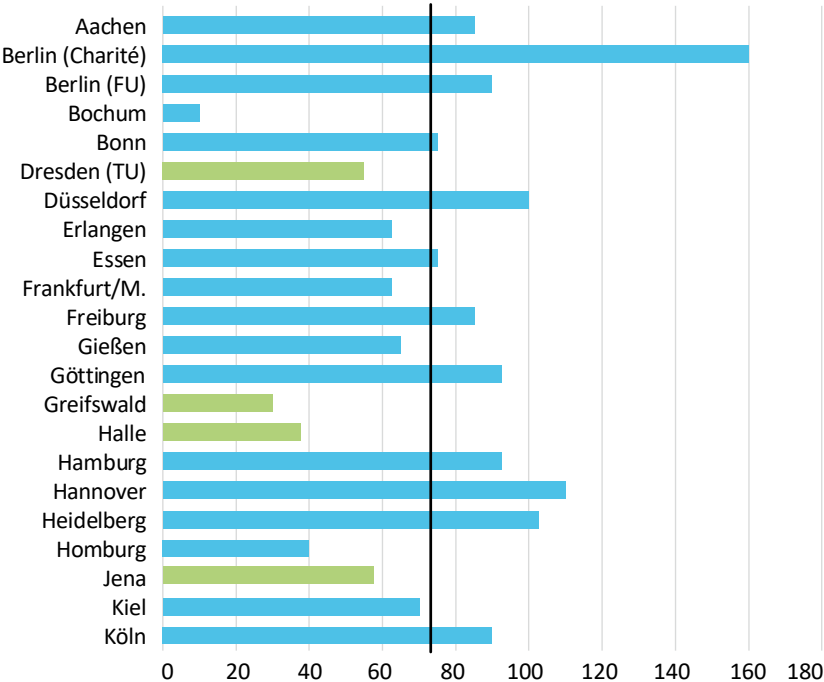
³² siehe dazu prägnant Pasternack (2005a), ausführlicher Flierl/Keller (2006) und ganz ausführlich Dietel (2022)

teln, ergänzt durch Landesgelder, die neue Medizinische Universität Lausitz „Carl Thiem“ in Cottbus gegründet (vgl. Wissenschaftsrat 2024a).

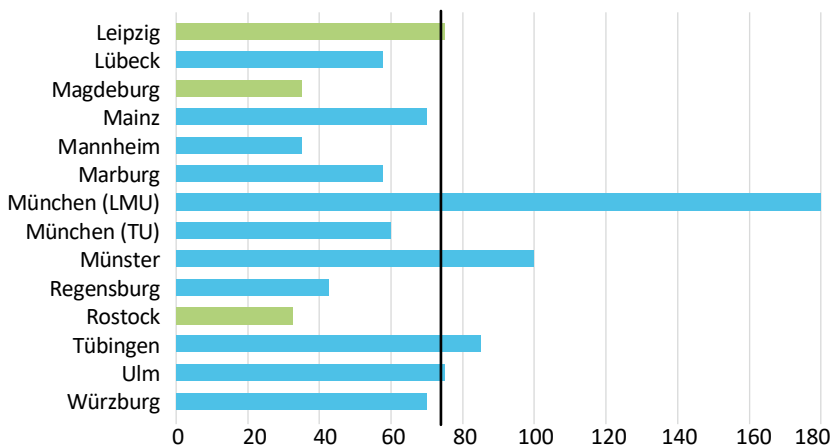
Für die Bewertung der Transformation in den 90er Jahren sind diese Brandenburger Entwicklungen insofern relevant, als sie die Reparatur eines seinerzeitigen Irrtums darstellen. Dieser bestand in der Annahme, dass Berliner Medizinabsolvent:innen sich in größerer Zahl für eine ärztliche Tätigkeit im ländlich geprägten Brandenburg interessieren würden. Für die MHB-Gründung wurde ausdrücklich das Motiv benannt, dass „aus Berlin sowie den anderen Bundesländern ... immer weniger Medizinerinnen und Mediziner nach Brandenburg“ gekommen seien.³³ Hier wurde bzw. wird also mit 30jähriger Verspätung eine hochschulpolitische Naivität bereinigt.

Der Erhalt von sieben der 1990 in Ostdeutschland (ohne Berlin) bestehenden universitätsmedizinischen Standorte ging damit einher, dass deren Ausstattungen jeweils unterdurchschnittlich ausfielen. Nur die Medizinische Fakultät der Universität Leipzig lag im Jahre 2000 über dem Mittelwert der bundesweiten öffentlichen Zuschüsse an die einzelnen Medizinfakultäten. Alle anderen ostdeutschen Fakultäten lagen darunter (Dresden, Jena) bzw. deutlich darunter (Greifswald, Halle, Magdeburg, Rostock). (Tafel 16)

Tafel 16: Höhe der Landeszuschüsse für die Hochschulmedizin im Jahr 2000



³³ <https://www.mhb-fontane.de/de/10-jahre-mhb> (13.4.2024)



Mean = 74,5, N = 36; umgerechnet auf Euro; Angaben in Mio Euro. Grüne Balken: ostdeutsche Fakultäten. Quelle: ISI (2002: 717)

Mit diesen überwiegend unterdurchschnittlichen Finanzausstattungen wurde eine Anzahl an Professuren finanziert, deren Anteil an allen Medizinprofessuren über dem Bevölkerungsanteil der ostdeutschen Flächenländer lag. Darin drückte sich aus, dass – trotz aller Einsparungen auch an den Medizinischen Fakultäten – im Jahr 2000 in den ostdeutschen Ländern eine höhere Versorgungsdichte mit universitätsmedizinischen Angeboten bestand, als dies in Westdeutschland der Fall war. (Tafel 17)

Tafel 17: Ausstattung der Medizinischen Fakultäten mit Professuren im Jahr 2000

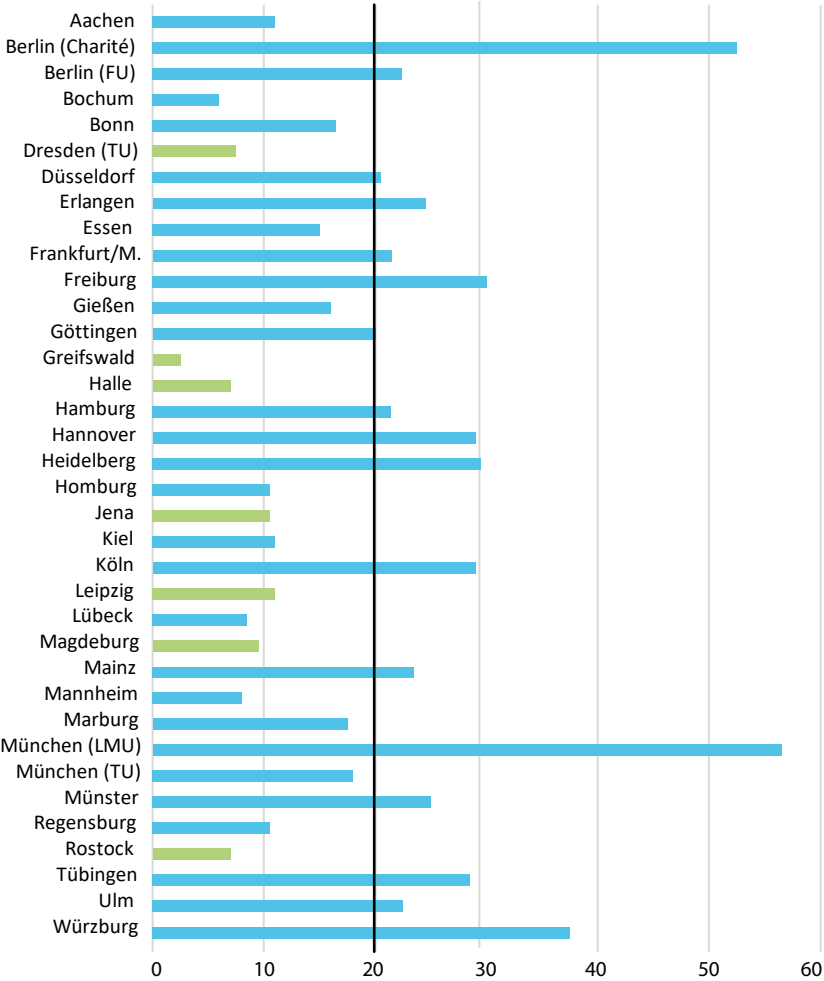
Land	Anzahl Med. Fakultäten	Professuren	
		Anzahl	Anteil an Gesamtdtl.
Sachsen	2	248	7 %
Sachsen-Anhalt	2	158	4,5 %
Mecklenburg-Vorpommern	2	153	4 %
Thüringen	1	113	3 %
Ostdeutsche Flächenländer	7	672	18,5 %
Westdeutschland (mit Berlin)	29	2.987	81,5 %
Deutschland gesamt	36	3.659	100 %
Anteil Flächenländer Ost an Gesamtdeutschland	19,5 %	672	18,5 %

Zahlen für Westdeutschland und Gesamtdeutschland incl. 77 C3-Professuren auf Zeit in Hamburg. Quelle: ISI (2002)

Da Drittmittel in der akademischen Medizin eine bedeutende Rolle spielen, kann gefragt werden, welche Drittmiteleinwerbungen mit diesen Ausstattungen damals realisiert werden konnten. Ganz allgemein lässt sich sagen:

Ein Zusammenhang zwischen der Höhe der jeweiligen Staatszuschüsse und dem Erfolg der Drittmittelakquisition war nicht erkennbar. Sämtliche ost-deutschen Fakultäten – auch die vergleichsweise gut bezuschussten in Leipzig, Dresden und Jena – warben unter oder knapp über zehn Millionen Euro Drittmittel pro Jahr ein. Sie waren damit zehn Jahre nach Beginn des Hochschulumaus in dieser Hinsicht im Bundesvergleich weit unterdurchschnittlich. (Tafel 18)

Tafel 18: Höhe der Drittmiteleinwerbungen in der Hochschulmedizin im Jahr 2000



Mean = 19,8; N = 36; umgerechnet auf Euro; Angaben in Mio Euro. Grüne Balken: ostdeutsche Fakultäten.
Quelle: ISI (2002: 726)

Ein Überraschungsergebnis offenbart sich allerdings: Die vom Land vergleichsweise gering bezuschusste Magdeburger Fakultät landete im zweiten Quintil, während alle anderen ostdeutschen Fakultäten im unteren (Jena, Rostock) bzw. untersten (Dresden, Greifswald, Halle, Leipzig) Quintil zu finden waren. (Tafel 19)

Tafel 19: Höhe der Hochschulmedizin-Drittmittel in Relation zum Landeszuschuss im Jahr 2000

Quintil	Medizinische Fakultät
Oberstes Quintil	Erlangen, Frankfurt/M., Freiburg, Mainz, Regensburg, Tübingen, Würzburg
Oberes Quintil	Berlin (HU), Heidelberg, MAGDEBURG , Marburg, München (TU), München (LMU), Ulm
Mittleres Quintil	Berlin (FU), Gießen, Hamburg, Hannover, Homburg, Köln, Münster
Unteres Quintil	Bonn, Düsseldorf, Essen, Göttingen, JENA , Kiel, ROSTOCK
Unterstes Quintil	Aachen, DRESDEN , GREIFSWALD , HALLE , LEIPZIG , Lübeck

Gesamt: 34. Bochum und Mannheim sind in der Quelle aufgrund organisatorischer Besonderheiten nicht berücksichtigt. Datenquelle: ISI (2002: 727)

1.4. Hochschulische und studentische Selbstverwaltung

Die Selbstverwaltungsstrukturen an den Hochschulen waren nur anfangs ein täglich neu genossenes Glück. Auf Dauer vermochten sie – ähnlich wie an den westdeutschen Hochschulen – nicht zu fesseln. Für die ostdeutschen Studierenden z.B. ergab die Untersuchung STUDENT 92,³⁴ dass sich ein Prozent der Studierenden dauerhaft in studentischen oder anderen hochschulischen Selbstverwaltungsorganen engagierte. Vier Prozent waren gelegentlich beteiligt, und elf Prozent gaben solcherart Beteiligung als persönliches Vorhaben an. Ihnen gegenüber standen über vier Fünftel, denen die Vertretung eigener Interessen gleichgültig ist. Zum Vergleich: Zwei Jahre zuvor, im Frühjahr 1990, war fast die Hälfte der ostdeutschen Studierendenschaft zu einem hochschulpolitischen Engagement mehr oder minder stark entschlossen. Immerhin acht Prozent wirkten selbst in einem StudentInnenrat mit. Gänzliche Ablehnung erfuhr ein aktives Eintreten für studentische Interessen seinerzeit lediglich durch fünf Prozent. (Heublein 1992a: 169)

Wie schon die Väter des Einigungsvertrages erkannt hatten, waren die ordinarial inspirierten Regelungen des Hochschulrahmengesetzes (HRG) für die akademische Selbstverwaltung an den ostdeutschen Hochschulen zunächst noch nicht opportun. Erst musste die Professorenschaft an die neuen Ver-

³⁴ STUDENT 92 war als Anschlussuntersuchung zu STUDENT 90 im Frühjahr 1992 an ost- und westdeutschen Hochschulen durchgeführt worden. Befragt worden waren 1.700 west- und 1.100 ostdeutsche Studierende. Vgl. Ulrich (1993: 208)

hältnisse angepasst werden. Infolgedessen wurden zunächst Übergangsgesetze – meist „Hochschulernerneuerungsgesetz“ genannt – formuliert (vgl. KMK 1991). Parallel aber schrieb man an den Hochschulen Grundordnungen, wobei es zwei gegenläufige Argumente gab. „Das wird in den alten Bundesländern auch so gemacht“, hieß das eine. Westdeutsche Berater hatten dafür jeweils eine Diskette im Gepäck mit vermeintlich bewährten Regelungen darauf. Nicht Textbausteine wurden dann der Realität angepasst, sondern die Realität hatte sich den importierten Texten zu nähern. Die Berater wurden von ostdeutschen Akteuren unter dem Slogan sekundiert, es müsse „Deutschlandkompatibilität“ hergestellt werden. Damit konnte immer dann, wenn es passte, Diskussionsbedarf ins Reich der realitätsfernen Träumerei sortiert werden.

Manchmal passte es aber auch nicht. Dann hieß es: „Das müssen wir doch nicht genauso machen wie in den alten Bundesländern“, ein Versuch der Selbstermächtigung: Wir seien weder besetzt noch doof, als dass wir nicht auch mal einen selbstständigen Gedanken fassen dürften. Das aber, was dann z.B. in ostdeutschen Landeshochschulgesetzen oder hochschulinternen Ordnungen westabweichend vorkommen durfte, waren vor allem Verschärfungen gegenüber der westdeutschen Gemütlichkeit. Normierte Studiengänge und sanktionsbewehrte Hochschuleinhaltszeiten, Eingriffsmöglichkeiten der Ministerien, Hochschuleingangsprüfungen und dergleichen: Während im Westen darüber noch heftig diskutiert wurde, schrieb es der Osten einfach in seine Gesetze.

Hier war die leitende Losung, mit Verve vorgetragen: „In Ostdeutschland sollen die westdeutschen Hochschulzustände vermieden werden!“ Als Erfolgsweg dahin gilt die Restriktion der Studienabläufe auf einen vermeintlichen Normalstudenten hin. Der freilich war eine Projektion, in deren Parameter alsbald auch immer weniger Studierende auch in Ostdeutschland hineinpassten. So galt etwa die Regelung vieler ostdeutscher Promotionsordnungen, sowohl Rigorosem als auch Disputation durchzuführen, als ‚besonders akademisch‘, weil streng: „Ein Problem tauchte auf, als die Westdeutschen ihre Doktoranden mitbringen und zu diesem Zwecke das Rigorosem abschaffen wollten. Aber wir hatten das ja gerade erst wieder eingeführt. Wir haben es erfolgreich verteidigt“, berichtete ein ostdeutscher Sprachwissenschaftler in einem Interview (in Pasternack 1996: 182f.).

Auch in der studentischen Selbstverwaltung kam es nach der euphorischen Aufbruchphase³⁵ zu einer Pragmatisierung der Ansprüche. Dies geschah zudem im Kontext recht schnell einsetzender gesellschaftlicher Verteilungskämpfe und war daher stark auf soziale Interessenvertretung konzentriert. Die studentischen Handlungsformen wurden dann durchgehend dominiert

³⁵ dazu oben A. 2.1. Der gesellschaftliche Aufbruch und die Wissenschaft > Fallbeispiel: Von der studentischen Fremdverwaltung zur Selbstverwaltung – die Gründung der Studentenräte

von pragmatischer Gremienarbeit und phasenweise koloriert durch Aktionen in den Mustern klassischer studentischer Protestformen: Vorlesungsstreik, Demo, Uni-Blockade, Sit-in/Hochschulbesetzung. Lediglich das Sprengen von Gremiensitzungen blieb auch weiterhin unüblich. Die sachliche Gremienarbeit wurde in der Kernphase der Hochschultransformation, also in der ersten Hälfte der 90er Jahre, alsbald zur Domäne sich herausbildender studentischer Expert:innen. Diese studentischen Vertretungs,eliten' entwickelten in kürzester Zeit eine z.T. bemerkenswerte Sachkompetenz – unter dem Druck der Umstände blieb ihnen auch gar nichts anderes übrig –, prägten die örtlichen Erneuerungsprozesse wesentlich mit und zeigten sich in diesem Punkt großen Teilen der Professorenschaft gegenüber überlegen.³⁶

Konflikthanlässe gab es dabei auch in der Gremienarbeit in reichlicher Zahl: über Hochschulverfassungen, Konzilszusammensetzungen, die Vertrauensabstimmungen von Sektions-, Instituts- und Klinikdirektor:innen, die Modalitäten einer Überprüfung des Lehrkörpers, Eingriffe der Wissenschaftsministerien in Hochschulangelegenheiten und die Widerstandsfähigkeit der Rektorate dagegen (letztere war aus Sicht der Studierenden, wie sich denken lässt, in der Regel mangelhaft), Neugestaltung der Studiengänge und ihrer Curricula, die strukturelle Erneuerung der Hochschulen, die bereits 1990 vielfach als konservative Modernisierung betrieben wurde, im Dezember 1990 die Abwicklungen vor allem gesellschaftswissenschaftlicher Institute und die daraus folgenden Auseinandersetzungen. Doch die vormals sozialistisch dominierte Professorenschaft wollte nun vor allem mehr Oligarchie wagen. Die professorale Mehrheit in den Gremien erschien ihr dabei mehrheitlich als eine höchst einleuchtende Idee.

Das anfangs hoffnungsvolle und stark basisgetragene studentische Bewusstsein fand in diesen Abläufen relativ schnell zu west-, dann gesamtdeutscher Normalität: Beteiligung an der Interessenvertretung war ziemlich bald Sache einiger weniger. Durch Mobilisierung für Protestaktionen gelang es in eher seltenen Fällen, geplante bzw. bereits getroffene Entscheidungen zu modifizieren (aber es kam vor). Doch auch dabei bedurfte es immer der trainierten Verhandlungsführer:innen. Wenngleich es gegen die basisdemokratischen Gründungsideen verstieß, setzte so die Herausbildung studentischer Selbstverwaltungsfunktionär:innen ein. Der Umstand, dass in allen ostdeutschen Ländern eine gesetzlich verankerte Verfasste Studierenden-

³⁶ vgl. Füller (1991: 52–68) und Küpper (1993: 109–117). Allgemein zur Entwicklung der studentischen Vertretungsarbeit dieser Zeit – worauf auch die hiesige Darstellung aufbaut, indem sie verdichtet – Pasternack (2000); Sieber/Freytag (1993: 71–147), dort vor allem zu Berlin und Leipzig; Schieck (1994) und Gramsch/Kaiser (2009) zur Universität Jena; Brand (1999: 8–14) zur TU Dresden; Grashoff (2019) zur Universität Halle-Wittenberg. Zentrale zeitgenössische Dokumente und prozessbegleitende Analysen sind abgedruckt in Pasternack/Neie (2000: 269–370) für 1991 bis 1995 und ebd. (371–422) für die zweite Hälfte der 90er Jahre.

schaft eingeführt wurde, sicherte dies auch strukturell ab. Daneben meldeten sich regelmäßig basisorientierte Studierende und erinnerten daran, dass der StuRa kein AStA ist, also „keine Politik gespielt“ werden solle. Es ginge vielmehr um Sachfragen. Daher war die Geschichte der Studentenräte in den 90er Jahren auch weithin eine Anti-AStA-Geschichte.

Das konnte nicht zuletzt aus einem Grunde erstaunen: Während die Studierenden westdeutscher Herkunft an den Ost-Hochschulen in den 90er Jahren zwischen 10 und 20 Prozent der jeweiligen Studierendenschaften ausmachten, waren sie zugleich in den studentischen Vertretungsgremien mit etwa einem jeweils doppelt so hohen Anteil präsent. Dort trugen sie das pragmatisch orientierte StuRa-Modell und die entsprechende Kooperationskultur vollständig mit – sie waren in dieser Hinsicht binnen kurzem gleichsam ossifiziert. Insofern ließ sich der StuRa-AStA-Dualismus dann nicht mehr ausschließlich auf der Ost-West-Folie abbilden. Die StuRa-Akzeptanz war zum Ausdruck einer allgemeinen Entpolitisierung im Sinne des Verzichts auf zuspitzendes Ausfechten von Interessenkonflikten geworden. Das StuRa-Modell passte zum Pragmatismus der neuen Studierendengenerationen.

Elemente des damals entwickelten Organisationsmodells der studentischen Selbstverwaltung haben sich in einigen ostdeutschen Ländern bis heute erhalten, und die Landeshochschulgesetze lassen zum Teil optionale Wahlmodelle – StuRa oder StuPa/AStA – zu. Das Anfangsmodell sah so aus: Die Fachschaften wählten auf Vollversammlungen ihre Sprecher:innen, von denen sie im StuRa – mit einem imperativen Mandat ausgestattet, das aber in der Praxis keine Rolle spielte – vertreten wurden. Es fanden also Personen- und keine Listenwahlen statt. Parallel zur so konstituierten Versammlung der Fachschaftssprecher:innen, dem eigentlichen StuRa, waren nebengeordnete Arbeitsgruppen vorgesehen. Solche konnte jede Studentin und jeder Student bilden, um zu einem bestimmten Projekt oder Thema zu arbeiten und darüber ggf. Einfluss auf die StuRa-Tätigkeit zu nehmen. Bestimmte Gruppen – Studentinnen oder ausländische Studierende – besaßen Vetorechte gegen StuRa-Beschlüsse. Daneben hatten in den ersten Jahren die studentische Uni-Vollversammlung und Urabstimmungen als höchste Entscheidungsinstanzen der Studierendenschaft einen großen Stellenwert – zumindest in den Satzungen.

Die Ursachen, dieses Modell in seinen Grundzügen auch in die Landeshochschulgesetze aufzunehmen, waren ambivalent: Was die StuRä als großen Erfolg ihrer Bemühungen um Beeinflussung der Gesetzesentwürfe feierten, entsprang in den Ministerien wohl eher politischem Kalkül. Zwar empfand deren Personal, das zum großen Teil aus Westdeutschland kam, den Parlamentarismus eigentlich auch für die Studierendenvertretung als viel situationsgerechter, zumal es bei „StudentenRat“ eher Arbeiter- und Soldatenrat assoziierte als bspw. Aufsichtsrat. Doch blieb ihnen eines nicht verborgen: Der Anspruch der StuRä, *alle* Studierenden ihrer Hochschule vertreten zu

wollen, hat naturgemäß auch befriedende Wirkungen. Aus diesem selbstgesetzten Anspruch resultiert zwangsläufig eine gewisse Selbstbeschränkung, und zwar insbesondere bei der Deutlichkeit, mit der politische Positionen formuliert und vertreten werden.

So wurde die Durchsetzung dieses von den Studierenden selbst entwickelten Vertretungsmodells Jahre später von einer neuen Studentengeneration gar den Politikern untergeschoben: „Im Unterschied zu den meisten westlichen Bundesländern“, schrieb ein Aktivist 1997 in der Süddeutschen Zeitung, sei es „den Hochschulpolitikern im politischen Widerstandsvakuum der Nachwendezeit hier gelungen, in Form der StuRas ein System studentischer ‚Mitsprache‘ gesetzlich zu installieren“, das sich durch zweierlei auszeichne: Bereits durch seinen organisatorischen Aufbau der reinen Fachschaftsvertretungswahl erschwere es die fächerübergreifende allgemein-(bildungs-)politische Willensbildung stark, und so degradiere es die studentischen Mitspracheorgane zu Selbsthilfegruppen (Lehmann 1997). Wie weit diesbezüglich die gesetzlichen Grenzen ausgereizt werden, hängt jedenfalls bis heute jeweils stark von den jeweiligen Akteur:innen in den Studierendenräten ab.

Auch bei der Gründung von Studentenwerken hatte es intensive Bemühungen gegeben, die studentische Mitsprache zu sichern. Das führte dazu, dass in allen ostdeutschen Bundesländern außer Berlin den Studierenden fünfzig Prozent der Sitze in den Verwaltungsräten der Studentenwerke zugestanden wurden. Hier bestand dann in der Folgezeit das größere Problem darin, diese fünfzig Prozent auch noch regelmäßig besetzen zu können.

Wie erwähnt, war die Geschichte der Studentenräte dieser Zeit auch weiterhin eine Anti-AStA-Geschichte. Das zeigte sich sehr deutlich in der überregionalen Zusammenarbeit der Studierendenenschaften. Diese war Ende der 90er Jahre zwischen den Studierendenvertretungen in West und Ost getrennt organisiert: Während in den westdeutschen Bundesländern der neugegründete freie Zusammenschluss von Studierendenenschaften (fzs) den (konfliktgeneigten) Ton angab, veranstalteten die ostdeutschen StudentInnenRäte und ASten regelmäßig ein eigenes ostdeutsches Studierendenvertretungstreffen (o.s.t.).³⁷

³⁷ vgl. dazu die Zeitdokumente in Pasternack/Neie (2000: 372–389)

2. Akademien

2.1. Ausgangsstrukturen und Forschungsproduktivität im Vergleich zu den Hochschulen

Die größte außeruniversitäre Forschungseinrichtung war 1989/90 die Akademie der Wissenschaften (AdW) mit 56 Instituten.³⁸ Daneben gab es fünf weitere Akademien und faktisch zwei Akademietypen:³⁹

- einerseits solche mit Gelehrtengesellschaft und Forschungsinstituten: Das waren neben der AdW die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (AdL) mit 42 Instituten und Forschungsstellen, desweiteren 20 Versuchsgütern (Wagemann 2006 Bd. 1: 154–464 und Bd. 2), die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW) mit 19 Instituten und Arbeitsstellen (APW 1990) sowie die Bauakademie mit 19 Instituten und Dienstleistungseinrichtungen (Brandt 2003: 81);
- andererseits solche, die vorrangig als Gelehrtengesellschaft bestanden: die Akademie der Naturforscher Leopoldina und die Sächsische Akademie der Wissenschaften (SAW). Sie verfügten über keine Institutsbereiche, unterhielten aber kleinere Forschungsstellen.⁴⁰

Die AdW und die SAW deckten das gesamte Disziplinspektrum ab, während die anderen Akademien auf bestimmte Fächergruppen konzentriert waren. Nach Werner Meske (1993: 27) waren an den Akademien 1989 insgesamt rund 36.000 Personen aller Beschäftigtenkategorien tätig. Das liegt nahe bei der Summe, die sich aus den nachfolgend dargestellten Einzeldaten ergibt (37.500).

Die Akademie der Wissenschaften hatte 1989 24.400 Beschäftigte, darunter 18.800 in den Forschungsinstituten, wobei nicht alle davon zum wissen-

³⁸ vgl. die in Details jeweils voneinander abweichenden Übersichten in AdW (1990), Wenzlaff/Stein/Lehmann (1990: Anhang 4.3.1.) und Scheler (2000: 395ff.)

³⁹ Daneben gab es weitere Einrichtungen, die „Akademien“ genannt wurden, aber der Sache nach Hochschulen (z.B. die drei Medizinischen Akademien) oder postakademische Weiterbildungseinrichtungen (z.B. die Akademie für Ärztliche Fortbildung) waren.

⁴⁰ SAW: unter dem Titel „Industriehygiene“ Forschungen zu drängenden Umweltproblemen (Paul 2015: 352–355); Forschungsstellen für das Althochdeutsche Wörterbuch, die Bibliographie zur Vor- und Fühgeschichte Mitteldeutschlands oder das Mundartwörterbuch des obersächsischen Raumes (ebd.: 252). *Leopoldina*: wissenschaftshistorische Arbeitsstelle sowie historisch-kritische Edition der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, deren Planung auf die 1930er Jahre zurückging und von der 1947 der erste, 2019 der letzte Band erschien (vgl. <https://www.leopoldina.org/ueber-uns/akademien-und-forschungsvorhaben/leopoldina-ausgabe-goethe-die-schriften-zur-naturwissenschaft/ueber-sicht-ueber-die-baende/>, 25.3.2024)

schaftlichen Personal zählten. In diesen Zahlen bildeten sich bedeutende Kapazitätswachse ab: Im Jahre 1950 hatte die AdW rund 1.000 Beschäftigte gehabt und 1970 rund 13.000 (Meier 1999: 1310; Gläser/Meske 1996: 87). Ihre zum Schluss 56 Institute waren jeweils einem von sechs Fachbereichen zugeordnet. Hinzu trat ein sehr großes Zentrum für Wissenschaftlichen Gerätebau mit 1.600 Angestellten. Dessen Entstehung und Expansion entsprang weniger inneren Neigungen. Vielmehr war dieses Zentrum nötig, um mangelnde Lieferfähigkeiten der DDR-Industrie und Folgen westlicher Technologieembargos auszugleichen: Apparaturen für die Forschung mussten im eigenen Hause gebaut werden. Knapp zehn Prozent der Akademiemitarbeiter:innen waren an gesellschaftswissenschaftlichen Instituten tätig, die übergroße Mehrheit hingegen in den naturwissenschaftlichen. Über die in Tafel 20 angegebenen Personalzahlen hinaus arbeiteten 5.600 Angestellte (23 %) in Dienstleistungs- und Infrastruktureinrichtungen der AdW.

Tafel 20: Struktur des Institutsbereichs der Akademie der Wissenschaften (1989)

Fachbereich	Anzahl der Institute	Beschäftigte aller Personalkategorien
Mathematik und Informatik	5	1.500
Physik	9	4.700
Chemie	9	3.000
Biowissenschaften und Medizin	11	4.600
Geo- und Kosmoswissenschaften	8	1.600
Zentrum für Wissenschaftlichen Gerätebau	1	1.600
Gesellschaftswissenschaften	13	1.800
Summe	56	18.800

Quelle: Meier (1999: 1310). Eigene Darstellung

An dieser Stelle interessiert vor allem das *wissenschaftliche* Personal der AdW. Zu diesem gibt nur ungenaue und überdies schwankende Angaben. Kusicka et al. (1990: 70) geben für 1989 7.832 „F/E-Beschäftigte mit Hochschulabschluß“ an, Meske (1990: 39) hingegen für 1988 9.400 „Hochschulakader“. Nimmt man an, dass der Anteil von Personen mit Hochschulabschluss in den Dienstleistungs- und Infrastruktureinrichtungen ebenso hoch war wie im Gesamtpersonalbestand, und zieht diese anteilig ab, dann waren zwischen 6.000 und 7.300 Akademiker:innen in den Forschungsinstituten der AdW tätig. Diese – als Beschäftigte mit Hochschulabschluss und in den Forschungsinstituten tätig – dürften näherungsweise das wissenschaftliche Personal umfassen. Da die angegebenen Datenquellen⁴¹ keine unterschiedlichen Glaubwürdigkeiten besitzen, wird man zur ungefähren Abschätzung des Forschungspersonals den Mittelwert nehmen dürfen (und

⁴¹ bei Kusicka et al. (1990): „Staatliche Zentralverwaltung für Statistik, MFT der DDR – Forschungsbereich“, bei Meske (1990: 39) „Statistische Unterlagen der AdW der DDR“

müssen): Etwa 6.650 Wissenschaftler.innen forschten an der Akademie der Wissenschaften.

An der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften arbeiteten 1989 8.800 Personen. Darunter waren 2.900 mit Hochschulabschluss, was einen ungefähren Hinweis auf den Umfang des wissenschaftlichen Personals gibt (Kusicka et al. 1990: 69). Die Bauakademie beschäftigte 3.400 Personen, davon 1.650 mit Hochschulabschluss (ebd.: 65). An der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften waren 900 Personen tätig, von denen 550 zum wissenschaftlichen Fachpersonal zählten (Malycha 2008: 143). Die Sächsische Akademie der Wissenschaften und die Leopoldina beschäftigten, da ohne eigene Institutsbereiche, nur wenige Wissenschaftler.innen. Gleiches gilt für die Forschungs- und Editionsbereiche, die innerhalb der Akademie der Künste bestanden (vgl. Wissenschaftsrat 1992l).

Damit machte das wissenschaftliche Personal an den 1989 in den Akademien der Wissenschaften insgesamt beschäftigten 37.500 Personen 31 Prozent aus (Tafel 21).

Tafel 21: Gesamtpersonal und forschendes Personal an den wissenschaftlichen Akademien

Akademie	Gesamtpersonal	Wissenschaftler.innen
Akademie der Wissenschaften	24.400	6.650
Akademie der Landwirtschaftswissenschaften	8.800	2.900
Bauakademie	3.400	1.650
Akademie der Pädagogischen Wissenschaften	900	550
Gesamt	37.500	11.750

Bis heute herrscht eine Überzeugung, die alsbald zum kanonischen Dogma geworden war: Es habe in der DDR eine weitgehende Trennung von Forschung und Lehre entlang einer politisch gezogenen Linie zwischen Hochschulen und Akademien gegeben. Die DDR-Hochschulen, so diese allerdings fehlerhafte Annahme, seien vorwiegend nur Lehranstalten gewesen, während die eigentliche (Grundlagen-)Forschung an den Akademie-Instituten stattgefunden habe. Diese Auffassung folgte einer im Zuge der III. Hochschulreform (die mit einer Akademiereform verbunden war) von 1968ff. formulierten Zielvorstellung der SED-Wissenschaftspolitik. Doch war das seinerzeit am obstructiven Widerstand der Hochschulen gescheitert: Diese wollten sich nicht zu reinen Lehranstalten degradieren lassen (vgl. Middell 1997 und 2010).

Nun, nach dem Umbruch 1989, wurde die Auffassung der institutionellen Trennung von Forschung und Lehre intensiv durch die Interessenvertreter der Akademie der Wissenschaften gepflegt. Sie erhofften sich dadurch bessere Ausgangsbedingungen in den zu erwartenden Verteilungskämpfen. Die

Hochschulen hingegen betonten unablässig ihre guten Lehrbedingungen einschließlich intensiverer Lehrmotivation ihres Personals. Das war als Distinktionsmerkmal im Vergleich zu westdeutschen Universitäten formuliert. Doch es stärkte offenbar vor allem die Überzeugungskraft der Akademie-Vertreter mit ihrer Behauptung, dass an DDR-Hochschulen in erster Linie Lehre stattgefunden habe – während die Forscher:innen in den Akademie-Instituten saßen: Die DDR-Unis seien eben keine richtigen Forschungseinrichtungen gewesen, sie sagten ja selbst, dass sie vor allem in der Lehre gut seien.

Diese Einschätzungen sollte dann auch in praktischer Hinsicht folgeschwer werden, als sie das sog. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP) motivierten, das sich als weithin erfolglos erwies. Sein Programmziel war, vormalige Akademie-Wissenschaftler:innen in Hochschulen zu integrieren, auf dass diese endlich wieder der ihnen zukommenden Funktion als Forschungseinrichtungen gerecht werden könnten.⁴² Zwar versuchte der Wissenschaftsrat auch, sich in der Angelegenheit sachkundig zu machen, doch augenscheinlich, ohne die eingeholten Expertisen hinreichend zur Kenntnis zu nehmen. Es wurden mehrere bibliometrische Expertisen beauftragt, um die Forschungsstärke der (naturwissenschaftlichen) Institute der Akademien anhand ihrer internationalen Publikationen zu ermitteln.⁴³ Was in diesen Studien nicht getan wurde, war, dies ins Verhältnis zu den Forschungspersonalressourcen zu setzen. Das muss hier nun nachgeholt werden. Dazu lassen sich die Bereiche Naturwissenschaften und Medizin heranziehen:⁴⁴

■ In diesen Bereichen verfügten die Akademien-Institute über eine Personalkapazität von 10.200 Wissenschaftler:innen.⁴⁵ Im Grundsatz hatten diese keine Aufgaben außerhalb der Forschung. Soll aber keine lebensfremde Betrachtung angestellt und ein angemessener Vergleich zu den Hochschulen ermöglicht werden, dann ist eines zu berücksichtigen: Das wissenschaftliche Personal an den Akademien war auch durch administrative und politische Aktivitäten in Anspruch genommen. Da es dazu keine belastbaren Daten gibt, wird hier mit der Unterstellung operiert, dass zehn Prozent der investierten Arbeitszeit nicht für Forschung zur Verfügung standen. So ergibt sich kalkulatorisch eine Forschungskapazität von 8.160 VbE an den Akademie-Instituten.

⁴² dazu siehe ausführlich unten C. 4. Ausgleichsbemühungen

⁴³ vgl. Czerwon et al. (1991), Daniel (1991; 1991a) und Weingart/Strate/Winterhager (1991)

⁴⁴ Die Gesellschaftswissenschaften sind in der damaligen, im folgenden (qua Wiedergaben aus den erwähnten bibliometrischen Analysen) genutzten Datenbank des Science Citation Index zu gering vertreten gewesen, als dass sich deren internationale Publikationen sinnvoll auswerten ließen. Zudem war das Publizieren in westlichen Zeitschriften in den DDR-Gesellschaftswissenschaften keine verbreitete Übung.

⁴⁵ s.u. Tafel 35: Fächergruppeneinteilung des wissenschaftlichen Personals 1989

■ An den Hochschulen dagegen wurden 1989 in den MINT-Fächern und Medizin insgesamt 24.400 Wissenschaftler:innen beschäftigt.⁴⁶ Um Vergleichbarkeit mit den Akademien, die keine Lehrverpflichtungen hatten, herzustellen, muss hier der Anteil vor allem der lehrbezogenen Aufgaben herausgerechnet werden. Dazu folgen wir einer Angabe aus dem Zentralinstitut für Hochschulbildung: „Etwa 30 Prozent vom Arbeitszeitfonds des wissenschaftlichen Personals wird an DDR-Hochschulen für Forschungsaufgaben verwendet“ (Blankenburg/Deregoski/Scherer 1990: 3). Dann ergibt sich an den Hochschulen kalkulatorisch eine naturwissenschaftliche Forschungskapazität in Höhe von 7.320 VbE.

Die Relation der Forschungs-VbE in den Bereichen Naturwissenschaften und Medizin betrug also 53 (Akademien-Institute) zu 47 (Hochschulen) Prozent.

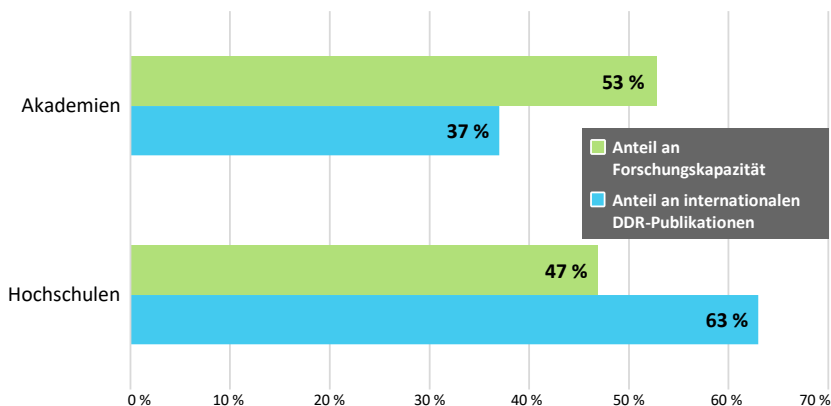
Eine Auswertung des Science Citation Index für das Beispieljahr 1984 hat ergeben: Von den international wahrnehmbaren Publikationen aus den Natur- und medizinischen Wissenschaften an DDR-Hochschulen und -Akademien-Instituten stammten 37 Prozent aus den Instituten der Akademien⁴⁷ und 63 Prozent aus den Hochschulen (Weingart/Strate/Winterhager 1991). Demnach hatten, wenn man die dahinterstehende Personalkapazitäten heranzieht, die Hochschulen in Naturwissenschaften und Medizin eine deutlich höhere Forschungsproduktivität als die Institute der Akademien (Tafel 22).

*Tafel 22: Vergleich der Personalressourcen und internationalen Publikationen der Naturwissenschaften an DDR-Hochschulen und Instituten der Akademien**

Segment	wiss. Personal absolut	Forschungskapazität in VbE	Anteil an Forschungskapazität	Anteil an internationalen DDR-Publikationen**	Fazit
Akademien	10.200	8.160	53 %	37 %	über die Hälfte der Forschungskapazität – reichlich ein Drittel der Publikationen
öffentliche Hochschulen	24.400	7.320	47 %	63 %	weniger als die Hälfte der Forschungskapazität – fast zwei Drittel der Publikationen
Summen	34.600	15.480	100 %	100 %	

⁴⁶ siehe ebd.

⁴⁷ Die Prozentangaben sind unter Bereinigung von Zuordnungsfehlern, welche die herangezogene Studie enthält, berechnet (z.B. waren „Medizinische Akademien“ keine Forschungsakademien, sondern Hochschulen). Nicht berücksichtigt sind hier die Publikationen, die auf Institute außerhalb der Hochschulen und Akademien zurückgingen. Stattdessen sind für den hiesigen Vergleichszweck die addierten Werte für Hochschulen und Akademien-Institute gleich 100 gesetzt.



* ohne Sonderhochschulen, Ressortforschung, Industrieforschung

** SCI, Beispieljahr 1984, nach Weingart/Strate/Winterhager (1991: 24, 26)

Eine andere Auswertung, vorgelegt von Alfred Welljams-Dorof vom Philadelphia Institute for Scientific Information, bestätigt dieses Bild in seiner Tendenz. Demnach finden sich im Science Citation Index für die Jahre 1981 bis 1990 32 hochzitierte Artikel, d.h. solche mit über 75 Zitationen, aus der DDR. Von diesen stammten neun aus AdW-Instituten und 16 aus Universitäten. Das ist ein Verhältnis von eins (Akademie) zu 1,8 (Universitäten).⁴⁸

Dennoch wurde (und wird bis heute) hartnäckig kolportiert, die ostdeutschen Hochschulen seien erst im Laufe ihres Umbaus wieder zu der ihnen zukommenden Rolle eigenständiger Forschungseinrichtungen gelangt. So fand sich etwa in dem ersten umfassenden Versuch einer theoretisch angeleiteten Bestandsaufnahme des ostdeutschen Hochschulumbaus (Mayntz 1994) in jedem dritten der dort versammelten Artikel eine entsprechende Aussage – hier immerhin von Autoren, die für sich in Anspruch nahmen, die Dinge vor dem Aufschreiben analytisch durchdrungen zu haben.⁴⁹ Es nützte anhaltend nichts, dass einzelne auf das Gegenteil verwiesen (etwa Last/Schaefer 1995; Markl 1997: 31). Während eines „10 Jahre danach“-Symposiums 2002, auf dem Akteure des Wissenschaftsumbaus ihr Handeln und dessen Ergebnisse zu bilanzieren suchten (vgl. Stifterverband 2002), wurde das Missverständnis erneut aktualisiert:

„Die Bemerkung ..., dass die Forschung im Ergebnis der Transformation endlich wieder an die Universität heimgekehrt sei, veranlasste den Sächsischen Staatsminister Hans Joachim Meyer ... zu dem gereizten Einwand, man sollte endlich

⁴⁸ Alfred Welljams-Dorof: Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe „Bibliometrics, Infometrics und Scientometrics“, Berlin, November 1991, unveröff., Ergebnisse referiert (und danach hier wiedergegeben) in Meier (1999: 1317–1319)

⁴⁹ vgl. Neidhardt (1994: 34), Hall (1994: 166), Krull (1994: 210), Schimank (1994: 264, 275)

die Legende beerdigen, es habe an den Universitäten und Hochschulen der DDR keine Forschung gegeben, alle Forschung wäre an der Akademie der Wissenschaften konzentriert.⁵⁰ Was wiederum ... Wilhelm Krull ... zu dem apodiktischen Bekenntnis trieb: „Ich sehe das anders“ (Wegelin 2020: 13f.).

Der Mythos ist bis heute lebendig. In einer jüngst erschienenen Bilanzierung zur Ernährungsforschung in Potsdam-Rehbrücke zum Beispiel wird er erneut revitalisiert: „Die Institute der AdW betrieben anwendungsorientierte Grundlagenforschung und die Hochschulen waren für die akademische Ausbildung zuständig.“ (Levit/Schäfer 2022: 179) Ernst-Ludwig Winnacker, einst DFG-Vizepräsident und -Präsident, verbleibt auch 2023 auf dem Reflexionsniveau seiner wissenschaftspolitisch aktiven Zeit, wenn er schreibt: „In der DDR-Zeit fanden Forschungsaktivitäten vornehmlich an den Akademieinstituten statt.“ (Winnacker 2023: 9) An dieser Aussage ist nicht zuletzt bemerkenswert, dass er sie in einem Vorwort zu einem Text des Greifswalder Mikrobiologen Michael Hecker (2023) formuliert, in dem ausführlich das Gegenteil dargestellt wird.

2.2. Evaluationen, Abwicklungen und neue Strukturen

War es zwar für die AdW von Vorteil, dass sie als die eigentliche Trägerin von (Grundlagen-)Forschung in der DDR galt, so erwies es sich für sie als nachteilig, dass die außeruniversitäre Forschung in Westdeutschland völlig anders organisiert war. Das betraf zunächst den Umstand, dass die AdW – wie auch APW, AdL und Bauakademie – sowohl aus Gelehrtenengesellschaft als auch Institutsbereich bestand. Die westdeutschen Akademien sind dagegen vorrangig Gelehrtenengesellschaften, nur um kleine Arbeitsstellen für Langzeitprojekte aus dem Akademienprogramm ergänzt, an denen wiederum auch Hochschulangehörige mitwirken.

Der Einigungsvertrag hatte hierzu nun zweierlei verfügt: Die Akademie wird „als Gelehrtensozietät von den Forschungsinstituten und sonstigen Einrichtungen getrennt“, und: „Die Entscheidung, wie die Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik fortgeführt werden soll, wird landesrechtlich getroffen.“ (Art. 38 Abs. 2 EV) In einem Brief an die Mitglieder der Gelehrtensozietät informierte der damalige Berliner Wissenschaftssenator im Juli 1992 über diesen Staatsvertrag und schrieb: „Eine Fortführung der Gelehrtensozietät der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR in ihrer bisherigen Gestalt oder eine Überführung der annähernd vierhundert Mitglieder sieht der Staatsvertrag nicht vor ... Mit der Beendigung der früheren Gelehrtensozietät ist auch Ihre Mitgliedschaft erloschen“ (dok. in leibniz intern 12/2002, S. 11).

⁵⁰ siehe dazu auch noch einmal in aller Schärfe Hans Joachim Meyers Autobiografie (2015: 130f.)

Der Hintergrund dieser schnörkellosen Mitteilung war, dass Berlin und Brandenburg unterdessen beschlossen hatten, in Gestalt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) eine neue Akademie zu gründen. Die BBAW sollte das AdW-Vermögen übernehmen, aber dennoch nicht in Kontinuität zur AdW, sondern zur (bis 1945 bestehenden) Preußischen Akademie der Wissenschaften stehen. Dass dies rechtskonform sei, ließ man sich durch ein entsprechendes Rechtsgutachten bestätigen (Thieme 1992). Ein anderes Gutachten war zu einer gegenteiligen Auffassung gekommen (Schneider 1991). In letzterem wurde vertreten, dass die DDR-AdW die Preußische Akademie fortgesetzt habe, und dass die Berliner Landesregierung durch den Einigungsvertrag von 1990 verpflichtet war, landesrechtlich darüber zu entscheiden, *in welcher Form*, nicht aber *ob* die Gelehrtensozietät weitergeführt werden solle. Daneben ist der Einwand formuliert worden, dass die AdW und damit auch deren Gelehrtenengesellschaft durch den SMAD-Befehl 187 in der Nachfolge der Preußischen Akademie wiedergegründet worden seien. Dieser Befehl könne durch den Einigungsvertrag nicht rückgängig gemacht werden, da die gemeinsame Erklärung der Vier Mächte den Vorbehalt für den Einigungsvertrag formuliere, dass dieser nicht Entscheidungen ebenjener ändern könne. (Leibniz-Sozietät 2003: 2)

Hinzu trat das Spezialproblem der Nachlässe, die der Gelehrtenengesellschaft der DDR-AdW seit 1945 gestiftet worden waren und dann ins Akademie-Archiv eingingen. Es mutete merkwürdig an, wenn die BBAW einerseits nicht die Fortsetzung der DDR-AdW und ihrer Gelehrtenengesellschaft ist, dass sie andererseits aber Vermögen übernahm, das zweifelsohne weder den Hinterlassenschaften der Preußischen Akademie noch dem AdW-Institutsbereich zugerechnet werden konnte. Auch ein Gutachten des Wissenschaftlichen Parlamentsdienstes (WPD) des Berliner Abgeordnetenhauses vom 18.7.2002 sah diesen Umstand als nicht abschließend geklärt. Zwar „dürfte die BBAW grundsätzlich berechtigt sein, die Zuwendungen zu übernehmen. Entscheidend ist allerdings der Wille des Schenkers bzw. des Erblassers. Es wäre durchaus denkbar, dass eine Zuwendung allein der Akademie der Wissenschaften der DDR zur Verfügung gestellt wurde. Dies müsste ggf. durch Auslegung der testamentarischen Verfügungen im Einzelfall geklärt werden“ (WPD 2002: 12).

Unter den Mitgliedern der neu gegründeten BBAW fanden sich Anfang der 2000er Jahre 14 Personen, die bereits der AdW-Gelehrtenengesellschaft angehört hatten (neun ordentliche, drei korrespondierende und zwei auswärtige Mitglieder der AdW). Eines dieser wenigen AdW-Mitglieder, das dann auch BBAW-Mitglied geworden war, der Romanist Manfred Naumann, äußerte sich damit unzufrieden, indem er an seine eigenen Erfahrungen in der AdW anknüpfte: „in der Klasse jedenfalls, in der ich Mitglied war, existierten personenbezogene informelle Netzwerke. Sie wurden durch Mitglieder geknüpft, von denen ich gern gesehen hätte, daß sie einen Platz neben mir

auch in der 1993 entstandenen neuen Akademie gefunden hätten; sie hätten das Bild dieser Akademie nicht verunziert“ (Naumann 2002: 136).

Der BBAW ist dies dann auch bewusst geworden. Das zeigt sich z.B., als ihr Vizepräsident Paul B. Baltes auf einer Festveranstaltung auftrat, die von der Leibniz-Sozietät – einem Verein (damals) zahlreicher ehemaliger Mitglieder der AdW-Gelehrtenengesellschaft – organisiert worden war. Deren Anlass war der 75. Geburtstag des Berliner Psychologen Friedhart Klix. Baltes überbrachte Grüße der BBAW und erklärte diesen Umstand, denn die Grüße seien in gewisser Weise kontrafaktisch und verwirrend, da diese Akademie Friedhart Klix nicht zu ihren Mitgliedern zähle. Doch gehe es um einen „herausragenden Gelehrten, der jedweder Berliner Akademie als Mitglied gut anstehen würde“. Für ihn, Baltes, und den BBAW-Präsidenten Dieter Simon sei die Tatsache, dass Klix in den 90er Jahren nicht Mitglied der Berlin-Brandenburgische Akademie wurde, „ein historisches Missgeschick, das einer Erklärung bedarf“: „Sie hängt einzig mit den politischen Unsicherheiten zusammen, die das Zusammenführen zweier politischer Systeme im Einigungsprozess mit sich brachten und diesen gelegentlich verteuflerten. Einzelne Personen erlitten dabei Schaden und erhielten nicht den wohl verdienten Ehrenplatz. Friedhart Klix gehört dazu.“ (Baltes 2003: 6f.)

Solchen Entkrampfungsversuchen standen freilich auch gelegentliche rhetorische Zuspitzungen gegenüber, etwa wenn der BBAW-Präsident auf dem Leibniz-Tag seiner Akademie im gleichen Jahr zur Leibniz-Sozietät, also der neuen wissenschaftlichen Heimat von Klix, ausführte:

„Es kam zur Ausrufung einer bedeutungslos gebliebenen Leibniz-Sozietät Ehemaliger, die sich vergeblich der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften bald als Konkurrent entgegenstellte, bald als Partner anzudienen suchte. Mangels bemerkenswerter Themen wob sie eifrig an der beliebten Legende von der angeblichen Verdrängung angeblicher Eliten aus dem Osten mit, eine Legende, die auch nicht dadurch an Realität gewann, daß sie am Ende noch in den Reihen des rot-roten Senats auf Glauben mit budgetären Folgen stieß.“ (Simon 2003: 2)

Hinsichtlich der Institutsbereiche der AdW und der anderen DDR-Akademien erschien – da ein West-Ost-Strukturtransfer stattfand – den verantwortlichen Akteuren nur denkbar, eine Teilintegration von Akademiepotenzialen in Max-Planck-Gesellschaft, Großforschungseinrichtungen und Fraunhofer-Gesellschaft zu versuchen. Nicht denkbar erschien es ihnen, die bisherige AdW zu einer vierten Säule der außeruniversitären Forschung zu machen, beispielsweise in der gemeinsamen Trägerschaft von Bund und ost-deutschen Ländern. Folglich wurde die AdW abgewickelt (vgl. KAI e.V. 1995), ebenso wie die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften, die Bauakademie, die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und der kleine Institutsbereich der Akademie der Künste. Erhalten blieben die Sächsische Akademie der Wissenschaften und die Leopoldina. Dies wurde da-

durch erleichtert wurde, dass beide über keine Forschungsinstitute verfügten.

Zu prüfen war, welche Potenziale aus den Instituten der bisherigen Forschungsakademien für eine Integration in die herkömmlichen westdeutschen Strukturen infrage kommen könnten. Dazu hatte der Wissenschaftsrat ein groß angelegtes Evaluierungsprogramm ins Werk gesetzt. Dessen Ergebnisse wie die des nachfolgenden politischen Handelns lassen sich zunächst so zusammenfassen:

- Im naturwissenschaftlichen Sektor ergab sich eine Reihe von Weiterführungsempfehlungen für komplette Institute, die dann auch weitgehend umgesetzt wurden (vgl. Wissenschaftsrat 1992: Bd. 2–8).
- Im geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich waren die Empfehlungen zwar differenzierter, als gemeinhin angenommen wird (vgl. Wissenschaftsrat 1992h). Doch folgten daraus nur wenige institutionelle Fortführungen.
- Ein kleiner Teil der von institutionellen Nichtfortführungen betroffenen Wissenschaftler:innen wurde in sog. Forschungsschwerpunkte übernommen, die zunächst die Max-Planck-Gesellschaft administrierte. Sie wurden dann zu den heute noch bestehenden fünf Geisteswissenschaftlichen Zentren (drei in Berlin, je eines in Potsdam und Leipzig), die seit 2018/2019 alle Leibniz-Institute sind.
- Zwar positiv evaluierte, aber dennoch übriggebliebene Forscher:innen wurden in das sog. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP) übernommen, ca. 1.700. In diesem Programm sollten sich dann allerlei Abstrusitäten der Transformation bündeln.⁵¹

Betrachtet man es nach Fächergruppen, so lässt sich für den gesellschaftswissenschaftlichen Bereich festhalten: Aus zehn gesellschaftswissenschaftlichen Akademien-Einrichtungen wurden für jeweils kleine Teilbereiche im Laufe der 90er Jahre institutionelle Anschlusslösungen unterschiedlicher Qualität organisiert, die bis heute Bestand haben. Diese Anschlüsse waren meist keine direkten Umgründungen, sondern lassen sich typischerweise nur über mehrere Stufen rekonstruieren. Die Mehrstufigkeit der Anschlusslösungen führte auch dazu, dass nur sehr geringe Bestände des ursprünglichen Personals eine Weiterbeschäftigung in den neuen Einrichtungen fanden:

- Das heutige Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung Erkner (IRS) setzt z.T. Arbeiten des früheren Instituts für Städtebau und Architektur der DDR-Bauakademie fort und hatte dessen Sammlungen übernommen, die es weiterentwickelt (vgl. IRS 1997; Bernhardt 2012).

⁵¹ s.u. C. 4.2. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP)

- Das Leibniz-Institut für Ökologische Raumentwicklung Dresden (IÖR) baute auf Dresdner Instituten der Bauakademie auf (vgl. Wissenschaftsrat 2000).
- Die neu gegründete Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung Berlin (BBF) fußt auf den Bereichen Sammlungen und Bildungsgeschichte der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW) (vgl. Bierwagen 1994; Ritzi/Geißler 2003).
- Indirekt eine Nachfolgeeinrichtung der Volkskundlichen Forschungsstelle Dresden der DDR-Akademie der Wissenschaften ist das Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, dessen Trägerschaft der Freistaat Sachsen übernommen hat (vgl. Müller/Geissler 2017).
- Direkte Fortsetzungen gab es für das Institut für sorbische Volksforschung, das heute als von Sachsen und Brandenburg getragenes Sorbisches Institut/Serbski institut mit Sitz in Bautzen und einer Arbeitsstelle in Cottbus arbeitet (vgl. Scholze 1994 und Schuster-Šewc 2014), sowie
- für das Leibniz-Institut für Länderkunde Leipzig (früher AdW-Institut für Geographie und Geoökologie, vgl. Mayr/Grimm/Tzschaschel 1996).
- Hinzu treten die erwähnten fünf Geisteswissenschaftlichen Zentren, heute Leibniz-Institute: Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Universalienforschung Berlin (ZAS), Zentrum für Literaturforschung Berlin (ZfL), Zentrum Moderner Orient Berlin (ZMO), Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF), Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig (GWZO) (vgl. GWZ 2021; ZZF 1996).

Indem in dieser Aufzählung gleich auf drei frühere Einrichtungen der Bauakademie rekuriert wird, könnte der Eindruck entstehen, diese Akademie sei aus den Strukturumbauten gut herausgekommen. Schaut man sich die Zahlen näher an, sieht es anders aus. Zugleich lässt sich damit die generelle Differenz von persönlichen und institutionellen Schicksalen an einem Einzelbeispiel illustrieren. 1989 hatte die Bauakademie 4.300 Mitarbeiter:innen. Der Wissenschaftsrat empfahl als Nachfolgeeinrichtungen neun regionale Institutionen (Wissenschaftsrat 1992a: 12f.). Sechs wurden tatsächlich gegründet. 2001 fand eine Recherche noch vier Institute, drei davon WGL-Institute. Was bedeutete das für die ursprünglich 4.300 Angestellten? „Eine gleichberechtigte Heimat in der Forschungslandschaft des vereinigten Deutschland fanden nur etwa 150 Mitarbeiter der BA, das sind 3,5 %“. (Brandt 2003: 68)

Auch nicht alle Neugründungen hatten dauerhaften Bestand. Eines der ursprünglich sechs Geisteswissenschaftlichen Zentren, das Forschungszentrum Europäische Aufklärung (FZEA) in Potsdam, war 2007 wieder aufgelöst worden (vgl. Wissenschaftsrat 2006: 112f.). Die Max-Planck-Gesellschaft entschloss sich 2014, ihr 1993 gegründetes MPI für Ökonomik in Jena nicht

fortzuführen.⁵² Hinzuweisen ist aber auch darauf, dass die gemeinschaftsfinanzierte Forschung in den ostdeutschen Ländern eingebettet ist eine Landschaft außeruniversitärer Einrichtungen, die darüber hinausreicht. Insbesondere haben die Länder die Finanzierungslast für eine Reihe von Instituten geschultert, die strukturell nicht in die Gemeinschaftsfinanzierung passten, deren Forschungsanliegen aber für wichtig gehalten wurden. Für den geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich wird dies in Tafel 23 anschaulich gemacht, indem dort auch die Institute jenseits der vier großen Forschungsorganisationen MPG, FhG, HG und WGL vermerkt sind.

Tafel 23: Die außeruniversitäre geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungslandschaft in Ostdeutschland 2025

	Trägerschaft / Finanzierung			
	Gemeinschaftsfinanzierung	Resortforschung	(Mit-) Finanzierung Bund (und z.T. Sitzort)	Landeseinrichtung
Berlin (nur einigungsbedingte Neugründungen)				
MPI für Wissenschaftsgeschichte				
Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung (BBF)				
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW)				
Leibniz-Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Universalienforschung (ZAS)				
Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL)				
Leibniz-Zentrum Moderner Orient (ZMO)				
Brandenburg				
Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS), Erkner				
Leibniz-Institut Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF)				
Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr, Potsdam				
Einstein Forum Potsdam				
Moses Mendelssohn Zentrum				

⁵² Unterm Strich eine recht bewegte Geschichte: zunächst „Max-Planck-Institut zur Erforschung von Wirtschaftssystemen“, ab 2005 „MPI für Ökonomik“ (vgl. <https://web.archive.org/web/20141221214422/http://www.econ.mpg.de/deutsch/>, 12.12.2014), im März 2014 nach einer Mitteilung der Max-Planck-Gesellschaft „neu ausgerichtet“, indem es in Max-Planck-Institut für Geschichte und Naturwissenschaften „umbenannt“ wurde (MPG 2014), ab November 2014 „Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte“ und seit 2022 „Max-Planck-Institut für Geoanthropologie“. Man wird vermuten dürfen: Das administrative und technische Personal ist jeweils dasselbe geblieben.

	Trägerschaft / Finanzierung			
	Gemeinschaftsfinanzierung	Resortforschung	(Mit-) Finanzierung Bund (und z.T. Sitzort)	Landes-einrichtung
Mecklenburg-Vorpommern				
MPI für Demografische Forschung Rostock				
Institut für Volkskunde in Mecklenburg-Vorpommern (Wossidlo-Archiv)				
Sachsen				
MPI für Kognitions- und Neurowissenschaften Leipzig				
MPI für Evolutionäre Anthropologie Leipzig				
Leibniz-Institut für Länderkunde Leipzig (IfL)				
Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung (ISI), Standort Leipzig				
Leibniz-Institut für ökologische Raumentwicklung Dresden (IÖR)				
Senckenberg Naturhistorische Sammlungen Dresden				
Senckenberg Museum für Naturkunde Görlitz				
Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO), Leipzig				
Sächsische Akademie der Wissenschaften				
Sorbisches Institut / Serbski institut, Bautzen				
Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur, Leipzig				
Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung Dresden (HAIT)				
Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde Dresden				
Sachsen-Anhalt				
MPI für ethnologische Forschung, Halle (Saale)				
Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH)				
Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften, Halle (Saale)				
Deutsches Zentrum Kulturgutverluste, Magdeburg				
Franckesche Stiftungen Halle/Saale				
Stiftung Bauhaus Dessau				
Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt				
Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF)				
Stiftung LEUCOREA, Lutherstadt Wittenberg				
Thüringen				
MPI für Geoanthropologie Jena				
Senckenberg Forschungsstation für Quartärpaläontologie Weimar (WGL)				
Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen				

Für den naturwissenschaftlichen Bereich ergab die vom Wissenschaftsrat durchgeführte Evaluation mehr positive Ergebnisse, als zuvor weithin erwartet worden war.⁵³ Das erhöhte den Druck, innerhalb der Bund-Ländergemeinschaftsfinanzierten außeruniversitären Forschung Anschlusslösungen für ausgewählte Themenzusammenhänge und Personen zu schaffen. Exemplarisch lässt sich der große Bereich der biomedizinischen Institute der AdW in den Blick nehmen. Dort hatte im Rahmen der Evaluation durch den Wissenschaftsrat eine Arbeitsgruppe „Biowissenschaften und Medizin“ insgesamt 18 Institute bewertet, darunter zwölf biomedizinische (Wissenschaftsrat 1992n). Diese gehörten einerseits zum Fachbereich Biowissenschaften und Medizin der AdW; andererseits waren sie in fachlichen Fragen auch dem DDR-Ministerium für Gesundheitswesen unterstellt. Für zehn Einrichtungen davon wurde eine (teilweise) Weiterführung als Forschungseinrichtung empfohlen. Die aus westdeutscher Perspektive sehr üppigen Personalausstattungen sollten im Zuge dessen von 4.507 auf 1.480 Stellen reduziert werden, darunter 1.240 Stellen im Forschungsbereich. Diese Empfehlung entsprach einer Verringerung auf 27,5 Prozent. 25 Jahre nach Beginn der Strukturveränderungen ließ sich hier festhalten: Von den empfohlenen zehn (Teil-)Weiterführungen wurden acht – in Gestalt von sechs Einrichtungen – realisiert.⁵⁴

Überdies gab es auch Neugründungen innerhalb der großen Forschungsorganisationen, die nicht auf die AdW zurückgingen. So entstand aus einem Teil des Forschungsinstituts „Manfred von Ardenne“ in Dresden das Fraunhofer-Institut für Organische Elektronik, Elektronenstrahl- und Plasmatechnik Dresden (FEP).⁵⁵ Das Ardenne-Institut, 1955 gegründet und geleitet von seinem Namensgeber (1907–1997), war eines von zwei privaten Forschungsinstituten in der DDR, hochinnovativ, patentstark und in Anwendungsüberführungen hocheffektiv.⁵⁶ Das andere private Institut war das Institut Meinsberg des Dresdner Chemikers Klaus Schwabe (1905–1983). Es war nicht minder innovativ und effektiv, aber deutlich kleiner als das Ardenne-Institut. Dieses arbeitete und arbeitet weiter als privat-gemeinnütziges Unternehmen, nun unter dem Namen „Kurt-Schwabe-Institut für Mess- und

⁵³ s.u. Tafel 59: Positive Bewertungen naturwissenschaftlicher Akademie-Institute durch den Wissenschaftsrat 1991

⁵⁴ siehe genauer unten E. 3.2. Wissenschaftsratsempfehlungen und ihre Wirkungen

⁵⁵ das auf diesen Umstand auf seiner heutigen Webpräsenz nicht hinweist, was womöglich daran liegt, dass es keine Rubrik „Geschichte“ gibt (<https://www.fep.fraunhofer.de/de/ueber-uns.html>, 14.4.2024). Daneben wird das einstige von-Ardenne-Institut in den beiden privatwirtschaftlich betriebenen Einrichtungen Von Ardenne GmbH und Von Ardenne Institut für Angewandte Medizinische Forschung GmbH fortgeführt, die ausweislich ihrer Namen offensiv mit ihrer Herkunft umgehen, auch wenn es auf deren Websites gleichfalls keine Darstellungen der Organisationsgeschichten gibt.

⁵⁶ vgl. Barkleit (2006) und bibliografisch Pasternack (2021: 362f.)

Sensortechnik“. Die dortigen Leitungspositionen werden in gemeinsamen Berufungsverfahren mit der TU Dresden besetzt. (Vgl. Kaden 2005)

Tafel 24: Institute, Zentren und Außenstellen der gemeinschaftsfinanzierten Forschung in Ostdeutschland 2002

		Max-Planck-Gesellschaft (MPG)	Helmholtz-Gemeinschaft (HG)	Leibniz-Gemeinschaft (WGL)	Fraunhofer-Gesellschaft (FhG)	Summen	
						Institute, Zentren	Außenstellen
Mecklenburg-Vorpommern		2 Institute, 1 Außenstelle	1 Außenstelle	5 Institute, 3 Außenstellen	1 Außenstelle	7	6
Brandenburg		3 Institute	2 Zentren, 2 Außenstellen	7 Institute*	1 Institut, 1 Anwendungszentrum, 2 Außenstellen	13	4
						AZ: 1	
Sachsen-Anhalt		3 Institute, 1 Außenstelle	3 Außenstellen	5 Institute	1 Institut, 1 Außenstelle	9	5
Sachsen		6 Institute	1 Zentrum	7 Institute	4 Institute, 1 Anwendungszentrum, 6 Außenstellen	18	6
						AZ: 1	
Thüringen		3 Institute		2 Institute, 2 Außenstellen	2 Institute	7	2
Summen	Institute/Zentren	17	3	26	8	54	--
					AZ: 2	2	--
	Außenstellen	2	6	5	10	--	23

* In der Karte in Tafel 25 werden daneben auch Außenstellen verzeichnet, die hier deshalb nicht enthalten sind, weil es sich sämtlich um Außenstellen nicht auswärtiger, sondern brandenburgischer Institute handelt(e).

Am Ende des Transformationsjahrzehnts waren die Institutsbereiche der einstigen DDR-Akademien filetiert, aber Akademien der Wissenschaften gab es selbstredend auch weiterhin. In Trägerschaft ostdeutscher Länder wurden dann drei öffentlich unterhaltene Akademien betrieben und im Rahmen des Akademienprogramms mitfinanziert:

- Die *Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften* (BBAW), 1992 gegründet, von Berlin und zum geringeren Teil von Brandenburg getragen: 29 vorrangig geisteswissenschaftliche Langzeitprojekte wurden dort in den 2000er Jahren bearbeitet. Überdies unterhielt die BBAW zahlreiche interdisziplinäre Arbeitsgruppen, womit sie sich von anderen deutschen Wissenschaftsakademien unterschied. Einige der Langzeitprojekte waren Fortführungen aus der früheren AdW; ebenso wurde das AdW-Archiv nun als BBAW-Archiv betrieben. Doch aus symbolischen wie (arbeits-)rechtlichen Gründen verwendete die BBAW einigen Auf-

Tafel 25: Außeruniversitäre Forschungslandschaft in Ostdeutschland 2002
(gemeinschaftsfinanzierte Institute und Ressortforschung des Bundes)



	Stammsitz	Zweig- und Außenstelle	Anzahl der Einrichtungen am Ort (2 und mehr)	Anwendungs- zentren
MPG	▼	▽	▽	
FhG	■	□	≡	◆
HG	★	☆		
WGL	●	○	⊖	
Ressortforschung des Bundes	▲	△	▲	

Quellen: BMBF (2004), eigene Recherchen

wand, um eine Nichtkontinuität zur DDR-Akademie plausibel zu machen, dagegen aber die Anknüpfung an die Preußische Akademie der Wissenschaften zu unterstreichen.

- Träger der *Sächsischen Akademie der Wissenschaften* ist der Freistaat Sachsen. Geringe Finanzierungsanteile leisten Thüringen und Sachsen-Anhalt. 22 vorrangig geisteswissenschaftliche Langzeitprojekte wurden dort Anfang der 2000er Jahre bearbeitet.
- Einen Sonderfall stellt die *Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina* mit Sitz in Halle/S. dar: Sie war im Unterschied zu den anderen Wissenschaftsakademien auf Naturwissenschaften und Medizin (sowie später „einige Grenzbereiche zu empirischen Verhaltens-, Sozial- und Geisteswissenschaften“, Leopoldina 2005: 5) beschränkt. Die Leopoldina bearbeitete nach Abschluss des Strukturumbaus zwei Langzeitprojekte im Rahmen des Akademienprogramms. Ihr Haushalt wurde bereits damals im Verhältnis von 80 : 20 durch den Bund und das Land Sachsen-Anhalt getragen – ein Verweis auf Absichten, auf die wir sogleich zurückkommen werden.

Insgesamt wurden seinerzeit, Anfang der 2000er Jahre, 158 Projekte im Rahmen des Akademienprogramms von der Union der Akademien der Wissenschaften administriert. 53 dieser Projekte – und damit ein Drittel, also überdurchschnittlich viel – wurden an den drei Akademien mit Sitz in Ostdeutschland bearbeitet.⁵⁷

Eine bedeutsame Strukturveränderung ergab sich im Akademiebereich im Jahre 2008, also zeitlich bereits außerhalb des unmittelbaren Transformationsjahrzehnts gelegen, aber auf Aktivitäten der 90er Jahren aufbauend:⁵⁸ 2008 wurde die in Halle (Saale) residierende Leopoldina zur „Nationalen Akademie der Wissenschaften“ ernannt. Der Hintergrund war ein doppelter. Zum einen gab es ein Interesse des Bundes an einer gesamtstaatlichen „Stimme der Wissenschaft“. Dies wurde seit den 80er Jahren diskutiert, widerstritt allerdings ebenso dem pluralen Selbstverständnis der Wissenschaft, wie es auch politisch auf förderalistische Bedenken stieß.⁵⁹ Daher

⁵⁷ vgl. <http://www.akademienunion.de/akademienprogramm/> (4.6.2007).

⁵⁸ So legte das BMBF 1997 ein eigenes „Leopoldina-Förderprogramm“ auf, das seither von der Akademie durchgeführt wird (<https://www.leopoldina.org/foerderung/leopoldina-foerderprogramm/>, 25.3.2024).

⁵⁹ Ein Echo davon findet sich noch heute, wenn die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz von Bund und Ländern (GWK), auf deren Beschlussfassung die Nationalakademie-Ernenennung beruhte, etwas relativierend formuliert: „Die Leopoldina nimmt im Zusammenwirken mit der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften – acatech und den in der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften zusammengeschlossenen Länderakademien Funktion und Aufgaben einer nationalen Akademie wahr.“ (<https://www.gwk-bonn.de/themen/foerderung-von-ausseruniversitaeren-wissenschaftseinrichtungen/wissenschaftseinrichtungen-in-der-gemeinsamen-foerderung/deutsche-akademie-der-naturforscher-leopoldina>, 12.12.2023)

vermochten es weder die Union der Akademie der Wissenschaften, die regionale Akademien vereint, noch die seinerzeit als loser Gesprächskreis agierende Allianz der Wissenschaftsorganisationen, sich eine solche Rolle anzueignen.

Zum anderen galt die Leopoldina als einzigartige Besonderheit in der deutschen Akademienlandschaft. Nicht nur war sie bereits 1652 in Schweinfurt gegründet worden, sondern ihre Mitgliedschaft setzte sich 1989 für DDR-Verhältnisse recht ungewöhnlich zusammen: 146 DDR-Mitgliedern und 122 aus dem übrigen Ostblock standen 693 Mitglieder aus dem westlichen Ausland incl. der ehemaligen Bundesrepublik gegenüber (Gerstengarbe 2018: 518). Das verwies auf einen wesentlichen Teil des Selbstverständnisses der Akademie: Die Leopoldina sah sich als Klammer einer Wissenschaft, die diesseits und jenseits der Block-, System- und Staatsgrenzen doch vor allem Wissenschaft sei. So wählte sie etwa auch, ohne sich dies von der DDR-Regierung genehmigen zu lassen, seit 1955 einen westdeutschen Vizepräsidenten. Politische Instrumentalisierungen durch die DDR-Führung konnten durch diplomatisch geschickte Lenkung der Präsidenten weitgehend abgewehrt werden. (Vgl. Macrakis 1998; Parthier 1994; 2001) Im Unterschied zu den anderen deutschen Wissenschaftsakademien hatte sie hinsichtlich ihrer Mitgliedschaft nie einen regionalen Schwerpunkt.

Heute ist die Leopoldina mit rund 1.600 Mitgliedern aus über 30 Ländern die größte Wissenschaftsakademie in Deutschland. Als Nationalakademie ist ihr vor allem die Aufgabe zugewiesen, für Politik und Gesellschaft Beratungsleistungen im Blick auf die Bewältigung drängender gesellschaftlicher Herausforderungen zu erbringen. Dabei sollen wichtige Entwicklungen, die sich in der Wissenschaft andeuten und möglicherweise künftig gesellschaftliche Bedeutung erlangen, frühzeitig erkannt, analysiert und entsprechend kommentiert werden. (Leopoldina 2020: 19)

Insgesamt gibt es hinsichtlich der Ausstattung der ostdeutschen Länder mit Instituten der großen Forschungsorganisationen heute keinen Grund zur Klage. Die Fraunhofer-Gesellschaft nahm für sich in Anspruch, am schnellsten ihren Beitrag zur Wiedervereinigung geleistet zu haben. Mit neun Instituten und zwölf Außenstellen sei am 1.1.1992 eine außergewöhnliche Erfolgsgeschichte begonnen worden. Es habe gegolten, den Wissenschaftler:innen in der zerfallenden Forschungslandschaft schnell neue Perspektiven zu geben. In wenigen Jahren hätten die neuen Fraunhofer-Einrichtungen das erreicht, was der Wirtschaft noch lange versagt bleib, den Anschluss an das Westniveau und den internationalen Wettbewerb. (FhG 2017; vgl. auch dies. 2002)

Dabei sei die Fraunhofer-Gesellschaft auch der einzige Akteur auf westlicher Seite gewesen, „der sich klugerweise nicht an die merkwürdigen Zuständigkeitsgrenzen hielt“. Sie habe bereits ab Frühjahr 1990 ohne Rücksicht auf die Exklusivität der Evaluation beim Wissenschaftsrat ihre eigenen

Erkundungen durchgeführt und später beschlossen, „ohne dort und bei den Ministerien nachzufragen, welche Filetstücke sie sich einzuverleiben gedachte. Sie hat daraus schnell etwas gemacht. Nach allerlei Kritik am Stil erhielt sie die ihr passenden Teile, seien sie nun aus der Akademie oder auch aus Kombinat.“ (Ziegler 1993: 695)

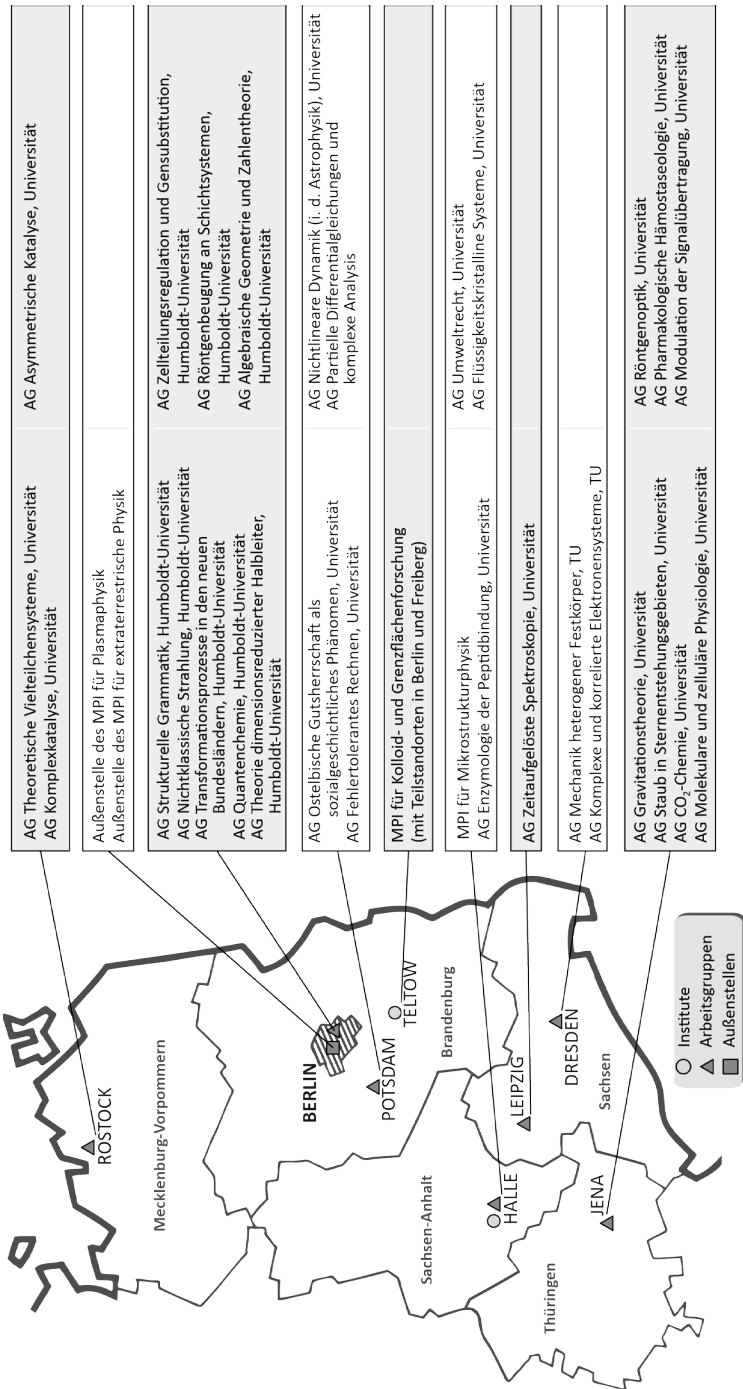
Auch die Max-Planck-Gesellschaft (MPG) war mit der Gründung von MPG-Arbeitsgruppen an Universitäten und sieben temporären Forschungsschwerpunkten (FSP) frühzeitig eigeninitiativ geworden (Tafel 26).⁶⁰ Gleichwohl kam es zu einer dynamischen Konzipierung neuer Institutsgründungen 1993 erst auf direkten Druck der Politik, namentlich des BMFT und des neuen Ministers Paul Krüger selbst, „der aus Mecklenburg-Vorpommern stammte und in dieser Angelegenheit als Anwalt der NBL agierte“.⁶¹ Bis 1998 hatte die MPG dann insgesamt 18 neue Einrichtungen gegründet und damit ihr im Oktober 1993 selbstgesetztes Ziel, in den östlichen Ländern gleichstark wie in den westlichen vertreten zu sein, erreicht. Bis 2002 berief sie dort 65 Direktor:innen. Davon waren vier Ostdeutsche. (Ash 2022: 28) Das war verbunden mit gleichzeitigen Abteilungs- und Institutsschließungen bzw. -teilschließungen in den westdeutschen Ländern, wie es deren Anzahl bis dahin noch nie gegeben hatte. So lasse sich die 1993 begonnene Entwicklung der MPG als „temporäre Gabelung der Wege – Expansion im Osten und ‚Konzentration‘ im Westen“ bezeichnen. Die Max-Planck-Gesellschaft sei, wurde 1997 festgehalten, in Westdeutschland einigungsbedingt um 16 Prozent kleiner geworden. (Ash 2023: 330) Diese 16 Prozent entsprachen in etwa dem Anteil der ostdeutschen Flächenländer an der deutschen Gesamtbevölkerung.

Dabei und über die MPG hinaus wurden im außeruniversitären Bereich aufwendig und mit hohen sozialen Kosten Flugbewegungen absolviert, die jeweils zuvor niemand auf dem Radar gehabt hatte. Unter anderem kam es zu einer so unintendierten wie langfristig folgenreichen Entwicklung, welche die Struktur der gesamtdeutschen Wissenschaftslandschaft in einem Punkte veränderte. Auf die Evaluationen der Akademie-Institute als Kunstflugübungen ohne vorangegangene Trainings folgte die (vermeintliche) Zwischenlandung einer ganzen Reihe von ostdeutschen Instituten auf der Blauen Liste. Das verdoppelte diese Liste bis 1992 fast von 47 auf 81. Parallel wurde ein Serviceflugplatz namens „Arbeitsgemeinschaft Blaue Liste“ (1991) errichtet, später „Wissenschaftsgemeinschaft Blaue Liste“ (1995), und 1997 führte dies zur Einweihung eines vollwertigen Airports „Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz“ (1997). Heute haben 44 von 96 Leibniz-Einrichtungen ihren Sitz in Ostdeutschland. (Vgl. Brill 2017)

⁶⁰ s.u. C. 4.3. Weitere Initiativen

⁶¹ Ash (2020: 283); auch in diesem Sinne zu Krüger: Ziegler (2005: 42)

Tafel 26: Institute, Arbeitsgruppen und Außenstellen der MPG in den ostdeutschen Ländern (1.5.1992)



Darstellung nach: MPG (1993: 8)

Der Hintergrund dieser Entwicklungen war, dass einer ganzen Reihe von außeruniversitären Forschungsinstituten eine gesamtstaatliche Bedeutung zugemessen wurde, diese aber als (noch) nicht passend für die Max-Planck-Gesellschaft, Fraunhofer-Gesellschaft, die Großforschungseinrichtungen (heute Helmholtz-Gemeinschaft) oder die Ressortforschung des Bundes galten. Daher wurden sie auf die sog. Blaue Liste gesetzt. Das war seinerzeit eine Art bundesweite Restkategorie außeruniversitärer Institute, deren Weiterfinanzierung (50 % vom Bund und 50 % von der Ländergemeinschaft) der Wissenschaftsrat regelmäßig durchwinkte. Der frühere sächsische Wissenschaftsminister Hans Joachim Meyer beschrieb später die damalige politische Situation als günstig dafür, vergleichsweise viele ostdeutsche Institute auf diese Liste zu bringen:

„Die neuen Länder waren brennend an neuen und lebensfähigen Forschungsinstituten interessiert. In den alten Ländern gab es dafür zwar keine große Sympathie, aber deren traditionelle Uneinigkeit verhinderte wirkungsvollen Widerstand. Und der Bund meinte, die Blaue Liste sei eine so schwache Gemeinschaft, dass man die Empfehlungen des Wissenschaftsrates nur als einen vorübergehenden Schritt betrachten könne. Denn nach Auffassung des Bundes gehörten die meisten neu gegründeten Institute letztlich in die Verantwortung der Länder.“ (Meyer 2011: 52)

Mit den Erweiterungen durch die ostdeutschen Einrichtungen erlangten die Blaue-Liste-Institute dann eine Gesamtgröße, die eine Erhöhung ihrer Sichtbarkeit nahelegte. Wissenschaftspolitisch nicht intendiert, gelegentlich infragegestellt, letztlich aber toleriert entwickelten diese Institute dann eine eigene Dachstruktur, die sie schließlich zur vierten Organisation der außeruniversitären Forschung werden ließ: der heutigen Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz (WGL). Entstanden ist dabei eine inhaltlich höchst diverse Struktur, die starke Ähnlichkeiten zur DDR-Akademie der Wissenschaften aufweist. Ebenso wie die AdW ihre interne Heterogenität durch sechs Forschungsbereiche zu bändigen suchte (Gesellschaftswissenschaften, Mathematik und Informatik; Physik; Chemie; Biowissenschaften und Medizin; Geo- und Kosmoswissenschaften), hat die Leibniz-Gemeinschaft fünf Sektionen mit jeweils fachlich affinen Instituten gebildet (Tafel 27). So ist in gewisser Weise als Pointe zu notieren, dass am Ende eine Struktur entstand, die der abgewiesenen Lösung – Fortführung der AdW – gar nicht unähnlich ist, nun aber hälftig finanziert durch die Gemeinschaft aller Länder.

Mit 46 Prozent ihrer Institute ist die WGL heute mehr als doppelt so stark in Ostdeutschland vertreten, wie es der ostdeutsche Anteil an der deutschen Gesamtbevölkerung (incl. Ost-Berlin 18 %) nahelegen könnte. Zugleich sind die Leibniz-Institute für das jeweilige Sitzland unter den Einrichtungen der außeruniversitären Forschungsorganisationen die vergleichsweise ‚ungünstigsten‘. Dies bewirkt, dass die ostdeutschen Länder hier besondere Finanzierungsanstrengungen unternehmen müssen. Infolgedessen lagen im Jahr

Tafel 27: Anzahl der Leibniz-Institute in Ostdeutschland und Gesamt 2025

Sektionen	ostdt. Länder incl. Berlin	Gesamt
Sektion A: Geisteswissenschaften und Bildungsforschung	6 (zzgl. 2 Außenstellen)	23
Sektion B: Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Raumwissenschaften	7	18
Sektion C: Lebenswissenschaften	10	24
Sektion D: Mathematik, Natur- und Ingenieurwissenschaften	14	23
Sektion E: Umweltwissenschaften	7	8
Summen	44 (+ 2)	96
Anteil am Gesamt	46 %	100 %

Datenquelle: <https://www.leibniz-gemeinschaft.de/institute/leibniz-institute-nach-sektion> (10.4.2024)

2000 dort die Kosten für die öffentlich unterhaltene außeruniversitäre Forschung weit über dem Bundesdurchschnitt: 49 Euro pro Einwohner im Osten bei 29 Euro im gesamtdeutschen Durchschnitt (ISI 2002: 717). Im Jahre 2004 verausgabten die ostdeutschen Bundesländer insgesamt 27 Prozent der öffentlichen Mittel für die außeruniversitäre Forschung, die bundesweit durch die Länder aufgebracht wurden (BLK 2006: 116f.).

Insgesamt waren die wesentlichen strukturellen Ergebnisse im außeruniversitären Forschungsbereich, dass eine angemessene Ausstattung der ostdeutschen Regionen mit Max-Planck- und Fraunhofer-Instituten sowie Großforschungseinrichtungen (Helmholtz-Gemeinschaft) und eine überdurchschnittliche Ausstattung mit Blaue-Liste-Instituten (Leibniz-Gemeinschaft) erreicht wurde. Auch war der Anteil der ostdeutschen Flächenländer an der gesamtdeutschen FuE-Beschäftigung im öffentlich finanzierten außeruniversitären Forschungssektor kontinuierlich gestiegen: zwischen 1993 und 2003 um fünf Prozentpunkte auf 18 Prozent. Das stellte vor dem Hintergrund, dass der ostdeutsche Bevölkerungsanteil ohne Berlin 16 Prozent (2004) betrug, eine komfortable Ausstattung dar. (BMBF 2006: 204f.) Lediglich die bundeseigene Ressortforschung war im Osten Deutschlands nach dem Transformationsjahrzehnt noch unterrepräsentiert.⁶²

⁶² siehe dazu unten: B. 3.3. Ressortforschung des Bundes in Ostdeutschland im Jahr 2000 und heute

3. Ressortforschung

Der Begriff „Ressortforschung“ war in der DDR ungeläufig. Doch das, was damit in anderen Ländern bezeichnet wird, gab es auch in der DDR. Wie in anderen Staaten existierten Forschungseinrichtungen, die unmittelbar einem Fachministerium zugeordnet waren und in dessen Auftrag forschten, also Forschung für das jeweilige Ressort betrieben. Um dem dualen Staatsaufbau der DDR mit parallelen Partei- und staatlichen Führungsebenen Rechnung zu tragen, sind hier zudem die Forschungseinrichtungen zu nennen, das Zentralkomitee der SED unterhielt. Deren wichtigste waren die Akademie für Gesellschaftswissenschaften (AfG) und das Institut für Marxismus-Leninismus (IML). Doch bei der Mehrzahl der Einrichtungen des Wissenschaftssegments Ressortforschung handelte es sich nicht um gesellschaftswissenschaftliche, sondern um solche aus dem Bereich MINT und Medizin (Tafel 28). An den insgesamt 77 Einrichtungen waren 1989 rund 6.400 Wissenschaftler:innen beschäftigt, in den Gesellschaftswissenschaften ca. 2.700 und in natur-, ingenieur- und medizinwissenschaftlichen Instituten etwa 3.700 (Grelak/Pasternack 2024: 25).

Tafel 28: Struktur der Ressortforschung in der DDR

Kategorie	Einrichtungen		1945–1989		1989	
			Anzahl	Summe	Anzahl	Summe
Gesellschaftswissenschaften	SED-Institute		6	41	5	30
	Regierungsinstitute	Wirtschaftswissenschaften	12		8	
		Pädagogik/Sozialwissensch.	15		9	
		Kulturwissenschaften	8		8	
Natur-, Ingenieurwissenschaften, Medizin	Regierungsinstitute	Naturwissenschaften	11	49	11	47
		Medizin (und Affines)	19		18	
		Ingenieurwissenschaftlen	9		8	
		Sicherheitsorgane	10		10	
Gesamt			90		77	

Quelle: Grelak/Pasternack (2024: 24)

Die dort geleistete wissenschaftliche Arbeit lässt sich nicht umstandslos als irrelevant abtun, nur weil sie an Einrichtungen der staatsunmittelbaren Wissenschaft stattfand. Das ergibt sich bereits daraus, dass der Grad der Politikbindung sehr unterschiedlich war. So handelte es sich etwa beim Institut für Denkmalpflege zwar formal um eine Art Ressortforschungseinrichtung, doch wurde dort nicht politikdominiert gearbeitet (vgl. Haspel/Staroste 2014: 16–116). Insbesondere die natur- und ingenieurwissenschaftlichen Regierungsinstitute hatten häufig auch behördliche Aufgaben, wie dies eben-

so für die Ressortforschung in anderen Ländern gilt. Deren Erledigungsqualität entzieht sich einer Bewertung, die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit in den Mittelpunkt rückt. Auch kann nicht per se davon ausgegangen werden, dass die Einrichtungen allein politische Gefälligkeitsforschung betrieben haben. Im Falle des Instituts für Meinungsforschung (1964–1979) etwa spricht dessen politisch motivierte Auflösung dagegen (vgl. Niemann 1993). Für das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig (ZIJ) sind die Arbeitsergebnisse, die in der DDR fast ausnahmslos unter Verschluss bleiben mussten, im Nachhinein publiziert worden. Sie belegen aufschlussreiche realitätsverankerte Forschungsergebnisse.⁶³

In den Transformationsprozessen 1990ff. war die Ressortforschung überwiegend außerhalb der wissenschaftspolitischen Wahrnehmung geblieben. Die Gründe dessen waren

- die Diversität der Einrichtungen,
- ihre Nichtorganisiertheit in einer gemeinsamen Interessenvertretung,
- der jeweils ressortverengte Blick der Bundesministerien und Kenntnisdefizite maßgeblicher Akteure,
- der Umstand, dass es eine konsolidierte Ressortforschungslandschaft in Westdeutschland gab und diese kaum als ergänzungsbedürftig galt, erst recht nicht durch Verdoppelung mit Instituten ähnlicher inhaltlicher Ausrichtung,
- schließlich die allgemeinen Vorbehalte gegenüber der DDR-Staatsforschung.

Wenn ein Institut in der damaligen Situation Aufmerksamkeit gewinnen wollte, brauchte es starke Fürsprecher. In einer überschaubaren Anzahl von Fällen führte das zu institutionellen Fortsetzungen. Diese waren dann in jedem Falle sehr viel kleiner als die Vorgängereinrichtungen. Die meisten Einrichtungen aber wurden infolge der angegebenen vielschichtigen Gründe nahezu komplett geschlossen.

3.1. Gesellschaftswissenschaftliche Einrichtungen

Für einige der gesellschaftswissenschaftlichen Einrichtungen gab es institutionelle Anschlüsse von überschaubarer Bestandsdauer und für einige weitere Fortsetzungen, die bis heute stabil sind. Beide Varianten betrafen vor dem Hintergrund der Größe der DDR-Einrichtungen immer nur einen Bruchteil des Personals. Aus folgenden Einrichtungen entstanden temporäre Fortführungen:

⁶³ vgl. Friedrich/Griese (1991), Hennig/Friedrich (1991), Friedrich/Förster/Starke (1999), Berth et al. (2012)

- Eine Forschungsgruppe „Wissenschaftsstatistik“, dann „Wissenschaftstransformation“, die 1991–2002 am Wissenschaftszentrum Berlin (WZB) für Sozialforschung arbeitete, setzte sich aus Forscher:innen des früheren AdW-Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft zusammen.
- Aus dem Institut für Fachschulwesen in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) war eine kleine Gruppe gebildet worden, die sich bis 1994 als „Arbeitsgruppe Fernstudienbrückenkurse Chemnitz der Technischen Fachhochschule Berlin“ mit der Organisation und Begleitung von sog. Brückenkursen befasste: Mithilfe dieser Kurse konnten Absolvent:innen von DDR-Fachschulen ein FH-Diplom erwerben (vgl. Arbeitsgruppe Fernstudienbrückenkurse 1992).
- Das Institut für Museumswesen Berlin gelangte zunächst in eine Interimsträgerschaft des Landes Berlin. Diese sollte eine geplante Integration in die Stiftung Preußischer Kulturbesitz (wo ein 1979 gegründetes Institut für Museumskunde, heute für Museumsforschung besteht) vorbereiten. Es wurde dann aber 1994 abgewickelt (vgl. Brather 2023: 142).
- Das Institut für Internationale Beziehungen (IIB) hatte als formaler Teil der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft Potsdam-Babelsberg ein relatives Eigenleben geführt und die DDR-Diplomaten ausgebildet⁶⁴. Aus einem Teil des IIB wurde 1991 das Brandenburgische Entwicklungspolitische Institut als Landesinstitut – nun ohne Studiengänge – gegründet. Es befasste sich mit Forschungen zu entwicklungspolitischer Zusammenarbeit (vgl. Hundt 2001) und wurde 2001 im Zuge von Haushaltseinsparungen aufgelöst (vgl. Hundt 2002).
- Das Zentralinstitut für Bibliothekswesen Berlin (ZIB) war in das Deutsche Bibliotheksinstitut (DBI) eingegliedert worden, das aber ab 2000 – infolge einer Evaluation durch den Wissenschaftsrat – als „Ehemaliges Deutsches Bibliotheksinstitut (EDBI) in Abwicklung“ firmierte. Es wurde 2003 endgültig aufgelöst (vgl. Schwarz 2018).

Neben diesen zeitweiligen Fortführungen konnten im Laufe der 90er Jahre aus sieben gesellschaftswissenschaftlichen Ressortforschungseinrichtungen heraus Anschlusslösungen organisiert werden, die bis heute Bestand haben. Dabei handelte es sich gleichfalls um Lösungen, die für den Großteil des Personals keine Zukunft boten, nicht zuletzt, weil typischerweise nur kleinere Bereiche oder Arbeitsgruppen einbezogen waren:

- Das Institut für Denkmalpflege der DDR wurde in die föderalen Denkmalpflegestrukturen der Bundesrepublik überführt (vgl. Wipprecht 2014: 104–115).
- Die neu gegründete Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung Berlin (BBF), Teil des DIPF – Leibniz-Institut für Bildungsforschung und

⁶⁴ vgl. Beyer (2015); Crome (2009); Scala (2009)

Bildungsinformation in Frankfurt a.M., fußt auf dem Bereich Bildungsgeschichte der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW) (vgl. Bierwagen 1994; Ritzi/Geißler 2003).

- Das heutige Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) wurzelt über den Zwischenschritt einer vom BMBW finanzierten Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst (1991–1996) im Zentralinstitut für Hochschulbildung (ZHB). Hier war es das Interesse des BMBW, für den Hochschulumbau nicht auf die vorhandene Expertise zu verzichten, weshalb es für die diesbezüglich überwiegend desinteressierten ostdeutschen Länder einsprang (Schaumann 1997: 2). (Vgl. Pasternack 2016; ders. 2019: 267–289)
- Seitens des Deutschen Jugendinstituts München (DJI) ist in Halle (Saale) eine Außenstelle etabliert und sind das Datenmaterial des Zentralinstituts für Jugendforschung Leipzig (ZIJ) übernommen worden. Zugleich war das ZIJ selbst der direkten Konkurrenz zum DJI zum Opfer gefallen (vgl. Friedrich 1999: 56–64).
- Fortgeführt wird in Trägerschaft der Bundeswehr das Armeemuseum Dresden, nun als Militärgeschichtliches Museum, das sich als Forschungsmuseum kennzeichnen lässt⁶⁵ (vgl. Heibel 1997).
- Für das Deutsche Hygiene-Museum übernahm der Freistaat Sachsen die Trägerschaft, allerdings ohne den Institutsbereich „Zentralinstitut für medizinische Aufklärung“. Dem stand die Konkurrenz zur Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung entgegen, die aparterweise mit der Neuorganisation der Dresdner Einrichtung beauftragt worden war. Nachdem das schief zu gehen drohte, griff die sächsische Staatsregierung rettend ein und zog das Museum in seine Verantwortung. (Vgl. Lierert 2009: 114f.)
- Das Ökonomische Forschungsinstitut (ÖFI) der Staatlichen Plankommission wurde zunächst zum Institut für angewandte Wirtschaftsforschung (IAW), das dann 1992 im neugegründeten Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (IWH) aufging (Brachert et al. 2020: 6).

Im übrigen gab es weitere Sammlungsübernahmen. Das Militärgeschichtliche Forschungsamt der Bundeswehr (heute Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr) übernahm Archiv und Bibliothek des Potsdamer Militärgeschichtlichen Instituts der DDR. Das am Institut für Marxismus-Leninismus Berlin (IML) unterhaltene Zentrale Parteiarchiv der SED wurde 1992 in die Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO) überführt.

⁶⁵ Forschungsmuseen sind Museen mit überregional bedeutenden Sammlungen, die an diesen Sammlungen – neben ihren sonstigen Aufgaben der Bestandspflege und -erweiterung sowie der Ausstellungsgestaltung – eigene überregional bedeutsame Forschungen durchführen. Eine einheitliche Klassifikation, die eindeutige Zuordnungen eines Museums als Forschungsmuseum zuließe, gibt es in Deutschland nicht.

3.2. Natur-, ingenieur- und medizinwissenschaftliche Einrichtungen

Von den insgesamt 47 zum Ende der DDR noch bestehenden Einrichtungen der Ressortforschung auf naturwissenschaftlichen Gebieten ergaben sich für 16 Einrichtungen Anschlüsse.⁶⁶ Dabei bessern hier einige Privatisierungen die Bilanz auf. Letzteres betraf

- das Forschungsinstitut für Lungenkrankheiten und Tuberkulose Berlin-Buch, das als Klinik fortgeführt wurde und wird,
- das Staatliche Institut für Immunpräparate und Nährmedien Berlin,
- das Zentralinstitut für Schweißtechnik Halle und
- das Forschungsinstitut Meinsberg.

Für zwei der naturwissenschaftlichen Ressortforschungsinstitute fanden sich nach 1990 mehrere Teillösungen, indem Privatisierung und öffentliche Fortführung kombiniert wurden:

- Der klinische Teil des Zentralinstituts für Diabetes „Gerhardt Katsch“ wird seit 1994 als private Klinik geführt. Der Forschungsbereich, vor allem die Grundlagenforschung zu Diabetes mellitus, überdauert in Gestalt des 1997 neu gegründeten Instituts für Pathophysiologie an der Universität Greifswald, also eines An-Instituts.
- Im Forschungsinstitut für Balneologie und Kurortwissenschaft Bad Elster wurde der Klinikteil 1991 privatisiert, während der Forschungsbereich zunächst als Landeseinrichtung fortbestand. Auch letzterer wurde 2006 in private Trägerschaft überführt. Teile des (Teil-)Instituts für Hygiene und Mikrobiologie hingegen kamen nach 1991 als Forschungsstelle Bad Elster in das vom Bund finanzierte Institut für Wasser-, Boden- und Luft-hygiene, das wiederum 1994 in das Umweltbundesamt integriert wurde.

Auch sechs andere naturwissenschaftliche Einrichtungen wurden in bereits bestehende staatliche Anstalten, die vom Bund finanziert werden, übernommen bzw. teilintegriert:

- Das Staatliche Institut für Epizootiologie und Tierseuchenbekämpfung in Wusterhausen (SIFET) gelangte als Teilstandort in die Bundesforschungsanstalt für Viruskrankheiten der Tiere, dem heutigen Friedrich-Loeffler-Institut (FLI), und arbeitete zunächst bis 2013 weiter. Dann wurde der Standort geschlossen, und seither wird die Arbeit am Hauptsitz des FLI auf der Insel Riems fortgesetzt.
- Die Biologische Zentralanstalt der DDR in Kleinmachnow wurde 1992 teilweise in die Biologische Bundesanstalt für Land- und Forstwirtschaft Berlin-Dahlem integriert.

⁶⁶ Quellen der nachfolgenden Angaben sind eigene Recherchen (Internet, Nachfragen bei den Einrichtungen, Hinweise im Bundesarchiv).

- Den Meteorologischen Dienst der DDR übernahm der Deutsche Wetterdienst.
- Das vor allem für seine Doping-Expertise bekannte Forschungsinstitut für Körperkultur und Sport Leipzig (FKS) bekam den Status eines BMI-finanzierten Instituts und firmiert seither als Institut für Angewandte Trainingswissenschaft (IAT).
- Das Institut für experimentelle Epidemiologie Wernigerode ist seit 1991 Teil des Robert-Koch-Instituts Berlin.
- Das Institut für Luftfahrtmedizin Königsbrück bei Dresden (ILM) war zunächst als Außenstelle für Flugmedizin weitergeführt worden, bevor es 1995 in das Flugmedizinische Institut der Luftwaffe integriert wurde.

Für drei Einrichtungen ergaben sich (Teil-)Fortführungen in Landesträgerschaften, die zugleich implizierten, dass dort keine Forschung mehr betrieben wird:

- Das Zentrum für Umweltgestaltung in Wittenberg wurde ins Staatliche Amt für Umweltschutz Dessau/Wittenberg eingefügt.
- Das Kriminalistische Institut der Deutschen Volkspolizei war nach 1990 zunächst Teil des Gemeinsamen Landeskriminalamts der fünf Neuen Bundesländer. Nachdem die Bundesländer 1997 begannen, eigene Landeskriminalämter einzurichten, wurde es dem Land Brandenburg unterstellt.
- Das Institut der Feuerwehr Heyrothsberge (IdF) führt das Land Sachsen-Anhalt als Landeseinrichtung mit dem Namen „Institut der Feuerwehr Sachsen-Anhalt“ weiter.

Insgesamt wurden 28 natur-, ingenieur und medizinwissenschaftliche Ressortforschungseinrichtungen vollständig aufgelöst, während es für 16 Einrichtungen Anschlusslösungen gab. Dabei sind sechs Institute durch (Teil-)Privatisierung fortgeführt worden, wobei drei Klinikprivatisierungen zugleich den Verlust des Charakters einer Forschungseinrichtung bedeuteten. In meist indirekter Weise und mit einer jeweils kleinen Anzahl von Personalübernahmen haben sechs naturwissenschaftliche Einrichtungen institutionellen Anschluss im öffentlich finanzierten Wissenschaftssystem gefunden.

3.3. Ressortforschung des Bundes in Ostdeutschland im Jahr 2000 und heute

Insgesamt unterhielt der Bund im Jahre 2000 53 Einrichtungen, die unter anderem mit Forschungsaufgaben befasst sind. Davon waren damals fünf Einrichtungen in den ostdeutschen Bundesländern angesiedelt, also knapp zehn Prozent:

- Bundesforschungsanstalt für Viruskrankheiten der Tiere (BFAV) Insel Riems (heute Friedrich-Loeffler-Institut – Bundesforschungsinstitut für Tiergesundheit, FLI)
- Bundesanstalt für Züchtungsforschung an Kulturpflanzen Quedlinburg (heute Julius Kühn-Institut – Bundesforschungsinstitut für Kulturpflanzen, JKI)
- Bundesumweltamt Dessau
- Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr Strausberg
- Militärgeschichtliches Forschungsamt Potsdam

Die beiden letztgenannten sind heute zusammengefasst zum Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr (ZMSBw). Hinzutreten ist dann 2019 noch das Deutsche Zentrum für Schienenverkehrsforschung (DZSF) mit Doppelstandort Dresden und Bonn. Im Jahr 2020 waren 38 aller heutigen 45 Ressortforschungseinrichtungen außerhalb Berlins⁶⁷ angesiedelt und davon wiederum sechs in einem der ostdeutschen Flächenländer.⁶⁸ Damit entsprach dann die dortige Präsenz der Ressortforschung des Bundes mit 16 Prozent dem Bevölkerungsanteil der ostdeutschen an allen Flächenländern.

Inzwischen hat sich diese Situation nochmals geändert. Durch die Kohleausstiegsmittel des Bundes wurde bzw. – da noch im Aufbau – wird in Brandenburg und Sachsen eine Reihe von Bundesforschungseinrichtungen neu angesiedelt: Zentrum für Künstliche Intelligenz in der Public Health-Forschung (ZKI-PH) des Robert-Koch-Instituts in Wildau, Kompetenzzentrum Regionalentwicklung (KRE) des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) in Cottbus, Kompetenzzentrum Elektromagnetische Felder (KEMF) des Bundesamtes für Strahlenschutz (BfS) in Cottbus, Forschungs- und Entwicklungszentrum der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR) in Cottbus (zur Untersuchung nachhaltiger Stilllegung, Sanierung, Rekultivierung und Nachnutzung ehemaliger Bergbaureviere), Nationales Monitoringzentrum zur Biodiversität Leipzig im Bundesamt für Naturschutz (BfN).⁶⁹

⁶⁷ Dort residieren sieben Einrichtungen der Ressortforschung des Bundes.

⁶⁸ https://www.ressortforschung.de/de/ueber_uns/mitglieder/index.htm (9.9.2024)

⁶⁹ Ob diese Aufzählung vollständig ist, muss hier offen bleiben, da es nirgendwo eine sowohl vollständige als auch öffentlich verfügbare Darstellung der Ausgleichsmaßnahmen gibt, Entscheidungsprozesse sich z.T. noch im Fluss befinden, Dokumente veraltet oder sich widersprechend sind. Ein Eindruck von der bislang erreichten Qualität der öffentlichen Information in dieser Sache lässt sich gewinnen unter <https://www.bmwk.de/Redaktion/DE/Artikel/Wirtschaft/kohleausstieg-und-strukturwandel.html> (14.3.2025).

4. Industrieforschung

Die wirtschaftsgebundene Forschung wurde im Vereinigungsprozess weniger als wissenschaftspolitisches Thema betrachtet, sondern eher in einer wirtschafts- und innovationspolitischen Perspektive. Damit galt sie primär als ein Problem ‚des Marktes‘, dessen Wirkungen sekundär mit öffentlichen Fördermitteln zu flankieren sind, denen im ostdeutschen Fall aber auch entgegengearbeitet werden musste.

4.1. Struktur und Ausstattungsentwicklung

„Industrieforschung“ wird hier als allgemein eingeführter, allerdings nicht ganz präziser Begriff verwendet. Der Sache nach handelt es sich um Forschung und Entwicklung (FuE) im Wirtschaftsbereich, die auch nichtindustrielle Branchen – etwa Handel und Versorgung – umfasst. Doch der größte Teil des Personals war auch seinerzeit im Bereich des verarbeitenden Gewerbes tätig. Im folgenden wird „Industrieforschung“ jedenfalls zur Bezeichnung der FuE im Wirtschaftsbereich insgesamt verwendet. Organisiert war die Industrieforschung der DDR in drei institutionellen Formen:

- Zum ersten bestanden in zahlreichen Wirtschaftsbetrieben eigene Forschungsabteilungen für anwendungsorientierte FuE, die sich auf Verfahrens- und Produktinnovationen bezog.
- Zum zweiten gab es Wissenschaftlich-Technische Zentren (WTZ). Diese waren den nach Branchen zusammengefassten Vereinigungen Volkseigener Betriebe (VVB) zugeordnet und betrieben für jeweils mehrere Betriebe FuE.
- Zum dritten existierten Industrieforschungsinstitute, die gleichfalls im Auftrage verschiedener Betriebe einer Branche Forschung und Entwicklung betrieben.⁷⁰

Die Abgrenzung zwischen WTZ und Industrieforschungsinstituten ist häufig schwierig, zumal manche der letzteren in den 70er und 80er Jahren zu WTZ ernannt wurden. Deren Bildung waren Versuche, die Effektivität der branchengebundenen FuE durch Zentralisierung zu erhöhen. Um ein Beispiel zu nennen: Das Wissenschaftlich-Technische Zentrum der Holzverarbeitenden Industrie (WTZ Holz) war 1980 gebildet worden, indem das Forschungsinstitut für Holztechnologie Dresden mit dem Ingenieurbüro der Möbelindustrie, dem Zentralen Projektierungsbüro der Holz- und Kulturwarenindustrie,

⁷⁰ vgl. die Auflistungen nach Wirtschaftssektoren mit Kurzbeschreibungen der Einrichtungen in VADEMECUM-Redaktion (1990: 71–182)

dem Organisations- und Rechenzentrum der Möbelindustrie, der Wirtschaftsvereinigung Möbel und einem Betrieb für die Fertigung von Rationalisierungsmitteln fusioniert wurde.⁷¹

Inhaltlich waren die Forschungseinheiten weniger eindeutig, als es das Label „Industrieforschung“ nahelegte – was aber nach dem 89er Umbruch einen differenzierten Umgang nahegelegt hätte. Als die ersten westdeutschen ‚Kundschafter‘ Anfang 1990 in die DDR reisten, hätten sie „von den erstaunlichsten Konstellationen in der keineswegs rational aufgebauten Zentralverwaltungswirtschaft“ berichtet: „Da gab es z.B. in einem Kombinat eine über hundert Personen starke Ingenieurtruppe, die nach unserem Verständnis Grundlagenforschung in der chemischen Verfahrenstechnik betrieb, höchstens 5 % ihrer Außenbeziehungen mit dem Kombinat zu tun hatte, aber sonst im ganzen Ostblock eine angesehene Institution war.“ Doch als um deren Schicksal ging, habe sich kein „Zuständiger“ gefunden, „der das strukturell Unpassende sich zurechnen lassen wollte. Der BMFT hatte mit seiner Zuständigkeit für die außeruniversitären öffentlichen Forschungseinrichtungen genug zu bewältigen. Dem Bundesminister für Wirtschaft (BMWi) war der Gedanke fremd, etwas in der Wirtschaft könne eigentlich zum öffentlichen System in der Wissenschaft gehören.“ (Ziegler 1993: 694)

Zur Größenordnung des Gesamtbereichs der ostdeutschen Industrieforschung sind folgende Daten berechnet worden:⁷²

- 1989 waren dort 86.000 Personen als „FuE-Personal“ tätig (Pleschak/Fritsch/Stummer 2000: 6). Gemeint sind damit sämtliche Beschäftigte in FuE-Bereichen, d.h. auch solche, die nicht selbst wissenschaftlich tätig waren, sondern unterstützende Aufgaben wahrnahmen.⁷³ Von diesen 86.000 Personen zählten 75.000 zum engeren Sektor des verarbeitenden Gewerbes (Hellriegel et al. 1994: 22).
- Je 1.000 Erwerbspersonen waren das 14,3 FuE-Beschäftigte und damit genauso viele wie in der ehemaligen Bundesrepublik (Wölfling 1999: 470). Pro 1.000 Einwohner waren in der Industrieforschung 4,7 Personen tätig, was dem westdeutschen Wert (4,6) nahezu entsprach (Berteit 1994: 14).

⁷¹ https://www.ihd-dresden.de/fileadmin/user_upload/pdf/IHD/UeberUns/Institut/Historie_IHD.pdf (20.12.2020)

⁷² Diese Daten entsprechen nicht den höheren, die nach der DDR-Erfassungsmethodik angegeben wurden. Im Auftrag der SV-Wissenschaftsstatistik waren die Daten nach OECD-Systematik (Frascati-Handbuch 1980: BMFT 1982) umgerechnet worden (Kusicka et al. 1990). Auf diese beziehen sich die o.a. Zahlen.

⁷³ Kusicka et al. (1990: 74) definieren „FuE-Personal“ wie folgt: „Alle direkt in Forschung und Entwicklung mit Forschungs- und Entwicklungsarbeiten befaßten Personen sowie Arbeitskräfte, die direkte Dienstleistungen für Forschung und Entwicklung erbringen, wie z.B. in Management und Verwaltung tätiges Personal sowie Bürokräfte.“

- Von den 86.000 FuE-Beschäftigten in der Industrieforschung waren 41 Prozent, d.h. 35.000 Personen, „Wissenschaftler und Ingenieure“ (Kusicka et al. 1990: 50). Dieser Wert wird hier – mangels detaillierterer Angaben zu den jeweils wahrgenommenen Aufgaben – näherungsweise zur Bestimmung des forschenden Personals genutzt.⁷⁴

Die Differenz zwischen den in der Aufzählung im ersten und im letzten Punkt genannten Daten ist für die hiesigen Betrachtungen aus zwei Gründen bedeutsam. Zum einen operieren Vergleichsdarstellungen, die vor allem zwischen DDR und ehemaliger BRD vorgenommen wurde, meist mit der Gesamtzahl an „FuE-Personal“, also incl. Laborantinnen, forschungsunterstützenden Handwerkern oder Verwaltungsangestellten (so z.B. im zweiten Punkt der voranstehenden Aufzählung). Zum anderen ist es aber für einen sinnvollen quantitativen Vergleich des wissenschaftlichen Personals in der Industrieforschung einerseits und im Hochschul- und im Akademien-Sektor andererseits nötig, die Zahlen für das wissenschaftliche Personal heranzuziehen.

Um die Struktur der Industrieforschung zu verdeutlichen, müssen jedoch zunächst die Daten für das Gesamtpersonal genutzt werden, da andere Strukturdaten nicht zur Verfügung stehen. Der Aufteilung dieses Personals auf Wirtschaftssektoren und Industriebranchen lassen sich die Schwerpunkte der Industrie-FuE entnehmen (Tafel 29).

Es ist auffällig, dass die klassischen ingenieurwissenschaftlichen Disziplinen auch in der Industrieforschung der produzierenden Wirtschaft dominierten: Sie machten dort die Hälfte der Potenziale aus. Überraschen kann, dass die in der DDR starke chemische Industrie (insbesondere Leuna, Buna und Chemiekombinat Bitterfeld) nur über ein Zehntel der Industrieforschung verfügte; rechnet man die affinen Bereiche Chemie, Pharma und Kunststoffe zusammen, so ergibt sich ein Anteil von 15,5 Prozent an den Industrieforschungspotenzialen. Hier ist aber anzunehmen, dass Forschungsressourcen über Kooperationen mit Hochschulen und Akademie-Instituten erschlossen wurden.

Die in Tafel 29 genutzte Quelle differenziert, wie erwähnt, nicht zwischen wissenschaftlichem und unterstützendem Personal. Um einen sachgerechten Vergleich mit den anderen Segmenten des DDR-Wissenschaftssystems vornehmen zu können, ist auf das wissenschaftliche Personal abzustellen. Dieses umfasste, wie angegeben, mit 35.000 Wissenschaftlerinnen und Ingenieuren 41 Prozent des Gesamtpersonals der Industrieforschung (Kusicka et al. 1990: 50). In allen Segmenten des DDR-Wissenschaftssystems waren 1989 96.950 Wissenschaftler.innen tätig. Davon machte das wissenschaftliche Personal in der Industrieforschung 38 Prozent aus.

⁷⁴ damit der Definition bei Kusicka et al. (1990: 74) für „Forscher“ folgend: „Wissenschaftler und Ingenieure mit abgeschlossenem Hochschulstudium bzw. höher Graduierte“

Tafel 29: Branchenstruktur der wirtschaftsgebundenen Forschung gemäß Beschäftigungszahlen (1989)

Wirtschaftssektor	FuE-Beschäftigte	Anteil am Gesamt
Industrie	75.250	87 %
<i>davon Branchen (Anteile am Gesamt bezogen auf Industrie-Gesamt = 100 %; Angaben für 1987):</i>		
Stahl-, Maschinen-, Fahrzeugbau		32 %
Elektrotechnik, Feinmechanik, Eisen-, Blech- und Metallwaren		27,5 %
Chemische Industrie, Mineralölverarbeitung		10,5 %
Leder-, Textil-, Bekleidungsgewerbe		4 %
Bergbau		3 %
Metallerzeugung und -bearbeitung		3 %
Elektrizität, Gas, Wasser		2,5 %
Medizin und Pharma		2,5 %
Kunststoffe, Gummiwaren		2,5 %
Gewinnung und Verarbeitung von Steinen und Erden		2,5 %
Holz, Papier, Druckgewerbe		1,5 %
Ernährungsgewerbe, Tabakverarbeitung		1,5 %
Restliche Branchen		9 %
Land/Forst/Nahrung	4.539	5 %
Verkehr	2.736	3 %
Bauwesen	2.193	2,5 %
Post- und Fernmeldewesen	1.203	1,5 %
Handel und Versorgung	287	0,3 %
Gesamt	86.208	100 %

Datenquelle: Brocke/Förtsch (1999: 176f.). Eigene Darstellung. Prozent-Differenzen zu 100 durch Rundungen.

Ab 1990 wurden diese Personalressourcen in kürzester Zeit dramatisch reduziert. Gab es im Januar 1990 in Ostdeutschland rund 75.000 FuE-Beschäftigte in der gewerblichen Wirtschaft – also der Industrie im engeren Sinne –, so waren es im Oktober 1993 dort noch rund 11.000. Das entsprach einem Abbau um 85 Prozent (Berteit 1994: 14). „Die Zahlen für industrielle Kernbereiche lauten: Rückgang bei der Chemie um 83,8 %, beim Maschinenbau 77,7 % und bei der Elektrotechnik 90,8 %. Die Hoffnung, daß durch staatliche Hilfen bei kleinen und mittleren gewerblichen Unternehmen die FuE-Potentiale erhalten bleiben oder gar neue kompensieren, was bei den Kombinatn wegfällt, hat sich nicht erfüllt. Auch dort zeigt sich noch ein Rückgang auf ein Viertel.“ (Ziegler 1993: 690) Wie oben vermerkt, ließ sich das nicht auf systemische Überkapazitäten zurückführen. Zudem war damit der FuE-Personalabbau noch bedeutend stärker ausgefallen als

die Reduzierung der Gesamtbeschäftigten der ostdeutschen Betriebe, die gleichfalls beträchtlich war:

- Insgesamt hatte sich die Anzahl sämtlicher Erwerbstätiger in Ostdeutschland von 9,9 Millionen Anfang 1989 auf 5,9 Millionen im 2. Halbjahr 1992 verringert, darunter im Verarbeitenden Gewerbe von 3,6 auf 1,4 Millionen (Meske 1993: 14). Das waren Reduzierungen um 60 bzw. 40 Prozent innerhalb der ersten drei Jahre.
- Indem dagegen von den Beschäftigten in der FuE der gewerblichen Wirtschaft nach den ersten drei Jahren 85 Prozent abgebaut waren, hatte Ostdeutschland (incl. Ost-Berlin) 1993 einen Anteil von 7,5 Prozent am FuE-Personal, das in der gesamtdeutschen Wirtschaft arbeitete (Grenzmann et al. 1996: 25). Der Bevölkerungsanteil Ostdeutschlands (incl. Ost-Berlin) betrug damals 20 Prozent.

Bezogen auf das ostdeutsche FuE-Personal in der gesamten wirtschaftsgebundenen Forschung, wie es für 1989 oben in Tafel 29 ausgewiesen ist, war es zu einer Reduzierung bis 1996 von 86.000 auf rund 20.000 gekommen, d.h. um 77 Prozent. Entsprechend lautete eine resümierende Einschätzung in der Mitte des Transformationsjahrzehnts: Die Anpassung der Industrieforschung an die marktwirtschaftlichen Bedingungen habe „sich trotz Einsatzes erheblicher (breit gestreuter) Fördermittel in einem zerstörerischen Prozeß vollzogen ..., in dem sich neue Strukturen nur langsam und bruchstückhaft entwickeln konnten“ (Wölfling 1999: 472).

4.2. Förderungen und Effekte

Bei den soeben wiedergegebenen Daten ist eine Differenz auffällig: Während der Abbau des FuE-Personals innerhalb der gewerblichen, also produzierenden Wirtschaft bis 1993 85 Prozent betrug, waren es in der gesamten wirtschaftsgebundenen FuE 77 Prozent. Diese Differenz von zwölf Prozentpunkten erklärt sich aus zweierlei. Zum einen war ein Großteil der FuE, die zuvor als Abteilungen in den Betrieben bestanden, qua Outsourcing zu eigenen Forschungs-GmbHs geworden. Sie waren also nicht mehr Teil der produzierenden Wirtschaft, gleichwohl für diese tätig. Das Outsourcing geschah meist auf dem Wege des Management-Buy-Out durch Mitarbeiter:innen, die derart ihre Arbeitsplätze zu retten versuchten, wobei die Treuhand-Anstalt hierbei keine große Hilfe war. Noch Ende 1991 habe die Treuhand-Anstalt mit Vehemenz „das Ziel sofortiger Ausgliederung und Privatisierung der FuE-Abteilungen in ihren Betrieben“ verfolgt „und hatte das erklärte Ziel, alle nicht privatisierten sog. Forschungs-GmbH zu liquidieren“ (Ziegler 1993: 691). Diese Forschungs-GmbHs suchten dann Wege, um sich auf dem Technologiemarkt zu platzieren. Dafür allerdings bedurfte es typischerweise eines langen Atems, d.h. einer Kapitalausstattung, die Anläufe,

Umwege des Ausprobierens und Zeit für Kontaktabbauungen ermöglichte. Über diese Ausstattung verfügten die meist kleineren Forschungsunternehmen naturgemäß nicht, da sie aus einer bislang planwirtschaftlich verwalteten Ökonomie kamen.

Hier versuchten, zum anderen, der Bund wie die östlichen Bundesländer einzuspringen. Zunächst war man bemüht, sich Überblicke zur Landschaft zu verschaffen.⁷⁵ Dann wollte man mit Überbrückungshilfen gegen den Niedergang der industrienahen Forschung angehen. Nun sei aber dem zuständigen Wirtschaftsminister „schon die notwendige Evaluation ein kaum lösbares Problem“ gewesen. „Während in der öffentlichen Wissenschaft ‚peer-review‘ zum Alltag gehört und dabei die geübten Gutachter in einem Rundgang alles durchschauen und jedenfalls wortreich formulieren können, fehlte jede Übung in der wirtschaftsnahen Sphäre, denn dort ist der Markt der Evaluator.“ (Ziegler 1993: 696)

Gleichwohl wurde im Laufe der Jahre eine Vielzahl von Förderprogrammen aufgelegt.⁷⁶ „Großzügige staatliche Überbrückungshilfen ohne klare zeitliche Perspektive waren die Gewissensberuhigung für die eigene Hilflosigkeit“, so lautete eine untypisch offenerzige Einschätzung aus dem Innenraum der Bundesverwaltung (ebd.: 697). Das Finanzvolumen der Programme summierte sich dann für die Zeit von 1990 bis 1998 auf fünf Milliarden DM (Tafel 30). Auch die ostdeutschen Länder wendeten „erhebliche Mittel

Tafel 30: Fördermittel des Bundes für Forschung, Technologie und Innovation in den ostdeutschen Ländern 1990–1998

Ministerium	Maßnahme	Mio. DM
Bundesministerium für Wirtschaft	Personalförderung	612,4
	Marktvorbereitende Industrieforschung	1.102,6
	Innovationsförderprogramm	404,1
	Technologietransfer	131,9
	Industrielle Gemeinschaftsforschung	353,9
Bundesministerien bzw. -ministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie	Fachprogramme	1.436,5
	TOU/FUTOUR (Förderung und Unterstützung technologieorientierter Unternehmensgründungen)	337,9
	Auftragsforschung	332,2
	Forschungsk Kooperation	270,7
Gesamt		4.982

Quelle: Pleschak/Fritsch/Stummer (2000: 11)

⁷⁵ vgl. AiF (1991, o.J. [1992?]); TVA (1993, 1994, 1994a); BMWi/TVA (1996); GEWIPLAN (1996)

⁷⁶ vgl. AiF (o.J. [1996], o.J. [1996a]); BMFT (1992, 1992a, 1994, 1994a); BMWi (o.J. [1993?]); wir. (1996)

für die Finanzierung so genannter wirtschaftsnaher Forschungseinrichtungen auf, für die es in den alten Ländern keine Analogie gibt“ (Wissenschaftsland Thüringen 2004: 11). Dabei schuf der bis 2020 erleichterte Zugriff auf EU-Programme entsprechende Spielräume – bis dahin galten die ostdeutschen Regionen durchgehend als strukturschwach, was entsprechende Mittelzuflüsse aus den Strukturförderprogrammen (ESF und EFRE) generierte.

So speisten sich z.B. 1993 und 1994 mehr als 40 Prozent der wirtschaftsnahen Forschungsaufwendungen aus öffentlichen Fördermitteln (Wölfling 1999: 473). Dem zur Seite stand, dass kontinuierlich forschende ostdeutsche Industrieunternehmen beträchtliche FuE-Fördermittel der öffentlichen Hand erhielten. Im Jahr 2000 waren das fast 90 Prozent, während in Westdeutschland nur jedes dritte kontinuierlich forschende Industrieunternehmen gefördert wurde und 1996 die Quote im Westen noch bei 18 Prozent gelegen hatte (BMBF 2004: 482). Das wurde auch für 2004 bestätigt: 85 Prozent der kontinuierlich FuE-betreibenden Unternehmen und externen Industrieforschungseinrichtungen in Ostdeutschland nahmen in diesem Jahr FuE-Förderungen in Anspruch (Konzack et al. 2005: 60). Mit Hilfe der finanziellen Fördermaßnahmen sei es, so der Bundesforschungsbericht 2004, in Ostdeutschland gelungen, einen hohen Anteil der Betriebe zu FuE-Aktivitäten zu bewegen. Diese öffentliche Förderung könne auch als effektiv gekennzeichnet werden, hieß es: „Rund drei Viertel der FuE-Aufwendungen von geförderten ostdeutschen Unternehmen sind öffentlich induziert, d.h. dass ohne Förderung die FuE-Aufwendungen auf ein Viertel des aktuellen Niveaus reduziert würden.“ (BMBF 2004: 482)

All das ließ man intensiv evaluieren und dokumentieren.⁷⁷ Auch an weiteren begleitenden Bestandsaufnahmen fehlte es nicht, sodass über die Problemlagen – denn vor allem solche waren zu beschreiben – recht präzise Kenntnis bestand.⁷⁸ Um nur eines der Probleme zu nennen, die Zielkonkurrenzen zwischen verschiedenen Förderprogrammen aus dem Wirtschafts- und dem Forschungsministerium: Mit dem Programm Personalförderung Ost (PFO) offerierte das BMWi 40prozentige Lohnkostenzuschüsse, um den Bestand des innerbetrieblichen FuE-Potenzials in Unternehmen bis zu 1.000 Mitarbeitern zu sichern. Das BMFT-Programm zur Förderung von Auftrags-FuE für Unternehmen der gewerblichen Wirtschaft in den NBL (AFO) dagegen erstattete bei externer Leistungsvergabe 50 Prozent der vertraglichen

⁷⁷ vgl. allein für die Bundesprogramme: PROGNOSE (1993); GEWIPLAN (o.J. [1994?]); TVA (1995); Pleschak (1995); Pleschak/Rangnow (1995); Becher/Meske/Ruprecht (1996); Pleschak/Werner (1998); Hilpert (1998); Pleschak/Werner (1999); Pleschak/Stummer/Ossenkopf (2000); Belitz et al. (2001); Herrmann-Koitz/Horlamus/Konzack (2002)

⁷⁸ vgl. ISI/HfÖ/ITW/Prognos (1990); Rüsck/Thimm (1992); ISI/IWH (1993); Fischer (1993); Ritschel/Markus (1994); Groß (1994); IWH (1994); Hilbert (1994); Meske (1994); FAB (o.J. [1994], o.J. [1996]); Gläser/Melis/Puls (1995); Tamásy (1996); Wir. (1996a); BMWi (1998); Spielkamp et al. (1998)

Leistung. Es prämierte damit ungewollt die Ausgliederung von FuE-Abteilungen. (Ziegler 1993: 698)

Von den Ergebnissen her betrachtet, zeitigten die Anstrengungen sehr ambivalente Resultate: Es gelangen manche Stabilisierungen noch vorhandener Potenziale und ab Ende der 90er Jahre auch eine gewisse Wiederbelebung der wirtschaftsnahen Forschung, aber der Einbruch von 1990 bis 1993 konnte nicht ansatzweise repariert werden.⁷⁹ So wurden am Ende des Transformationsjahrzehnts lediglich 4,3 Prozent der bundesweiten Aufwendungen für industriebezogene Forschung in den östlichen Bundesländern getätigt (ISI 2002: 717). Im Verhältnis zu anderen Anteilen hieß das: Während zwölf Prozent des BIP in Ostdeutschland (ohne Berlin) erzeugt wurden, 14,5 Prozent aller Erwerbstätigen in den östlichen Flächenländern beschäftigt waren und der Bevölkerungsanteil 16 Prozent betrug, bewegte sich der ostdeutsche Anteil an den FuE-Aufwendungen der produzierenden Wirtschaft zwischen vier und fünf Prozent (F&E 1/2006: III).

Man kann die Wirkungen auch mithilfe der Patentstatistik verdeutlichen. Anfangs der 2000er Jahre lag in zwei als innovationsstark geltenden ostdeutschen Regionen – Dresden und Umgebung sowie Jena und Umgebung – die Patentintensität in der Gruppe zwischen 50 und 100 Patenten pro 100.000 Beschäftigte. Diese Gruppe bildete in der gesamtdeutschen Betrachtung das vorletzte Viertel. In allen anderen Regionen Ostdeutschlands war eine Patentintensität zu verzeichnen, die in der untersten Gruppe (0 bis 50 Patente pro 100.000 Beschäftigte) verharrete. (ISI 2004: 110f.)

Eine Auswertung auf der Ebene der Landkreise bzw. kreisfreien Städte lieferte eine Erklärung dafür, die bis heute gültig ist: die dominierende Betriebsgrößenstruktur, die in den ostdeutschen Regionen klein- und mittelständisch geprägt ist. Die Befragungsergebnisse des Mannheimer Innovationspanels zeigten, dass Patentanmeldungen häufig von größeren Unternehmen, d.h. mit mehr als 250 Beschäftigten, realisiert werden. Diese Unternehmensgruppe war (und ist) in Ostdeutschland jedoch stark unterrepräsentiert (Jakszentis/Hilpert 2005: 26):

- In Westdeutschland übten Anfang der 2000er Jahre rund 15 Prozent des FuE-Personals ihre Tätigkeit in Klein- und Mittelunternehmen aus. Dagegen waren es in den östlichen Ländern über 40 Prozent. (Konzack et al. 2005: 4)
- Rund 85 Prozent der kontinuierlich FuE betreibenden Unternehmen in den ostdeutschen Ländern hatten weniger als 100 und rund 50 Prozent dieser Unternehmen sogar weniger als 20 Beschäftigte (BMBF 2004: 467).

⁷⁹ vgl. Pleschak/Fritsch/Stummer (2000); Müller (2001); Pleschak et al. (2002)

Diese kleinen Unternehmen haben auf Grund ihrer schmalen Kapitalbasis nur eingeschränkte Möglichkeiten für die Durchführung eigenständiger und kontinuierlicher Forschung und Entwicklung. Man könnte es würdigen, dass gleichwohl viele KMU auch FuE betrieben, doch das war nicht die Ursache der 40 Prozent. Vielmehr gab – und gibt – es nur sehr wenige forschende Großunternehmen im Osten. Zwar hätten, so Jutta Günther et al. (2010: 4) vom IWH Halle, westdeutsche und ausländische Investoren Produktionsstätten in Ostdeutschland aufgebaut. Aber auch Betriebe, die für ostdeutsche Verhältnisse groß waren, hätten innerhalb ihrer jeweiligen Unternehmensverbünde kaum strategische Führungs- und Forschungsaufgaben übernommen: Diese blieben üblicherweise am Hauptsitz des Unternehmens angesiedelt. „Die ostdeutschen Tochterbetriebe nehmen im Rahmen des Technologietransfers damit vorwiegend eine Empfängerrolle ein“ (ebd.). So fehlten im Osten wesentliche Kernelemente und Kristallisationspunkte, die das Innovationssystem der westlichen Bundesländer ausmachen. (Konzack et al. 2005: 4)

Der Bundesbericht Forschung 2004 hatte konstatiert, dass „die ostdeutsche Wirtschaft ihre *relativen Stärken* in einer Reihe von besonders forschungsintensiven Industrien – so in der Pharmazeutischen Industrie, im Maschinenbau, in der Elektronik/Medientechnik, in der Mess-, Steuer- und Regeltechnik, im Schienenfahrzeugbau – und in wissensintensiven Dienstleistungen“ habe, und schloss daran eine ambivalente Bewertung an:

„Deutlich wird dabei vor allem die vergleichsweise hohe Spitzentechnologieorientierung, also in einem Bereich, der im Portfolio der westdeutschen Industrie international gesehen keine herausragende Rolle spielt. Insofern ist die ostdeutsche FuE-Struktur für Deutschland eine wertvolle Bereicherung. Allerdings sollte man die Kräfteverhältnisse nicht überschätzen.“ (BMBF 2004: 482)

Im gesamtdeutschen Maßstab, so resümierte EuroNorm 2005, könne sich allein der Freistaat Sachsen und insbesondere der Raum Dresden bezogen auf die FuE-Aufwendungen mit den innovativsten Regionen Deutschlands messen (Konzack et al. 2005: 43f.). Das lässt sich auch anhand der regionalen Verteilung der FuE-Beschäftigten in der Wirtschaft zeigen. Lediglich sechs Prozent des gesamtdeutschen FuE-Personals im Wirtschaftssektor waren 2003 in den östlichen Bundesländern tätig (Tafel 31). Das niedrigere Lohnniveau im Osten erlaubte es dabei einerseits, diese Quote mit lediglich 4,3 Prozent der gesamtdeutschen FuE-Aufwendungen zu erreichen. Andererseits stellte das Vergütungs-niveau einen Wettbewerbsnachteil der FuE-betreibenden Wirtschaft in Ostdeutschland dar.

Ersatzweise hatten die ostdeutschen Länder gehofft, mit der flächigen Einrichtung von Fachhochschulen das Innovationsgeschehen anzuregen. Doch zeigte sich, dass sowohl KMU aus den ostdeutschen Regionen als auch Großunternehmen wie KMU außerhalb dieser Regionen als Mittelgeber für die ostdeutschen FHs eine erheblich geringere Rolle spielten als für west-

Tafel 31: FuE-Personal im Wirtschaftssektor in regionaler Aufteilung (2003)*

Land	VZÄ	Anteil an Deutschland (%)
Berlin	12.330	4,1
Sachsen	9.211	3,1
Thüringen	4.676	1,6
Sachsen-Anhalt	1.701	0,6
Brandenburg	1.616	0,5
Mecklenburg-Vorpommern	930	0,3
Deutschland	298.073	100
ostdeutsche Länder	18.133	6,1

* „FuE-Personal“ umfasst auch wissenschaftsunterstützendes Personal, weswegen die Angaben in Spalte 2 hier höher ausfallen als die Angaben zu den Wissenschaftler:innen, die sich unten in „C. Umbaudimension 2: Personalumbau“ finden. Quelle: BMBF (2006: 193ff.)

deutsche FHs (ISI 2004: 108). Als Hauptgründe dafür wurden von den Hochschulen angegeben:

- geringe FuE-Aktivitäten der regionalen Wirtschaft, meist aufgrund der schlechten ökonomischen Situation der Unternehmen;
- geringer Besatz an mittelständischen Unternehmen oder Großunternehmen in der Region;
- der Umstand, dass sich neu ansiedelnde Großunternehmen gewachsene Beziehungen zu FuE-Partnern in den westlichen Bundesländern und im Ausland hätten;
- Probleme, ortsansässige KMU von den Vorteilen gemeinsamer FuE zu überzeugen, wobei zwar die Ko-Finanzierung aus öffentlicher Hand am Anfang für die Überzeugung wichtig sei, aber ein mühseliges Geschäft bleibe – einen Förderantrag ohne Beteiligung von Unternehmen zu stellen ginge schneller.

Diese Umstände konkludierten darin, dass es nur geringe Aktivitäten der FHs gegeben habe, Aufträge bei der regionalen Wirtschaft einzuwerben. (ISI 2004: 131)

Den institutionenzentrierten Blick, wie er in Bezug auf die anderen Wissenschaftssegmente gepflegt wurde, musste all das nicht beunruhigen. Denn Industrieforschung gehöre in Marktzusammenhänge, und der Markt schaffe sich, Kosten-Nutzen-Kalkülen folgend, was er braucht – oder er schafft ab. Die Auswirkungen der beschriebenen Entwicklungen sind bis heute spürbar. Nach wie vor besteht in Ostdeutschland eine anhaltende Unterversorgung mit wirtschaftsgebundenen Forschungspotenzialen. Gegenüber den anderen Segmenten des Wissenschaftssystems ist dieser Forschungstypus anhaltend der dramatische Schwachpunkt in der ostdeutschen Forschungslandschaft.

5. Investitionsgeschehen und sektorenübergreifende Strukturen

Die Bausubstanz der DDR-Hochschulen war 1989 großteils verschlissen, und die apparativen Ausstattungen in der gesamten Wissenschaft entsprachen nur teilweise den Anforderungen, welche Forschung und Lehre stellten. Im Februar 1989 hatte das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) in einem Bericht an das Hochschulministerium die Situation recht offenherzig beschrieben: In den zurückliegenden Jahren habe „trotz vorgenommener Erweiterungen der materiell-technischen Basis die Erhaltung, Erneuerung, Modernisierung und Rekonstruktion von vorhandenen Gebäuden und Ausrüstungen nicht im notwendigen Maße erfolgen“ können. Infolgedessen sei „eine Überalterung und ein z.T. hoher Verschleißgrad eingetreten“. Modellrechnungen mit verschiedenen Varianten hätten verdeutlicht, „daß der angestaute (Nachhole)Bedarf zur einfachen Reproduktion der Fonds (Ersatz, Erneuerung, Rekonstruktion) erforderliche Erweiterungsinvestitionen in den 90er Jahren um ein Mehrfaches übersteigt!“ (ZHB 1989: 15)

Aus der Dresdner Abteilung Hoch- und Fachschulbau des ZHB waren 1988/89 in vergleichbarer Weise eine retrospektive und eine prospektive Einschätzung mitgeteilt worden, beide von eher unerfreulicher Art:

- Es sei leider festzustellen, dass seit 1949 „im Hochschulbau der DDR nur in wenigen Planungen das Bemühen sichtbar wurde, über die Erfüllung vorgegebener Programmanforderungen hinauszugehen und sich mit der Aufgabe ‚funktionelle und bauliche Gestalt der Hochschule im Sozialismus‘ auseinanderzusetzen“ (Rothe 1988: 13).
- „Die Nutzung von Erzeugnissen des Bauwesens“ – gemeint waren Typenbauten –, „die den spezifischen Funktionsanforderungen des Hochschulwesens nur bedingt entsprechen“, behinderten „zumindest längerfristig die Erfüllung der dem Hochschulwesen zukünftig gestellten Aufgaben“ (ZHB 1989: 92).

Demnach war weder in den damals zurückliegenden fast 40 DDR-Jahren eine grundsätzliche Neuorientierung des Hochschulbaus gelungen, noch könne für die Zukunft damit gerechnet werden, dass sich daran etwas ändere, denn das scheitere bereits am Fehlen hochschulspezifischer Bautypen.

An einer Spezifik des DDR-Wissenschaftssystems, dem Wissenschaftlichen Gerätebau (WGB), lässt sich das illustrieren: Da Industrie und Handwerk Unikate und Kleinserien von Geräten, die für die Forschung benötigt wurden, großteils nicht bereitstellen konnte, waren dafür eigene Einheiten an den Hochschulen und Akademien aufgebaut worden. Eine „Kurzinformation Minister“ von 1988 zeigte nicht nur, dass die WGB-Situation heikel war,

sondern auch, dass man nicht anstand, die Dinge beim Namen zu nennen (Tafel 32).

Tafel 32: ZHB-Abteilung Hoch- und Fachschulbau: Mängelliste zum Wissenschaftlichen Gerätebau an Hochschulen

„Das **technologische Niveau** der Entwicklungs- und Fertigungskapazitäten des WGB liegt **unter dem der Industrie** (für die eigentlich Vorlauf geschaffen werden soll!). Die Voraussetzungen für die Produktion von Kleinserien sind in der Mehrzahl der in die Untersuchung einbezogenen Hochschulen nicht gegeben.

Es besteht ein wachsender Widerspruch zwischen der geforderten hohen Flexibilität des WGB und den stark eingeschränkten Reaktionsmöglichkeiten durch die teilweise **immer länger werdenden Planungs- und Bilanzierungszeiträume** für Ausrüstungen sowie die fehlende kurzfristige Lieferbereitschaft der Industrie. (Nach vorliegenden Einschätzungen werden ca. 90 % der Ausrüstungen außerhalb der Bilanz ‚beschafft‘.)

[...] **Für Standardausrüstungen** (z.B. Universalwerkzeugmaschinen) kann **nicht einmal der dringendste Bedarf** im Hochschulwesen abgedeckt und unter diesen Voraussetzungen der erforderliche Leistungsanstieg im WGB *nicht* erbracht werden. Zwischen dem Typ der geplanten Werkzeugmaschinen und den Bilanzzuweisungen bestehen oft Diskrepanzen. [...]

Die vorhandene **Rechentechnik** (insbesondere für Entwicklungsarbeitsplätze) entspricht in der Mehrzahl der Einrichtungen **nicht dem aktuellen Entwicklungsstand** der Technik. Sie ist in der Regel nicht kompatibel und muß mit hohem personellen Aufwand paßfähig und leistungsfähiger gemacht werden. Wegen fehlender Koordinierung der erforderlichen Arbeiten kommt es hierbei zu **Doppelentwicklungen**. [...]

Hochwertige Meßtechnik, insbesondere schnelle Oszillographen, Zähler, Logikanalysatoren, Meßwerterfassungssysteme: Der Bedarf an hocheffektiven Ausrüstungen dieser Kategorie kann gegenwärtig nicht gedeckt werden. **Wartezeiten von 5 Jahren** und länger stehen auch hier im Widerspruch zu den Aufgaben und Zielen des WGB.“

Quelle: Hartmann/Rothe (1988: 2–4). Fettsetzungen n.i.O., Absatzumbrüche z.T. verändert

Insgesamt hatte sich im gesamten DDR-Hochschul- und Wissenschaftsbe-
reich incl. Hochschulmedizin seit den 60er Jahren ein großer Stau an nöti-
gen Investitionen aufgebaut. Er betraf Gebäude, aber auch Anlagen und ap-
parative Ausstattungen sowie Rechentechnik. Infolgedessen dominierte
dann die Instandhaltung des Vorhandenen das Ausrüstungsgeschehen und
den Hochschulbau, was mit der Formulierung „Stabilisierung der materiell-
technischen Basis“ sublimiert wurde. Dies war eine sprachliche Verschlei-
erungsformel für „Investitionen sind nicht mehr möglich, nur noch Instand-
haltung“ (vgl. Korneli/Gläser 1999: 92).

Auf diese Situation reagierte der Bund nach der Vereinigung recht schnell.
Im 1991 aufgelegten „Erneuerungsprogramm für Hochschule und For-
schung in den neuen Bundesländern“ waren 533 Mio DM für den Zeitraum
1991 bis 1996 vorgesehen, um kleine Baumaßnahmen im Hochschulbereich
durchführen zu können. Bei der Revision dieses Programms wurde im Jahre
1992 ein Investitionssonderprogramm geschaffen. Mit diesem standen
1993 bis 1996 267 Mio DM für Neubau- und Sanierungsmaßnahmen sowie

für die apparative Ausstattung der universitären und außeruniversitären Forschungseinrichtungen zur Verfügung. Im Rahmen der regulären Hochschulbauförderung nach HBFG wurden Baumaßnahmen der ostdeutschen Hochschulen mit Priorität gefördert. 1991 bis 1993 betrugen so die Gesamtausgaben für den Hochschulbau in den östlichen Ländern mehr als 1,5 Mrd. DM, zur Hälfte vom Bund aufgebracht. Überdies wurden für den Studentenwohnraumbau bereits 1991/92 im Rahmen des Gemeinschaftswerkes Aufschwung Ost 230 Mio DM für Sanierung und Modernisierung bereitgestellt, in den Jahren 1993 bis 1997 weitere 250 Mio DM, nun mit der Maßgabe, dass die Länder und die Träger jeweils 80 Mio DM hinzufügen haben. (Laermann 1994: 17f.) Bis 2006, dem Jahr der Abschaffung der Gemeinschaftsaufgabe Hochschulbau, sollten es dann 7,5 Mrd. Euro werden, die in den Hochschulbau der ostdeutschen Länder investiert wurden (Prenzel 2015: 6).

Ebenfalls große Investitionsanstrengungen wurden im außeruniversitären Bereich unternommen. Bedeutsam war dabei insbesondere, dass auf die Bildung von räumlichen Verdichtungen Wert gelegt wurde. Den Annahmen der Clustertheorie folgend – die Konzentration von Unternehmen eines bestimmten Wirtschaftszweigs, wissenschaftlichen und FuE-Einrichtungen führten zu Spill-over-Effekten durch schnelle Abrufbarkeit von Wissen und besonderen Forschungskapazitäten, kontinuierlichem Informationsaustausch über neue Ideen und Innovationen sowie leichter Verfügbarkeit von Fachpersonal (vgl. Meyer-Stamer 2000) –, wurde hier getan, was staatlicherseits getan werden konnte: die Ansiedlung von öffentlich finanzierten Wissenschaftseinrichtungen in enger Nachbarschaft – der Wissenschaftsrat sprach von Wissenschaftsparks (Wissenschaftsrat 1992j: 15f.). So wurden in Dresden, Leipzig, Jena, Halle (Saale), Potsdam und Ost-Berlin jeweils zahlreiche Einrichtungen der Forschungsorganisationen umgegründet oder neu angesiedelt, die über räumliche Clusterbildungen mit den ortsansässigen Hochschulen verflochten sind.

Bereits Anfang der 2000er Jahre verfügte Ostdeutschland mit Dresden über die Stadt(region) in Deutschland, die nach Berlin und vor München die höchste Konzentration an Wissenschaftseinrichtungen aufwies: neben elf Hochschulen drei Max-Planck-Institute, neun Fraunhofer-Einrichtungen, vier Leibniz-Institute sowie weitere über 100 öffentlich und privat unterhaltene Forschungseinrichtungen (vgl. Schnell 2006). In Berlin erwies sich die Gründung des Wirtschafts- und Wissenschaftsparks in Adlershof – auf ehemaligem AdW-Gelände – als eine Entscheidung, die eine bemerkenswerte Entwicklungsdynamik auslösen sollte.⁸⁰ Auch der einstige Akademiestandort in Berlin-Buch wurde zum Wissenschaftspark, hier für die Lebenswissenschaften (vgl. MDC/TVA 1992 und Nickel 2001). Insgesamt stellt Berlin mit

⁸⁰ vgl. WiSoS (1993); Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz Berlin (1994); IGAFA (1995); Adlershof Aufbaugesellschaft (1999); Menger (1999); IGAFA (1999; 2002)

Potsdam seit den 2000er Jahren das größte Wissenschaftscluster Deutschlands dar. In Potsdam tragen dazu vor allem zwei räumliche Verdichtungen von Forschungseinrichtungen bei: der Wissenschaftspark Golm mit – neben Teilen der Universität Potsdam – fünf Instituten⁸¹ und der Telegrafenberg.⁸² Zum zweitgrößten Wissenschafts- und Technologie-Campus Ostdeutschlands nach Berlin-Adlershof entwickelte sich in Halle (Saale) der Weinberg Campus (vgl. Müller 2007; Hensling 2008). Weitere Clusterungen bestehen auf dem Jenaer Beutenberg⁸³ und im Wissenschaftspark Permoserstraße in Leipzig.⁸⁴

Hinzutreten wird – zwar außerhalb unseres Untersuchungszeitraums, aber mit bedeutsamen Ausstattungen – noch Cottbus als neuer Cluster-Standort. Im Zuge der Strukturwandelförderung, welche die regionalen Folgen des Kohleausstiegs abfedern soll, werden in Cottbus die Medizinische Universität Lausitz aufgebaut, DLR-Institute für Elektrifizierte Luftfahrtantriebe und für CO₂-arme Industrieprozesse (mit einem zweiten Standort in Zittau) angesiedelt (beide Helmholtz-Gemeinschaft), ein Innovationscampus Elektronik und Mikrosensorik (iCampus) Cottbus und ein Kompetenzzentrum energieintensive Industrien errichtet sowie drei neue Ressortforschungseinheiten entstehen: ein Kompetenzzentrum Regionalentwicklung des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR), ein Kompetenzzentrum Elektromagnetische Felder des Bundesamtes für Strahlenschutz (BfS) und ein Forschungs- und Entwicklungszentrum der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe.

Als ein spezifischer, nicht zuletzt symbolisch wichtiger Aspekt sollte sich schließlich erweisen, wie mit den Hochschul- und Forschungsgebäuden der Ostmoderne umzugehen sein möge. Das lässt sich exemplarisch am Universitätsturm in Leipzig zeigen. Zu unterscheiden war hier zweierlei: die Radi-

⁸¹ Innovationszentrum Go-In, Fraunhofer-Institut für Angewandte Polymerforschung (IAP), Max-Planck-Institut für Gravitationsphysik (Albert-Einstein-Institut), Max-Planck-Institut für Kolloid- und Grenzflächenforschung und Max-Planck-Institut für Molekulare Pflanzenphysiologie. Vgl. Glaesmer/Müller (2004)

⁸² Forschungsstelle Potsdam des Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung, Deutsches GeoForschungsZentrum, Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung, Großer Refraktor und Einsteinurm des Instituts für Astrophysik Potsdam. Vgl. Boch (2008)

⁸³ neun Institute der Friedrich-Schiller-Universität, außeruniversitärer Forschungsorganisationen und des Landes Thüringen, so das das Biolinstrumentezentrum, die Leibniz-Institute für Altersforschung Fritz-Lipmann-Institut (FLI) sowie für Naturstoff-Forschung und Infektionsbiologie Hans-Knöll-Institut (HKI). Vgl. Stelzner (o.J. [2006])

⁸⁴ Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung GmbH (UFZ), Leibniz-Institut für Oberflächenmodifizierung (IOM), Leibniz-Institut für Troposphärenforschung (TROPOS), Forschungsstelle Leipzig des Helmholtz-Zentrums Dresden-Rossendorf, Sächsisches Institut für Angewandte Biotechnologie (SIAB), Deutsches Biomasseforschungszentrum (DBFZ), Institut für Nichtklassische Chemie an der Universität Leipzig (INC) sowie mehrere FuE-Firmen. Vgl. UFZ (2001)

kalität der vorhandenen Architektur und die Funktionalität des Bauwerks. In ersterer Hinsicht repräsentiert das Gebäude die Avantgarde der späten sechziger Jahre und zählt, ebenso wie z.B. das etwa gleichaltrige BMW-Hochhaus in München, zum International Style. Kritischer fiel die funktionelle Bewertung aus. So zeichnete sich das im Grundriss dreiecksförmige Universitätshochhaus durch seine nach innen gewölbten Außenwände durch maximalen Grundstücksverbrauch bei minimalem Raumgewinn aus. Der Anteil der Hauptnutzfläche an der Nettogeschossfläche lag mit 45 Prozent deutlich unter dem in Bürogebäuden üblichen Wert von 70 Prozent Hauptnutzfläche zu 30 Prozent Verkehrs-, Nebennutz- und Funktionsfläche. Zudem wurde für den Turm funktionale Defizienz und Kommunikationsfeindlichkeit berichtet. (Topfstedt 1999: 171) Schauernd hatte der Hamburger Anglist Dietrich Schwanitz in seinem Campusroman „Der Zirkel“ einen Protagonisten von dessen Leipziger Aufenthalt Anfang der 90er Jahre erzählen lassen:

„Gausig, kann ich Ihnen sagen. Stellen Sie sich die Universität wie unseren Philosophenturm vor, nur fünfmal so hoch. Innen alles schummrig und kafkaesk. Der Fahrstuhl hält nie in dem Stockwerk, das Sie gedrückt haben. Sie irren durch einen Kaninchenbau wie Alice im Wunderland. Merkwürdige Wesen, die Sie stumm anblicken, sausen aus Türen und verschwinden in anderen Türen. Alles scheint nach einer Verabredung zu funktionieren, von der Sie allein ausgeschlossen sind.“ (Schwanitz 1998: 108)

Die Universitätsleitung konnte es zunächst nicht schnell genug erwarten, aus diesem ungeliebten Uni-Hochhaus in der Innenstadt ausziehen, um dann festzustellen, dass diese stadtsilhouettenprägende Höhendominante auch einige Vorteile hatte. Nun wurden die Nähe zu den Hörsälen, die wesentlich geringer als ursprünglich kommunizierten Sanierungskosten, „aber auch der Symbolcharakter des Hochhauses als Wahrzeichen der Universität und Leipzigs als Universitätsstadt“ hervorgehoben. Vergeblich kämpfte man vor Gericht um die Rücknahme der Verkaufsentscheidung, welche die sächsische Staatsregierung getroffen hatte.⁸⁵

In Jena, wo ein vergleichbarer Turm im Stadtzentrum der Universität gehörte, hatte man sich bereits 1992 ohne Wehmut dafür entschieden, ihn abzustossen (vgl. Diers/Grohé/Meurer 1999; Sängler 2000). Später mietete die Universität dort dann Räume an. An anderen Orten und nachdem einige Zeit ins Land gegangen war, waren bzw. wurden die Debatten über die Ostmoderne-Bauten differenzierter. In Cottbus z.B. pflegte und pflegt man – neben der Errichtung moderner Solitärbauten (insbesondere des Informations-, Kommunikations- und Medienzentrums) und umfänglicher Modernisierungsanstrengungen – einen sensiblen Umgang mit der aus der DDR überkommenen Bausubstanz incl. der Kunst am Bau. (Vgl. BTU 1999 und

⁸⁵ „Hochhaus und kein Ende“ (1997: 10); vgl. Pasternack (1999a), H. J. Meyer (2015: 475–481) und Gutjahr-Löser (2023: 307–317)

2013; Achermann/Seeber 2018) Eine Erstaunlichkeit ereignete sich in Weimar 2010: Die 1982 dort auf dem Campus der Hochschule für Architektur und Bauwesen, heute Bauhaus-Universität, errichtete Mensa am Park sollte abgerissen werden. Daraufhin bildete sich eine „Initiative Mensadebatte“, die eine Debatte über die Bedeutung der Mensa als wichtiges Zeugnis der Architektur- und Kulturgeschichte ihrer Zeit initiierte. Sie erreichte schließlich, dass die Mensa unter Denkmalschutz gestellt und saniert wurde (Kirkel/Fritz 2013).

C.

**Umbaudimension 2:
Personalumbau**

In den 90er Jahren galten die Modalitäten und Resultate des Personalumbaus als Indikatoren, ob Erneuerung stattfindet und gelinge. Seither prägen diese Modalitäten und Resultate die Erinnerungen der Beteiligten so deutlich wie kein anderer Aspekt der damaligen Umgestaltungen. In der heutigen öffentlichen Debatte wird der Personalumbau zu den Verwerfungen der 90er Jahre gezählt, die als teilsächlich für die staats- und demokratieskeptische Stimmung in den ostdeutschen Regionen gelten. Möchte man diesen Vorgang verstehen, ist es nötig, einige Differenzierungen vorzunehmen, da nur so zweierlei deutlich werden kann: Welchen objektiven und subjektiven Bedingungen sind die Entwicklungen zurechenbar, und wie sind folglich die Verantwortlichkeiten verteilt gewesen? Wie und mit welchen Berechtigungen sind die nach wie vor bestehenden, höchst gegenläufigen Deutungen des Personalumbaus in der ostdeutschen Wissenschaft begründet? Zur Beantwortung dieser Fragen sollen die beiden Hauptelemente, die innerhalb des Vorgangs wirksam wurden – Personalstruktur-Neudefinition und umfangreiche Personalexklusion –, mit acht intervenierenden Faktoren konfrontiert werden.

1. Ausgangslage

Aus den oben bereits mitgeteilten Detaildaten¹ zur Personalausstattung der einzelnen Segmente des DDR-Wissenschaftssystems 1989 kann hier nun zunächst eine Gesamtab schätzung des Forschungspersonals vorgenommen werden, das 1989 in allen Segmenten tätig war. Dazu ist vorab viererlei anzumerken. Zum ersten lässt sich, nicht völlig ohne Erstaunen, notieren, dass es eine solche Übersicht bislang nicht gegeben hat – 35 Jahre nach dem Ende der DDR und zahllosen zwischenzeitlichen Debatten über den wahlweise als „Kahlschlag“ oder „Bereinigung einer überausgestatteten Wissenschaft“ apostrophierten Umbau der ostdeutschen Wissenschaft seit 1990. Da es keinen Gesamtüberblick zu ihrem Gegenstand – den ostdeutschen Wissenschaftler.innen – gab, waren diese Debatten nicht hinreichend fundiert. Entscheidungen waren dennoch zu treffen.

Zum zweiten operierte man in all den Jahren dennoch mit Zahlen, allerdings meist mit solchen, die fernab jeder Realistik lagen, da sie missverstanden wurden – weil sie missverständlich waren. Dass die AdW 24.000 Mitarbeiter.innen hatte, wurde in den Diskussionen immer wieder unwidersprochen zu „24.000 Wissenschaftlern“, obgleich die Zahl auch Laborantinnen oder Hausmeister enthielt. Dass knapp 200.000 Personen das „FuE-Personal“ der DDR über alle Wissenschaftssegmente hinweg gebildet haben, wurde in den Diskussionen immer wieder unwidersprochen zu „fast 200.000 Forschern“, obgleich die Zahl auch Facharbeiter oder Sekretärinnen enthielt, die in FuE-Bereichen arbeiteten.

Zum dritten ist damit umzugehen, dass sich in diversen Berechnungen zum Personal der wissenschaftlichen Bereiche unterschiedliche Daten genannt finden. Dies ergibt sich häufig daraus, dass dort die „FuE-Kapazität“ berechnet wurde, und dies zudem nach je eigenen Rechenmodellen. In anderen Fällen ist es schlicht unerklärlich, zumal viele Zahlenwerke keine hinreichenden oder überhaupt keine Erläuterungen zum Zustandekommen ihrer Daten enthalten. Tafel 33 macht das transparent, auch um prophylaktisch vermeintliche Inkonsistenzen mit anderen Datenzusammenstellungen aufzuklären.

¹ B. Umbaudimension 1: Strukturtransformationen

Tafel 33: Unterschiedliche Berechnungen der DDR-FuE-Personalkapazität

Segment		wiss. Personal	weitere Daten	Erläuterungen	
1		2	3	4	
FuE-Personal gesamt	DDR-Statistik	127.500 VbE (Kusicka et al. 1990: 12)	195.000 VZÄ (Meske 1990b: 22)	Von der OECD abweichende Erfassungsmethodik	Spalte 2: kalkulatorische Reduzierung des Personals um Nicht-FuE-Zeitbudgetanteile. Spalte 3: sämtliche, d.h. auch nicht-wissenschaftliche FuE-Beschäftigte
			197.800 Personen (Julier 1990: 3)		
	Frascati-Methodik	65.500 VZÄ (Meske 1990a: 102)	140.500 VbE (Kusicka et al. 1990: 19)	Anpassung an OECD-Erfassungsmethodik	
Hochschulwesen		38.900 (Burkhardt/Scherer 1997: 307)	14.100 VbE (Kusicka et al. 1990: 48)	Spalte 3: Wissenschaftleranzahl kalkulatorisch reduziert um Zeitbudgetanteile für die Lehre	
			14.348 VbE (Julier 1990: 5)		
			7.800 VZÄ (Meske 1990a: 107)	Spalte 3: durch vertragsgebundene Auftragsforschung für die Wirtschaft eingesetzte wissenschaftliche Personalkapazitätsanteile	
Akademien und Ressortforschung („Staatssektor“)		18.150 (eigene Berechnung aus Daten in Teil B.)	32.500 VbE (Kusicka et al. 1990: 48)	Spalte 3: alle Beschäftigten minus Gesellschaftswissenschaften	
			13.100 VZÄ (Meske 1990a: 107)	Spalte 3: durch vertragsgebundene Auftragsforschung für die Wirtschaft eingesetzte wissenschaftliche Personalkapazitätsanteile	
Industrieforschung		35.000 VbE (Kusicka et al. 1990: 50)	86.000 VbE (Pleschak et al. 2000: 6)	Spalte 2: „Wissenschaftler und Ingenieure“. Spalte 3: Sämtliche, d.h. auch nicht-wissenschaftliche FuE-Beschäftigte. Genutzt für DDR-BRD-Vergleiche.	
Gesamt		96.950		eigene Kompilation aus den ermittelten Angaben für die Einzelsegmente des Wissenschaftssystems (s.o. Teil B.)	

Zum vierten werden wegen der häufig nur schwer nachvollziehbaren, mitunter abenteuerlich anmutenden Differenzen zwischen unterschiedlichen Statistiken auch in Tafel 34 nur gerundete Zahlen verwendet. Der Eindruck von Exaktheit, die nur Scheinexaktheit wäre, soll vermieden werden.

Tafel 34: DDR-Wissenschaftssystem nach Wissenschaftssegmenten (1989)

Segment			Institutionenzahl					
Hochschulwesen					wiss. Personal*		Studierende	
Volluniversitäten			6		53	38.900	Insg.: 131.000 Direktstudium: 109.500	
Uni-Medizin (incl. 3 Med. Akademien)			9					
Technische Universitäten			3					
Technische/Ingenieurhochschulen			15					
weitere Spezialhochschulen			5					
Pädagogische Hochschulen			9					
Künstlerische Hochschulen			12					
Sonder- fälle im Tertiär- bereich	Sonder- hoch- schulen	zivile	10		39	4.900	8.000	
		Militär, Polizei, MfS	29				24.000	
	Fachschulen (ohne Krankenpflege)		172			8.500	Insg.: 130.400 Direktstudium: 78.700	
	Konfessionelle Hochsch.		17			110	1.030	
Wissenschaftsakademien					wissenschaftliches Personal*			
Akademie der Wissen- schaften	Insti- tute	Naturwissensch.	43		56	6.000	6.650	11.750
		Gesellschaftswiss.	13			650		
Akademie der Landwirtschafts- wissenschaften		Insti- tute	42		2.900			
Bauakademie			19		1.650			
Akademie der Pädagogischen Wissenschaften			13		550			
Ressortforschung					wissenschaftliches Personal*			
Gesellschaftswissen- schaften		SED-Institute	5	30	77	2.700		6.400
		Regierungs- institute	25			3.700		
Naturwissenschaften			47			3.700		
Industrieforschung					wissenschaftliches Personal*			
					35.000			
Wissenschaftliches Personal**					96.950			

* z.T. Abschätzungen; grundsätzlich gerundet; an Hochschulen incl. künstlerisches Lehrpersonal. ** ohne Fachschulen und konfessionelle Hochschulen

Datenquellen: s.o. Abschnitt B. Umbaudimension 1: Strukturtransformationen

Von Interesse ist schließlich noch, wie sich das wissenschaftliche Personal für Forschung und Lehre auf die Fächergruppen verteilte. Hier ergibt die Übersichtsbetrachtung, dass eine landläufige Wahrnehmung durch die Daten nicht gedeckt wird: Die Gesellschaftswissenschaften dominierten keineswegs quantitativ das Wissenschaftssystem, sondern stellten ein Fünftel

des wissenschaftlichen Personals, während die MINT-Fächer und Medizin zusammen vier Fünftel ausmachten (Tafel 35).

Tafel 35: Fächergruppenaufteilung des wissenschaftlichen Personals 1989

Segment	Fächergruppe		Gesamt
	Natur-, Ingenieurwissen- schaften, Medizin	Gesellschafts- wissenschaften	
öffentliche Hochschulen*	24.400	14.500**	38.900
Sonderhochschulen***	3.350	1.550	4.900
AdW	6.000	650	6.650
weitere Akademien	4.200	900	5.100
Ressortforschung	3.700	2.700	6.400
Industrieforschung	35.000	--	35.000
Summen	76.650	20.300	96.950
Anteile	79 %	21 %	100 %

* Burkhardt/Scherer (1997: 307); „Sport“ und „Zentrale Einrichtungen“: Aufteilung auf Fächergruppen geschätzt. ** incl. künstlerisches Lehrpersonal. *** Aufteilung auf Fächergruppen geschätzt. – Alle anderen Daten aus in den Abschnitt B. angegebenen Quellen

2. Die Hauptelemente des Umbaus: neue Personalstrukturen und Personalexklusion

Zur allgemeinen Strukturübertragung von West nach Ost gehörte unter anderem die Überführung der Personalstruktur im Wissenschaftsbereich. Das betraf zum ersten die Personalkategorien (wie sie für die Hochschulen damals das HRG von 1987, §§ 42ff., regelte). Davon betroffen war vor allem der akademische Mittelbau. Dieser umfasste an den ostdeutschen Hochschulen und Akademieinstituten recht unspezifisch Jüngere wie Ältere, Unpromovierte bis Habilitierte, planmäßig in einer Mittelbauposition abgeschlossene Karrieren und blockierte Karrieren, in der DDR politisch sehr Engagierte wie in der Wissenschaft eine Nische Suchende, vornehmlich Forschende wie vornehmlich Lehrende.

Zum zweiten schloss die neue Personalstruktur eine deutliche Reduzierung unbefristeter Beschäftigungsverhältnisse ein, weil akademische Karrieren nun auch im Osten allein auf die Professur fixiert wurden.² Dabei war seinerzeit unablässig kolportiert worden, mit der Einführung der neuen Personalstruktur nach dem HRG und der Annäherung an die Personalausstattung der westdeutschen Hochschulen sei auch notwendig verbunden, dass lediglich etwa 20 Prozent des Mittelbaupersonals unbefristet beschäftigt werden dürfe und etwa 80 Prozent befristet beschäftigt werden müsse (Otto 1993: 422). Dem hatte man sich bis 1995 dann tatsächlich weitgehend angenähert.

In diesem Jahr waren an allen deutschen Hochschulen – Ost und West differenzierende Daten existieren nicht – 48 Prozent der männlichen und 34 Prozent der weiblichen Wissenschaftler unbefristet beschäftigt. 52 bzw. 66 Prozent hatten befristete Anstellungen. Da die Professoren zu 93 Prozent und die Professorinnen zu 90 Prozent unbefristet waren, konzentrierten sich die Befristungen auf die Beschäftigtengruppen „Dozenten und Assistenten“ sowie „wissenschaftliche und künstlerische Mitarbeiter“. Bei ersteren hatten 91,5 Prozent der Männer und 94 Prozent der Frauen Zeitverträge. Bei letzteren waren es 65 bzw. 71 Prozent. (Wissenschaftsrat 1998a: 55) Allerdings stellte dies eine deutliche Veränderung im Vergleich zu der Befristungssituation dar, wie sie zum Zeitpunkt der deutschen Vereinigung bestanden hatte. Drei Zahlenblöcke aus dieser Zeit – drei deshalb, weil sich unterschiedliche Daten ergeben, je nachdem, welche Personalgruppen in die Erfassungen einbezogen sind:

² Die in einigen westdeutschen Ländern einst eingeführte alternative Beamtenlaufbahn vom Akademischen Rat über den Akademischen Oberrat zum Akademischen Direktor wurde in den ostdeutschen Ländern nicht implementiert.

- *Mittelbau incl. Drittmittelbeschäftigte:* Dieser umfasste 1988 an allen westdeutschen Hochschulen 71.079 Personen. Davon waren 21.911 unbefristet beschäftigt, während 49.168 Personen befristete Verträge hatten. Das Verhältnis betrug also 31 Prozent unbefristet zu 69 Prozent befristet.³
- *Mittelbau ohne Drittmittelbeschäftigte:* 1990 hatten alle westdeutschen Hochschulen rund 52.000 reguläre Stellen für Wissenschaftliches Personal im Mittelbau. Davon waren 26.500 auf Zeit und 25.500 auf Dauer ausgewiesen. Im Mittel der westdeutschen Bundesländer ergab sich ein Verhältnis von Dauer- zu Qualifikationsstellen von etwa 50 : 50.⁴
- *Mittelbau ohne Medizin und ,höherem Mittelbau':* Nimmt man nur die Universitäten ohne Medizin und dort allein die wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen (d.h. ohne Hochschuldozenten, Oberassistentinnen und C1-Assistenten, für die in der herangezogenen Quelle keine Befristungstatbestände ausgewiesen sind), so zeigt sich: 1990 waren 19.487 Stellen für WMA ausgewiesen und davon 6.297 als zeitlich befristete Stellen. Damit gab es eine Relation von 68 Prozent unbefristeten zu 32 Prozent befristeten Verträgen. (Wissenschaftsrat, Geschäftsstelle 1990: Anhang S. 168)

Zusammengefasst erweist sich: Die 80-20-Regel für das Verhältnis befristeter und unbefristeter Beschäftigten war keineswegs eine zuvor bereits bestehende westdeutsche Normalität, an die sich die ostdeutschen Wissenschaftler:innen nun halt auch gewöhnen mussten. Vielmehr war mit der Vereinigung wissenschaftspolitisch eine Gelegenheit genutzt worden, um mit der 80-20-Regel eine (vermeintliche) Mobilisierung des Hochschulsystems zu erwirken. Wer unter (Zeit-)Druck steht, sei leistungsorientierter, so lautete die dahinterstehende Ansicht. Heute sind, wie zur Vervollständigung angemerkt sei, gesamtdeutsch 29 Prozent des wissenschaftlichen Hochschulpersonals aller Kategorien unbefristet und 71 Prozent befristet beschäftigt (2022, vgl. StatBA 2024a, Tab. 21341-0001 bis 21341-0003, 21341-0005). Hier ist demzufolge mit der Vereinigung der Wissenschaftssysteme tatsächlich eine gesamtdeutsche Veränderung implementiert worden – eine seit längerem höchst kontrovers diskutierte.

Zugleich fand sich, zum dritten, eine im internationalen Vergleich gravierende Personalstrukturabweichung des westdeutschen Hochschulsystems in den Osten importiert: Anders als in vielen anderen Hochschulsystemen ist die Anzahl der selbstständig Lehrenden und Forschenden an deutschen Hochschulen gering, insofern solche Positionen nahezu ausschließlich inge-

³ Otto (1993: 423) unter Bezugnahme auf BMBW (1991: 226)

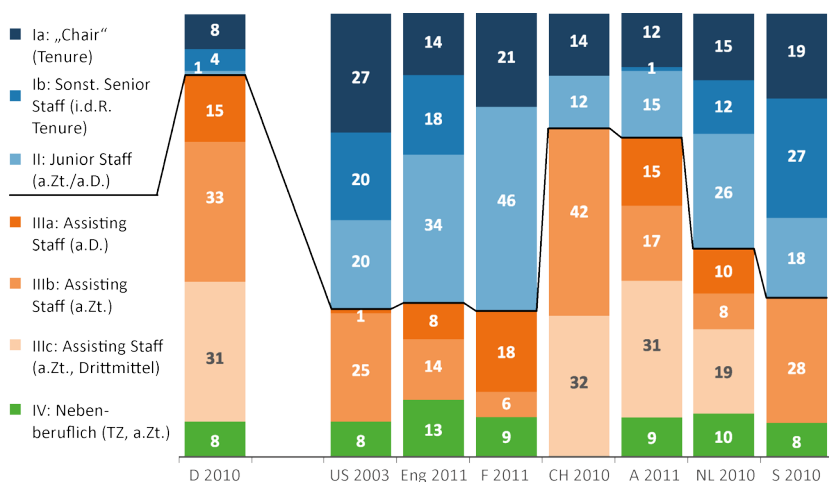
⁴ Schmidt/Werner (1993: 421) unter Bezugnahme auf Wissenschaftsrat, Geschäftsstelle (1990)

stalt der Professur zur Verfügung stehen. 2023 waren 18 Prozent des wissenschaftlichen Personals Professor:innen (vgl. StatBA 2024a, Tab. 21341-0005). Durch die deutsche Fixierung des akademischen Karrieremusters auf die Professur ist ein biografisch spätes Scheitern zahlreicher Karriereambitionen schon aus Mengengründen programmiert. Vergleicht man dies mit Frankreich, Großbritannien oder den USA, so fällt auf, dass an deutschen Universitäten weitgehend eine Dozentenebene von selbstständig Forschenden und Lehrenden fehlt. Damit zusammen hängt wiederum, dass – siehe oben – unterhalb der Professur nur ein vergleichsweise kleiner Teil des wissenschaftlichen Personals dauerhaft beschäftigt ist (als Akademische Räte, Mitarbeiter:innen auf Funktionsstellen, Lehrkräfte für besondere Aufgaben u.ä.). Fest bestallte Dozenten dagegen, dem britischen Lecturer oder dem französischen Maître de Conférences vergleichbar, machen an deutschen Universitäten lediglich ein bis zwei Prozent des wissenschaftlichen Personals aus.

Auch wenn man in Rechnung stellt, dass dies z.T. dadurch verursacht ist, dass in Deutschland alle Universitäten als Forschungsuniversitäten konzipiert sind, während viele andere Hochschulsysteme intern in Forschungsuniversitäten und vorrangig Lehraufgaben wahrnehmende Einrichtungen differenziert sind:⁵ Der Vergleich mit dem österreichischen und dem Schweizer Universitätssystem, die beide dem deutschen ähneln, bestätigt die Ungewöhnlichkeit der deutschen Situation. An den österreichischen Universitäten ist etwas mehr als ein Viertel des wissenschaftlichen Personals Dozenten (bzw. apl. Professoren) in unbefristeter Stellung und damit selbstständig lehrend und forschend (Pasternack 2008a: 286). An den Universitäten der Schweiz gehören immerhin etwa zwölf Prozent des wissenschaftlichen Personals dem selbstständig lehrenden und forschenden „oberen Mittelbau“ an (Pasternack 2008b: 312f.). Tafel 36 verdeutlicht die quantitativen Unterschiede zwischen selbstständigem (blaugetönte Balkensegmente) und unselbstständigem Personal (orangegetönt). (Vgl. Kreckel/Zimmermann 2014)

⁵ In den USA z.B. gibt es 3.927 Universitäten und Colleges (die in Deutschland mit der institutionellen Spreizung von Universität über HAW bis Berufsakademie zu vergleichen wären, ggf. wären auch höhere Fachschulen einzubeziehen, d.h. solche, deren Besuch einen Berufsabschluss voraussetzt). Von diesen sind laut Carnegie Classification 543 als Forschungsuniversitäten in drei Levels kategorisiert (<https://carnegieclassifications.acenet.edu/institutions/?inst=&research2025%5B%5D=1&research2025%5B%5D=2&research2025%5B%5D=3>, 4.4.2025; Angaben für 2025).

Tafel 36: Internationaler Personalstrukturvergleich



Grafik: Reinhard Kreckel (HoF)

Zum vierten umfasste der Personalstrukturtransfer die quantitative Angleichung, d.h. die Personalausstattungen der Hochschulen wurde tendenziell an das westdeutsche Ausstattungsniveau und die prognostizierte Studienachfrage angepasst. Um dies einordnen zu können, sind zweierlei Berechnungen instruktiv, die auf die Gesamtausstattung der östlichen Siedlungsgebiete mit wissenschaftlichen Personalressourcen rekurren:

■ **ohne Industrieforschung:** Im wissenschaftlichen Personal der Hochschulen hatte die DDR im Jahr 1989 38.900 Personen beschäftigt (Burkhardt 1997: 11), und in der außeruniversitären Forschung waren es 18.150 Wissenschaftler.innen (eigene Berechnung). Zusammen ergab das rund 57.000 Personen. In der ehemaligen Bundesrepublik wurden 1989 106.000 Wissenschaftler.innen öffentlich finanziert (StatBA 1996a: 13). Die Ost-West-Relation betrug damit 1 : 2,4. Hinsichtlich der Bevölkerung war das Verhältnis zwischen Ost- und Westdeutschland seinerzeit allerdings 1 : 3,8, hinsichtlich der Erwerbstätigen 1 : 3. Der Anteil an öffentlich finanzierten Wissenschaftler.innen war damit in der DDR sowohl im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung als auch im Verhältnis zu den Erwerbstätigen deutlich höher als in der Bundesrepublik.

■ **inklusive Industrieforschung:** Setzt man in einer Gesamtbetrachtung sämtlicher Wissenschaftssegmente – also Hochschulen, außeruniversitärer und Industrieforschung – die Zahl der beschäftigten Forscher.innen ins Verhältnis zu Bevölkerungsgröße und allgemeiner Beschäftigtenzahl, dann gab es in der DDR etwa zehn Prozent mehr wissenschaftliches Personal als in der Bundesrepublik (Meske 1993: 11). Bezieht man zugleich ein, dass in der DDR apparative Ausstattungsdefizite durch erhöhten Personaleinsatz kom-

pensiert wurden, dann lässt sich in dieser Betrachtung von einem ungefähren Gleichstand der relativen Wissenschaftlerbeschäftigung in BRD und DDR sprechen.

Der Wissenschaftsumbau wurde fast ausschließlich im Blick auf die Hochschulen und die Akademien-Forschung konzipiert und umgesetzt (d.h. ohne die Industrieforschung angemessen in den Blick zu nehmen). Daher rührte die alsbald dominierende Auffassung, dass es in diesen beiden Bereichen notwendig sei, beträchtliche Teile des wissenschaftlichen Personals abzubauen. Infolgedessen wurde die Neudefinition der Stellenstrukturen in Hochschulen und außeruniversitären Forschungsinstituten verbunden mit einer deutlichen Exklusion von Personen aus dem wissenschaftlichen Betrieb. Dafür hatte der Einigungsvertrag erleichterte Kündigungsmöglichkeiten geschaffen, sodass Massenentlassungen „mangels Bedarf“ möglich wurden.⁶

Indirekte Hinweise, wie begründet das dann im einzelnen war, lassen sich Zahlen entnehmen, die das sächsische Wissenschaftsministerium im Zuge einer parlamentarischen Anfrage veröffentlicht hatte. Gefragt worden war danach, in wie vielen Fällen entlassene Hochschulangehörige bei den Arbeitsgerichten gegen ihre Kündigung geklagt hatten. Die Antwort lautete, dass dies in 1.807 Fällen vorgekommen sei. Darin enthalten seien Klagen gegen Kündigungen wegen persönlicher Nichteignung (985 solcher Kündigungen hatte es in Sachsen gegeben; die Zahl der Klagen dagegen ist in der Quelle nicht angegeben).⁷ Kündigungen wegen fachlicher Nichteignung habe es in Sachsen nicht gegeben,⁸ dagegen rund 6.100 wegen „mangelndem Bedarf“ („oder wie ich gern zutreffender sagen würde“, so der sächsische Wissenschaftsminister Hans Joachim Meyer, „wegen nicht bezahlbarem Bedarf“, Meyer 1993c: 57). Zudem waren rund 1.200 Personen abwicklungshalber ausgeschieden, was infolge der Abwicklungsmodalitäten keiner ausdrücklichen Kündigung bedurfte.⁹ (SMWK 1999: 267f.)

Damit hatte zirka ein Fünftel der entlassenen sächsischen Hochschulangehörigen gegen die Entlassungen geklagt.¹⁰ Die Klageerfolgsquote gibt Hinweise auf die Qualität der Personalanpassungen qua Kündigungen: „130 Kläger obsiegten im Arbeitsgerichtsprozeß, davon wurden 82 wieder eingestellt. [...] In 1164 Fällen endeten Arbeitsgerichtsverfahren mit einem Ver-

⁶ EV Anl. 1, Pkt. C „Besondere Sachgebiete“, Kapitel XIX „Recht des öffentlichen Dienstes einschließlich des Rechts der Soldaten“, Abschn. III, Abs. 4

⁷ dazu unten C. 3.3. Integritätsüberprüfungen

⁸ dazu unten C. 3.4. Fachliche Evaluationen

⁹ dazu unten C. 3.5. Fächergruppen

¹⁰ „Zirka“ deshalb, weil sich den Zahlen nicht entnehmen lässt, wie viele von den Klagen wegen mangelnder persönlicher Integrität gekündigt worden waren und bei wie vielen das Beschäftigungsverhältnis abwicklungsbedingt ausgelaufen war.

gleich, darunter in 29 Fällen mit Wiedereinstellung.“¹¹ (Ebd.: 268) Demnach waren in 72 Prozent der gerichtlich ausgetragenen Fälle die Kündigungsgründe nicht überzeugend genug, um eine Entscheidung zugunsten des beklagten Freistaats Sachsen begründen zu können.

Der Wissenschaftsrat hatte 1995 für die ostdeutschen Hochschulen ermittelt, dass bereits von 1990 bis 1994 im Bereich des wissenschaftlichen Personals ein Stellenabbau um 31 Prozent erfolgt war (Wissenschaftsrat 1995: 21). Neben der Stellenreduktion ist die Differenz von Stellen- und Personalabbau einzubeziehen: Da 1994 dann auch vormals westdeutsche (und – wenige – ausländische) Wissenschaftler:innen Stellen an ostdeutschen Hochschulen innehatten, war der Abbau des ostdeutschen Personals größer als die Stellenreduzierung.

Hinzu traten anschließend, d.h. nach 1994, weitere Beendigungen von Beschäftigungsverhältnissen nach 1994, nicht zuletzt, da in der ersten Hälfte der 90er Jahre zahlreiche unbefristete Verträge in befristete umgewandelt worden waren. Die Landesregierungen hatten vielfach die Praxis gepflegt, unter Androhung der sofortigen Kündigung wegen ‚mangelndem Bedarf‘ unbefristet beschäftigte Angestellte zum Einverständnis mit einem nur noch befristeten Arbeitsverhältnis zu bewegen (vgl. Plander 1993). So hatten z.B. in den Geisteswissenschaften (ohne Sozialwissenschaften) unter den 1995 wissenschaftlich Beschäftigten 45 Prozent befristete Verträge. Diese liefen dann noch im Laufe der 90er Jahre aus (Pasternack 1996: 47).

Zwar gab es für einen Teil des Personals auch Übergangsregelungen, doch milderte dies Härten nur zum Teil und nur temporär.¹² Auch hatten die Vorgänge für einige in der DDR benachteiligte Wissenschaftler:innen zuvor undenkbare Chancen des Aufstiegs geboten. Gleichzeitig wurden aber auch früher benachteiligte Wissenschaftler von der allgemeinen Welle des Stellenabbaus erfasst. Im Gesamtergebnis waren am Ende der 90er Jahre 65 Prozent des ursprünglichen Personals aus akademischer Beschäftigung in öffentlich unterhaltenen Strukturen exkludiert, und in der nunmehr privaten Industrieforschung betraf es noch weitaus mehr Personen.¹³

Damit sind die beiden Hauptelemente des Personalumbaus benannt: die Neudefinition der Personalstruktur und die daraus folgende massenhafte Exklusion von Personal.

¹¹ Nicht aufklärbar ist die Differenz von 513 zwischen diesen insgesamt 1.294 Entscheidungen bzw. Vergleichen und den in der gleichen Quelle (s.o.) angegebenen 1.807 Klagen, die gegen Kündigungen anhängig gewesen seien.

¹² siehe ausführlicher unten C. 4. Ausgleichsbemühungen

¹³ detaillierter s.u. C. 3.1. Institutionenarten

3. Intervenierende Faktoren

Die Personalstruktur-Neugestaltung allein erklärt nicht das Ausmaß der Personal-Exklusion und vor allem nicht die Unterschiede, die innerhalb dieser beobachtbar gewesen waren. Intervenierend wirkten vielmehr acht Faktoren: die Institutionenarten, die regionale wissenschaftliche Versorgungsdichte, die Integritätsüberprüfungen des Personals und fachliche Evaluationen, die Fächergruppen-Zugehörigkeiten, die Wettbewerblichkeit der Wissenschaft, die Geschlechtsspezifika und Generationendifferenzen.

3.1. Institutionenarten

Es machte für die individuellen Chancen auf einen Verbleib in der Wissenschaft einen Unterschied, ob man an einer Akademie, einer Hochschule, im Bereich von Sonderhochschulen und Ressortforschung oder der Industrieforschung beschäftigt war. Letztere ist an sich zwar ein Bereich jenseits der öffentlich finanzierten Forschung; allerdings war und ist dies nur in der Bundesrepublik relevant. So habe sich, nach Auskunft eines BMFT-Beamten, der Westen beim Vereinigungsprozess selbst den Blick verstellt

„durch die Verabsolutierung der Zuständigkeiten im westlichen Wissenschaftssystem. Statt sich um einen Gesamtüberblick über die Forschungslandschaft der DDR nach Sachgebieten, egal wo das Potential angesiedelt ist, und darauf aufbauend um Strukturierungsvorschläge zu bemühen ..., wurden die normalen Grenzziehungen zwischen dem öffentlichen System und der privaten Wirtschaft nach westlichem Zuständigkeitsdenken auf die Situation in der DDR übertragen. [...] Für die Hochschulen mußte man also auf die noch nicht existierenden Ländereien warten, für die außeruniversitäre Forschung war der Bundesminister für Forschung und Technologie (BMFT) zuständig und für die Wirtschaft eigentlich niemand oder der Eigentümer, also für das meiste die Treuhandanstalt, obgleich doch im zentral gelenkten System der DDR die mit den westlichen Trennungen gewollten Autonomien nicht existierten und deshalb auch nicht alles dort zu finden sein mußte, wo es nach der westlichen Vorstellung hingehörte.“ (Ziegler 1993: 693f.)

In der DDR hatte es für die Einzelnen in der Tat keinen relevanten Unterschied gemacht, ob der Arbeitsvertrag mit einem Betrieb, einem Akademiejnstitut oder einer Hochschule bestand, da auch die Wirtschaft staatlich war. Nun aber entfalteten Bewertungen, Zuständigkeiten und Finanzierungskanäle ihre Wirkungen:

- Dass es auch weiterhin Hochschulen geben müsse, stand nicht infrage.
- Hinsichtlich der Forschungsinstitute der Akademien wurde letztlich bis Mitte der 90er Jahre um deren Schicksale gerungen. Die Forschungsaka-

demien an sich hatten als inkompatibel zu den gewachsenen Strukturen der außeruniversitären Forschung in der Bundesrepublik gegolten und waren daher Ende 1991 der Auflösung anheim gefallen.

- Die Sonderhochschulen wurden komplett geschlossen, da sie von Ministerien, Parteien und Sicherheitsorganen nicht mehr benötigt wurden bzw. ihre Träger selbst in Auflösung waren.
- Die Ressortforschung blieb weitgehend unter der Wahrnehmungsschwelle der wissenschaftspolitischen Akteure.
- Die Industrieforschung – sie machte mit 35.000 Personen im Wissenschaftspersonal 38 Prozent des gesamten DDR-Wissenschaftspersonals aus und war damit das relativ größte Segment der DDR-Wissenschaft – fiel weitgehend dem Zusammenbruch der betrieblichen Strukturen zum Opfer. Erschwerend wirkte hier der Umstand, dass die Industrieforschung nicht in den Bereich der öffentlich finanzierten Wissenschaftseinrichtungen fiel, wenngleich sie durchaus auch gefördert wurde und wird.¹⁴

Lassen sich die Größenordnungen des Personalabbaus in den einzelnen Bereichen beziffern? Ja und nein. Es gibt zum ersten keine bilanzierende *Gesamterhebung* (was gewiss erstaunen mag, aber nur solange, bis man sich vergegenwärtigt, ob einer der potenziellen Auftrag- und Geldgeber einer solchen Erhebung ein Interesse an deren Ergebnissen hätte haben können). Zum zweiten ist die Zahl der empirisch abgesicherten Erhebungen und Hochrechnungen, denen sich für einzelne Wissenschaftssektoren relevante Zahlen entnehmen lassen, überschaubar, und in ihren Details sind diese Studien nur schwer miteinander zu vergleichen. Daraus ergibt sich, dass hier lediglich eine plausible Abschätzung auf der Basis einer Zusammenschau der vorliegenden Studien stattfinden kann. Die Studien nehmen jeweils einzelne Ausschnitte des Wissenschaftssystems in den Blick, d.h. bestimmte Institutionenarten, Disziplinengruppen oder einzelne Universitäten. Die Abschätzung ergibt, dass das 1989 beschäftigt gewesene Personal in folgenden Größenordnungen abgebaut worden ist:¹⁵

- ca. 55 Prozent an den öffentlichen Hochschulen (mit Unterschieden zwischen den Ländern),

¹⁴ siehe ausführlicher oben B. 4. Industrieforschung

¹⁵ Grundlagen dieser Zusammenschau sind: zu *den Hochschulen*: Hg. Meyer (1993), Wissenschaftsrat (1995), Neie (1996), Buck-Bechler/Schaefer/Wagemann (1997), Lewin (1997), Burkhardt (1997); zu *einzelnen Universitäten*: Gutjahr-Löser (1997), Raiser (1998), Post (2005); zur *Gruppe der Hochschullehrer:innen*: Hecht (2002); zu *einzelnen GSW-Fächern*: Pasternack (1996), Hildebrandt (1997); zu *Forschungsakademien*: Brandt (2003: 68), Kuntsche (2017: 182); zu *Forschungsakademien und Industrieforschung*: Meske (1993); zur *Industrieforschung*: Pleschak/Fritsch/Stummer (2000); zu *Sonderhochschulen und Ressortforschung*: Grelak/Pasternack (2024). Desweiteren eigene Berechnungen, die oben unternommen wurden: siehe B. Umbaudimension 1: Strukturtransformationen.

- ca. 60 Prozent in den außerhochschulischen Instituten der Akademie der Wissenschaften (die anderen 40 Prozent wurden in neugegründeten Max-Planck-, Fraunhofer-, Großforschungs- und Blaue-Liste-Einrichtungen tätig),
- ca. 85 Prozent der Forschungsinstitute der weiteren Akademien (Bauakademie und APW über 95 %, Akademie der Landwirtschaftswissenschaften 70 %),
- ca. 95 Prozent in Sonderhochschulen und Ressortforschung, also in Einrichtungen, die Ministerien und z.T. dem SED-Zentralkomitee bzw. Massenorganisationen unmittelbar unterstellt waren,
- ca. 85 Prozent in der Industrieforschung.

Was die Vorgänge für die Einzelnen bedeuteten, ist mittlerweile vielfach beschrieben worden. Wenn nach über drei Jahrzehnten Einheit gefragt wird, woher die Unzufriedenheit im Osten rühre, kann man sich auch diese Schilderungen zu Gemüte führen. Exemplarisch sei eine zitiert, mitgeteilt von einem Chemiker, der in Berlin-Adlershof in einem AdW-Institut für Chemie tätig war. Sie eignet sich als Beispiel *pars pro toto*, da hier kein hochrangiger, politisch eng mit dem DDR-System verbundener Funktionsträger berichtet, sondern jemand aus der mittleren Leistungsträgerschaft (Tafel 37).

Tafel 37: Strukturgebundener Personalabbau: die subjektive Perspektive

„Der Name Fugmann-Heesing klingt in den Ohren vieler Mitarbeiter des Forschungskomplexes noch heute dissonant. Als Finanzsenatorin des von der SPD geführten Berliner Senats verantwortete sie den Beinahe-Exodus der chemischen Forschung im Südosten Berlins. Der Senat unterlief immer wieder die mit dem Bund vereinbarte paritätische Finanzierung der ohnehin schon stark geschrumpften Forschungslandschaft. ‚Wo-zu Forschung – Berlin ist kein Standort der Chemie‘, war die Argumentation. Aber wen bedienten die Physikalischen Institute des Campus? Und wen trafen die Kürzungen am meisten?

Der öffentliche Dienst trennte sich von allen staatsnahen Mitarbeitern. Karrierebewusste junge Leute gingen in den Westen. Es blieben die bürgerlichen, integren Wissenschaftler und Techniker. Mit diesen hätte sich ein Neuanfang in der Chemie gelohnt! Aber auch von ihnen trennte man sich. Die 300 letzten von ursprünglich 1600 Mitarbeitern in Labors, Büros und Werkstätten reduzierte Frau Fugmann-Heesing zunächst auf 150 und später auf 75. Damit wurden Spezialisten im Zenit ihrer Schaffenskraft in die Arbeitslosigkeit geschickt. Im Alter von durchschnittlich fünfzig Jahren fanden die meisten keine adäquate Anstellung mehr.

Die Auswahl der zu kündigenden Mitarbeiter erfolgte nach strengen sozialen Regeln. Die Vorzeiten im Forschungskomplex wurden nicht angerechnet, das Lebensalter und die Zahl schulpflichtiger Kinder schon. So blieben die unter Vierzig- und über Sechzigjährigen, während die Fünfzigjährigen zu gehen hatten.

Auch Peter Holt erhielt die Kündigung, obwohl er, wie die meisten anderen, anspruchsvolle wissenschaftliche Themen bearbeitete. Vom Wissenschaftsrat der neuen Republik war die Arbeit dieser Leute als wertvoll und deshalb erhaltenswert beurteilt worden. Aber, zum 30. Juni des Jahres 1997 war dennoch Schluss.

Holt hatte aufgrund einer Indiskretion schon zeitig von der bevorstehenden Kündigung erfahren. Sein unmittelbarer Vorgesetzter jedoch verhielt sich äußerst korrekt und schwieg. So hatte er in der kleinen Republik 20 Jahre lang geschwiegen und für seine Reserviertheit ein gutes monatliches Salär erhalten. Der Sozialismus machte es möglich. Er und sein noch zurückhaltenderer Techniker nahmen nach der politischen Wende einen Kurs nach oben, weil der eine der SPD und der andere den Bündnisgrünen nahe stand. Die neuen Führer pflegten sie, um deren politischen Einfluss für die neue Forschungslandschaft nutzen zu können.

Peter Holt war wegen seiner erfolgreichen Kooperation mit der Industrie gut bekannt. Leider kam er nicht aus demselben Stall wie die neue Führung. Dennoch rechnete er sich Chancen für eine Wiedereinstellung aus, da auch die reduzierte Forschungseinrichtung Themen der angewandten Forschung dringend benötigte. So klagte er vor Gericht, nicht weil er eine zänkische Krähe war, sondern wegen der sich eröffnenden Möglichkeit für die Leitung, ihn aus Gründen der Dringlichkeit weiter zu beschäftigen. Doch die Leitung dachte nicht im Geringsten daran. Weg ist weg!

In der Folgezeit merkte der Fünfzigjährige, dass er das dümmste Alter für einen Neuanfang hatte. In Vorstellungsgesprächen attestierte man ihm eine hohe Qualifizierung – in allen Fällen zu hoch für die ausgeschriebenen Stellen. Forschungsmittel aus einem der vielfältigen Fördertöpfe durfte er auch nicht beantragen – die Altersgrenze betrug 35 Jahre. So verbrachte Holt manche Stunde auf dem Arbeitsamt. Dort stand er mit den BILD-Zeitung lesenden Trinkern in einer Schlange. Die Kündigung selbst, aber auch die schlechten Erfahrungen bei der Arbeitssuche, blockierten sein Hirn. Das Vorhaben, begonnene Publikationen fertig zu stellen, gelang nicht einmal in Ansätzen. In dieser Zeit erlebte er die größte Demütigung seines Arbeitslebens. Dass er dabei nicht alleine war, half wenig. Seinen ebenfalls frei gesetzten Kollegen erging es nicht anders. Viele von ihnen klagten, wie er, vor Gericht. Nur wenige, bei denen Formfehler in der Kündigung vorlagen, wurden wieder eingestellt. Hier konnte man lernen, dass die in Kino und Fernsehen dargestellte Gerechtigkeit der Justiz die Drehbücher, aber nicht die Realität widerspiegelt. Besonders auffällig war dabei die geringe Streitbarkeit der Rechtsanwälte. Das Fazit des Erlebten – sich nicht kündigen zu lassen!“

Quelle: Lutz (2012: 114–116)

3.2. Regionale Verteilung der wissenschaftlichen Ressourcen

Betrachtet man auf einer DDR-Karte die Verteilung der wissenschaftlichen Einrichtungen, so werden drei räumliche Unterschiede deutlich (hier der Einfachheit halber mit den heutigen Ländernamen):

- Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern waren wissenschaftlich gering versorgt. Der Korridor Nord-Sachsen-Anhalt, Süd-Mecklenburg-Vorpommern und Nord-Brandenburg bildeten einen praktisch wissenschaftsfreien West-Ost-Streifen, wobei dies mit der dortigen geringen Bevölkerungsdichte korrespondierte.
- Thüringen und Sachsen-Anhalt waren durchschnittlich mit Wissenschaft versorgt.

- In Ost-Berlin und Sachsen hingegen gab es eine starke Verdichtung von Hochschulen und Forschungseinrichtungen.

Das hatte Auswirkungen auf den Personalabbau nach 1990. Dieser betraf vor allem (Ost-)Berlin und Sachsen. Nimmt man beide zusammen, so hatte die DDR dort die Hälfte ihres Wissenschaftspotenzials konzentriert: Im sächsischen Raum waren 32 Prozent und in Berlin 19 Prozent des wissenschaftlichen Personals der Hochschulen und Akademien-Institute tätig (1989, berechnet nach Julier 1990: 3). Bei der Industrieforschung verhielt es sich ähnlich: Deren Beschäftigte waren zu 28 Prozent in den sächsischen Bezirken und 18,5 Prozent in Berlin tätig.¹⁶ In Sachsen bestanden auch allein 22 der 53 öffentlichen DDR-Hochschulen, in Berlin waren es sieben, während sich die anderen Regionen die restlichen 24 Hochschulen teilten. In Berlin befanden sich zudem die relativ meisten Akademieinstitute und die absolut meisten Ressortforschungseinrichtungen.

All das war durch die beiden Bundesländer Sachsen und Berlin allein in diesen Größenordnungen nicht mehr zu finanzieren. So wurde die Personalstellenausstattung aller sächsischen Hochschulen (ohne Medizin) von 1989 bis 1997 von 28.022 auf 10.124 reduziert (SMWK 1999: 266), mithin auf 36 Prozent des Ausgangswertes. Konkret bedeutete das z.B. 6.091 Kündigungen „mangels Bedarf“ und 2.918 Inanspruchnahmen von Vorruhestands- oder Rentenregelungen (wobei außerordentliche und ordentliche Verrentungen in der Quelle nicht getrennt sind) (ebd.: 268). Um drei Beispiele, die zugleich die größten ostdeutschen Hochschulen waren, zu nennen: An der Universität Leipzig und der TU Dresden hatten jeweils zwei Drittel des 1990 beschäftigten Personals ihren Arbeitsplatz räumen müssen (Gutjahr-Löser 1997: 33; Post 2005). An der Humboldt-Universität zu Berlin waren es bis 1996 80 Prozent des Personals bzw. 84 Prozent der dauerhaft beschäftigten Wissenschaftler:innen (Vollrath 2009: 362, 349).

Für die Humboldt-Universität (ohne Charité) ist dies auch genauer aufgeschlüsselt worden. Sie beschäftigte 1989 3.279 Wissenschaftler:innen, davon 783 Hochschullehrer:innen (Professoren und Dozent:innen). Drei Viertel der Professor:innen waren bis 1994 ausgeschieden, etwa ein Viertel als Altersabgänge. Die ursprünglichen Angehörigen des wissenschaftlichen Mittelbaus wurden zu etwa 90 Prozent abgebaut. Der Umfang dieser Abgänge korrespondierte dabei nur zum Teil mit dem Stellenabbau, den die HU insgesamt gleichzeitig vornehmen musste: Während die Anzahl der Professuren um 33 Prozent stieg, sank sie im wissenschaftlichen Mittelbau um 82 Prozent. (Vgl. Raiser 1998: 118–120, 79, 103).

Aber auch im vergleichsweise gering ausgestatteten Mecklenburg-Vorpommern mussten die Hochschulen 36 Prozent ihrer Personalstellen abbauen. An den thüringischen und sachsen-anhaltischen Hochschulen waren es je-

¹⁶ berechnet nach Brocke/Förtsch (1991: 84)

weils ein Viertel. (Burkhardt/Scherer 1997: 326f.) Nochmals ist darauf hinzuweisen, dass der Abbau des bisherigen Personals größer war, als es diese Zahlen suggerieren, da zeitgleich auch westdeutsches Personal auf die Positionen einrückte. Allein in Brandenburg gab es einen Stellenaufwuchs – um 20 Prozent (ebd.): Dort hatte es bisher keine Universität gegeben, wurden dann aber drei Universitäten errichtet (wobei die Universität Potsdam und die BTU Cottbus auf Vorgängerhochschulen aufbauten).

3.3. Integritätsüberprüfungen

Der Einigungsvertrag regelte Überprüfungen auf „persönliche Eignung“, was in den Einrichtungen dann auch in „persönliche Integrität“ oder „politisch-moralische Integrität“ übersetzt wurde. Die Eignung bzw. Nichteignung bezog sich auf Verstöße „gegen die Grundsätze der Menschlichkeit oder Rechtsstaatlichkeit, insbesondere die im Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte vom 19. Dezember 1966 gewährleisteten Menschenrechte oder die in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte vom 10. Dezember 1948 enthaltenen Grundsätze“ und auf Tätigkeiten „für das frühere Ministerium für Staatssicherheit/Amt für nationale Sicherheit“. ¹⁷

An den Hochschulen wurden zur Prüfung der persönlichen Eignung Kommissionen gebildet. Aus deren Tätigkeiten ergaben sich dann unter anderem Entlassungen wegen, so die Begründungsformel, „mangelnder persönlicher Eignung“. Häufiger, wenn auch nicht durchgehend, war dies mit dem Vorwurf einer Inoffiziellen Mitarbeiterschaft beim MfS begründet. Die Öffentlichkeit nahm regen Anteil an Einzelfällen, in der Medizin meist unter dem Slogan: „International anerkannter Experte wird seinen Patienten weggenommen.“ ¹⁸ Dies war etwas populistisch, da es den eigentlichen Kündigungsgrund schlicht ignorierte und ihn damit bspw. Auch nicht kritisieren konnte. In Einzelfällen zumindest hätte es für eine Kritik gute Gründe gegeben. Denn es passierte bei den mitunter sehr raschen Kündigungen auch manche Merkwürdigkeit. Daneben bezogen sich Kündigungen auf Funktionsmissbräuche und, was von den Gesetzen her nicht eindeutig vorgesehen war, auf einfache Funktionswahrnehmungen.

Die angewandten Prozeduren sind, im nachhinein betrachtet, nur noch schwer zu verstehen. Immerhin: Sie mussten ad hoc entwickelt werden, und es gab kein Vorbild dafür. Den Akteuren waren nur zwei Dinge klar: Die systematischen Vertuschungen im Zuge der sog. Entnazifizierung im Westen

¹⁷ EV Anl. 1, Pkt. C „Besondere Sachgebiete“, Kapitel XIX „Recht des öffentlichen Dienstes einschließlich des Rechts der Soldaten“, Abschn. III, Abs. 5

¹⁸ vgl. exemplarisch: „Unsere besten Ärzte...“ (1992), Mayer (1992)

Deutschlands konnten kein orientierendes Vorbild sein, und zugleich war die DDR nicht mit dem NS-Regime gleichzusetzen. Manche Unstimmigkeit des Vorgehens erklärt sich daraus. Beide Gegenstände der Integritätsprüfungen – Kündigungen aufgrund von MfS-Mitarbeit und von politischen Funktionswahrnehmungen – seien im folgenden vertieft. Um insbesondere die Klärungen, die sich auf eine (meist inoffizielle) MfS-Mitarbeiter bezogen, verständlich werden zu lassen, müssen wir mit einer Rekonstruktion des sich verändernden Auskunftsverhaltens der Stasi-Unterlagen-Behörde im Transformationsjahrzehnt einsteigen, wobei aus Sachgründen über den Wissenschaftsbereich hinauszugreifen ist.

Mehrdeutige Akten und eindeutige Beauskunnftungen – die Metamorphose des IM-Begriffs

„Ein Weltniveau-Staat wie die DDR hatte natürlich nicht nur seine Beatles (die Puhdys), sondern auch seine Rolling Stones: Das war Pankow ... Ohne große Worte vermittelte der ruppige Rhythmus dieser Musik das Gefühl, sich von der Verlogenheit der Verhältnisse ringsum zu befreien, mit einem Wort: Authentizität“. So führte die F.A.Z. im Dezember 1996 ihre Leser.innen in eine diesen fremde Welt ein. Nun stand „Pankow“ erstmals seit 1990 wieder auf der Bühne: „Doch die Authentizität war nicht nur durch den Fortgang der Zeiten gebrochen. Der Gitarrist der Gruppe, Jürgen Ehle, ist vor kurzem als Inoffizieller Mitarbeiter der Staatssicherheit enttarnt worden; als ‚IM Peters‘ hatte er regelmäßig über die anderen Mitglieder der Band berichtet, nur Gutes allerdings, wie er beteuert, um der Band ihre Reisesmöglichkeiten zu erhalten.“ Und dann: „Bei der Einzelvorstellung der Musiker bekommt Ehle demonstrativ den meisten Beifall... Was ‚authentisch‘ ist und was nicht, wird über Plebiszit entschieden.“ (Siemons 1996)

Dieses Plebiszit hatte man sich anfangs deutlich anders vorgestellt. Doch handelte es sich bei den Beifallklatschenden nicht um angepasste Nostalgiker. Hier applaudierten die Fans einer Band, die in der DDR für rebellische Neigungen stand. Wenn dieses Publikum jetzt derart politisch inkorrekt Beifall klatschte, dann musste etwas schief gelaufen sein. Immerhin: Am Anfang hatten Hungerstreiks von Bürgerrechtlern in der Berliner Ex-Stasi-Zentrale und Sitzstreiks von Abgeordneten in der Volkskammer gestanden. Was danach schief gelaufen war, lässt sich nachvollziehbar machen.

In den 90er Jahren hatte der Inoffizielle Mitarbeiter (IM) des MfS eine kurvenreiche Definitionskarriere absolviert. Im Laufe des Jahrzehnts ergaben sich fortlaufend Änderungen in der Beauskunnftungspraxis der Stasi-Unterlagen-Behörde. Einige sind in Novellierungen des Stasi-Unterlagen-Gesetzes

festgeschrieben worden,¹⁹ andere müssen aus öffentlichen Mitteilungen des damaligen Behördenchefs und seiner Mitarbeiter:innen decodiert werden. Dabei stand vor allem eine Frage im Mittelpunkt: Kann aus den Akten eine frühere Inoffizielle Mitarbeit für das MfS jenseits vernünftiger Zweifel festgestellt werden? Als wie wandlungsfähig sich der IM-Begriff über die Jahre erwiesen hatte, lässt sich anhand einiger aussagekräftiger, öffentlich gewordener Einzelfälle darstellen:

■ Anfangs hatte es geheißsen, wer IM gewesen war, sei zweifelsfrei feststellbar: Denn IM könne nur gewesen sein, wer sich schriftlich dazu verpflichtet hatte. Das MfS habe so bürokratisch funktioniert, dass ohne etwas Schriftlichem in der Akte auch keine Geheimtätigkeit möglich gewesen sei. Die Fälle Manfred Stolpe und Heinrich Fink brachten eine erste Modifizierung dieser Angaben. Nun hieß es aus der Stasi-Unterlagen-Behörde: Insbesondere im kirchlichen Bereich habe es auch Verpflichtungen per Handschlag gegeben. Das stimmt allem Anschein nach, wenn auch einer der beiden Anlassfälle nicht befriedigend geklärt werden konnte: Der Fall Stolpe blieb eine Interpretationsfrage.²⁰

Im Fall Fink hatte der Bundesbeauftragte widersprüchlich argumentiert. Schriftlich: „Herr Prof. Fink ist seit 1969 als Inoffizieller Mitarbeiter des MfS unter dem Decknamen ‚Heiner‘ tätig gewesen.“ („Politische Kultur im vereinigten Deutschland“ 1992: 27) Mündlich: Er sei „ohne Mühe imstande“, sich „vorzustellen, daß ein Mann wie Heinrich Fink ... möglicherweise das nicht gewußt hat“.²¹ Damit war auch als unzuverlässig markiert, ob es IM-Verpflichtungen per Handschlag gegeben hatte, die den so Verpflichteten bewusst gewesen seien.²² Aber immerhin konnte man noch auf die Unter-

¹⁹ übersichtliche Darstellungen der Novellierungen finden sich in BStU (1995: 105f., und 1997: 103f.)

²⁰ vgl. Landtag Brandenburg (1994) und dort insbesondere die von der Mehrheitsmeinung abweichenden Voten der CDU-Vertreter:innen und des Bündnis-90-Abgeordneten im Stolpe-Untersuchungsausschuss in Anlagen, Teil B.

²¹ Außerordentliche Sitzung des Konzils der Humboldt-Universität zu Berlin am 29.11. 1991, in: Politische Kultur im vereinigten Deutschland (1992: 47). Das Landesarbeitsgericht Berlin erkannte in einem nachfolgenden Prozess die IM-Tätigkeit Finks als tatsächlich. Doch bescheinigte es seiner Urteilsbegründung selbst „argumentative Angreifbarkeit“ (Az 12 Sa 32/92), und das Bundesverfassungsgericht, das 1997 die Verfassungsbeschwerde Finks abgewiesen hat, sah – da ihm bei der eigenen Feststellung von Tatsachen enge Grenzen gesetzt seien – seine Aufgabe nicht darin, die vom LAG Berlin festgestellte IM-Tätigkeit Finks nochmals auf ihre Tatsächlichkeit hin zu überprüfen (Az 1 BvR 1934/93).

²² Abschließend geklärt wurde der Fall Fink am Ende nicht durch die BStU-Behörde, Gerichte oder den Ausschuss für Wahlprüfung, Immunität und Geschäftsordnung des Deutschen Bundestages – dem Bundestag gehörte Fink von 1998 bis 2002 an – (vgl. Deutscher Bundestag 2001), sondern durch eine zeithistorische Untersuchung. Sven Vollrath (2009: 114–124) konnte auf Grundlage einer sehr gründlichen Aktenauswertung – ermöglicht vor allem durch zunächst zerrissene, dann wieder zusammengesetzte ca. 600 Aktenblätter – so etwas wie ein abschließendes Fazit zu ziehen: Es sei unzweifelhaft belegt, „dass

schriftsvariante als einem verlässlichen Beleg einer bewussten MfS-Mitarbeit vertrauen.

■ Diesbezüglich brachte 1993 der Fall Peter Althaus Unerwartetes an den Tag. Althaus, renommierter Urologe und Chefarzt an der Berliner Charité, war 1991 wegen IM-Vorwurfs gekündigt worden. Er bestritt die Anschuldigung sehr entschieden und ging vor Gericht. Im Prozess stellte sich aufgrund graphologischer Gutachtung heraus, dass das MfS die Unterschrift unter die IM-Verpflichtungserklärung gefälscht hatte.²³ Damit war gerichtsnotorisch geworden, dass auch die bis dahin als unerschütterlich geltende Annahme der Stasi-Unterlagen-Behörde erschütterbar ist, IM sei zumindest gewesen, von wem es eine unterschriebene Verpflichtungserklärung gibt. Nun war bekannt: Das MfS fälschte auch Unterschriften.

■ Pikant war ein 1991 ausgelöster und 1995 abschließend geklärter Vorgang: Volker Nollau, Staatssekretär im sächsischen Wissenschaftsministerium, war von einer Kommission des Sächsischen Landtages als MfS-Informant eingestuft worden. Daraufhin hat ihn seine CDU-Fraktion zum Rücktritt genötigt. Der Vorermittlungsausschuss der EKD – Nollau war Synodaler – entlastete ihn schließlich von allen Vorwürfen. Das Pikante daran war, dass Nollau als Wissenschaftsstaatssekretär zeitgleich an den sächsischen Hochschulen ablaufende Vorgänge verantwortet hatte,²⁴ die er in seinem Fall – zu Recht – monierte: „Damals ... befand ich mich in der grotesken Situation, meine Unschuld beweisen zu müssen – entgegen eigentlich allen relevanten rechtsstaatlichen Prinzipien.“ (Nollau 1995)

■ Im Fall des Jenaer Kunsthistorikers Friedrich Möbius (1928–1924) war der Vorwurf, MfS-Kontakte gepflegt zu haben, entweder nicht hinreichend geprüft oder die ermittelbaren Erkenntnisse nicht eingeordnet worden. Stattdessen erfolgte die Entlassung durch die Universität Jena. Zehn Jahre später legte Möbius seine Autobiografie vor (Möbius 2001, darin 242–255 und 301–303 die Darstellung des Falles). Hier hatte der seinerzeit die Entlassung verantwortende Prorektor immerhin die Größe, dazu ein Vorwort beizutragen (Wechsung 2001). Nach Entlassung von Möbius waren die Universitäten Hamburg und die Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe – vor allem in Gestalt von Martin Warnke und Heinrich Klotz – unabhängig genug, Möbius als Professor zu beschäftigen.

Heinrich Fink bewusst und final [? gemeint vermutlich: bis zum Ende der DDR, P.P.] mit der Hauptabteilung XX/4 des Ministeriums für Staatssicherheit zusammenarbeitete“. Es sei „von einer inoffiziellen Mitarbeit beim MfS unter dem Decknamen ‚Heiner‘ vom Juni 1968 bis November 1989 auszugehen“ (ebd.: 114f.). Die von Vollrath präsentierten Belege aus den Akten plausibilisieren diese Einschätzung überzeugend.

²³ ausführlicher dazu s.u. „Fallbeispiel: MfS-Überprüfungen an der Charité“

²⁴ s.u. „Frühere Funktionswahrnehmungen als Integritätshemmnisse an der Universität Leipzig“

■ Ende 1991 war im Fall eines Hallenser Medizinprofessors, F. Eckhard Ulrich, ein anderer Umstand deutlich geworden, der schwerlich ignoriert werden konnte: Es gab auch Anwerbungssituationen, die im Nachhinein *allein* kontextualisiert zu erhellen sind.²⁵ Den Ausgangspunkt beschrieb Ulrichs früherer Institutsdirektor:

„... Die bis 1972 von SED- und Staatssicherheitseinflüssen freie II. Medizinische Klinik [der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, P.P.] gerät durch geglückte und mißglückte Republikflucht von Ärzten und Mitarbeitern schlagartig in das Kreuzfeuer dieser Institutionen. Viele werden bedrohlichen Verhören des Staatssicherheitsdienstes mit erpresserischem Druck unterzogen, so auch Ulrich, der von einer Fluchtaffäre ganz persönlich betroffen ist. Als er Schaden von Freunden – Erwachsenen und Kindern – abwenden will, kann er dies nur durch ein scheinbares Eingehen auf die erpresserischen Forderungen der Staatssicherheit erreichen. Verstrickt in diesen Konflikt, vertraut er sich mir an und leistet wiederum Widerstand gegen das System. Da dies sogleich offenkundig ist, bringt es ihn nun selbst in die Situation eines von der Staatssicherheit Bedrängten und Verfolgten. Die mich bereits seit Jahren betreffenden Restriktionen und Beobachtungen werden auf ihn und seine Familie erweitert ...“ (Seige 1993)

Im Dezember 1991 wurde ein auf diesem Vorgang beruhender IM-Vorwurf öffentlich: Ulrich sei „zweifelsfrei über viele Jahre Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes“ gewesen, teilte die Gauck-Behörde mit (zit. In Schorlemmer 1994: 71). Der Wittenberger Theologe Friedrich Schorlemmer (1944–2024) rekapitulierte später, was daraufhin geschah: Ulrich habe erleben müssen, „wie selbst manche Freunde und Kollegen skeptisch, unsicher wurden und wie er bei amtlichen Stellen plötzlich vor verschlossenen Türen stand. Er lebte mit Blicken, die er nicht aushielt. Er wurde zum Stadtgespräch, er wurde zum Opfer der allfälligen Hechelei“. Der Rektor habe an den Gesundheitsdezernenten verwiesen, der Präsident der Ärztekammer an die Personalkommission und die Personalkommission auf die Kompetenz im Magdeburger Ministerium. (Ebd.: 73, 75).

Zugleich bestritt Behördenchef Gauck, dass er Auslegungsmöglichkeiten habe. Ein Blick in das Stasi-Unterlagen-Gesetz belehre, „daß ich beauskunften muß nach der Richtung, in der die Staatssicherheit die Akten angelegt hat“ (Gauck 1994). Damit hatte er auch recht. Doch zog sich die Behörde immer erst dann auf diese Aussage zurück, wenn sie mit freimütigen Bewertungen in Bedrängnis geraten war. Eine Auslegung, die nach Stasi-Unterlagen-Gesetz verboten war, ist im Falle Ulrich das Wörtchen „zweifelsfrei“ gewesen. Denn nur, wenn sich hinter dem „zweifelsfrei“ eine behördliche Auslegung verbarg, wird verständlich, warum kurze Zeit später bei unveränderter Aktenlage das faktische Gegenteil festgestellt werden konnte.

²⁵ ausführlicher dazu oben schon, hier nur die für die IM-Begriffs-Karriere relevanten Aspekte

Hier hätte die Gauck-Behörde durch das Eingeständnis eines inzwischen offensichtlich gewordenen Irrtums das Schlimmste verhindern können. Dafür fand sie, nach Auskunft Schorlemmers, „nicht den Mut“. Immerhin hatte es vor Zeiten in einer Treffauswertung des MfS geheißen: „Es besteht kein Vertrauensverhältnis zum operativen Mitarbeiter ... U. weiß bedeutend mehr als er sagt, ist skeptisch, nicht offen und ehrlich ... Er macht nur Angaben zu solchen Sachverhalten und Gegebenheiten, die ohnehin schon bekannt sind“ (zit. Nach Schorlemmer 1994: 73). Das MfS hatte daraufhin den IM-Vorgang eingestellt und einen operativen (Überwachungs-)Vorgang daraus gemacht. Diese zwischenzeitlich vorliegenden Erkenntnisse aber flossen nicht substantiell in die weitere Behandlung des Vorgangs ein. Ulrich setzte daraufhin seinem Leben ein Ende.

Doch alle meinten, trotz persönlicher Betroffenheit: Es sei alles korrekt gewesen, was sie getan haben, es sei eigentlich nur das unheilvolle Aktenerbe des ehemaligen MfS gewesen, das diesen Tod verursachte. „Nein, es war unser fahrlässiger Umgang mit diesem furchtbaren Erbe.“ (Ebd.: 75) 1996 erhielt Ulrich, der auch Gedichte schrieb (vgl. Ulrich 1994), posthum den Literaturpreis der Bundesärztekammer – eine so bemerkenswerte wie umwegige Art, den Vorgang zu kommentieren.

■ 1993 hatte der in den 80er Jahren aus der DDR ausgereiste Schriftsteller Günter de Bruyn über seine zweijährigen Kontakte mit dem MfS berichtet (so lange hatte es gedauert, bis er die Werber wieder losgeworden war). Er beschrieb sein Entsetzen bei der Lektüre: Aus seinen knappen Ja/Nein-Antworten hatten die MfS-Bearbeiter „zusammenhängende Gesprächsprotokolle“ gestaltet. De Bruyn bekam ein komfortables Podium für die Darstellung seiner Zweifel an den Akteninhalten – das F.A.Z.-Feuilleton – und war aus dem Schneider (de Bruyn 1993). Bezüglich des von de Bruyn angesprochenen Problems fand sich in der offiziellen IM-Dokumentation der Gauck-Behörde (Müller-Enbergs 1996) immerhin ein Anflug von Problematisierung: Demnach „lebten die Führungsoffiziere in der Versuchung, Normerfüllung auch da zu suggerieren, wo sie nicht stattgefunden hatte“ (ebd.: 16).

■ Sodann fand sich Christa Wolf im Gespräch. Sie war 1960–1962 als IM „Margarete“ keine große Hilfe für das MfS, und der Fall wäre seit Ende der 90er Jahre, da vor 1976 liegend, nicht mehr beauskunftet worden. Nun setzten moralische Bewertungen des Behördenchefs ein. Christa Wolf sei zwar IM gewesen, aber doch auch ein guter Mensch: „Ich rechne damit, daß Christa Wolf keine Diffamierung zu fürchten haben wird.“ (Gauck 1993)

■ Bald darauf geriet Heiner Müller in Verdacht. Hier stellte sich heraus, dass es auch IM-Registrierungen als Schutz des unwissentlich Registrierten vor der Bearbeitung durch andere MfS-Abteilungen gegeben hatte: Wer einmal registriert war, hatte für andere Abteilungen tabu zu sein.²⁶

²⁶ vgl. das Dossier der MfS-Dokumente zu Müller in H. Müller (1993: 429–469) und Schreier/Daniljuk (1993)

■ Weniger auskunftsfreudig zeigte sich die Behörde, als es, wiederum 1993, um ihren Chef selbst ging. Der letzte DDR-Innenminister Diestel zitierte aus Joachim Gaucks persönlichen Stasi-Akten einen Bericht über ein Gespräch Gaucks mit einem MfS-Hauptmann aus dem Jahre 1988. Nach MfS-Darstellung sei dieses ausgesprochen kooperativ abgelaufen.²⁷ Diestel ließ die (auch zu Gaucks Gunsten auslegbare) Interpretation offen und beschränkte sich auf den Hinweis: „Um es ganz deutlich zu sagen: Mit weniger als einer solchen MfS-Niederschrift sind Ärzte, Lehrer, Juristen, Angestellte und andere aus ihren Berufen entfernt worden.“ (Diestel 1993) Gauck widersprach weder in der Sache noch Diestels Folgerung. Er stellte lediglich richtig, daß seine Akte nicht als IM-Vorlauf, sondern als Operative Personenkontrolle (OPK) kategorisiert worden sei.²⁸

■ Eine neue Qualität des politischen Umgangs mit dem Aktenmaterial entstand im November 1994, als Stefan Heym als Alterspräsident des Bundestages die Sitzungsperiode eröffnen sollte. Es gelangten, unter Verletzung des Stasi-Unterlagengesetzes und ohne vorangegangene Klärung, personenbezogene Unterlagen aus den 50er Jahren an die Öffentlichkeit. Abweichend von vergleichbaren Fällen, in denen Nachrichtenhändler und Journalisten dafür verantwortlich waren, beteiligten sich hier Polizeibeamte und Minister an der Gesetzesverletzung. Heym sollte von der Eröffnungsansprache abgehalten werden, da er sich als Parteiloser für die Linke Liste/PDS hatte wählen lassen, ließ sich von ihr aber nicht abbringen. Weder gab es wegen der gesetzeswidrigen Aktenverwertung disziplinarrechtliche Ermittlungen, noch redete nach zwei Tagen noch irgendjemand von den augenscheinlich haltlosen Vorwürfen gegen Heym. (Vgl. Winters 1994)

■ 1995 wurde ein Fall öffentlich, der eine weitere Neuigkeit brachte (die freilich auch durch Nachdenken hätte erschließbar sein können): Dekonspiration gegenüber Dritten unmittelbar im Anschluss an eine MfS-Anwerbung konnte ein probates Mittel sein, sich der unsympathischen Verbindung zu entledigen. (Später war dies auch als Entlastungskriterium in die Arbeitsrichtlinien der Gauck-Behörde eingegangen.²⁹) Der Charité-Forscher Rudolf Mucke hatte in den 70er Jahren einen Anwerbungsversuch des MfS durch Dekonspiration abgewehrt. Der Ehrenausschuss der Humboldt-Universität

²⁷ Der Aktenauschnitt wurde in der Zeitung „Die Welt“ vom 23.4.1991 unter dem – das redaktionelle, wenn auch unjournalistische Interesse offenlegenden – Titel „Akte zeigt Gaucks Distanz zur Stasi“ publiziert.

²⁸ vgl. Gauck (1994), BStU (1995: 103) sowie die von Joachim Gauck in dieser Sache erwirkten Urteilen des Landgerichts Berlin (Az 27.0.1/94) und des Kammergerichts Berlin (Az 9 U 2048/94)

²⁹ vgl. hierzu auch Müller-Enbergs (1996: 13): „Etwa jeder Dritte hat den Werbungsversuch des Staatssicherheitsdienstes zurückgewiesen. Das war für den Betroffenen normalerweise folgenlos, genauso wie ein Abbruch der inoffiziellen Arbeit durch den IM. Am leichtesten gelang dies durch Dekonspiration: Der IM offenbarte sich gegenüber Dritten und berichtete darüber dem Führungsoffizier.“

kam dennoch zu dem Schluss, dass Muckes weitere Beschäftigung unzumutbar sei.³⁰ Mucke setzte daraufhin seinem Leben ein Ende („Der Ehrenausschuß...“ 1995).

■ Ebenfalls 1995 ging es um die Schriftstellerin Monika Maron. Die moralischen Wertungen des Stasi-Unterlagen-Behördenchefs gewannen an Differenziertheit. Wo Christa Wolf noch ein guter Mensch trotz IM-Tätigkeit war, da war Maron nun auch ein guter IM: Nicht jeder IM, so Gauck, sei ein Verräter gewesen („Zwischenspiel“ 1995). Damit hatte sich der Behördenchef von seinen in vorangegangenen Jahren formulierten Unhinterfragbarkeiten der Akteninterpretation deutlich entfernt. Indes hat er frühere, entgegenstehende personenbezogene Aussagen nicht – auch in der Folgezeit nicht – widerrufen.

■ 1996 erschien in Dresden eine wissenschaftliche Publikation über die Geschichte von Rechentechnik und Datenverarbeitung in der DDR. Mitautor dieser Veröffentlichung war der Begründer der entsprechenden Forschung und Entwicklung in der DDR. Dessen Autorengabe ist ungewöhnlicherweise mit einer Fußnote versehen. Deren Wortlaut: „Vom 24. März 1960 bis zum 1. März 1975 wurde Nikolaus Joachim Lehmann als GI ‚Blank‘ bzw. ‚Handrick‘ (Reg.-Nr. XII/38 8/60) von der Abteilung V/6 der BV Dresden geführt. Die Decknamen wurden von den hauptamtlichen Mitarbeitern ohne Wissen des GI festgelegt und waren diesem auch nicht bekannt. Eine schriftliche Verpflichtung Lehmanns zur Zusammenarbeit mit dem MfS existiert nicht. Das MfS schloß die Akte ‚Handrick‘, da der GI keine schriftlichen, operativ auswertbaren Berichte lieferte und als ungeeignet für ‚überörtliche Einsätze‘ betrachtet wurde.“ (Sobeslavsky/Lehmann 1996: 164) Erschienen war der Band mit dieser Fußnote in der Schriftenreihe des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung in Dresden, das zur „Erforschung zweier Diktaturen in Deutschland“ gegründet worden war und unter erheblichem politischem Legitimationsdruck stand, was wohl die Fußnote erklärt.

■ 1996 kann auch als das Jahr gelten, ab dem niemand mehr, der auf einen seriösen Eindruck wert legt, die Fraglosigkeit der IM-Kategorien in den MfS-Akten annahm. En passant, also: kaum noch der Rede wert, erledigte nun die F.A.Z. den Aktenmythos endgültig. In einem Artikel über den in Ost-Berlin residierenden Kardinal Bengsch (verst. 1979) schrieb sie: Für das Alltagsgeschäft mit den Behörden und Staatsvertretern „hatte er seine politischen Prälaten, Groß und Dissemond etwa, in der Abkürzung des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit ... ‚Otto‘ und ‚Peter‘. Über deren Charakter wird gerätselt, da sie von der Stasi als ‚IM‘ geführt wurden. Sehr ernst muß man das nicht nehmen, wenn man sich in die zu Wichtigtuerei und Aufschneiderei neigende ... Mentalität von Geheimfunktionären hineinversetzt“ (Fischer 1996). Dass auch die F.A.Z. in den Folgejahren diese Linie nur

³⁰ ausführlicher dazu s.u. „Fallbeispiel: MfS-Überprüfungen an der Charité“

dann durchhielt, wenn es um aus ihrer Sicht schützenswerte Personen ging, ändert nichts an dieser vergleichsweise frühen Einsicht, zu der sie vor der zuständigen Aktenbehörde gelangt war.

Nicht verwundern konnte es, dass nach 1990 erst eine Hermeneutik der MfS-Akten-Interpretation entwickelt werden musste. Insofern ist es wenig überraschend, dass sich in den 90er Jahren beständig die Kriterien geändert hatten, anhand derer eine IM-Tätigkeit ‚zweifelsfrei‘ festgestellt wurde. Überraschen hingegen konnte zweierlei: Zum einen pflegte die Stasi-Unterlagen-Behörde in den 90er Jahren ein Bild der Unerschütterlichkeit ihrer Erkenntnisse, obwohl sie, wie gesagt und oben gezeigt, die Kriterien der Bewertungen fortlaufend änderte. So ist denn auch kein Fall bekannt geworden, in dem sie von sich aus einen Irrtum eingestanden hätte. Als tatsächlich irrtumsfreie Behörde indes wäre sie einmalig gewesen. Wo Menschen tätig sind, geschehen Fehler, also auch bei dem seinerzeit mit 3.000 Mitarbeiter:innen ausgestatteten Bundesbeauftragten. Korrigiert wurden die Fehler, soweit die Öffentlichkeit davon erfuhr, allein aufgrund äußeren Drucks, etwa infolge von Gerichtsentscheidungen.

Zum anderen verband sich die Behauptung, dass ihre Erkenntnisse jenseits jeden Zweifels stünden, mit einem positivistischen Selbstbild der Behörde: Sie nahm vorgeblich nur „Beauskuntungen entsprechend der Aktenlage“ vor (während daraus ggf. abzuleitende Konsequenzen von anderen, z.B. Arbeitgebern, zu ziehen waren). Zugleich aber schränkte sie mit ihren Interpretationen, die nicht wertfrei sein konnten, den Spielraum derjenigen erheblich ein, die mit den Beauskuntungen arbeiten mussten. Überdies kollidierte die vermeintliche Beauskunftung allein entsprechend der Aktenlage wiederum mit den fortlaufenden Änderungen in der Auskunftspraxis.

Einigermaßen, wenn auch nicht vollständig erklärbar werden manche der Fälle nur, wenn man sich zweierlei vergegenwärtigt: Die öffentliche Debatte fokussierte seinerzeit massiv auf die Staatssicherheit. Zugleich aber mangelte es an Urteilsfähigkeit, da die zuständige Behörde erratisch agierte. Diese kommunizierte im Grundsätzlichen verunklarend und in zu bewertenden Einzelfällen mitunter überschießend. Die Öffnung der MfS-Akten sei unverzichtbar gewesen, so Ulrich Mähler und Manfred Wilke, und habe, indem die Aufklärung betont wurde, der Logik der Friedlichen Revolution entsprochen. Allerdings habe die Auseinandersetzung oft personenzentriert stattgefunden – dies nicht zuletzt entsprechend der Resonanzbedingungen der Massenmedien – und die strukturelle Verantwortung der SED in den Hintergrund treten lassen. So „manches medienöffentliche Urteil über die Stasi-verstrickung des einen oder anderen Zeitgenossen [ließ] sowohl Verhältnismäßigkeit als auch historischen Sachverstand ... vermissen“ (Mähler/Wilke 2004: 152f.).

Als eigentlich unverzichtbar erwiesen sich schon binnen kurzem Decodierungshilfen, die über die Auflösung von Abkürzungen und IM-Kategorien³¹ hinausgehen. Die Gauck-Behörde war unter anderem mit einer eigenen Forschungsabteilung ausgestattet. Man hätte erwartet dürfen, dass diese Abteilung alsbald mit systematischen Entwürfen zur Bedeutungsentschlüsselung der Akteninhalte aufwarten würde (nicht zuletzt um auch die eigene Arbeit zu fundieren und ihren wissenschaftlichen Seriositätsanspruch zu unterstreichen). Diese erwarteten Entwürfe kamen nicht und konnten folglich nicht diskutiert, entwickelt, präzisiert werden.³² Stattdessen bedurfte es, je länger desto dringender, einer speziellen Hermeneutik der Auskünfte, die Joachim Gauck und seine Mitarbeiter:innen der Öffentlichkeit gaben.

Die Wirkungen dessen reichen bis in die Gegenwart. Statt des angestrebten Zieles – generelle Sensibilisierung für das Denunziationsproblem, nicht zuletzt für künftige Versuchungen – wurde weitgehende Gleichgültigkeit erreicht. Die Stasi-Unterlagen-Behörde war keine moralische Anstalt geworden, sondern Partei wie Instrument in Interessenauseinandersetzungen. Partei war sie in eigener Sache, nämlich insoweit, als die Behörde aus bürokratischem Selbsterhaltungsstreben eine Desavouierung oder Relativierung des Beweiswerts der MfS-Unterlagen nicht für wünschenswert halten konnte: Das Stasi-Unterlagengesetz als Geschäftsgrundlage des Bundesbeauftragten ging von der Hypothese aus, dass die MfS-Akten inhaltlich richtig seien (Lansnicker/Schwirtzek 1994) – welches (offenbar kommode) Diktaturbild auch immer bei den Autoren des Gesetzes dahinter gestanden haben mag.

Instrument wurde die Gauck-Behörde, als in konkreten Einzelfällen tatsächliche oder vermeintliche Belastungen zu genau solchen Zeitpunkten bekannt wurden, da sie politisch nützlich waren. Wo aus den Akten so wenig Gewissheit zu erlangen, aber mit solch geringer Gewissheit derart reichlich politische Instrumentalisierung zu betreiben sei, wie sie zu beobachten war, da war augenscheinlich das gutgemeinte Anliegen ungenügend gegen sachfremde Indienstnahme immunisiert worden – so ließe sich zusammenfassen, was der überwiegende Teil der Öffentlichkeit seit dem Ende der 90er Jahre von den Auskünften hielt und hält, die aus der Stasi-Unterlagen-Behörde kamen.

³¹ Dazu legte die Gauck-Behörde die Dokumentensammlung „Die Inoffiziellen Mitarbeiter. Richtlinien, Befehle, Direktiven“ (BStU 1992) und den faksimilierten, also unveränderten Nachdruck des „Wörterbuch der Staatssicherheit“ von 1985 (BStU 1993) vor.

³² Auch der in der Wissenschaftlichen Reihe des Bundesbeauftragten veröffentlichte Band „Inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Richtlinien und Durchführungsbestimmungen“ (Müller-Enbergs 1996) leistete dies in seiner immerhin 140seitigen Einleitung nicht. Das war um so bedauerlicher, als der Herausgeber den „Kommissionen ..., die mit der Bewertung der inoffiziellen Tätigkeit beauftragt sind“, seine Publikation ausdrücklich als „praktisches Hilfsmittel“ empfahl (ebd.: 9).

Fazit: Die zur Verwaltung und Bearbeitung der MfS-Akten eigens geschaffene Behörde war wesentlich daran beteiligt, die gesellschaftliche Akzeptanz ihres Gründungsanlieges zu demontieren. Dieses Anliegen war individuelle wie gesellschaftliche Aufklärung (und zwar in einem emphatischeren Sinne, als das MfS ‚Aufklärung‘ verstanden hatte). Es ist in den 90er Jahren im Kern beschädigt worden: Bis heute denkt in Ostdeutschland kaum jemand an Aufklärung, wenn eine aktuelle IM-Enthüllung durch die Medien galoppiert. Stattdessen bekräftigen solche Enthüllungen eine Einschätzung, die sich bei vielen, wenn nicht der Mehrheit der Ostdeutschen verfestigt hat: Das politische System der Bundesrepublik habe nach wie vor keine angemessenen Wege gefunden, das Leben in der DDR adäquat zu beurteilen.

Fallbeispiel: MfS-Überprüfungen an der Charité

Bereits im Februar 1991 hatte die Charité 62 Mitarbeiter:innen wegen früherer Stasi-Tätigkeit entlassen. Diese waren allerdings erst 1990 direkt vom MfS zur Humboldt-Universität gekommen. Es handelte sich vor allem um Hofarbeiter und technische Hilfskräfte, insoweit der Herbst-89-Forderung „Stasi in die Produktion“ durchaus entsprechend. Ihre MfS-Herkunft sei dadurch herausgekommen, dass einige von ihnen bei der Gehaltsberechnung Dienstjahre für ihre frühere (MfS-)Tätigkeit angerechnet bekommen wollten (Eckert 1990: 783). In anderen Quellen heißt es, dass in den Personalfragebögen „die Fragen nach früherer Stasi-Tätigkeit mit ‚Ja‘ beantwortet worden“ seien („Erhardt widerspricht...“ 1991). Der Vorgang verschaffte der Charité das Image, ein bedeutsames Stasi-Problem zu haben. Umso mehr richtete sich das öffentliche Augenmerk auf ihr altgedientes Personal.

Am 3.5.1991 meldete „Die Welt“, drei Viertel der leitenden Charité-Mitarbeiter:innen seien „durch Unterlagen der Gauck-Behörde erheblich belastet“ (Vogt 1991) – eine wenig zurückhaltende Übertreibung, wie sich im folgenden zeigen sollte. Zuvor, am 20.2.1991, waren durch die Charité Überprüfungen bei der Gauck-Behörde veranlasst worden, zunächst für ihre 211 Professoren und Dozentinnen. Anschließend wurden – damit Beschlüssen von Fakultätsrat und Charité-Parlament entsprechend – auch alle anderen der 5.500 Charité-Mitarbeiter:innen auf MfS-Mitarbeit überprüft. (S.Sch. 1991) Im Sommer des Jahres erhielten daraufhin seitens der Senatsverwaltung sieben Professoren und neun leitenden Verwaltungskräfte der Charité Kündigungen:

„Eine Anhörung des Betroffenen ist nicht vorgesehen. Die Ärztliche Direktorin der Charité, Reisinger, hält es deshalb für möglich, daß in einzelnen Fällen Unrecht geschieht. Betroffenen, die den Wunsch haben, sich ihren Kollegen gegenüber zu erklären, gebe die Fakultät dazu Gelegenheit. An der Kündigung ändere dies freilich nichts. In Zweifelsfällen empfiehlt die Fakultät den Gekündigten, sich an das zuständige Arbeitsgericht zu wenden.“ (Ebd.)

Nun wurde der Charité in der Presse attestiert, sich „so rasch wie kaum eine andere Klinik in der ehemaligen DDR von Stasi-belasteten Mitarbeitern getrennt“ zu haben (ebd.). In Einzelfällen scheint dies zu schnell gewesen zu sein. Großes Aufsehen hatte etwa die Kündigung des renommierten Urologen Peter Althaus wegen IM-Vorwurfs verursacht. Er war einer der erwähnten sieben Professoren.

Althaus bestritt die Anschuldigung nachdrücklich. Charité-Dekan Harald Mau verfluchte in der F.A.Z. „die Stasi, die es geschafft hat, diesen Mann als Mitarbeiter zu dingen“ (Mau 1991), womit er zugleich die Zweifelsfreiheit der entsprechenden Gauck-Behörden-Auskunft betonte. Althaus ging vor Gericht. Im Prozess stellte sich auf Grund graphologischer Gutachtung heraus, dass das MfS die Unterschrift unter die IM-Verpflichtungserklärung „höchstwahrscheinlich“ gefälscht hatte. Daneben gebe es in den Akteninhalten auch andere Unstimmigkeiten, die mehr Sorgfalt bei ihrer Bewertung nahegelegt hätten. (S.Sch. 1993) Zuvor war von vielen Kollegen ihre Betroffenheit über Althaus' vermeintliche IM-Tätigkeit der gleichfalls betroffenen Öffentlichkeit mitgeteilt worden („ich würde der erste sein, der alles in seinen Kräften Stehende tun würde, um jeden Makel von diesem Kollegen zu nehmen, wenn sich ein Fehler oder Irrtum herausstellen sollte“ [Mau 1991a]). Dann, nach dem Gerichtsurteil zugunsten von Althaus, herrschte allerdings allgemeines Schweigen. Althaus war unterdessen an einem evangelischen Krankenhaus tätig und spürte keine Neigung, an die sich nun jeden Kommentars enthaltende Charité zurückzukehren (Althaus 1993).

Gleichwohl: Die Verantwortlichen betonten die Korrektheit der Verfahren. So berichtete Dekan Harald Mau auf einer Diskussionsveranstaltung im September 1991, an der Charité seien „keineswegs in allen Fällen belegbarer Stasi-Mitarbeit Kündigungen ausgesprochen worden; die Frage der ‚Zumutbarkeit‘ werde sehr wohl abgewogen“ (Stein 1991). Es gab dennoch Reserven bei der Ausgestaltung der Verfahren: Nachdem von Gerichten häufig das *Procedere*, das zur Entlassung geführt hatte, moniert worden war, setzte sich ab 1992 dessen deutliche Qualifizierung durch. Insbesondere war Anfang 1992 eine Anhörung der Betroffenen eingeführt worden (ohne freilich frühere Fälle einer erneuten Überprüfung zu unterziehen). Bis Ende 1992 sind dann für ca. vierzig medizinische Hochschullehrer.innen IM-Akten gefunden worden. Fünf von diesen hielt die Charité für ‚zumutbar‘, erteilte aber Auflagen, etwa dass sie in den nächsten Jahren nicht für Hochschulgremien kandidieren dürften. (Stein 1992a) Rosemarie Stein resümierte diese erste Phase der Integritätsüberprüfungen in ihrer Studie „Ein Mythos von innen“ so:

„Daß die Charité nun trotz ihres ... Vorpreschens [im Vergleich zum Hochschulbereich der HUB, P.P.] noch lange mit ihrer Stasi-Vergangenheit wird leben müssen, hat zwei Gründe. Der eine liegt auf seiten der Hochschule und ihres Dienstherrn. Ungeübt im Kündigen aus diesem außergewöhnlichen Anlaß und zunächst unsicher zwischen altem und neuem Hochschulrecht schwebend, haben

sie erstens formalrechtliche Fehler gemacht und zweitens die Beschuldigten anfangs nicht angehört. So konnte auch nicht zwischen weniger belasteten und wirklich unzumutbaren Inoffiziellen Mitarbeitern differenziert werden. Der zweite Grund für den schleppenden Gang der Dinge ist in der Gauck-Behörde zu suchen. Sie hatte erst den eigenen Aufbau zu leisten, mußte ihre Unterlagen ordnen und ihre Erfahrungen sammeln. Letzteres gilt auch für die Arbeitsrichter, die zum Teil recht ahnungslos an die neue Materie herangingen, als viele der Entlassenen gegen ihre Kündigung klagten, einige mit Erfolg (ohne daß allerdings einer wieder in der Charité arbeitet). Die meisten Verfahren endeten mit einem Vergleich: fristgemäße statt fristloser Kündigung ‚aus betriebsbedingten Gründen‘. Einige der (laut Gauck-Auskunft) als IM’s gekündigten Medizinprofessoren bezeichneten sich daraufhin gegenüber Fachkollegen als ‚rehabilitiert‘, obgleich das Gericht überhaupt nicht in die Prüfung des Sachverhalts eingetreten war ... Die Auskünfte der Gauck-Behörde waren anfänglich so knapp, daß die Entlassungen dem Arbeitsgericht dort, wo es die Sache selbst prüfte, vielfach zu schwach begründet schienen.“ (Stein 1992: 243)

Insgesamt könne aus den Akten entnommen werden, dass es 1986 achtzig Ims/GMs³³ an der Charité gegeben habe. Dabei tauchten aber in einer entsprechenden Aufstellung des MfS nicht alle Decknamen auf, die seit 1990 durch Gerichtsprozesse öffentlich geworden seien. Folglich müsse mit mehr Ims gerechnet werden. (Ebd.: 221–237; vgl. auch Begenau 2017)

Im weiteren ergaben sich Differenzen zwischen Charité und Gesamt-Universität im Umgang mit der Prüfung des Personals, wie 1995 ein besonders dramatischer Fall offenbarte. Der Charité-Forscher Rudolf Mucke „hatte in den 70er Jahren einen Anwerbungsversuch des MfS durch Dekonspiration abgewehrt. Die Ehrenkommission ... kam dennoch zu dem Schluß, daß Muckes weitere Beschäftigung ‚unzumutbar‘ sei“ (Michalsky 1995). Fast zeitgleich mit der Universität hatte der Ehrenrat der Bezirksverordnetenversammlung Lichtenberg, deren Mitglied Mucke war, den Fall zu bewerten. Es gab keine Beanstandungen, und auch seine Fraktion Bündnis 90/Grüne sprach ihm das Vertrauen aus (Mönch 1995). „Kurz nach dem vernichtenden Urteil des Ehrenausschusses stürzte sich Rudolf Mucke von einer Brücke.“ („Der Ehrenausschuß...“ 1995)³⁴

Die Charité wies die Schuld ausdrücklich dem Ehrenausschuss der Universität zu, wobei sich tiefer liegende Differenzen zeigten: An der Charité bestünden seit geraumer Zeit erhebliche Zweifel an den Einschätzungen des gesamtuniversitären Ehrenausschusses. Die Charité müsse ihre Mitarbeiter aber zu den dortigen Anhörungen schicken, „obwohl es einen anderslautenden Beschluß des Klinikvorstandes gibt“, so der stellvertretende Personal-

³³ Inoffizieller Mitarbeiter, Gesellschaftlicher bzw. Geheimer Mitarbeiter

³⁴ Die Filmemacherin Dörte Grimm hat 2023 den Fall in seiner ganzen Geschichte und Dramatik in dem Dokumentarfilm „Die BOX und der Fall Mucke“ für den RBB aufbereitet, gefördert durch die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (Grimm 2023 und 2024).

ratsvorsitzende. Die Prozeduren zwischen HUB und Charité unterschieden sich mittlerweile deutlich:

„Im Unterschied zu den Praktiken der Humboldt-Universität gibt es ... eine erste Anhörung der Mitarbeiter in der Charité, an der auch ein Vertreter des Personalrates teilnimmt. Dieser Personenkreis umfaßt vier Mitarbeiter. Dem Betreffenden werden die Ergebnisse der Gauck-Behörde mitgeteilt. Er kann gleich dann etwas sagen, wird aber in jedem Fall gebeten, eine schriftliche Stellungnahme abzugeben. Im Fall Mucke haben wir ihn sogar aufgefordert, zur Ehrenkommission zu gehen, da nach unserer Ansicht nur ein ‚zumutbar‘ herauskommen konnte. Das Ergebnis ist bekannt.“ (Merten 1995)

Der HUB-Ehrenausschuss wiederum wehrte sich gegen die Vorwürfe. Dem Eindruck, er würde zu unangemessenen Empfehlungen neigen, während die Charité verantwortungsvolle Entscheidungen treffe, suchte sein Vorsitzender mit Zahlen zu begegnen: 16 Prozent aller MfS-Erkenntnisfälle an der Charité hätten *entgegen* den Empfehlungen des Ehrenausschusses mit Kündigungen geendet. Ohne Anhörung im Ehrenausschuss seien 43 Prozent der Erkenntnisfälle an der Charité über Kündigung oder Auflösungsverträge ausgeschieden. Insgesamt seien dort, an der Charité selbst, nur 14 Prozent der Erkenntnisfälle als ‚zumutbar‘ eingestuft worden, während im Hochschulbereich 74 Prozent weiterbeschäftigt würden. (Flemming 1994)

Der HUB-Jurist Thomas Raiser resümierte dies auf Grundlage des Abschlussberichts, den der gesamtuniversitäre Ehrenausschuss am 23.5.1995 vorgelegt hatte, so: In der Charité hätten 56 Fälle vorgelegen. Von diesen seien 24 Personen (43 %) ausgeschieden, ohne sich der Anhörung im Ehrenausschuss zu stellen. Bei 14 Personen (25 %) sei es zur Kündigung gekommen, davon bei neun gegen die Empfehlung des Ehrenausschusses. Zehn Personen (18 %) hätten Auflösungsverträge geschlossen. Lediglich bei acht Personen (14 %) sei die Weiterbeschäftigung als zumutbar erachtet worden. (Raiser 1998: 99)³⁵

Frühere Funktionswahrnehmungen als Integritätshemmnisse

Die Überprüfungen des Hochschulpersonals beschränkten sich, wie erwähnt, nicht auf etwaige MfS-Mitarbeiterschaft. Sie bezogen sich auch auf Funktionsmissbräuche und, was von den Gesetzen her nicht eindeutig vorgesehen war, auf einfache Funktionswahrnehmungen. Auch hieraus folgte eine größere Anzahl von Kündigungsfällen.

³⁵ Vgl. auch die ausführliche Darstellung der Kritiker der Entwicklungen in GBM (2004). Die Darstellungen dieses Bandes umfassen den Zeitraum von 1990 bis 1997 und versuchen, Fehler und Ungerechtigkeiten bei der Eingliederung der Charité in die westdeutschen Strukturen zu dokumentieren. Die Publikation besteht aus einem umfangreichen Dokumententeil und fünf Berichten persönlich Betroffener. Vgl. kontrastierend dazu die Forschungsstand-Darstellung zum Thema „Staatssicherheit und Charité“ bei Hottenrott (2011).

Öffentliche Beachtung beanspruchte etwa die 1992 ausgesprochene Kündigung des 1990/91 amtierenden letzten Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Horst Klinkmann, durch die Rostocker Medizinische Fakultät. Die Beachtung ergab sich nicht allein aus der Prominenz der Person, sondern ebenso aus der Kündigungsbegründung:

„Er gehörte ... nicht nur zu den Namhaften in der Wissenschaft, sondern auch in der Politik und hatte unter anderem als Präsident des Rates für Medizinische Wissenschaften der DDR, als Mitglied der SED-Bezirksleitung Rostock und als Delegierter von vier Parteitag großen Einfluß auf die Wissenschafts- und Gesundheitspolitik in der DDR.“

So formulierte der Rat der Medizinischen Fakultät („Rostocker Fakultätsrat...“ 1992). In welche Richtung dieser Einfluss durch Klinkmann genutzt worden war, blieb unbeschrieben und insoweit für die Kündigung irrelevant (vgl. Jung 1993). Hier zeigte sich ein zentrales – ungeklärt gebliebenes – Problem der parajuristischen Personalüberprüfungsverfahren: Müsste Unschuld vermutet werden, sofern Gegenteiliges nicht bekannt wird, oder sei schuldhaftes Verhalten zu vermuten, weil bestimmte Funktionen bekleidet worden waren? Falls letzteres: Ab welcher Hierarchieebene hätte dann die Schuldvermutung einzusetzen? Diese Fragen liefen letztlich auf die inhaltliche Bestimmung von Schuld hinaus. Eine solche indes war nicht systematisch vorgenommen, sondern ins Ermessen der diversen Kommissionen und, als Letztentscheider, der Wissenschaftsministerien gestellt worden.

Als ein anderes Beispiel, nun aus den Gesellschaftswissenschaften, lässt sich der vormalige Wissenschaftsbereich Marxistisch-Leninistische Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg nennen. Er gehörte zu den Einrichtungen, die zum 31.12.1990 abgewickelt worden waren. Für den Neuaufbau eines Instituts für Soziologie berief das sachsen-anhaltische Wissenschaftsministerium den Heidelberger Soziologen M. Rainer Lepsius. Dieser fand Anfang 1991 noch einen Dozenten und drei wissenschaftliche Mitarbeiter.innen vor, welche die Lehre für die vorhandenen Studierenden aufrechterhielten. Die anderen Institutsangehörigen waren dauerkrank oder hatten sich bereits verabschiedet. Hinsichtlich des amtierenden Personals sei die Gründungskommission dann nach „sorgfältiger Lektüre ihrer Schriften, insbesondere der Dissertationen, und längeren Gesprächen ... in allen Fällen zu positiven Urteilen“ gekommen und befürwortete ihre Weiterbeschäftigung. (Lepsius 2002: 250)

Dennoch wurde von diesen vier Personen zunächst drei nicht weiterbeschäftigt. Lepsius: „Sie scheiterten ... bei der politischen Evaluation im Ministerium in Magdeburg.“ Zwar seien sie SED-Mitglieder gewesen, „aber keine Parteiaktivisten und auch keine Informellen Mitarbeiter der Stasi“. Die Entlassenen hätten keine schriftliche Begründung erhalten. Lepsius habe ihrer Entlassung widersprochen, „allerdings ohne Erfolg“. Auch ihm seien offiziell keine Gründe für die politischen Bewertungen mitgeteilt worden.

„Der Eine war offenbar an seiner Mitgliedschaft in der Betriebskampfgruppe, der Andere an seiner Teilnahme an einer Parteischulung und der Dritte an einer freiwilligen Vortragstätigkeit im Rahmen der Partei gescheitert.“ Arbeitsgerichte reparierten dann zwei dieser Entscheidungen, indem sie diese nachträglich an rechtsstaatliche Normen anpassten. (Ebd.: 250f., 256)

Mancher verzichtete auch darauf, sich den Verfahren zu stellen. Ein Geschichtsprofessor z.B. gab an, stattdessen selbst einen Antrag auf Abberufung gestellt zu haben, „da über Jahrzehnte aus Überzeugung für die DDR engagiert und weder bereit noch imstande, gemäß Verfahrensordnung der sog. Ehrenkommission die ‚Vermutung‘ zu widerlegen, mich ‚aktiv und exponiert an der Machtpolitik des herrschenden Regimes in der ehemaligen DDR‘ beteiligt zu haben“ (Interview, zit. In Pasternack 1996: 56).

Helga Königsdorf hat eine literarisierte Beschreibung eines solchen Vorgangs geliefert. Alice, eine noch nicht mehr ganz junge, aber noch als Nachwuchshoffnung geltende Mathematikerin, hatte sich an der noch existierenden Akademie der Wissenschaften dem Auftritt vor der Integritätskommission entzogen. Es sei ihr unmöglich gewesen, ein Begriffssystem zu finden, das für ein solches Gespräch nötig gewesen wäre. So erklärte sie auf Nachfrage des Kommissionssekretärs. Die Mitglieder waren daraufhin einhellig der Meinung, dass man nicht einmal den Verdacht einer Verhöhnung der Kommission aufkommen lassen dürfe. Bei Alice wuchs im Laufe der Zeit die Empörung darüber, dass diese Leute sich anmaßen, über sie derart Gericht zu halten. „Als wollten ihr lüsterne Geisse die Kleidung vom Leib reißen, um ihre Unschuld zu beurteilen. Wenn sie sich dieser Prozedur unterzöge, würde sie hinterher eine andere sein.“ Also ließ sie es. Die Kommission habe mit der Entlassungsempfehlung inkauf genommen, dass es international wohl Kopfschütteln geben werde, da Alice mit ihrer Lösung des (fiktiven) Kurzschen Problems außerhalb des Landes hohe Wertschätzung genoss. (Königsdorf 1993: 61–63)

In Sachsen waren 1991/1992 gemäß Sächsischem Hochschulerneuerungsgesetz sämtliche Professuren neu ausgeschrieben worden. Bisherige Stelleninhaber:innen konnten sich auf ihre bisherige Stelle neu bewerben. Bei manchen Nichtberufungen vormaliger Stelleninhaber blieb der Verdacht im Raum, dass nicht die bessere fachliche Qualität der Mitbewerber:innen deren Bevorzugung begründet hatte. So verursachte es einige Aufregung, dass das sächsische Wissenschaftsministerium sog. Schwarze Listen an die Hochschulleitungen versandte. Auf diesen standen all diejenigen Hochschullehrer:innen, bei denen „eine Wiedereinstellung an einer sächsischen Hochschule grundsätzlich ausgeschlossen“ sei (H.J. Meyer 1993). Es waren 884 Namen (Schön 1992).

Mit anderen Worten: Die Berufungskommissionen sollten auf den Sachverhalt, dass in bestimmten Fällen Zweifel an der persönlichen Eignung der Bewerber bestünden (ohne dass dies schon in jedem Einzelfall aktenkundig

war), aufmerksam gemacht werden, um entsprechende Vorab-Aussondierungen treffen zu können. So geschah es dann auch (vgl. Stura Uni Leipzig 1992). Hier fand mithin eine Vermischung von fachlicher³⁶ und Integritätsüberprüfung statt. Bei den solcherart Unberücksichtigten musste dann nicht mehr der oft aufwendigere Weg eines Nachweises mangelnder persönlicher Eignung für den öffentlichen Dienst gegangen werden: Mit der Begründung, dass die Bewerbung auf die ausgeschriebene Stelle im offenen Wettbewerb leider nicht zum Erfolg geführt habe, konnte eine schlichte Kündigung „mangels Bedarf“ ausgesprochen werden. Das verminderte das Prozessrisiko für das Wissenschaftsministerium.³⁷

Die Gründe für die Annahme mangelnder persönlicher Integrität waren zweierlei: Es gab Kündigungen, die mit der Bekleidung von politischen Funktionen begründet waren, wie auch solche, denen substantiierte Vorwürfe bestimmter Handlungen zugrundelagen. Funktionswahrnehmungen konnten dabei, den ministeriellen „Richtlinien für die Arbeit der Personalkommissionen“ zufolge, den Nachweis konkreten Fehlverhaltens ersetzen. Es wurden herausgehobene Funktionen aufgezählt, die diesbezüglich einen „hinreichenden Verdacht“ böten: SED-Zentralkomitee- bzw. -Bezirksleitungs- und SED-Volkskammermitgliedschaft sowie hauptamtliche Tätigkeit in SED-Bezirks- und Kreisleitungen bzw. als Partei- oder FDJ-Sekretär in der Hochschule. Allerdings war auch hier eine zusätzliche Überprüfung vorgesehen, „ob eine Abberufung bzw. Entlassung zu empfehlen ist oder ob eine weitere Zugehörigkeit zum wissenschaftlichen Personal gerechtfertigt werden kann“. (SMWK 1991: 223) Eine mit Funktionswahrnehmungen begründete Kündigung lautete dann etwa:

„Sie waren von 1958 bis 1962 Mitglied der SED-Leitung der Krankenanstalten Freiberg, von 1964 bis 1969 APO-Sekretär für das theoretische Grundstudium in Leipzig, von 1970 bis 1980 Parteigruppenorganisator im Karl-Ludwig-Institut sowie für einen nicht begrenzenden Zeitraum Parteisekretär der Gesellschaft der Physiologen der DDR. Von 1973 bis 1974 besuchten Sie eine Parteiabendschule ... Von 1981 bis 1990 waren Sie Mitglied der Volkskammer (Kulturbund/SED) sowie Mitglied des Volkskammergesundheitsausschusses und des Rates für medizinische Wissenschaft beim Gesundheitsminister der DDR und waren damit mitverantwortlich für die zum Teil verantwortungslose Gesundheitspolitik dieser Jahre.“ (Zit. Bei Schwartz 1994: 153)³⁸

³⁶ dazu unten C. 3.4. Fachliche Evaluationen

³⁷ In einem öffentlich dokumentierten Kündigungsschreiben an eine Person, die sich dann in den „Schwarzen Listen“ wiederfand, stand: „Ich“, also der Minister, „möchte betonen, daß die Kündigung nicht im Zusammenhang mit einer negativen Empfehlung einer Personal- oder Fachkommission steht“ (dok. in LL-PDS-Fraktion 1992: 4).

³⁸ Der Fall des Physiologieprofessors Schwartz entfaltete dann noch eine ungute Symbolik: Um Schwartz während des Arbeitsgerichtsverfahrens von seinem Institut fernzuhalten, fiel der sich erneuernden Universität (die auf eine lange Tradition des Ausschlusses von Personen blicken konnte) pikanterweise nur ein, ihm gegenüber ein Hausverbot aus-

Eine andere Kündigungsbegründung setzte weit unterhalb dessen an, was in den „Richtlinien für die Arbeit der Personalkommissionen“ als herausgehobene Funktionen benannt worden war:

„Sie hatten in der ehemaligen DDR zahlreiche bedeutende Funktionen ausgeübt. So waren Sie u.a. ... Sekretär der Abteilungsparteiorganisation der SED Sie galten als überzeugtes Parteimitglied. | Sie haben das politische System der ehemaligen DDR entscheidend mitgetragen und unterstützt. Sie sind daher für eine Beschäftigung im öffentlichen Dienst nicht geeignet.“ (SMWK 1992)³⁹

Inhaltlich begründete Kündigungsanlässe benannte der sächsische Wissenschaftsminister anhand konkreter Personen – Leipziger Medizinprofessoren – in der Landtagssitzung vom 18. September 1992.⁴⁰ Neben Vorwürfen der MfS-Mitarbeiterschaft (GMS, IMS) fand sich u.a. folgende Begründung:

„In acht Fällen setzte Prof. K... nachweislich die Beförderung solcher SED-Mitglieder ... zu Ordentlichen Dozenten bzw. Ordentlichen Professoren durch, deren fachliche Kompetenz gegenüber anderen Bewerbern nur zweitrangig war. In zwölf weiteren Fällen benachteiligte er, ebenfalls nachweislich, aus politischen Gründen wissenschaftliche Mitarbeiter in ihrer Karriere. Er trieb diese Personalpolitik auch nach der Wende weiter. Einen nach der Wende aus der Bundesrepublik zurückgekehrten Kollegen, der wieder an die Universitätsklinik Leipzig wollte, versuchte er durch massiven Druck in die Behandlung eines von ihm ausgewählten Psychiaters zu zwingen, um ihn als ‚nicht arbeitsfähig‘ erklären zu lassen.“⁴¹

Der Betreffende bestritt die Vorwürfe nachdrücklich und detailliert.⁴² Manches scheint interpretationsfähig zu sein, d.h. in die eine oder andere Richtung auslegbar. Ein Punkt stellte sich als offenkundig falsch heraus: Der „nach der Wende aus der Bundesrepublik zurückgekehrte Kollege“ war bereits *Mitte* 1989 zurückgekehrt und von seinem früheren Klinikdirektor sofort wieder eingestellt worden – eine in der DDR eher ungewöhnliche

zusprechen (vgl. Schwartz 1994: 153 und Müller-Hill/Gutjahr-Löser 1994). Vgl. dazu aber auch die konkurrierende Darstellung des seinerzeitigen Kanzlers der Universität Leipzig in Gutjahr-Löser (2023: 205–210), der Betriebsfriedensstörungen als Begründungen anführt.

³⁹ Auch hier wurde durch die Universität ein Hausverbot ausgesprochen, dabei mit der Besonderheit, dass dieses unter anderem mit einer dezidiert politischen Begründung geschah: „abfällige Äußerungen über die vom Gesetzgeber angeordneten Maßnahmen zur Universitätserneuerung“. Das Landesarbeitsgericht Chemnitz hob dieses Hausverbot im Dezember 1993 auf. (Vgl. Pasternack 1995: 157).

⁴⁰ Da mit Namensnennung, wurde dafür vom sächsischen Datenschutzbeauftragten eine Beanstandung ausgesprochen (Pressemitteilung des Sächsischen Datenschutzbeauftragten, Dresden, 14.2.1992).

⁴¹ Sächsischer Landtag, 1. Wahlperiode – 52. Sitzung, 18. September 1992, Sitzungsprotokoll, S. 3629

⁴² S[...] K[...]: Stellungnahme zur Kündigung, 8.10.1992, 16 S., unveröff., Slg. Pasternack: Akademische Medizin

Freundlichkeit gegenüber einem ‚Republikflüchtling‘. Daneben war dieser Vorgang in der Personalkommission, auf deren Empfehlung sich der Minister stützte, nicht verhandelt worden. Er hätte sich also eigentlich auch nicht in der Kommissionsempfehlung finden dürfen. Doch der in Rede stehende aus der Bundesrepublik zurückgekehrte Kollege war Schriftführer der Kommission und damit verantwortlich für den abschließenden Schriftsatz, der an das Ministerium ging. (Holterdorf 1992)

Diejenigen, welche die Personalüberprüfungsprozesse verantwortlich getragen hatten, nahmen für sich sowohl integrale, moralisch verpflichtete Intentionen als auch die formale Korrektheit der Verfahren in Anspruch. Der Orthopäde Peter Matzen, Personalkommissionsvorsitzender an der Leipziger Medizin-Fakultät, erläuterte das Verfahren seiner Kommission so:

„Die Mitarbeiter des Bereichs Medizin mußten Erklärungsbögen ausfüllen. Nach deren Einsichtnahme kam es in bestimmten Fällen zu Befragungen oder Anhörungen. Letzteres geschah mit 50 Professoren, 15 Dozenten, 15 Habilitierten, 40 Diplom-Medizinern und 30 ungraduierten Mitarbeitern, wobei diese Zahlen ja nicht gleichbedeutend mit Kündigungen sind. Nach Dresden ging dann eine von uns ausgesprochene Empfehlung für oder gegen den Betroffenen, die nach geheimer Abstimmung von rund 15 Personen so oder so ausfiel. Im übrigen: Nicht wir entlassen, sondern das Ministerium. Unserer Empfehlung kann dabei gefolgt werden, wie eine Fürsprache keine Beachtung findet [ließ: finden muß, P.P.]. Persönliche Rachegefühle bei dieser Arbeit hätten jeden von uns nur verdächtig gemacht. [...] Viele einstige Genossen, die mitunter auch heute aus ihrer Gesinnung kein Hehl machen, werden weiterhin bei uns arbeiten ... Wer freilich anderen Schaden zufügte, für das MfS tätig war und Leitungsfunktionen schamlos mißbrauchte, muß dafür die Verantwortung tragen. Da gibt es keine personen-gebundenen Zugeständnisse.“ (Matzen 1992)

In Einzelfällen gingen die Kündigungsentscheidungen des Ministeriums auch zentralen Erneuerungsakteuren an der Leipziger Universität zu weit. Als etwa der Leiter der Universitätsfrauenklinik wegen einer früheren Mitgliedschaft in der Universitätsparteileitung gekündigt wurde, intervenierte Dekan Gottfried Geiler im Dresdner Ministerium, wenn auch zunächst erfolglos (Mayer 1992). Schließlich war die Intervention doch noch erfolgreich, und der Klinikchef amtierte dann bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1997.

Dass aber auch innerhalb der Universität mit den Integritätsüberprüfungen Probleme verbunden waren, zeigte sich in verschiedenen Äußerungen des seinerzeitigen Rektors Cornelius Weiss. Ein Jahr, nachdem der Vertrauensausschuss eingesetzt war, sah sich der Rektor auf einem Konzil veranlasst zu betonen, „daß der Vertrauensauschuß nicht Anlaufpunkt für Denunziationen“ sei. Die Universität werde „den bevorstehenden Härte-test nicht bestehen, wenn sie zuläßt, daß sich das geistige Klima an dieser Universität nicht ändert oder gar weiter in der Richtung entwickelt, wie es im Moment der Fall ist“. Es sei niemandem gestattet, „auf diese Weise persönliche Rechnungen zu begleichen oder von eigenem Versagen in der Vergangenheit ab-

zulenken. Wer unbewiesene Verdächtigungen ausstreut oder weiterträgt“, übe nicht nur Rufmord, sondern schade dem Gemeinwohl. (Weiss 1992: 8, 11)

Die Kommissionen selbst – Vertrauensausschuss und Personalkommissionen – dagegen nahm er in Schutz. Sie hätten trotz „des gelegentlich spürbaren Drucks von außen“ stets auf dem Boden des Rechtsstaats gehandelt (Weiss 1994: 10). Wichtige Personalkommissionsakteure, soweit sie sich öffentlich äußerten, stellten indes selbst gescheiterte Versuche der Einflussnahme in Abrede: „mögliche Beeinflussungen, ja Pressionen“ seien „in der Atmosphäre der Erneuerung an der Universität Leipzig ... ohnehin zu keiner Zeit zu befürchten“ gewesen (Fix 1995: 21).

Die Vielzahl der Personalüberprüfungskommissionen (an jeder Hochschule existierte mindestens eine) und die bei Personalangelegenheiten naturgemäß problematische Quellenlage machen es schwierig, ein Gesamtbild zu gewinnen. Um das Bild aber zumindest etwas abzurunden, lässt sich der Bericht eines Theologen heranziehen, der in der Ehrenkommission der Greifswalder Universität mitgewirkt hat. Er erinnert sich zur Frage missbräuchlicher Funktionswahrnehmungen in der DDR wie folgt: Häufig habe es vielsündiger Gespräche mit den Betreffenden bedurft, bis bei diesen die Einsicht gereift sei, „dass das selbstverständliche ‚Funktionieren‘, das Tun des Erwarteten die Schuldverstrickung bedeutete, deren sich Betroffene oft nicht bewusst waren“. In einem Fall habe sich ein Hochschullehrer, der über viele Jahre wichtige Parteifunktionen ausgeübt hatte, aufgebracht darüber gezeigt, was das System aus der Universität gemacht hat. Er, der berichtende Theologe, habe daraufhin gesagt: Sie waren das System! „Dieser Satz eröffnete die Einsicht in die eigene Rolle des Genannten, wie ich es nie vermutet hätte.“ (Poldrack 2005: 75)

Verfahrensprobleme und -resultate

Zunächst stellten die individuellen Überprüfungen politisch-moralischer Integrität eine paradoxe Intervention dar. Mit der Begründung, Wissenschaft und Politik fortan zu trennen, wurden Politik und Wissenschaft noch einmal explizit zusammengeführt: Personalkommissionen und Ministerien unternahmen politische Bewertungen der Wissenschaftler:innen und ihrer Biografien. Seiner Form nach vermittelte der Vorgang nichtjustiziable Strafansprüche mit dem Gebot legalen Handelns. In ihrem positivistischen Kern waren die Überprüfungsverfahren Beurteilungen individualbiografischer Vergangenheit mit dem Ziel, eine Sozialprognose über die Eignung (resp. Nichteignung) für den Öffentlichen Dienst der Bundesrepublik Deutschland zu gewinnen. Funktional war dieses Anliegen in das Zumutbarkeitskriterium übersetzt worden. Allerdings fanden sich auch weitergehende Ansprüche formuliert, etwa vom sächsischen Wissenschaftsminister: „Maßgebend“,

schrrieb dieser, sei für Weiterbeschäftigungsentscheidungen „die Erwartung, daß die Betreffenden vorbehaltlos [*sic!*] für die freiheitliche demokratische Grundordnung eintreten“. ⁴³ Eine derartige Formulierung musste erstaunen, da Demokratisierung damals weithin mit der Auffassung verbunden war, die Zeit der administrativen Abschaffung von Vorbehalten sei vorbei.

Hochschulintern ergaben sich – geschuldet nicht zuletzt dem Zeitdruck – zweierlei Eigenheiten der Überprüfungsverfahren. Zum einen waren die Kommissionstätigkeiten verfahrensseitig nur grob geregelt. Regelungslücken mussten deshalb durch Schöpfungen jeweils kommissionseigenen ‚Prozessrechts‘ geschlossen werden. Infolgedessen konnte die Objektivität des Verfahrensablaufs nicht nur gestört sein, sondern war auch nicht überprüfbar, etwa durch einen jeweils Verfahrensbetroffenen. Zum anderen erreichten die Kriterien der Überprüfungen – entstanden im Widerstreit von moralisch inspirierter Willenssetzung, Orientierung am Säuberungszweck und Rechtspositivismus – nur bedingt Rechtsförmigkeit. Infolgedessen war es funktional notwendig, die Verfahren und die Entscheidungen der Kommissionen einer unmittelbaren gerichtlichen Überprüfung zu entziehen. Dies geschah dann insofern, als von Betroffenen allein Kündigungsentscheidungen der Ministerien angefochten werden konnten, nicht aber die diesen zugrundeliegenden Kommissionsentscheidungen.

Die Kommissionen führten gleichsam para- oder semijuristische Verfahren durch, indem sie unter Einsatz des Instrumentariums der Rechtspflegeorgane mit Sachverhalten unterhalb des Strafbarkeitsverdachts befasst wurden. Dabei waren sie einerseits einem Geschworenengericht vergleichbar, das zugleich die Vertretung der Anklage übernommen hatte. Diese Rollenindifferenz der Kommissionsmitglieder erwies sich als unterkomplexe Ausgestaltung. Ebenso war es problematisch, dass trotz der möglichen Untersuchungs- und Anhörungsfolgen die Betroffenen nicht mit vergleichbaren Rechten wie Angeklagte in Gerichtsverfahren ausgestattet waren. Andererseits waren die Kommissionen infolge der Letztentscheider-Funktion der jeweiligen Minister.innen für die ‚Strafzumessung‘ nicht zuständig. Derart gab es keine strukturierte Verantwortlichkeit der in diesen Kommissionen Tätigen. Die abschließenden Entscheidungen lagen nicht bei ihnen, sie waren zudem nicht auskunftsbefugt, kurz: nicht kontrollierbar und folglich unkontrolliert.

Dabei war die Zusammensetzung der beauftragten Kommissionen praktisch immer ‚falsch‘, egal, wie sie vorgenommen wurde. Wurden die Kommissionen ost-west-gemischt besetzt, lagen der Verdacht kenntnisloser Mitwirkung und die Vermutung sachfremder Kriterien – wie das Bedürfnis, eigene Schüler.innen versorgen zu wollen – in der Luft. Wurden sie ausschließlich

⁴³ Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft, Der Minister: [Schreiben] An den Rektor der Universität Leipzig. Betr.: Auflösung von Teileinrichtungen Ihrer Hochschule. 12. Dez. 1990, S. 2, in: UAL, Vorlass Pasternack: 1990/Abwicklung

oder überwiegend aus Ostdeutschen gebildet, damit die Kenntnis der früheren Handlungskontexte angemessen repräsentiert sei, dann war strukturell verhindert, das (zumindest in Gerichtsverfahren geltende) Neutralitätsgebot befolgen zu können. Denn – ggf. indirekt – subjektiv Betroffene hatten die Untersuchungen durchzuführen und Bewertungen zu treffen. Dieser letztere Fall war der häufigere, da es Auswärtigen meist lieber war, „die Begleichung offener Rechnungen durch politische Beschuldigung den lokalen Eliten überlassen [wurde], um nicht als grob und aggressiv zu gelten“ (Elsenhans/Lange 2004: 160).

Vor allem innerhalb der naturwissenschaftlichen Fakultäten und Institute gab es bei diesen Vorgängen klare politische Fronten. Auf der einen Seite standen dort die sozialistischen Professoren (incl. Derjenigen, die das nun gern vergessen gemacht hätten), auf der anderen solche, die sich in einer bürgerlichen Wissenschaftstradition stehend verstanden (incl. Derjenigen, die das erst jetzt so richtig für sich entdeckten). Der ordinariële Habitus, der in beiden Gruppen anzutreffen war, machte sie freilich für Außenstehende schwer unterscheidbar.

Wieviele Personen es genau waren, die infolge der verschiedenen Integritätsüberprüfungen mit jeweils welchen Begründungen die Wissenschaft verlassen mussten, ist nicht bekannt. Es gibt lediglich aus Sachsen, Sachsen-Anhalt und von einzelnen Hochschulen Veröffentlichungen solcher Zahlen.⁴⁴

In Sachsen war bis 1997 985 Hochschulmitgliedern (von ursprünglich 28.022) wegen mangelnder persönlicher Integrität gekündigt worden. Daneben waren 829 Personen auf dem Wege der Eigenkündigung und 4.133 qua Aufhebungsvertrag ausgeschieden. Dabei muss offenbleiben, wieviele der 829 Eigenkündigungen zustande kamen, um eine Kündigung wegen mangelnder persönlicher Integrität zu vermeiden. Für die 4.133 Aufhebungsverträge gab das sächsische Wissenschaftsministerium an, dass 271 Hochschulmitglieder „im Zusammenhang mit den Ergebnissen der Personalüberprüfung durch Personal- und Fachkommissionen ihr Arbeitsverhältnis“ beendet haben. Unberücksichtigt blieben 1.229 Mitarbeiter:innen, die infolge der Abwicklung aus dem sächsischen Hochschuldienst ausgeschieden waren. (SMWK 1999: 266f.)

An den Hochschulen Sachsen-Anhalts waren vom November 1991 bis zum Mai 1992 elf Personalkommissionen tätig und hatten 4.048 nichtprofessorale Hochschulbeschäftigte sowie 970 Hochschullehrer (Professoren und Dozentinnen) überprüft. Damit hatte jede Kommission im Durchschnitt pro Monat 65 Überprüfungsverfahren durchgeführt, statistisch 15,5 je Woche oder drei pro Tag. Die Ergebnisse waren, dass 323 der Nichthochschulleh-

⁴⁴ vgl. Universität Potsdam (1995), Universität Rostock (1996), Raiser (1998), Häfner/Fink (2002), Post (2002) und die nachfolgend angegebenen Quellen

rer, d.h. acht Prozent, „als IM im MfS geführt oder als herausragend SED-linientreu und damit als systemnah belastet eingestuft“ wurden. In der Personalgruppe Professoren und Dozentinnen betraf dies 249, mithin 25,5 Prozent, die damit zur Abberufung bzw. Kündigung empfohlen worden waren. (MWF LSA 1992)

Exemplarisch für einzelne Hochschulen können hier die Universität Rostock und die Humboldt-Universität betrachtet werden.

Von der Universität Rostock ist der Abschlussbericht der Ehrenkommission veröffentlicht worden (Universität Rostock, Ehrenkommission 1996 [1995]). Diese Kommission habe schriftlich alle 6.248 Mitarbeiter:innen der Universität qua Fragebogen befragt und „insgesamt etwa 700 – 800 Anhörungen durchgeführt“. Daraus ergaben sich folgende Ergebnisse: In 89 Prozent der Fälle wurde kein Fehlverhalten festgestellt, in 3,5 Prozent der Fälle Fehlverhalten als gering erachtet, für fünf Prozent der Angehörten der zeitweilige oder dauerhafte Ausschluss von der Mitwirkung in der akademischen Selbstverwaltung empfohlen, bei zwei Prozent eine Missbilligung früheren Verhaltens empfohlen und in 2,5 Prozent der Fälle eine Kündigungsempfehlung ausgesprochen. Als problematisch hätte sich die Überlagerung der Ehrenverfahren und der (fachlichen) Überleitungsverfahren erwiesen: „Bei den die Universität wegen der Sparzwänge überziehenden Kündigungswellen wurde in erster Linie den Mitarbeitern gekündigt, den ein ggf. auch nur weniger schwerwiegendes Fehlverhalten vorzuwerfen war und nicht etwa den ‚unbescholtenen‘ Mitgliedern der Universität.“ (Voermanek 1996: 8–10 und Universität Rostock, Ehrenkommission 1996 [1995]: 40)

An der Humboldt-Universität waren 1991 verschiedene Kommissionen gebildet worden, die sich mit Fragen der persönlichen Integrität befassten:

■ Eine sog. Anhörungskommission war für universitäre Amtsinhaber:innen und für Personen, die für Wahlämter kandidierten, geschaffen worden. Diese sollten über ihre „persönliche und politische Entwicklung“ Auskunft geben.⁴⁵ Ein Resümee von 1992 vermerkte, dass sich 360 Universitätsangehörige der Anhörungskommission gestellt hätten. In 20 Fällen habe diese die Empfehlung gegeben, auf das ausgeübte bzw. angestrebte Selbstverwaltungsamt zu verzichten (Lommatzsch 1992). In 13 Fällen sei es zu sog. Unentschiedenen Situationen gekommen: „die Kommission war zwar der Meinung, daß eine Empfehlung angebracht wäre, es fehlten aber die Fakten, das überzeugend zu begründen“ (Lommatzsch 1992a). Bei den Abstimmungen in der Kommission habe es des öfteren ein Patt gegeben.

■ Ein Ehrenausschuss handelte auf Antrag, bspw. Den eines Geschädigten, der das Handeln seines Schädigers überprüfen wollte. Hier wurde zu den Ergebnissen mit Stand Mai 1995 berichtet: Von den 380 behandelten

⁴⁵ Ordnung der Anhörungskommission der Humboldt-Universität zu Berlin, o.J. [1991], S. 0, in: Slg. Pasternack, HUB 1991

Fällen seien in 73 Fällen (19 %) eine Empfehlung zur Kündigung wegen Unzumutbarkeit, d.h. wegen mangelnder persönlicher Integrität, ausgesprochen und in 27 Fällen (7 %) Auflösungsverträge empfohlen worden. 280mal, d.h. für 74 %, wurde die Weiterbeschäftigung als möglich erachtet (Flemming 1995).

■ Personalstrukturkommissionen (PSK) für die einzelnen Fachbereiche bzw. Institute behandelten persönliche Integrität, fachliche Eignung und Personalstruktur im Zusammenhang. Die einzelnen PSK gingen mit dieser komplexen Funktionszuschreibung unterschiedlich um. Soweit die Kommissionen auch tatsächlich Integritätsüberprüfungen durchgeführt hatten, sind von 1.038 derart begutachteten Wissenschaftler:innen 217 wegen Feststellung entsprechender Mängel negativ bewertet worden. Das waren 21 Prozent. Die Differenz zwischen Hochschullehrer:innen und Mitarbeiter:innen ist dabei auffallend: Von 381 begutachteten Professoren und Dozentinnen fanden sich 93 bzw. 24,5 Prozent aus Integritätsgründen negativ bewertet; bei den Mitarbeitern waren dies von 657 25 bzw. 3,8 Prozent. (Pasternack 1999: 300)

Eine Zusammenschau dieser Kommissionsergebnisse hinsichtlich der persönlichen Integrität ergibt, dass an der Humboldt-Universität bei 17,5 Prozent des gesamten wissenschaftlichen Personals durchschlagende Bedenken bestanden.

Dass es schwierig ist, ein Gesamtbild zu gewinnen, ist auch durch eine Änderung im Kündigungsverhalten der Landesministerien verursacht: Der Kündigungsgrund „mangelnde persönliche Eignung“ war alsbald vermieden worden, nachdem er mehrfach von Arbeitsgerichten nicht anerkannt worden war oder in Verfahren, die auf dem Vergleichswege beendet wurden, nicht aufrechterhalten werden konnte. Dagegen ließ sich auf Basis der neuen Stellenpläne „mangelnder Bedarf“ meist einfacher gerichtsfest begründen als individuelle Integritätsdefizite. Daher wurde diese Begründung dann ersatzweise und bevorzugt genutzt. Auf Grundlage der wenigen veröffentlichten Zahlen lässt sich jedenfalls plausibel eines annehmen: Quantitativ zumindest waren die Folgen dieser Personalüberprüfungen weniger bedeutsam als die Fragen nach Instituterhalt oder -schließung und nach der Ausstattung der Stellenpläne.

Ebenso, wie Zahlen kaum bekannt sind, ist bislang nicht untersucht worden, in welchem Ausmaß die von den Integritätskommissionen vorbereiteten Entscheidungen angemessen oder problematisch waren. Was hierzu vorliegt, sind zeitnah publizierte Dokumentationen, welche die Vorgänge aus einer kritischen Perspektive und zum Teil anhand von personalen Einzelfällen beleuchten,⁴⁶ sowie später publizierte kollektive Reflexionen⁴⁷ und

⁴⁶ vgl. etwa Initiative für die volle Gewährung... (o.J. [1992]); GfM (o.J. [1993?]); VDÄÄ (1933); Buddin/Dahlke/Kossakowski (1994); Burckhardt (1998)

individuelle Erlebnisberichte.⁴⁸ Diese beziehen sich meist nicht allein auf die Integritätsüberprüfungen, sondern nehmen den gesamten Umbauvorgang, in den diese eingebettet waren, in den Blick. Hinzu treten einige Berichte, die von Beteiligten zur Arbeit der Kommissionen vorgelegt wurden.⁴⁹

Dabei liegt es in der Natur der Sache, dass Zweifelsfälle ausführlicher und insbesondere öffentlich dokumentiert sind, als dies bei anderen, korrekt abgelaufenen Verfahren der Fall ist. In welchem quantitativen Verhältnis Zweifelsfälle und korrekte Verfahren zueinander standen, lässt sich aus dem zugänglichen Material nicht eruieren. Festgehalten werden muss aber: Die Integritätsüberprüfungen lieferten jedenfalls eine Reihe von berechtigten Diskussionsanlässen. Es hat, öffentlich dokumentiert, Problemfälle und Fehlentscheidungen gegeben. Diese wurzelten weniger in Besonderheiten der Einzelfälle als in strukturellen Defiziten der Verfahren. Ihr Öffentlichwerden ergab sich meist aus besonderen Umständen, wie etwa Suizid.⁵⁰ Die strukturellen Defizite der Verfahren und das Öffentlichwerden von Problemfällen allein durch besondere Umstände wiederum legen eines nahe: Es muss eine Dunkelziffer solcher Fälle (mit vermutlich weniger dramatischen Folgen) angenommen werden.

Angesichts des Fehlens einer unabhängigen, zeithistorisch distanzierten Analyse wird man hier einstweilen nur normativ anmerken können: Beliebige Verfahren genügen nicht bereits dadurch rechtsstaatlichen Normen, dass *die meisten* der in ihnen erzeugten Entscheidungen korrekt zustande kommen und in der Sache berechtigt sind. Denn wenn es die meisten waren, dann waren es einige nicht. Den Rechtsstaat kennzeichnet im übrigen auch, dass die Anwendung seiner Grundsätze und Verfahren nicht davon abhängig ist, ob die jeweils Regelungsbegünstigten sympathisch sind oder nicht. Rechtsstaatlichkeit gilt für alle gleichermaßen: Genau das macht einen Rechtsstaat aus.

Ein heikles, aber auch kaum zu vermeidendes Problem ergab sich schließlich daraus, dass eine wesentliche Voraussetzung, um nach 1990 an der Hochschule verbleiben zu können, eine politische Mindestunauffälligkeit in

⁴⁷ z.B. Weißbecker (2007) oder GBM (2004)

⁴⁸ z.B. Hecht (2008); Mest (2011); Lindenau (2002 und 2012); Gross (2016); Prokop (2020)

⁴⁹ vgl. etwa zur Rostocker Universität: Universität Rostock (1996) und Kleemann (2002); zur Greifswalder Universität: Poldrack (2005: 75) und Hecker (2023: 89–97); zur Humboldt-Universität: Flemming (1994 und 1995); zur Universität Leipzig: Matzen (1992) und Fix (1995)

⁵⁰ z.B. der Architekturtheoretiker Bernd Grönwald (Schrep 1994), der hallesche Professor für Innere Medizin F. Eckhard Ulrich (Schorlemmer 1994), der Charité-Forscher Rudolf Mucke (Grimm 2023), der HUB-Wirtschaftswissenschaftler Hans Schmidt (Rambaum 2020: 14f.), der Jenenser Juraprofessor Gerhard Riege (Gerlach 1992), der Leipziger Biologieprofessor Armin Ermisch (Abbott 1995); vgl. desweiteren Hecht (2002: 144) und Behling (2014)

der DDR gewesen war. Denn wer diese nicht entwickelt hatte, war entweder – im Falle größerer Renitenz – bereits von den DDR-Machthabern aus der Hochschule entfernt worden oder wurde – im Falle als problematisch bewerteten politischen Engagements im Sinne der DDR – von den ab 1990 tätigen Personalkommissionen nicht zur Weiterbeschäftigung empfohlen. „Die mittelmäßigen, aber politisch-sauberen Spieler wurden verschont, da das allumfassende Spitzel- und Denunziationssystem der Staatssicherheit normalerweise wenig Interesse an jenen gezeigt hatte“ (Elsenhans/Lange 2004: 160). Es kam also zu einer zwar erklärbaren, aber in den Auswirkungen dann auch problematischen Auslese von Wissenschaftler:innen, die sich mehrheitlich durch Unauffälligkeit ausgezeichnet hatten – dies selbstredend mit abweichenden Ausnahmen.

Als bleibender Makel ist festzuhalten, dass in den 90er Jahren für zahlreiche ostdeutsche Wissenschaftler:innen die Schutzmechanismen der Verfassung und der öffentlichen Thematisierbarkeit konfligierender Ansprüche nicht erfahrbar wurden – also genau das, was in der DDR gefehlt hatte, nun aber als wesentliche Vorzüge der neuen Ordnung annonciert wurde. Dem stand eine politisch induzierte Dynamik der ostdeutschen Wissenschaftstransformation entgegen, die mögliche Verfahrenswiderstände ausdrücklich durch Beschleunigung aus dem Wege räumen wollte. Unter diesen gegebenen Rahmenbedingungen waren die Umbruchakteure in den Hochschulen wohl dazu verdammt, grundsätzlich nicht im eigentlichen Sinne ‚richtig‘ handeln zu können: Zu widersprüchlich war die Situation mit den konkurrierenden Interessen in Hochschulen, Politik und Öffentlichkeit.

3.4. Fachliche Evaluationen

Es gab zwei Arten von fachlichen Evaluationen: institutionelle und individuelle. An den Akademien wurden 1991/92 vorrangig Institute oder Arbeitsbereiche evaluiert.⁵¹ Sie zielten auf die Bewertung von institutionellen Programmatiken und Potenzen sowie die Passfähigkeit zur gegebenen westdeutschen Forschungslandschaft. Jedoch führten viele der beauftragten Kommissionen an den Akademie-Instituten auch Individualgespräche. Wo dies nicht der Fall war, wirkten die institutionellen Evaluierungen wie indirekte Individualevaluationen.

Durchgeführt wurden die Evaluationen in der Regel von respektablen und ganz überwiegend westdeutschen Vertreter:innen der jeweiligen Fächer. Umso besser die dafür gebildeten Kommissionen besetzt waren, desto kompetenter konnten deren Urteile ausfallen – einerseits. Andererseits wa-

⁵¹ zu den institutionellen Aspekten der Evaluierungen s.o. B. 2.3. Evaluationen, Abwicklungen und neue Strukturen

ren die Kompetentesten auch diejenigen, die am wenigsten Zeit hatten für solche Kommissionsarbeiten, da auch anderweitig sehr beschäftigt. Die Qualität der Bewertungen von Instituten hing jedenfalls immer auch davon ab, ob jemand die Durchsicht der umfangreichen Unterlagen für eine Evaluations-sitzung priorisierte oder diese nur mal kurz im Zug durchblättern konnte.

Ein weiterer Punkt war, wieweit es den Evaluierern gelang, sich auf die spezifischen Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens in der DDR einzulassen. Diesbezüglich haben die Evaluationen ein schlechtes Image: „In Unkenntnis“ von „Differenzen und der historischen Dimensionen der DDR-Gesellschaft kamen die Normen und Maßstäbe der westlichen Dominanzgesellschaft zur Anwendung“, ist hier die bis heute geführte Klage (Dornhof in Dornhof/Pasternack/Zimmerman 2022: 140). Dieser Eindruck entstand auch bei Personen, die in der DDR benachteiligt worden waren. Der Historiker Rainer Eckert – später Direktor des Zeitgeschichtlichen Forums Leipzig – nahm als prägenden Eindruck „die arrogante Haltung der fast ausschließlich altbundesdeutschen Evaluatoren“ mit, „denen die moralischen Maßstäbe der SED-Kritiker vollkommen fremd und unverständlich waren“. Bei diesen habe nicht erreicht werden können, „zu akzeptieren, dass bei kritischen Ostdeutschen fehlende akademische Qualifikationen durch lebensgeschichtliche Leistungen“ ausgeglichen wurden. „So konnten nur wenige von uns“ – gemeint sind die Protagonisten des 1990 gegründeten Unabhängigen Historiker-Verbands – „in der Bundesrepublik den Weg einer erfolgreichen akademischen Karriere antreten.“ (Eckert 2024: 173f.)

Helga Königsdorf (1938–2014) schilderte in ihrem autofiktionalen Roman „Im Schatten des Regenbogens“ eine Evaluationsprozedur – sie selbst war Akademieprofessorin für Mathematik gewesen, zwar wegen einer Parkinson-Erkrankung seit 1990 im vorzeitigen Ruhestand, aber mit Informationen über die Entwicklungen an der Akademie gut versorgt. Es geht um die Kompetenzprüfung des bisherigen Direktors des „Zahlographischen Instituts“, genannt „der Alte“:

„Der Alte kannte die meisten der Westevaluierer schon seit vielen Jahren, und auch sie kannten ihn sehr gut. Man hatte sich auf Tagungen getroffen, Publikationen voneinander gelesen. [...] Es hatte Zeiten gegeben, wo sie seine scharfzüngigen Urteile gefürchtet hatten. Früher war der Glanz einer Tagung fast gesichert gewesen, sagte er seine Teilnahme zu.

Aber die Evaluierer überwandten ihre Anfangsverlegenheit schnell. Sie behandelten den Alten mit eingeschränkter Achtung, so als hätten sie jemanden vor sich, dem man zwar gewisse Verdienste nicht absprechen konnte, der sie aber über den Grad seiner Verstrickung getäuscht hatte. [...]

Der Oberevaluierer war früher ein sehr bedeutender Wissenschaftler gewesen. Er gehörte zu den Invaliden der Wissenschaft, die sich selbst überleben ... Er lächelte manchmal traurig vor sich hin, so, als wollte er fragen: Warum habe ich mich auf das hier eingelassen? Diese Frage quälte ihn, seit er den Job übernom-

men hatte. [...] Er empfand eine gewisse Sympathie für den Alten, der genaue und sehr treffende Auskünfte gab. Eine Sachlichkeit, durch die sich die übrigen Kommissionsmitglieder aus irgendeinem Grund gestört fühlten. Sie schnitten dem Alten das Wort ab.“ (Königsdorf 1993: 50f.)

Auch wenn es sich um einen Roman handelt, wird man annehmen dürfen, dass hier nah an der Realität erzählt wurde. Dann handelt es sich bei dem betreffenden Institut um das AdW-Zentralinstitut für Mathematik, seit 1985 als „Karl-Weierstraß-Institut für Mathematik“ (KWI) firmierend, an dem auch Königsdorf Professorin war. Wie es für dessen Wissenschaftler:innen insgesamt ausging, ist von dem gleichfalls dort tätig gewesenem Mathematiker Helmut Koch (1998) beschrieben worden. Nach seiner Schilderung hätte die einseitig westdeutsche Zusammensetzung der Evaluationskommission wohl Missfallen auf der Seite der Institutsmitarbeiter hervorrufen können. „Dies war jedoch nicht der Fall, wozu sicher beigetragen hat, daß die Kommissionsmitglieder bei ihren Partnern im KWI im allgemeinen von früheren wissenschaftlichen Kontakten her gut bekannt waren“. Die Beurteilung durch die Kommission sei sehr gut ausgefallen und die Errichtung eines Blaue-Liste-Instituts für Angewandte Analysis und Stochastik empfohlen worden.

Zum Zeitpunkt der deutschen Vereinigung habe es 49 habilitierte Mathematiker:innen im KWI gegeben, von denen bis zur Schließung infolge AdW-Abwicklung am 31.12.1991 sieben das KWI verlassen hatten. Von diesen seien zwei Professor bzw. Lecturer an ausländischen Universitäten und zwei Professoren an westdeutschen Universitäten geworden. Zwei hätten ABM-Stellen außerhalb der Mathematikforschung erhalten (Fußnote: „Diese ... arbeiteten ... im KWI, obwohl ihnen bereits Jahre früher von ihren Abteilungsleitern empfohlen worden war, eine andere Arbeit aufzunehmen“), und einer habe eine Dozententätigkeit in der Industrie aufgenommen. So waren 42 verblieben, für die sich bis 1996 folgendes ergab: Zehn wurden an ostdeutschen Universitäten und fünf an westdeutschen Universitäten auf Professuren berufen. 17 konnten in das neue Weierstraß-Institut der Blauen Liste und zehn mussten ins Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP) wechseln.⁵² Es seien fünf habilitierte Problemfälle verblieben. „Betrachtet man alle wissenschaftlichen Mitarbeiter des KWI im Jahre 1990, so ergibt sich eine wesentlich größere Zahl von Problemfällen.“ Diese seien entweder so jung gewesen, „daß ihre wissenschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten denen entsprechender westdeutscher Mathematiker gleichkamen“, oder sie waren wesentlich älter und „sind daher für eine wissenschaftliche Laufbahn in Deutschland chancenlos“. (Koch 1998: 173)

Der Schriftsteller Volker Braun verdichtete die Kenntnisse, die er zu den Evaluationen in der Philosophie hatte, in seiner Figur des Akademiephilosophen Schaber. Dieser war negativ von der Evaluierungskommission beschie-

⁵² zum WIP s.u. C. 4.2. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP)

den worden, so erfahren wir in Brauns „Der Wendehals. Eine Unterhaltung“. Es seien böse Tage gewesen, erinnert sich Schaber, „da er gewogen und bewertet wurde. Er hatte auf der westlichen Waage gestanden mit seinem bekannten Gewicht ..., er hatte versucht, sich schwer und darauf leicht zu machen“. Denn eines war ziemlich unklar: „War es gut, etwas auf die Waage zu bringen, oder *belastend*? War es besser, wenig aufzuweisen?“ Das Ereignis habe ihm den Kopf verwirrt, „die Scham darüber, daß er der Kommission zum Mund geredet, daß er sich angestrengt hatte, dem Feind zu gefallen: der ihn dennoch durchschaut und geschlagen hatte, vernichtet hatte auf seinem Feld, auf dem er überlegen war“. (Braun 1995: 10)

Das schlechte Image der Begehungen der Wissenschaftsrats-Arbeitsgruppen führte der Mannheimer Politikwissenschaftler Max Kaase, selbst für die Evaluation der Sozialwissenschaften zuständig, auf zweierlei zurück: „besonders zu Beginn der Evaluationen“ habe es aufseiten der besuchenden Experten „an Kenntnis des Wissenschaftssystems der DDR sowie der Personen und Gruppen und wahrscheinlich auch an Sensitivität bezüglich der Situation, in der sich die Institute und ihre Mitarbeiter sahen“ gemangelt. Dies habe sich jedoch, gab er weiter Auskunft, schnell zum Besseren gewandelt. „So kann auf der Grundlage der Reaktionen der Institute gegen Ende der Begehungen wohl zutreffend festgestellt werden, daß selbst die Evaluierten im großen und ganzen das Gefühl hatten, eine einigermaßen faire Anhörung, Beurteilung und Chance erhalten zu haben.“ (Kaase 1995: 327).

An den Hochschulen fanden vor allem individuelle fachliche Evaluationen der Hochschullehrer (Dozentinnen und Professoren) statt. Diese Überprüfungen geschahen formal durch Fachkommissionen, die je nach Bundesland unterschiedlich zusammengesetzt waren. In Mecklenburg-Vorpommern z.B. gab es Überleitungskommissionen, die ausschließlich aus westdeutschen Wissenschaftler:innen zusammengesetzt waren (Hecker 2023: 91). „Unter normalen Umständen“, hieß es in einer Auswertung der Vorgänge an der Humboldt-Universität, „hätte sich sicherlich niemand auf eine solche Prozedur eingelassen.“ Dass sich die bei weitem größte Zahl der Beschäftigten ihr nicht entzog, habe an dem unerhörten Druck gelegen, der von der politischen Lage ausging. „In der Charité verweigerte sich eine Gruppe von etwa 50 Personen dem Verfahren, weil sie es für unrechtmäßig hielten. Sie mußten deshalb die Charité verlassen.“ (Raiser 1998: 55) Ein Jenenser Medizin-Professor formulierte die Ambivalenz des Vorgangs wie folgt:

„Wir in Jena, und ich vertrete hier die Meinung der gesamten Medizinischen Fakultät, glauben ... a) korrekt, was den offiziellen Auftrag anbelangt, und b) fair, was das subjektiv kollegiale Verständnis anbelangt, behandelt worden zu sein. Das entschärft die subjektiv durchaus als diskriminierend und entwürdigend zu empfindende Situation, von außen durch eine Kommission bewertet worden zu sein. Schließlich wurden wir [Ostdeutschen, P.P.] weder befreit noch erobert ...“ (Klinger 1992: 9)

Die fachlichen Personalüberprüfungen durch Kommissionen stellten unterm Strich keinen Hauptfaktor des Reduzierungsgeschehens dar, da ihre quantitativen Folgen im Vergleich zur allgemeinen Stellenreduzierung an den Hochschulen bzw. Institutsschließungen und -umwandlungen an den Akademien eher marginal waren. So konnte das sächsische Wissenschaftsministerium bilanzieren, dass „keine Kündigung wegen mangelnder fachlicher Eignung ausgesprochen“ wurde (SMWK 1999: 267):

„Von den Fachkommissionen wurden in etwa 0,75 % der Fälle Zweifel an der fachlichen Befähigung der überprüften Person geäußert. Lediglich in ca. 0,2 % der Fälle wurde die Kündigung bzw. Abberufung vorgeschlagen. In mehreren dieser Fälle lag gleichzeitig ein negatives Votum der Personalkommission vor, das zur Kündigung führte. In weiteren Fällen schlossen die Betroffenen Auflösungsverträge ab. In geringer Anzahl verblieben Kündigungsempfehlungen, über die nach Prüfung der Stichhaltigkeit der Empfehlung zu entscheiden war. In diesen Fällen ergab die Prüfung, dass der Nachweis der fachlichen Nichteignung nicht zweifelsfrei geführt worden war. Aus diesem Grunde wurde eine Kündigung nicht ausgesprochen.“ (Ebd.)

Die Evaluationen zielten zwar vor allem darauf, festzustellen, welche Personen für Besetzungen innerhalb der reduzierten Stellenpläne infrage kommen. Letztlich aber stellten die Gesamtvorgänge, in welche die Fachevaluationen eingebettet waren, vor allem fest, wer dafür *nicht* infrage kommt. Denn der Umfang der Stellenpläne war am Ende weitaus geringer als die Zahl des fachlich positiv evaluierten Personals. Auf der psychologischen Ebene schließlich waren die Evaluationen bedeutsam, weil sie individuell vielfach als beschämend wahrgenommen wurden.

Später – 1991 bis 1993 – wirkten sich für die Hochschullehrer:innen in Ost-Berlin, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen Neubesetzungsverfahren als faktische zweite Fachevaluation aus: In diesen Ländern wurden sämtliche Professuren neu ausgeschrieben, auf die sich dann auch die bisherigen Stelleninhaber:innen bewerben konnten resp. mussten. Das war in seinen Wirkungen quantitativ bedeutsamer als die Fachevaluationen zuvor, da nun Verfahren in offener Konkurrenz stattfanden. Bewerben konnten sich auch nichtprofessorale Habilitierte und nichtostdeutsche Interessent:innen.⁵³

Neben diesen individuellen Evaluationen gab es auch Begutachtungsaktivitäten des Wissenschaftsrates, auch wenn für den Hochschulbereich kein genereller Prüfauftrag erteilt worden war: Letzterem standen befürchtete Rückwirkungen auf die Kompetenzordnung entgegen, nach der für die Hochschulen ausschließlich die Länder zuständig sind (vgl. Bartz 2007: 162). Doch suchten dann, nach Bildung der ostdeutschen Länder, einzelne von diesen beim Wissenschaftsrat um Begutachtung nach. 1992 legte das Gremium zudem Strukturempfehlungen zur ostdeutschen Hochschullandschaft vor (vgl. Wissenschaftsrat 1992d–1992g), ergänzt 1993 (vgl. Wissenschafts-

⁵³ weiteres zum Berufungsgeschehen s.u. C. 3.6. Wettbewerblichkeit und Klientelismus

rat 1994b). Dabei sei zu betonen, hieß es aus dem Wissenschaftsrat, „dass es sich dabei nicht um Evaluationen wie an den außeruniversitären Instituten handelte“. Doch habe ein solcher Eindruck leicht entstehen können, „da die Empfehlungen zu den Hochschulen durchaus konkrete Vorschläge zu einzelnen Einrichtungen enthielten“ (Prenzel 2015: 5). Der Kasseler Hochschulforscher Ulrich Teichler gab die ihm vermittelten Eindrücke von den zugrundeliegenden Begehungen so wieder:

„Seitens der Hochschulangehörigen wurde geklagt, die Kommissionen des Wissenschaftsrates hätten bei ihren Besuchen nicht korrekt über die Zielsetzung der Besuche und die Verwendung der Informationen informiert: Es sei immer versichert worden, daß die Visitationen nicht dem Zwecke der Evaluierung dienen; tatsächlich seien deren Ergebnisse aber zur Grundlage für detaillierte Empfehlungen genommen worden, welche Bereiche fortbestehen, deutlich eingeschränkt oder nicht fortgeführt werden sollten. Auch wurde der Stil der Kommissionen des Wissenschaftsrats überwiegend negativ beurteilt: Nicht nur der Umgangsstil wurde oft als unfreundlich skizziert, sondern es wurde häufig in Zweifel gezogen, ob eine hinreichend intensive Beschäftigung mit dem Gegenstand erfolgte.“ (Teichler 1994: 245)

Dieter Simon (1991b: 402) ironisierte die Stilfrage: „Gelegentlich wird ihnen bestätigt“, schrieb er über die Gutachter, „daß sie völlig dem Bild des bürgerlichen Imperialisten entsprechen, das von ihnen entworfen wurde“, gemeint: in der DDR entworfen worden war. Marie-Christin Schönstädt wurde leicht sarkastisch, wenn sie in ihrer Wissenschaftsrat-und-Vereinigung-Rekonstruktion schrieb, „dass es in der DDR keine Drittmittel gab, wie Krull inzwischen wusste“. „Inzwischen“ war 2002. Zwölf Jahre zuvor hatte die Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates bei den DDR-Einrichtungen unter anderem abgefragt, wie hoch deren eingeworbene Drittmittel in der Vergangenheit gewesen seien. (Schönstädt 2024: 258) Das hatte man seitens des Wissenschaftsrats halt immer schon gefragt, also der Gewohnheit folgend auch jetzt.

Ein spätes Echo fanden die Fachevaluationen, als sich der aufmerksame Beobachter zehn Jahre später, 2005, irritieren lassen konnte. In diesem Jahr legte die „Strukturkommission Zukunft Weimarer Klassik und Kunstsammlungen“ des Wissenschaftsrates ein Gutachten vor, das der Weimarer Stiftung ein höchst kritisches Zeugnis ausstellte: Immer noch saßen Forscher und Kuratoren in den verstreuten Ablegern der Stiftung „wie auf weit entfernten Inseln und verweigern geradezu systematisch die Zusammenarbeit“. Auch die administrativ angeordnete Fusion der Klassikstiftung mit den Weimarer Kunstsammlungen sei als bloße Addition betrieben worden, jedes Zusammengehörigkeitsgefühl fehle. Es gebe kein Forschungskonzept; die Präsentation der Ausstellungen sei „verbesserungsfähig“ bis „unzumutbar“. Keines der Weimarer Museen verfüge über ein klimatisiertes Depot, und „die Zeichnungen Goethes seien noch immer größtenteils auf säure-

oder holzhaltigen Kartons montiert, auf denen sie langsam zerfallen“. (Weifing 2005)⁵⁴

So weit, so schlecht. Dann aber noch ein fast unscheinbarer Satz: „Bis heute hat keine Evaluierung aller Mitarbeiter stattgefunden.“ Eine subkutane Botschaft: Derart vernichtend müsse 15 Jahre nach der deutschen Vereinigung keine andere wissenschaftliche Einrichtung im Osten bewertet werden. Dort aber, wo solch desaströse Zustände zu beschreiben sind, habe es, im Unterschied zu allen anderen Einrichtungen, nie eine Evaluation der ost-deutschen Belegschaft gegeben.

Nun war zwar, wie leicht zu erkennen, der größte Teil der umfangreichen Mängelliste auf Ausstattungsprobleme und administrative Insuffizienzen zurückzuführen. Auch wissen Eingeweihte, dass die Weimarer Stiftung in den 15 Jahren zuvor mit permanenten Umstrukturierungen und Haushaltsproblemen geschlagen war, was eine strategisch orientierte Organisationsentwicklung nicht eben förderte. Offenkundig menschelte es in der Stiftung auch beträchtlich. Insofern wurden hier normale Probleme zu Vereinigungsproblemen (gemacht). Doch eine gründliche Evaluation hätte wohl, so die Insinuation, den Start im vereinten Deutschland deutlich erleichtern können. Das ist vermutlich auch richtig: Jeder Neustart einer beliebigen Einrichtung dürfte besser gelingen, wenn nicht auf vorhandene Befindlichkeiten, Hierarchiestrukturen, Kompetenzgerangel und Unverträglichkeiten Rücksicht genommen werden muss, sondern ein Punkt Null angeordnet werden kann. Andersorts war dies der Normalfall, wenngleich dort dann zwar auf der formalen Ebene keine Rücksicht auf vorhandene Befindlichkeiten genommen werden musste, diese aber dennoch vorhanden waren.⁵⁵

3.5. Fächergruppen

Ein Muster für Schließungsvorgänge hatten die Abwicklungen an den Hochschulen, verfügt im Dezember 1990, abgegeben.⁵⁶ Sie wurden dann auch begrifflich fester Teil der Transformationslexik in wissenschaftlichen wie nichtakademischen Bereichen. Die Abwicklungen an den Hochschulen betrafen nahezu ausschließlich die vormaligen Gesellschaftswissenschaften, womit sie fächergruppenspezifische Unterschiede in den weiteren Entwicklungen erzeugten. Abwicklung – ein Elitenwechsel als Verwaltungsakt – bedeutete: Schließung von Einrichtungen, die als sachlich überflüssig oder politisch besonders erneuerungsbedürftig galten, und Versetzung des vorhan-

⁵⁴ Das Gutachten selbst ist nie veröffentlicht worden. Vgl. aber Wissenschaftsrat (2004; 2005a)

⁵⁵ dazu unten Abschnitt D. Umbaudimensionen 3: Akademische Kulturen

⁵⁶ siehe auch oben zu den strukturellen Aspekten: B. 1.2. Strukturbrüche > Abwicklungen

denen Personals in eine Warteschleife von sechs bzw. (bei Älteren) neun Monaten bei gleichzeitiger Zahlung von 70 Prozent der Gehälter. Sobald die Warteschleife auslief, endeten alle weiteren Verpflichtungen des öffentlichen Arbeitgebers. Zeitgleich oder später war gegebenenfalls eine Neubewerbung auf eine der Stellen des Instituts möglich, das statt der alten Einrichtung neu errichtet wurde. Eine solche Bewerbung war allerdings mit dem Makel behaftet, sich aus dem abgewickelten Zustand heraus bewerben zu müssen.

Das wesentliche Problem indes war die dezidierte Nichtindividualität des Vorgangs: Die Mitgliedschaft in einem Institut, also ein Kollektivmerkmal, entschied über die individuelle berufliche Existenz, ohne dass die Einzelnen eine realistische Chance hatten, der kollektiven Verdammung zu entgehen. Der sächsische Minister Meyer bekannte sich hier ausdrücklich zur personengruppengebundenen Aussetzung üblicher Standards. Einerseits betonte er, das von ihm vertretene „Prinzip des Erneuerns und Bewahrens“ habe eine „differenzierte Beurteilung des Einzelfalls“ bedeutet, schränkte dies andererseits aber dezidiert ein: „Mit Ausnahme derjenigen Einrichtungen, deren bisherige Aufgabenstellung mit der bisherigen Staats- und Gesellschaftsordnung fest verbunden war ...“, womit er die abgewickelten Institute meinte. (Meyer 1993c: 50)

Betroffen waren von den Abwicklungen mindestens 4.100 Hochschullehrer und Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen.⁵⁷ Da an den DDR-Hochschulen 1989 insgesamt 38.900 Wissenschaftler.innen beschäftigt waren (Burkhardt 1997: 11) und nur wenige Personen bereits im Jahresverlauf 1990 die Hochschulen verlassen hatten, ergibt sich: Die Abwicklungen hatten mindestens 10,5 Prozent der Hochschulwissenschaftler.innen erfasst.

Mit den Abwicklungen waren die wissenschaftlichen Belegschaften der Hochschulen in abwicklungsbetroffene und abwicklungsverschonte Personen geteilt, und zwar entlang der Grenze zwischen Gesellschafts- und Naturwissenschaften. In der retrospektiven Betrachtung erwies sich der Vorgang als die demokratischen Maßstäbe verderbende Diskursfolie. Sämtliche nachfolgenden Maßnahmen wurden vor diesem Hintergrund betrachtet und bewertet. Alles weitere fand sich dann als vergleichsweise ‚nicht so schlimm‘ beurteilt, was sachlich durchaus zutreffend war: Denn es griff jedenfalls geringer in individuelle Rechte ein als die Abwicklung. Wie es sich in einem nichtabgewickelten Bereich verhielt, lässt sich exemplarisch anhand der Berliner Charité vertiefen. Hier erteilt die Statistik folgende Auskünfte:

⁵⁷ eigene Auszählung nach den Angaben in Winter/Köhler (1991: Teil 2, 4–24). „Mindestens“, weil in der Quelle nicht für alle Einrichtungen die Zahl der Abgewickelten ermittelt werden konnte.

■ Am 31.12.1990 hatte die Charité 5.636 Beschäftigte, davon 1.434 Wissenschaftler.innen. Drei Jahre später waren es 4.642, davon 1.084 Wissenschaftler.innen. Der Stellenplan für 1993/94 sah 4.387 Stellen, davon 904 Stellen für wissenschaftliches Personal, vor. Die Reduktion wurde folglich fortgesetzt. 1995, vor der Fusion mit dem Virchow-Klinikum, waren an der Charité 4.590 Personen beschäftigt, davon 1.033 Wissenschaftler.innen. (Raiser 1998: 63, 86)

■ Nimmt man vereinfachend an, dass alle Charité-Angehörigen des Jahres 1995 bereits 1990 dort tätig waren, dann sind bis 1995 knapp 19 Prozent des Gesamtpersonals bzw. 28 Prozent des wissenschaftlichen Personals ausgeschieden. Darunter waren allerdings auch altersbedingte Abgänge und solche Beschäftigten, die aufgrund befristeter Assistentenverträge planmäßig ausschieden, und ersetzt wurden (ebd.: 62f.). Da folglich die vereinfachende Annahme unrealistisch ist, mussten mehr Angehörige des ursprünglichen Personalbestands ausscheiden, als es die angegebenen Prozentwerte erscheinen lassen. Das indessen ist im einzelnen nicht zu rekonstruieren.

■ Die Berufungsstatistik der Charité ergab für Ende 1994, dass 34 Berufenen aus westdeutschen Bundesländern 49 aus ostdeutschen Ländern gegenüberstanden (wobei letztere fast durchgehend Hausberufungen waren). Deutlich anders sah dagegen das Verhältnis nach Besoldungsgruppen aus: 13 der ostdeutschen Berufenen und 23 der westdeutschen hatten eine C4-Professur erlangt. (Ebd.: 101)

In den sächsischen Berufungszahlen sind indirekte Hinweise auf die Fächergruppendifferenzen enthalten. Bis 1997 waren dort 578 westdeutsche und 1.416 ostdeutsche Wissenschaftler.innen auf Professuren berufen worden (SMWK 1999: 270). Dieses beträchtliche Übergewicht Ostdeutscher erklärt sich aus dem hohen Anteil der Natur- und Ingenieurwissenschaften an den sächsischen Hochschulen (Gilbert 2000: 308). Das wird – wiederum indirekt – durch die Zahl der Neuberufenen gestützt, die bereits in der DDR Hochschullehrer.innen gewesen waren: In den MINT-Fächern und der Medizin traf dies für insgesamt 558 Personen zu, in den Geistes- und Sozialwissenschaften für 119. (SMWK 1999: 271)

Die Sozialwissenschaften waren von den Abwicklungen am stärksten betroffen, da in dieser Fächergruppe sehr viel mehr Hochschul institute abgewickelt wurden als in den Geisteswissenschaften. In den letzteren betraf die Abwicklung vor allem Geschichtswissenschaft und Philosophie; in den Sozialwissenschaften waren in den meisten ostdeutschen Bundesländern die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Soziologie, Politikwissenschaft – vormals unter marxistisch-leninistischen Benennungen – und Journalistik abgewickelt worden. Die Chancen bei Neubewerbungen aus der Position des Abgewickeltseins heraus waren, wie erwähnt, außerordentlich gering. Daneben fiel auch der Stellenabbau in den sozialwissenschaftlichen Fächern

der ostdeutschen Hochschulen drastisch aus, d.h. es entfiel bereits unabhängig von Bewertungen des Personals ein Großteil der Beschäftigungsgrundlagen: Von 1990 bis 1995 wurden die Personalstellen in Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften von 5.483 auf 2.529 reduzierten (Burkhardt 1997: 11f.), mithin um 54 Prozent. Besetzt wurden diese Stellen dann in mehr oder weniger offenen Verfahren, jedenfalls nur ausnahmsweise aus dem Pool der zuvor Abgewickelten.

Gleichwohl ist auch für die Naturwissenschaften festzuhalten, dass es dort beträchtliche erzwungene Abgänge gab. Über alle Wissenschaftssegmente hinweg betrug die Verbleibsquote des naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschungspersonals 34 Prozent. Waren 1989 76.650 Naturwissenschaftlerinnen und Mediziner in der Forschung tätig, so im Jahr 2000 noch 25.750. Der größte Teil der Reduzierung ging dabei auf den Zusammenbruch der Industrieforschung zurück. (Tafel 38).

*Tafel 38: Abschätzung des Verbleibs naturwissenschaftlichen Personals im Zuge des Wissenschaftsumbaus**

Segment	Personal 1989	Verbleibsquoten	Personal 2000
öffentliche Hochschulen	24.400	70 %**	17.100
Sonderhochschulen	3.350	5 %	150
AdW	6.000	40 %	2.400
weitere Akademien	4.200	15 %	650
Ressortforschung	3.700	5 %	200
Industrieforschung	35.000	15 %	5.250
Summen	76.650	34 %	25.750

* Fächer: MINT und akademische Medizin. Gegenstand: Personal, nicht Personalstellen. Datenbasis: Tafel 35: Fächergruppenaufteilung des wissenschaftlichen Personals 1989. ** Abschätzung. Die Gesamtverbleibsquote des wissenschaftlichen Personals an Hochschulen betrug etwa 45 % (weniger als die nach Transformationsabschluss verfügbaren Stellen, da zeitgleich eine Ost-West-Durchmischung stattfand). Das Personal in den Gesellschaftswissenschaften machte an den Hochschulen 37 % des gesamten wissenschaftlichen Personals aus und wurde in den 90er Jahre zu etwa 75 % entlassen. Daraus ergibt sich als kalkulatorische Größe, dass etwa 30 % des naturwissenschaftlichen Hochschulpersonals abgebaut wurden und 70 % von diesem verbleiben konnten.

Eine Erfassung fächerspezifischer Ost-West-Verteilungen bei den Berufungen liegt für die Jahre bis 1995 vor. Sie wurde von einem internationalen Forschungsteam erstellt, berücksichtigt 16 ostdeutsche Universitäten⁵⁸ und wertete um das Jahr 2020 herum Online-Ressourcen sowie Angaben der Deutschen Nationalbibliothek aus. Die genutzten Ressourcen und der große

⁵⁸ Humboldt-Universität, die TUs Chemnitz, Cottbus, Dresden, Freiberg und Ilmenau, Universität Erfurt, Viadrina Frankfurt/Oder, EMAU Greifswald, MLU Halle-Wittenberg, FSU Jena, Universität Leipzig, OVGU Magdeburg, Universität Potsdam, Universität Rostock, Bauhaus-Universität Weimar

zeitliche Abstand bedingen Unschärfen,⁵⁹ doch in der Tendenz bestätigen die Angaben die sonstigen hier ausgebreiteten Daten (Tafel 39).

Tafel 39: Berufungen zwischen 1990 und 1995 in MINT- und GSW-Fächern an ostdeutsche Universitäten

Fach	Berufungen 1990–1995		Prozent West
	total	davon westdeutsche	
Biologie	32	23	72
Physik	74	46	62
Computer-Ing.	39	23	59
Maschinenbau	44	22	50
Bauingenieurw.	19	9	48
Chemie	53	21	40
Biochemie	8	3	37,5
Mathematik	69	25	36
Elektronik	13	3	23
MINT	351	175	50
Philosophie	17	17	100
Politikwissenschaft	22	22	100
VWL	51	47	92
Soziologie	30	25	83
Geschichte	52	43	83
Management	39	30	77
Psychologie	25	19	76
GSW	236	203	86

Quelle: Chan et al. (2022: 12)

Die Wissenschaftstransformation folgte keinem expliziten Masterplan – orientierende Papiere, wie etwa die des Wissenschaftsrates, wurden in Abhängigkeit von Opportunitätserwägungen mal befolgt und mal nicht. Daraus ergaben sich im Zeitverlauf auch Resultate des umgestaltenden Handelns, die vordergründig unheitlich wirken. Das lässt sich gut an den Professurbesetzungen im Fach Soziologie nachvollziehen. In diesem Fach galten die ostdeutschen Vertreter:innen als zwar Schmuttelkinder, aber als solche doch irgendwie zur Familie gehörend. Entsprechend war es im gegenseitig-

⁵⁹ Zum Beispiel sind bei den Biochemie-Professuren – angesichts der geringen Gesamtzahl von acht Professuren an 16 Universitäten – vermutlich nur diejenigen an naturwissenschaftlichen, nicht aber die an Medizinischen Fakultäten berücksichtigt (zumal die Medizin hier insgesamt nicht berücksichtigt ist). In der Philosophie gab es in den Bereichen Philosophiegeschichte und Logik auch Berufungen von Ostdeutschen, sodass die dortige Angabe von 100 Prozent westdeutscher Berufungen nicht ganz korrekt ist.

gen Umgang durchaus etwas zivilisierter zugegangen, wenngleich auch hier nicht ohne Verwerfungen (vgl. Kreckel 1994; Bertram 1997):

- Ende 1993 war die erste Welle der ostdeutschen Soziologie-Neuberufungen weitgehend abgeschlossen. Von 38 Professor:innen kamen 31 aus West-, fünf aus Ostdeutschland und zwei aus Österreich. Der Ost-Anteil betrug also 13 Prozent. Von 72 wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen stammten zwei Drittel aus West- und ein Drittel aus Ostdeutschland (Kreckel 1994).⁶⁰
- 1997 hatte sich das Verhältnis bei den Berufenen zugunsten der Ostdeutschen verschoben: Von dann 53 Soziologie-Professor:innen an ostdeutschen Universitäten waren elf in der DDR promoviert oder habilitiert worden (davon zwei sog. Professoren alten Rechts) – Ost-Anteil mithin 21 (bzw. 17) Prozent. (Kaube 1998: 297)
- 2009 war dann *gesamtdeutsch* festzuhalten, dass nur vier Prozent aller Soziologie-Professor:innen aus Ostdeutschland stammen (Kollmorgen 2015: 23), zwölf von 328 Personen (Mau/Huschka 2010: 24). Bei den Unter-45jährigen, die also ihr Studium nach 1989 beendet hatten, waren es sechs Prozent (Helbig 2014: 82f.).

Bei der Bewertung dieser Daten muss berücksichtigt werden, dass es in Westdeutschland weitaus mehr Soziolog:innen gab als in Ostdeutschland, wo die Soziologie geradezu ein Orchideenfach gewesen war. Damit war der westdeutsche Druck auf die Stellenbesetzungen immens. In den 90er Jahren gab es offenbar ostdeutsche Akteure, die diesem Druck standhielten, aber danach dann nicht mehr.

Daten und Belege für die Entwicklungen im fächerspezifischen Vergleich lassen sich immer nur punktuell beibringen, da eine Gesamterhebung für die Zeit nach Abschluss des Transformationsjahrzehnts nicht vorliegt. Für die TU Dresden sind für das Jahre 2000 folgende Zahlen mitgeteilt worden: In den MINT-Fächern betrugen die Anteile ostdeutscher Besetzungen der Professuren zwischen 44 und 76 Prozent, in Architektur, Sprachen und Philosophischer Fakultät elf bis 28 Prozent, während es in den Rechts- und Wirtschaftswissenschaften null bis fünf Prozent waren (Lienert 2021: 289f.). An der Universität Jena wurde zum gleichen Sachverhalt für das Jahr 2003 folgendes angegeben: Naturwissenschaften (ohne Biologie/Pharmazie) und Medizin hatten einen Ost-Professorenanteil von 43 bis 64 Prozent. Die Biologisch-Pharmazeutische Fakultät stellte hier einen Ausreißer nach unten mit 29 Prozent dar. In den Sozial- und Geisteswissenschaften (incl. Recht und Wirtschaft) betrug die Ostquote null bis zwölf Prozent (Kerl 2007: 256).

⁶⁰ Zu detaillierteren Auskünften über Verbleib und Beschäftigung ostdeutscher Soziolog:innen vgl. auch Schlegel (1995) m.w.N.

Die Nicht-/Betroffenheit von den Abwicklungen war weitgehend synchronisiert mit den großen Fächergruppen Naturwissenschaften versus Gesellschaftswissenschaften und – damit zusammenhängend – mit der Ost-West-Verteilung bei den Stellenbesetzungen im weiteren Verlauf der Entwicklung. Die Resultate lassen sich so zusammenfassen:

- Die Sozial- und Geisteswissenschaften wurden stärker verwestlicht als die MINT-Fächer und die Medizin.
- Innerhalb der letzteren hatten ostdeutsche Professor:innen in den Ingenieurwissenschaften die größten Verbleibschancen, während sich an den medizinischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten stärker ost-west-ausgeglichene Verhältnisse ergaben.
- Innerhalb der Sozial- und Geisteswissenschaften wurden die Sozialwissenschaften deutlicher verwestlicht als die Geisteswissenschaften. Doch ist dort intern nochmals zu differenzieren:
- Es gab Bereiche wie die Politikwissenschaft, die nahezu vollständig westdeutsch besetzt wurden, da es das Fach in der DDR so nicht gegeben hatte.
- In den Geisteswissenschaften wurden Fächer wie Philosophie, Geschichts- oder Literaturwissenschaften sehr westdominant besetzt, während es in den Sprachwissenschaften und den sog. Kleinen Fächern eine deutliche Ausgewogenheit zwischen Ost und West gab – zumindest solange Pensionierungen und darauffolgende Neubesetzungen noch keine Veränderung bewirkten.

Letztlich erzeugen die Unterschiede zwischen und innerhalb der Fächergruppen wohl wenig Überraschung, wenn man sie so zusammenfasst: Je stärker nach 1989 ein Fach als (in der DDR) systemnah galt (und auch meist war), desto westlicher fiel anschließend dessen personelle Besetzung aus.

3.6. Wettbewerblichkeit und Klientelismus

1991 wurde in vier ostdeutschen Bundesländern gesetzlich geregelt, die Professuren sämtlicher Fächer, unabhängig von aktuellen Besetzungen, neu auszuschreiben: in Ost-Berlin, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Auch die bisherigen Stelleninhaber:innen konnten sich bewerben, wenn sie sich eine Chance wahren wollten, nun aber in offener Konkurrenz. Dies wirkte sich für die Hochschullehrer:innen als zweite Evaluierungswelle nach den fachlichen Überprüfungen aus, und „selbst ergraute Ordinarien hatten sich um ihre eigene Stelle zu bewerben“. „Wissenschaftlicher Rabatt“ war dabei ausgeschlossen – „bitter für integrale Mediziner, denen lange internationale Kontakte verwehrt waren“, so eine Beschreibung zur Charité (Stein 1996). Einer derjenigen, die ihre Stelle verteidigen konnten, der Leipziger

Biochemiker Eberhard Hofmann, bekam kurz vor seinem 64. Geburtstag die Ernennung zum C4-Professor und beschrieb seine ambivalenten Gefühle so:

„Ich bewarb mich also nach positiver Evaluierung im Alter von 63 Jahren in Konkurrenz mit etwa 40 Mitbewerbern, von denen die meisten zwei bis drei Jahrzehnte jünger waren als ich, um den Lehrstuhl, den ich seit 1967 innehatte. Ich war stolz genug, um meine zwiespältigen Gefühle und meine tiefe Kränkung nicht öffentlich zu zeigen. Ich muss gestehen, dass ich die Demütigung, mich um meine eigene Professur, die ich nahezu dreißig Jahre innehatte, bewerben zu müssen, nach 20 Jahren ... nicht voll überwunden habe.“ (Hofmann 2010: 328)

Mit diesen Ausschreibungen und Berufungsverfahren sind im Grundsatz – zu Abweichungen siehe unten – die typischen Konkurrenzstrukturen eines meritokratischen Wissenschaftssystems wirksam geworden, wenngleich sie für ein kurzes Zeitfenster auch zum Teil außer Kraft gesetzt waren: Temporär wurde in einigen Ländern in Besetzungsverfahren ein Ostbonus angewandt, von dem einzelne profitierten.

So regelte das Hochschulerneuerungsgesetz in Sachsen-Anhalt die Bildung außerordentlicher Berufungskommissionen, welche für bis zu einem Viertel der zu besetzenden Professorenstellen Vorschläge aus dem Pool der vorhandenen Wissenschaftler.innen unterbreiten konnten (§ 65 Abs. 3 HEG LSA). In Sachsen hatte sich zunächst der Minister das Recht gesichert, aus „für die Erneuerung des Hochschulwesens bedeutsamen Gründen ... in verkürzten Berufungsverfahren“ Hochschulangehörige berufen zu können (§ 48 Abs. 2 SHEG). Hierbei spielten, mit anderen Worten, fachliche Berufungsgründe eine untergeordnete Rolle gegenüber hochschulpolitischen, indem erneuerungsaktive Personen auf Eckprofessuren berufen wurden. Später setzte sich dort die christdemokratische Mehrheitsfraktion im Landtag mit ihrem Begehren durch, alle sonstigen Professuren neu auszuschreiben (§ 11 Abs. 3 SächsHS-StrG). Dabei galt im realen Vollzug ein sog. Sachsen-Bonus, der freilich nirgends geregelt war. 1992 meldete es dpa so: „Der sächsische Wissenschaftsminister Hans Joachim Meyer (CDU) will bei gleicher Eignung Professoren aus dem Gebiet der früheren DDR den Vorrang vor anderen Bewerbern geben.“⁶¹ Tatsächlich wurden zirka 20 Prozent der Stellen in Sachsen-Anhalt und rund 25 Prozent an den sächsischen Hochschulen qua außerordentlicher Verfahren aus dem jeweiligen Bundesland besetzt (Burkhardt/Scherer 1997: 340), und in Mecklenburg-Vorpommern war mit der „Überleitung“ ein „berufungsähnliches Verfahren, in dem die fachliche Qualifikation von Antragstellern bewertet wird“, ermöglicht worden (§ 3 HEG M-V).

An der Humboldt-Universität gab es den Ausnahmefall, dass eine Struktur- und Berufungskommission (SBK), also Gründungskommission eine Bonus-Regelung im Alleingang durchzusetzen suchte. Es war die SBK für die Juristi-

⁶¹ Süddeutsche Zeitung, 28.9.1992, S. 33

sche Fakultät unter ihrem Vorsitzenden Hans Meyer (Goethe-Universität Frankfurt, 1996–2000 dann HU-Präsident). Sie versuchte für einzelne Ostkolleg.innen das Neuberufungs- als Überleitungsverfahren zu handhaben, indem sie sich für diese auf Einerlisten verständigte. Das war gesetzlich nicht vorgesehen und stieß auf Widerstand bei Senator Ehrhardt. Daraufhin erklärten es drei gleichfalls zur Berufung vorgesehene westdeutsche Juristen – Hasso Hoffmann, Detlef Krauß und Bernhard Schlink – zur Bedingung ihres eigenen Kommens, dass es an der neuen Fakultät auch Ost-Kollegen gebe. Der Senator gab teilweise nach, indem er die Einerlisten zwar bestätigte, aber als (zunächst) auf fünf Jahre befristete Stellen. (Will 2024: 441)

All das waren Versuche, ostdeutschen Kandidat.innen Chancen innerhalb einer akademischen Landschaft zu wahren, die durch Personen dominiert war, denen sich z.B. die Vergleichbarkeit eines Forschungsaufenthaltes im Kernforschungszentrum Dubna mit einem Jahr MIT oder CERN nicht spontan erschloss. Und es war der Versuch, einen Ausgleich für einen zeithistorischen Nachteil zu organisieren: „Die Talente waren da, die Intelligenz war da, die Kreativität, das Engagement auch. Einer der fatalen Gründe für den Untergang der DDR war aber doch, dass deren Entfaltung permanent – man kann sagen systematisch – torpediert wurde. So entstand der historisch bedingte Nachteil.“ (Zimmermann in Dornhof/Pasternack/Zimmerman 2022: 148)

Bei aller Unterstellung meritokratischer Verfahrensgestaltungen sollte man indes den Charakter der Wissenschaft als soziales System nicht ignorieren: Dieser überlagerte auch die Wettbewerblichkeit der Verfahren. Die unterschiedlichen wissenschaftlichen Biografien der ost- und westdeutschen Stellenprätendenten machten es in den Neubesetzungsverfahren leicht, mit formalen Argumenten zu operieren. Es waren weniger eindrucksvolle Publikationslisten und geringe oder keine Auslandserfahrungen der ostdeutschen Wissenschaftler.innen zu konstatieren. Helga Königsdorf, Mathematikprofessorin und Schriftstellerin, fasste letzteres lakonisch zusammen: „Die Ostdeutschen waren entweder Reisekader gewesen oder ohne Auslandserfahrung. Beides war keine Empfehlung“ (Königsdorf 1993: 45).

Aufgrund der gegebenen formalen Umstände mussten qualitative Gesichtspunkte nicht zwingend diskutiert werden. Das ersparte es den Berufungskommissionen oft, sich in allzu tief gehende inhaltliche Debatten hineinbegeben zu müssen. Hierin lag dann ein Grund dafür, dass die Ergebnisse der Besetzungsverfahren auch Beobachtern, die um Unvoreingenommenheit bemüht waren, nicht immer spontan einzuleuchten vermochten. Hinzu trat die spezifische Mechanik des Kennens und Anerkennens, wie sie in Berufungsverfahren überall karriereentscheidende Wirkungen entfaltet. Ein Beispiel war das Argument der sogenannten „Einschlägigkeit“ der Veröffentlichungen von Bewerber.innen auf eine Professur. Es ging weniger darum, ob die Publikationen nun tatsächlich „einschlägig“ oder nicht waren,

sondern eher um gewissensentlastende Techniken, einzelne Kandidat.innen elegant aus dem Verfahren zu bekommen.⁶²

Die Möglichkeit, mit formalen Argumenten operieren zu können, öffnete die Vorgänge dem Einfluss klientelistischer Interessen. Die westdeutsche Generationsblockade, verursacht durch die Kohortenberufungen der 70er Jahre, ließ sich so unverhofft auflösen.⁶³ Zwar war in einigen Fächern eine solche Anzahl von Professuren zu besetzen, dass dies die vorhandenen westdeutschen Personalreserven eigentlich überforderte, sodass sich die Wettbewerbsfähigkeit der Berufungsverfahren häufig nur noch formal aufrechterhalten ließ. Aber es konnte dann immer noch auf Anwärter zurückgegriffen werden, die nach allem menschlichen Ermessen in der westdeutschen Normalsituation ihre Chancen ausgereizt hatten, ohne auf eine Professur gelangt zu sein.

Tafel 40: Anzeige in der
Süddeutschen Zeitung,
8./9.2.1992

wieder Termine frei: ☎089/3615814

Professur
an einer Ostdeutschen Universität gesucht.
Vermittlungsbemühungen werden gut
honoriert. Angebote u. ✉ ZS4531414 an SZ

Lebens- und Schönheitsberatung
in entspannter, lockerer Atmosphäre und
traumhafter Umgebung Italiens. Ich baue

„Nicht zuletzt aufgrund des großen Zeitdrucks“, so formulierte diesen Sachverhalt zurückhaltend ein seinerzeitiger Referatsleiter beim Wissenschaftsrat, „ist es nur teilweise gelungen, den internationalen Standards entsprechende Berufungsverfahren durchzuführen“ (Krull 1994: 215). Die Folgen waren ambivalent: Einerseits kam es zu der politisch gewollten und sachlich gebotenen Ost-West-Durchmischung. Andererseits wurden bei den Neubeseetzungen bislang gültige Qualitätsstandards flexibilisiert. Wolfgang Schluchter, Soziologe aus Heidelberg und Gründungsdekan in Leipzig, resümierte: „Die Erneuerung veränderte... den Lehrkörper von Grund auf. ... Einige erstklassige ältere Wissenschaftler fanden den Weg in den Osten, auch einige vielversprechende junge. Aber aufs Ganze gesehen rückte doch eher die zweite Garnitur des Westens in die ostdeutschen Positionen ein.“ (Schluchter 1993: 13) Oder in Worten von Hartmut Elsenhans, Gründungsprofessor am Institut für Politikwissenschaft in Leipzig: Das exportierende System lieferte „nicht seine am meisten produktiven Teile, sondern eher je-

⁶² vgl. hierzu Karin Zimmermanns Untersuchung des ostdeutschen Berufungsgeschehens als soziale Konstruktion der Passfähigkeit (Zimmermann 2000: 71–134)

⁶³ s.o. A. 1.2. Zwischen Mauerbau und Zusammenbruch: 1961–1989

ne, die bereits Schwierigkeiten hatten, in den kompetitiven Strukturen des Westens zu bestehen“ (Elsenhans/Lange 2004: 171).

Wer sich in Westdeutschland habilitiert hatte, konnte beispielsweise in den neu aufzubauenden Rechts- und Wirtschaftswissenschaften angesichts der Vielzahl zu besetzender Positionen kaum abgewiesen werden (es sei denn, es war eine westdeutsche Marxistin). Etliche Ökonomen hätten gleich mehrere Sprossen der üblichen Karriereleiter übersprungen und „avancierten über Nacht zu ordentlichen Professoren“ (Heuser 1995: 28). Dieter Simon, 1989–1992 Wissenschaftsratsvorsitzender und dann BBAW-Präsident mit Neigung zu rollenfremder Formulierungsweise, polterte feinsinnig: „wenn heute auch hintere Ränge völlig geräumt sind, wenn noch die drittklassigste Begabung aus dem Wartestand erlöst wurde und sich mit souveränem Schulterklopfen als Kollege zu erkennen gibt, wo sie bestenfalls zum Taschenträger bestimmt schien – wenn dies so ist, dann hat offenbar die Praxis die Theorie erschlagen“. Diese äußerte sich in einer der Legitimationslegenden der Universität, dass nur die Schlechten auf der Strecke blieben: „Sie alle haben mit der Wende die große Chance erhalten. Häufig war sie zu groß für die geringe Fassungskraft der Begünstigten.“ (Simon 1995: 39) Waren solche Einschätzungen berechtigt? Zwei Indizien lassen sich nennen:

■ Zum einen ist das eine Erfassung der Publikationsaktivitäten an der Universität Leipzig, die neben der Humboldt-Universität, der TU Dresden und der FSU Jena zu den attraktivsten ostdeutschen Hochschulen für auswärtige Bewerber:innen gehörte. Man könnte deshalb annehmen, dass dort auch eher leistungsstarke Berufungen gelangen. Eine Auswertung für die 82 Professor:innen (ohne Medizin), die bis 1998 berufen worden waren und damit zugleich erstmals eine Professur besetzten, ergab: Für 30 dieser Erstberufenen, d.h. 37 Prozent, ist in den Forschungsberichten der Universität für die Jahre 1998, 1999 und 2000 keine einzige Publikation verzeichnet. Und von 44 Erstberufenen, die bereits bis 1993 an die Universität Leipzig gekommen waren, publizierten in den drei angegebenen Jahren nur 29 mindestens einen Text, d.h. 34 Prozent dieser Gruppe publizierten nichts. (Elsenhans/Lange 2004: 167)

■ Zum anderen erwiesen sich die ostdeutschen Universitäten bis etwa Mitte der 2010er Jahre als überwiegend in den unterdurchschnittlichen Leistungsgruppen angesiedelt. Das zeigen überregionale Leistungsvergleiche, die wir unten auswerten.⁶⁴ Dort ergibt sich als Gesamtbild, dass wissenschaftliche Überdurchschnittlichkeit nur sehr ausnahmsweise erreicht werden konnte, solange die erste Berufungskohorte die ostdeutschen Universitäten dominierte. Erst nachdem diese sukzessive in den Ruhestand wechselte und eine zweite Berufungskohorte nachrücken konnte, sollte sich das ändern.

⁶⁴ E. 1. Aufwands- und Leistungsdaten 1990–2024

Mit etwas anderer Konnotation ließe sich auch sagen: Die ostdeutschen Neuordnungsvorgänge in den 90er Jahren waren *die* Stunde für Durchschnittsbegabungen – was zunächst weniger despektierlich gemeint ist, als es klingt: Die meisten Menschen, auch Wissenschaftler.innen, sind Durchschnittsbegabungen, insoweit sich der Durchschnitt aus der Streuung zwischen sehr schlecht und sehr gut geteilt durch die Anzahl der jeweiligen Kohortenangehörigen errechnet. Der Durchschnitt ist also eine relative Größe, abhängig von der zu einem gegebenen Zeitpunkt vorhandenen Qualitätsstreuung. Das ist bei Professor.innen nicht anders als in sonstigen Berufsgruppen. Die Überdurchschnittlichkeit wird erst erkennbar vor der Durchschnittlichkeit.

Das Problem indes war eher: Um eine überdurchschnittliche ostdeutsche Bewerberin hinter sich zu lassen, genügte der westdeutschen Konkurrentin unter den obwaltenden Umständen auch eine durchschnittliche Performanz; und der durchschnittliche Ost-Bewerber konnte durchaus auch von einem unterdurchschnittlichen Konkurrenten ausgestochen werden, soweit dieser nicht aus dem Osten kam. Hier wurde ein Zusammenspiel habitueller Eigenheiten, fehlender Netzwerkeinbindungen, den Kommissionen fremde Qualifizierungs- und Forschungsthemen sowie des (noch) unzulänglichen Beherrschens der neuen Spielregeln wirksam. Soweit Dokumente oder Erfahrungsberichte veröffentlicht sind, ergibt sich aus diesen regelmäßig: Die Bewerbungsverfahren – in denen zweifelsohne auch korrekte Entscheidungen getroffen wurden – dürften für eine Interessenpolitik instrumentalisiert worden sein, die das übliche Maß wissenschaftsinterner Protektion und Patronage weit überstieg.⁶⁵

Ein Fall, der in seinen Unklarheiten exemplarisch für die seinerzeitigen Üblichkeiten stand, war der des Leipziger Völkerkundlers Dietrich Treide (1933–2008). Seine Fachevaluation hatte er bravourös absolviert und die Integritätsprüfung beanstandungsfrei durchlaufen. Die deutschsprachige Ethnologie feierte die Wiedervereinigung, indem sie Treide im Oktober 1991 zum Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde (heute: für Sozial- und Kulturanthropologie) wählte. Kurz darauf forderte ihn zunächst die Leipziger Universitätsleitung ohne Angabe näherer Gründe auf, in den Vorruhestand zu treten. Sodann bekam er vom sächsischen Wissenschaftsministerium eine Kündigung wegen „Mangel an Bedarf“. Kurz darauf wurde

⁶⁵ Vgl. etwa drei öffentlich gewordene Leipziger Fälle: den Weg eines ehemaligen wissenschaftlichen Mitarbeiters des vormaligen CDU-Generalsekretärs Kurt Biedenkopf an die Spitze des Zentrums für Internationale Wirtschaftsbeziehungen an der Universität Leipzig (vgl. Pasternack 1992: 281, in Verbindung mit „Personalia“ in „Universität Leipzig“ 5/1992, S. 29), die Besetzungsgeschichte der Gründungsprofessur für Politikwissenschaft (vgl. Pasternack 1993a: 276f.), bei der vom Minister zunächst der CDU-verwobene Zweitplatzierte berufen wurde und erst nach dessen Absage und Protesten der Universität der Erstplatzierte, sowie die Berufungspraxis am infolge Abwicklung neugegründeten Bereich Medien- und Kommunikationswissenschaften (vgl. Pasternack 1993b).

die Stelle, für die es an Bedarf gemangelt habe, neu ausgeschrieben. Es kam zu deutschlandweiten Aufrufen innerhalb der Ethnologie-Community, sich nicht auf diese Professur zu bewerben. Doch die westdeutschen Aspiranten für eine solche Stelle konnten sich über einen Punkt nicht einigen: Ob man denn nicht gleichzeitig dieses Verfahren der Ausschreibung nicht unbesetzter Professuren „im Prinzip“ ablehnen, sich aber trotzdem auf die Stelle des soeben gewählten Verbandsvorsitzenden bewerben könne? Natürlich gab es dann also Bewerbungen. Die Berufungskommission fällte eine Entscheidung. Treide stand nicht auf der Liste, und das Institut bekam mit Bernhard Streck einen westdeutschen Leiter. Da Treide nichts vorgeworfen wurde, klagte er gegen seine Kündigung und gewann. Die Universität musste ihn wieder einstellen, doch wechselte er das Institut. Anstatt in der Ethnologie lehrte Treide dann bis 1996 in den Kulturwissenschaften.⁶⁶

Diejenigen, die dennoch das Glück hatten (ohne dieses ging es nicht), in der Wissenschaft verbleiben zu können, besetzten dann überdurchschnittlich die geringer dotierten und schlechter ausgestatteten C3-Stellen, waren häufiger an Fachhochschulen als an Universitäten anzutreffen oder wirkten in außeruniversitären Instituten eher als Abteilungsleiter denn als Direktoren, Stellvertreter denn Chefs (vgl. nature 1994; Meske 2001: 259). Hatten sie ausnahmsweise einen C4- oder Institutsdirektoren-Ruf, so waren sie hinsichtlich der Stellenausstattung auf das Wohlwollen der Kanzler und Ministerialbeamten angewiesen. Denn für einen Verhandlungspoker fehlten die akademisch-beruflichen Alternativen, auf die man dazu hätte verweisen können müssen.

Nehmen wir die geisteswissenschaftlichen, also die historisch-hermeneutischen Disziplinen, die in der DDR hinsichtlich ihrer Politiknähe oder -ferne sämtliche Intensitäten aufzuweisen hatten, gleichsam zwischen nahe null (z.B. Papyrologie) und nahe hundert (z.B. Zeitgeschichte): 1995 bekleideten etwa 35 Prozent der bereits 1990 im Professorenstatus tätig gewesenen Geisteswissenschaftler.innen (ohne Sozialwissenschaften) noch Hochschul-lehrer-Stellen. Zieht man die in diesen fünf Jahren Verrenteten ab, so hieß das: 61 Prozent der geisteswissenschaftlichen DDR-Hochschullehrer.innen wurden 1995 nicht mehr in ihrem früheren Status beschäftigt; 12,5 Prozent hatten zwar noch eine akademische Stelle, aber keine Professur mehr. Drei Prozent der ostdeutschen Geisteswissenschaftler.innen war bis 1995 eine erfolgreiche Bewerbung auf eine Professur an einer anderen als ihrer Her-

⁶⁶ Vgl. Pommerening (o.J. [1993]), Treide (2012) und Sperk (2017: 114–120). Geraume Zeit später bemühte sich das Ethnologische Institut, seine heikle Umbaugeschichte symbolisch auszubügeln: Zum 100. Gründungsjubiläum des Instituts wählte man zeitgenössische Originaltexte von 13 Autoren aus, die im Laufe der Jahrzehnte mit dem Leipziger Institut in leitender Position verbunden waren oder zu seiner Profilierung beigetragen hatte, unter anderem auch einen Text von Treide. Diese Beiträge wurden jeweils (werk-)biografisch eingeführt durch nun am Institut tätige Wissenschaftler.innen, also aus aktueller Sicht (vgl. Geisenhainer/Bohrmann/Streck 2014).

kunftseinrichtung gelungen. Unterm Strich: 65 Prozent der geisteswissenschaftlichen Professuren in Ostdeutschland waren 1995 mit Wissenschaftler:innen westdeutscher Herkunft besetzt. So gab es dann an den sechs Universitäten auch keine geisteswissenschaftliche Fakultät, in der mehr als die Hälfte der Professuren von Ostdeutschen besetzt war. (Pasternack 1996: 188f., 79)

Von einer ganz anderen Facette des Klientelismus berichtet Wolf Wagner (1944–2024), der 1992 Professor für Sozialwissenschaften und Politische Systeme an der Fachhochschule Erfurt geworden war und später zehn Jahre als Prorektor bzw. Rektor amtierte. An der neugegründeten FH Erfurt waren 23 sozialwissenschaftliche Professuren zu besetzen. Dabei kam ausschließlich Personal mit westdeutscher Biografie und Prägung zum Zuge. Im Thüringer Wissenschaftsministerium saßen lauter aus Bayern, Hessen und Rheinland-Pfalz nach Erfurt abgeordnete Ministerialbeamte. Diese seien von der Situation völlig überfordert gewesen. Daraus resultierte unter anderem, dass der Fachbereich Sozialwesen der FH Erfurt durch eine DKP-/SEW-lastige Gründungskommission aufgebaut wurde. Diese wiederum berief DKP-/SEW-treue Professor:innen. In gewisser Weise nutzte sie so den Zusammenbruch der DDR, um einige Berufskarrieren zu reparieren, die durch westdeutsche Berufsverbote behindert worden waren. Man könnte auch sagen: Die DDR – immer solidarisch mit Berufsverbotsopfern, solange es nicht die eigenen waren – wurde in Gestalt der Ex-DDR genötigt, an der solidarischen Wiedergutmachung tätig mitzuwirken. Es habe geraume Zeit gedauert, aber dann bekamen die zuständigen Ministerialbeamten mit, was da läuft. Fortan ignorierten sie auf jeder der eingereichten Berufungslisten des Fachbereichs den Platz 1, also den oder die Wunschkandidatin der Gründungskommission, und erteilten der zweitplatzierten Person den Ruf. (Wagner 2017: 237)

Der durchschlagende Erfolg der westdeutschen Bewerbungen auf ostdeutsche Hochschulpositionen lässt sich einerseits aus einer Mischung von wissenschaftstypischen Konkurrenzvorteilen, Klientelismus und habituellen Überlegenheitsvorteilen der westdeutschen, andererseits aus politischer und fachlicher Abwertung der ostdeutschen Bewerber:innen erklären.⁶⁷ Letzteres wurde für die ersteren beiden instrumentalisiert, das heißt: Sobald fachliche oder politische Argumente mobilisiert werden konnten, musste das Wirksamwerden habituellem Unverträglichkeiten oder wissenschaftstypischer Klientelstrukturen – wie Schulbindung oder Patronage – nicht weiter überspielt werden. Indem sie nicht explizit überspielt werden mussten, war die Gefahr gering, dass sie gegebenenfalls in den Berufungsverfahren erkannt und thematisiert wurden.

⁶⁷ detaillierter dazu unten D. 1. Ost-West

Gleichwohl muss das – je nach Fächergruppe relative oder absolute – Übergewicht westdeutscher Berufungen in Ostdeutschland grundsätzlich weder verwundern, noch musste sich dahinter prinzipiell ein Problem verbergen: Die ostdeutsche Partialpopulation bildete nun einmal nur 21 Prozent der gesamtdeutschen Bevölkerung. Insbesondere in den Geistes- und Sozialwissenschaften hätte man es wohl auch keinem Studierenden ernsthaft wünschen dürfen, ausschließlich von früherem DDR-Personal belehrt zu werden. Allerdings wäre die zahlenmäßige westdeutsche Dominanz im akademischen Personal in Ostdeutschland nur dann völlig unproblematisch gewesen, wenn sich alsbald auch eine dem ostdeutschen Bevölkerungsanteil entsprechende Veröstlichung des wissenschaftlichen Personals an westdeutschen Hochschulen ergeben hätte. Dies war nicht der Fall.

Zugleich ist auch ein verbreitetes Vorurteil zu korrigieren: Diejenigen, die an eine ostdeutsche Hochschule kamen, um dann eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Westdeutschland zu nutzen, waren ein vergleichsweise geringes Problem. Denn die Rückkehrmöglichkeiten, die sie nutzten, zeigten immerhin an, dass es sich um Leute handelte, die auch andernorts Chancen hatten. Eine Hochschule, die solches Personal für einige Jahre binden konnte, konnte sich glücklich schätzen. Das größere Problem war eher ein Teil derjenigen, die, einmal in einer ostdeutschen Hochschule stationiert, niemals mehr eine Chance erhielten, diese zu verlassen.

Bis heute dagegen nicht zu korrigieren ist, dass die deutsch-deutsche Vereinigung im Wissenschaftsbereich ein asymmetrischer Vorgang war und bis in die Gegenwart Wirkungen zeitigt.⁶⁸ Daraus resultiert die anhaltende Empfindung der Verdrängung. Dies konnte bei der Neubesetzung nicht unbesetzter Positionen, aus je individueller Ost-Sicht, schwerlich anders sein. Da war es im konkreten Einzelfall auch keine Hilfe, die Durchmischung im allgemeinen begrüßenswert zu finden.

3.7. Geschlecht

Bemerkenswert frühzeitig, bereits 1993, hatte der Heidelberger Soziologe und Leipziger Gründungsdirektor Wolfgang Schluchter (1993: 13) konstatiert: Die sich neu ergebende Personalzusammensetzung sei nicht nur stark von Dezimierung und Verwestlichung, sondern auch durch eine deutliche Vermännlichung gekennzeichnet. In der DDR hatte der Frauenanteil am wissenschaftlichen Personal der Hochschulen zum Schluss 31 Prozent und der Professorinnenanteil fünf Prozent betragen (Burkhardt 1997: 11; Burk-

⁶⁸ zu den Wirkungen s.u. D. 3. Wirkungen und Nachwirkungen: die ostdeutsche Repräsentationslücke

hardt/Schlegel 2004: 21).⁶⁹ Die westdeutschen Hochschulen hatten 1988 einen Frauenanteil am wissenschaftlichen Personal von 16 Prozent und bei den Professuren, wie in der DDR, fünf Prozent (BMBW 1991: 230).

1995/96 waren drei Viertel der Neubesetzungen der Professuren an den ostdeutschen Hochschulen erfolgt. Der Frauenanteil dabei – hier nun herkunftsunabhängig – betrug zwölf Prozent (Burkhardt 1997: 37). An den westdeutschen Hochschulen war er bis 1996 auf 9,5 Prozent angestiegen (GWK 2017: 17). Eine genauere Betrachtung lohnen die geisteswissenschaftlichen Fächer, in denen auch in der DDR Frauen stärker vertreten waren als in den Sozial- und Naturwissenschaften. Hier können wir – die Datenlage ist, wie immer bei unserem Thema, schwierig – die Besetzungen von Wissenschaftlerpositionen 1989 und von Professuren 1995 in dieser Fächergruppe gegenüberstellen:

- Für die DDR-„Sprach- und Kulturwissenschaften“ (gemeint: Geisteswissenschaften ohne Sozialwissenschaften) geben Burkhardt/Scherer mit Stichtag 31.12.1989 einen Frauenanteil am gesamten wissenschaftlichen Personal von 44 Prozent an: bei den Hochschullehrer:innen (Dozenturen und Professuren) 18 Prozent, unter den Wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen auf Dauerstellen 56 Prozent und bei den Assistent:innen auf Zeit 60 Prozent (Burkhardt/Scherer 1991: Tab. 9).
- 1995 waren von den geisteswissenschaftlichen C3-Professuren (ohne Sozialwissenschaften) 36 Prozent der von Ostdeutschen eingenommenen Stellen von Frauen besetzt, auf C4-Positionen waren es 22 Prozent. Aus dem ostdeutschen Mittelbau der Geisteswissenschaften waren es 15 Prozent Frauen, die dabei zum Zuge kamen. (Pasternack 1996: 191)

Von dem Gleichstellungsvorsprung, den der Osten beim wissenschaftlichen Personal gegenüber Westdeutschland gehabt hatte, war also zumindest auf die Professorenebene etwas hinübergerettet worden. Sachsen meldete stolz: „1988/89 betrug der Frauenanteil bei den Professoren 3,8 %. Im Dezember 1992 betrug der Frauenanteil bei den Professoren bereits 7,5 %, zum Erhebungsstichtag 1. Dezember 1997 betrug er 10,6 %. Das ist ca. das Dreifache wie zu DDR-Zeiten und ca. das Doppelte wie in den alten Ländern.“ (SMWK 1999: 272): „Besser als befürchtet – schlechter als erhofft“, fasste die Hochschulforscherin Anke Burkhardt (1995) solche Resultate zusammen.

⁶⁹ Die in der Literatur häufig zitierte Zahl von elf Prozent Professorinnen zum Ende der DDR ist irreführend: Sie bezieht sich auf den Frauenanteil an den Hochschullehrer-Stellen. Diese umfassten in der DDR die Positionen Dozentur und Professur. Dozent:innen waren, wenn man es vergleichend mit der westdeutschen Personalstruktur einordnen will, positional in etwa zwischen Akademischen Oberräten und den damaligen C2-Professorinnen zu verorten: Sie hatten ein höheres Lehrdeputat (und damit weniger Forschungszeit) und keine Ausstattung mit Assistentenstellen.

Zugleich waren auch Ausgrenzungstendenzen zu beobachten, die aus einer Art Alltagsarroganz gegenüber Gleichstellungsfragen resultierten: „die Kombination Universität (speziell renommierte Hochschule an attraktivem Standort), C4-Professur und traditionell männlich besetztes Wissenschaftsgebiet (z.B. Ingenieurwissenschaften) war gleichbedeutend mit dem fast völligen Ausschluß von Frauen“ (Burkhardt 1997: 36). Ein bemerkenswerter Satz der damaligen Gleichstellungsbeauftragten der TU Dresden, Karin Reiche, formulierte zudem prägnant, wie ambivalent sich die symbolische Anerkennungsdimension mit den faktischen Verbleibschancen verknüpfte: „Früher war ich Physiker, heute bin ich Physikerin ...“ (in Baum 1995: 9).

Im Fortgang der Entwicklung glichen sich Ost und West dann weiter einander an: Der Westen holte auf, der Osten fiel zurück. Nun machte sich bemerkbar, dass der Personalstrukturumbau vor allem bei den Berufspositionen unterhalb der Professur Wirkungen entfaltete. 2003 veröffentlichte das Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS) erstmalig sein Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten, basierend auf Daten von 2001 (Löther 2003). In der Gesamtschau der Indikatoren lagen drei ostdeutsche Bundesländer in der Spitzengruppe (Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt) und zwei in der Mittelgruppe (Sachsen, Thüringen). Zwei Jahre später fand sich nur noch Brandenburg in der Spitzengruppe. 2005 war der ursprüngliche ostdeutsche Gleichstellungsvorsprung endgültig abgeschmolzen: Drei der ostdeutschen Länder landeten in

Tafel 41: Die Platzierungen der ostdeutschen Länder im CEWS-Gleichstellungsranking für Hochschulen 2001 bis 2011

1 = Spitzengruppe	2 = Mittelgruppe			3 = Schlussgruppe		
	Jahr der ausgewerteten Daten					
Land	2001	2003	2005	2007	2009	2011
Berlin	1	1	1	1	1	1
Niedersachsen	1	1	1	1	1	2
Hamburg	1	1	2	2	1	2
Brandenburg	1	1	2	2	2	2
Mecklenb.-Vorpomm.	1	2	2	2	2	2
Bremen	2	2	2	2	2	2
Hessen	2	2	2	2	2	2
Saarland	2	2	2	2	2	2
Rheinland-Pfalz	2	2	2	3	2	2
Schleswig-Holstein	2	3	2	2	2	2
Bayern	3	2	3	3	2	2
NRW	2	2	3	3	3	2
Sachsen	2	2	3	3	2	3
Sachsen-Anhalt	1	2	3	2	3	3
Baden-Württemberg	3	3	3	3	2	2
Thüringen	2	3	3	3	3	3

Quellen: CEWS Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten 2003 bis 2013 (CEWS 2003ff.). Die Veröffentlichungen basieren jeweils auf den Daten für zwei Jahre zuvor. Eigene Darstellung

der Schlussgruppe (Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen), und zwei Länder schafften es noch in die Mittelgruppe (Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern). (Zimmermann 2013: 16) (Tafel 41)

3.8. Generationendifferenzen

Es war finanziell nicht komfortabel, aber zumindest eine halbwegs absichernde Lösung: Wer mindestens 55 Jahre alt war, konnte in den 90er Jahren über eine Sonderregelung in den Vorruhestand gehen. Wenigstens die Demütigung, sich als gestandene Wissenschaftlerin vom Arbeitsamt zu Anpassungskursen an einen nicht aufnahmebereiten Arbeitsmarkt schicken zu lassen, ließ sich so umgehen. Dieses Schicksal blieb den Entlassenen bis Mitte Fünfzig nicht erspart.

Zugleich kann aber auch die Altersstruktur der Hochschullehrerschaft in Augenschein genommen werden, um kundiger beurteilen zu können, welche Drastik der Maßnahmen tatsächlich unabweisbar war. 1989 beschäftigten die DDR-Hochschulen im Bereich des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen 2.940 ordentliche Professor:innen und 3.408 Dozent:innen, zusammen 6.348 Hochschullehrer:innen (Deregoski/Scherer/Wardezki 1990: 3). Für diejenigen jenseits der Medizin liegen Altersstrukturdaten vor. Zieht man daher die 968 medizinischen Hochschullehrer:innen (Burkhardt 1997: 11) ab, so verbleiben 5.380. Von diesen wären 900 Professor:innen und 650 Dozent:innen (zusammen 1.550) bis 1995 und weitere 800 bzw. 850 (zusammen 1.650) bis zum Jahr 2000 altersbedingt ausgeschieden. Innerhalb des ersten Jahrzehnts nach der Vereinigung wären damit 30 Prozent und innerhalb des ersten Jahrzehnts 59 Prozent (3.200) verrentet worden. (Deregoski/Scherer/Wardezki 1990: 6)

Daneben aber war eine besonders problematische Implikation der Vorgänge die Schwierigkeiten, die der Transformationsmodus der jüngeren und mittleren ostdeutschen Wissenschaftlergeneration bei der Integration in den neu organisierten akademischen Betrieb bescherte. Deren Angehörige waren 1989/90 in den Altersjahrgängen zwischen Anfang 30 und Mitte 40. Sie hatten noch in der DDR ihre ersten Schritte in der Wissenschaft absolviert und dann mit dem Umbruch ihre akademischen Lehrer und Netzwerke verloren. Aus dieser Generation gelang es nur wenigen, sich gegen das Stigma, in der DDR wissenschaftlich sozialisiert worden zu sein, in die neuen Strukturen zu integrieren.⁷⁰

Es mangelte den jüngeren Wissenschaftlern an der Einbindung in die nun relevanten Netzwerke, an habitueller Passfähigkeit und der (noch) unzulänglichen Beherrschung der neuen Spielregeln. Sie stießen daher an eine

⁷⁰ siehe dazu Bollinger/van der Heyden (2002) und Bollinger/van der Heyden/Keßler (2004)

gläserne Decke, wie sie schon aus den Forschungen zu Karriereverläufen von Frauen in der Wissenschaft bekannt war: Vielfach ist dort das Phänomen beschrieben worden, dass Männer vorzugsweise Männer fördern, und dies auch dann, wenn sie – da inzwischen aufgeklärt und eigentlich guten Willens, sich geschlechtsblind zu verhalten – von sich selbst meinen, keineswegs frauendiskriminierend zu agieren. Nun wirkte ein vergleichbares Muster auch in Konkurrenzsituationen, in denen Ost- und Westdeutsche aufeinanderstießen. Es kam für die ostdeutschen Wissenschaftler:innen der jüngeren und mittleren Generation zum Zuge, was Ethnologen Tribalismus nennen: Kontakte zu Mitgliedern der eigenen Kulturgruppe – hier die in der ostdeutschen Wissenschaft zunehmend dominierenden Wissenschaftler:innen westdeutscher Sozialisation – wurden bevorzugt.⁷¹

Zwar gab es kleinere Initiativen, dem entgegenzuwirken. So legte z.B. die Volkswagen-Stiftung 1995 ein „Habitationsprogramm für die neuen Bundesländer“ auf, mit dem in Geistes-, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften für vier Jahre 40 Habitationsstellen an Universitäten geschaffen wurden.⁷² Doch konnten solche Initiativen nichts daran ändern, dass, aufs ganze gesehen, fast eine komplette akademische Ost-Generation aus den Strukturen herausgefallen ist. Es handelt sich um eine Generation der „Übersprungenen“ (Bollinger 2002). Dabei hatte der weitgehende Verzicht auf die komplette ostdeutsche Nachwuchskohorte eine wesentliche Voraussetzung: Die akademische Grundversorgung Ostdeutschlands konnte, wie oben schon verhandelt, vergleichsweise problemlos aus den vorhandenen personellen Ressourcen der westdeutschen Wissenschaft erfolgen. Einen statistischen Ausdruck fand all dies in einem Rückgang der Habitationen in Ostdeutschland um 82 Prozent von 1990 bis 1994 (StatBA 1996).

2002 beschrieb eine Anzeigeninitiative die dann gegebene Situation. Organisiert von einer „Initiative Sozialwissenschaftler Ost“ (ISO), hatten ausländische Wissenschaftler:innen wie Eric Hobsbawm oder Wilma und Georg Iggers in der „Frankfurter Rundschau“ folgenden Text unterzeichnet:

„Wir, die Unterzeichner, mit der deutschen Kultur und Wissenschaft verbundene Forscher und Universitätslehrer, wenden uns an die Regierung der Bundesrepublik Deutschland und an Verantwortliche für Wissenschaftspolitik in den deutschen Bundesländern, um diese zu schnellstmöglicher Hilfeleistung im Interesse der wenigen, sich noch in der deutschen Wissenschaftslandschaft – auf befristeten Stellen, in Vereinen oder als Privatgelehrte – behauptenden Forscherinnen und Forscher der früheren DDR zu veranlassen. Elf Jahre nach der staatlichen, von der deutschen Bevölkerung mehrheitlich gewünschten, aber auf gleichberechtigter Basis erhofften Vereinigung des Landes ist die intellektuelle ‚Infrastruktur‘ in Ost- und Westdeutschland unterschiedlicher, als sie es je in der

⁷¹ ausführlicher dazu s.u. D. Umbaudimension 3: Akademische Kulturen

⁷² <https://www.fachportal-paedagogik.de/literatur/vollanzeige.html?Fid=2607389> (17.4.2024)

Zeit der Teilung war. Trotz Umbaus und Neugründungen von Hochschulen und anderen Einrichtungen ist in den neuen Bundesländern eine die Zivilgesellschaft tragende intellektuelle Bevölkerungsschicht kaum mehr wahrnehmbar. [...] Ohne ostdeutsche Intellektuelle in qualifizierten Berufen kann aber der in der früheren DDR sich ausbreitenden Enttäuschung über den als Anschluss empfundenen Prozess der Überstülpung westdeutscher Strukturen und Denkweisen, vor allem aber über die wirtschaftlichen Zerstörungen und damit der Massenarbeitslosigkeit nicht überwunden werden.“ (Anzeige 2002)

4. Ausgleichsbemühungen

Ausgleichsbedarfe bestanden in der Wissenschaft in zweierlei Hinsicht. Zum einen hatte die DDR zahlreiche Zurücksetzungen aus politischen Gründen produziert. Diese wurden nun den Hochschulen und Forschungseinrichtungen auf verschiedene Weisen, aber jedenfalls kumuliert zu Bewusstsein gebracht, soweit sie nicht ohnehin im latenten Organisationsgedächtnis gespeichert waren. Hieraus ergaben sich Bemühungen um individuelle Rehabilitierungen. Rehabilitierungskommissionen prüften zahlreiche Einzelfälle, was teilweise zu individuellen Statusverbesserungen führte. Daneben wurden öffentliche Wiedergutmachungsakte initiiert, die auf symbolische Rehabilitation zielten.

Zum anderen produzierten die Modalitäten der Transformation Situationen, die als so nicht hinnehmbar galten. Infolgedessen konnte ein Teil des Personals aus bisherigen Akademie-Instituten wie an den Hochschulen Übergangsregelungen in Anspruch nehmen. Dabei handelte es sich um

- das Wissenschaftler-Integrationsprogramm (WIP) für positiv evaluierte Akademie-Forscher:innen;
- sog. Forschungsschwerpunkte, zunächst von der Max-Planck-Gesellschaft administriert, dann zu sechs Geisteswissenschaftlichen Zentren umgebaut (die bis auf eines heute noch bestehen und seit 2018/2019 Leibniz-Institute sind; drei in Berlin, je eines in Potsdam und Leipzig);
- die Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (KSPW), vom Bund für fünf Jahre finanziert, um inhaltlich der Transformationsforschung einen Schub zu geben und dafür inhaltlich-personell auch die Kompetenzen ostdeutscher Sozialwissenschaftler:innen zu mobilisieren;
- an Hochschulen statt sofortiger Entlassungen auch zahlreiche Umwandlungen bisher unbefristeter Verträge in befristete, dies vor allem im sog. Mittelbau, teils auch die Schaffung von temporären Überhangkapiteln in den Haushalten, aus denen nicht (mehr) vorhandene Personalstellen übergangsweise finanziert wurden;
- die Nutzung von sog. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) für wissenschaftliche Projektarbeiten;
- daneben eine allgemeine Vorruhestandsregelung für Personen ab 55 Jahre.

Die Übergangsregelungen waren naturgemäß zeitlich befristet. Zugleich galt das Ziel der Ost-West-Personaldurchmischung. Daher wurden auch dort, wo Personal Förderungen in Anspruch nahm, die ins Irgendwo führen sollten, nicht alle Stellen aus dessen Reihen besetzt. So führten zahlreiche Förderungen ins Nirgendwo.

4.1. Rehabilitierungen

Relativ problemlos waren Rehabilitierungsbemühungen in Gang zu setzen. Sie mündeten in Versuche der (überwiegend symbolischen) Korrektur solcher Entscheidungen aus der DDR-Zeit, die nichtfachlich begründete nachteilige Auswirkungen auf den Verbleib Einzelner in der Wissenschaft oder auf akademische Laufbahnen gehabt hatten. Viele Hochschulen und die Akademien setzten dazu entsprechende Kommissionen ein; andere Rehabilitierungen verdankten sich dem Engagement Dritter, die in der jeweiligen Angelegenheit offensiv tätig wurden.

Aus diesen Bemühungen ergaben sich drei Rehabilitierungsvarianten. Zum ersten war dies eine symbolische durch ein Schreiben des Rektors, in dem dieser namens der Universität das zugefügte Unrecht bedauerte und sich dafür entschuldigte. Zum zweiten gab es Formen der Rehabilitierung, die mit einem Versuch der Wiedergutmachung durch Statusbeförderung verbunden wurden. Typisch war hier die Berufung zum außerordentlichen Professor, wie sie etwa § 53 Sächsisches Hochschulerneuerungsgesetz (SHEG) ermöglichte. Solche waren in ihren Folgen de facto existenzsichernde bzw. -verbessernde Rehabilitierungen. Zum dritten gab es Rehabilitierungen in Gestalt öffentlich wahrnehmbarer Rehabilitierungsakte.

Rehabilitierungskommissionen

Die Rehabilitierungskommissionen wurden meist auf Antrag tätig, der in der Regel entweder von der betroffenen Person oder Dritten gestellt werden konnte.

So war an der Humboldt-Universität bereits im Dezember 1989 eine Kommission für Rehabilitierungsangelegenheiten eingesetzt worden. Bis August 1990 hatte diese rund 175 Anträge erhalten. Etwa zwei Drittel der Anliegen hätten abgewiesen werden müssen, „weil objektiv keine politisch motivierten Pressionen oder Relegationen gegen die Antragsteller festzustellen waren“. In den anderen Fällen habe die Kommission dem Rektor die Empfehlung gegeben, sich bei den Betroffenen im Namen der Universität für das an ihnen begangene Unrecht zu entschuldigen und sie formal zu rehabilitieren (Eckert 1991: 53f.). Damit werde „die seinerzeit verfügte Unrechtsmaßnahme aufgehoben und der persönliche und wissenschaftliche Ruf des Betroffenen wiederhergestellt“. Andere Rehabilitierungsmöglichkeiten – finanzielle Entschädigung, Wiedereinstellung o.ä. – stünden der Universität nicht zur Verfügung („Rehabilitierungen an der Humboldt-Universität“ 1991/1992).

Manche der Rehabilitierten fühlten ihr Anliegen unangemessen behandelt. Die Journalistin Mechthild Küpper berichtete, die „lapidare Haltung, die hin-

ter diesen formalisierten Eingeständnissen geschehenen Unrechts stand“, habe manchen Petenten missfallen. „Was denn eigentlich mit den Ausfallzeiten bei der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte sei“, gab sie eine Betroffene wieder, „die jeder normale Student nach Abschluß seines Studiums auf seine Rente anrechnen lassen könne, wollte sie wissen. Sie verdient ihr Geld mit Taxifahren. Diejenigen, die geholfen hatten, sie zu kriminalisieren, schienen sich in ihren Positionen sicher zu fühlen ... Ob die Uni sich nicht mal in die ganz materiellen Folgen ihres Tuns einmischen und helfen wolle, statt maue Entschuldigungen zu verschicken?“ (Küpper 1993: 120)

Auch konnten Rehabilitierungen gründlich schief gehen. Renate Feyl berichtet in einem autobiografischen Roman vom Fall ihres Vaters, dem Bibliothekswissenschaftler Othmar Feyl (1914–1999, im Roman „Franz Kogler“). Nach dem Einmarsch sowjetischer Truppen in die Tschechoslowakei 1968 hatte Feyl die Unterschrift unter ein Zustimmungspapier der Parteileitung verweigert, trat aus der SED aus und wurde von der Humboldt-Universität fristlos beurlaubt. Zwei Jahre später erhielt er den Auftrag, die Bibliografie zur Geschichte der Humboldt-Universität 1900–1945 zu erarbeiten, eine Art Gnadenbrot ohne Wirksamkeit in Forschung und Lehre. „In einem Winkel der Universitätsbibliothek widmete er sich mit Eifer dieser Aufgabe bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1979“, hieß es im Vorwort einer verspäteten Publikation, die Othmar Feyl 1980 für einen Sammelband „Beiträge zur Arbeit der Universitätsbibliothek Berlin in Vergangenheit und Gegenwart“ erarbeitet hatte und der aus „technischen Gründen“ nicht aufgenommen worden war (Bulaty 1993). 1990, inzwischen 76 Jahre alt, erhielt Feyl von der Humboldt-Universität ein Rehabilitierungsschreiben: Der Ausschluss von der Universität für die letzten elf Jahre seiner Berufstätigkeit sei unrechtmäßig gewesen. Die Pointe lieferten die Bundesbehörden: Sie kürzten ihm im gleichen Jahr seine Rente um 400 DM, da er Empfänger einer DDR-Staatsrente sei. (Feyl 1992: 451f.)⁷³

Als hochproblematisch erwies sich der Fall Robert Havemann, als dessen Witwe 1993 gegen die Humboldt-Universität klagte: Sie forderte die Zahlung von 315.100 DM, die ihr Gatte nicht habe verdienen können, nachdem er nicht mehr an der HUB lehren durfte. Die Anwälte der HUB mußten juristisch immanent argumentieren, um die Universität vor dem Präzedenzfall schützen, der zweifellos zahlreiche weitere Schadenersatzforderungen nach sich gezogen hätte. In die Öffentlichkeit hingegen waren die anwaltlichen Argumentationen kaum zu vermitteln. Präsidentin Dürkop blieb nur, zu

⁷³ Der Hintergrund war, dass es verschiedene Zusatzversorgungssysteme gegeben hatte, die seitens der DDR-Regierung einigen Gruppen der Intelligenz Anwartschaften auf Zusatzrenten zugesichert hatten und die dann nur teilweise in das westdeutsche Rentensystem übergeleitet worden waren – ein Webfehler des Einigungsvertrages. Vgl. zur juristischen Diskussion dessen Wolter (1992)

bedauern, dass es bisher nicht gelungen sei, ein Bundesgesetz zu verabschieden, das die rechtlichen und finanziellen Grundlagen der Rehabilitation sicherstelle. Dies zwinge sie dazu, einen Prozess gegen die Witwe von Robert Havemann mit für beide Seiten entwürdigenden Argumenten zu führen.⁷⁴

Letztlich waren an der Humboldt-Universität bis Anfang 1997 von der Rehabilitierungskommission 331 Anträge bearbeitet worden. Von diesen stammten 65 Prozent von ehemaligen Studierenden, welche die Universität hatten verlassen müssen. Bei (ehemaligen) Angestellten der Universität ging es in der Regel um Kündigungen, Verweigerungen oder Aberkennungen von akademischen Graden oder berufliche Zurücksetzungen. In allen Anträgen wurden politische Gründe geltend gemacht. In 262 Fällen, d.h. knapp 80 Prozent, erhielten die Betroffenen – gemäß Empfehlung der Rehabilitierungskommission – ein Rehabilitierungsschreiben des Rektors bzw. der Präsidentin. In etwa 20 Prozent der Fälle seien keine Rehabilitierungsgründe erkennbar gewesen. (Raiser 1998: 112)

An der Universität Leipzig war eine erste Rehabilitierungskommission zum Jahresbeginn 1990 eingesetzt worden.⁷⁵ Recht schnell erfolgten in dieser Zeit einige Rückerkennungen von akademischen Titeln, die ihren Trägern meist infolge sog. Republikflucht aberkannt worden waren. Bis Juni 1990 hatten sich achtzehn Personen mit einem Rehabilitierungsanliegen an die Universität gewandt. Die Kommission machte auf die fehlende rechtliche Grundlage ihrer Tätigkeit aufmerksam. Aus diesem Sachverhalt resultiere, „daß die Kommission dem Rektor in nicht wenigen Fällen keine rechtsstaatlich begründeten Empfehlungen zur Beantwortung von Anliegen der Rehabilitation geben kann“. (Boden 1990)

Konnte Rehabilitierungsansinnen stattgegeben werden, waren die Begründungen mitunter etwas unglücklich formuliert. So fand sich am 17. April 1990 der Beschluss über einen *Facultas-docendi*-Entzug vom 14.3.1989 wegen „Wegfall der Rechtsgründe“ aufgehoben,⁷⁶ und am 29. Mai 1990 entschied der Akademische Senat die Rückerkennung eines Professorentitels (entzogen durch die Philosophische Fakultät am 12.3.1958), weil die „der damaligen Entscheidung zugrunde liegenden Vorwürfe ... unter heutigen Bedingungen nicht mehr haltbar“ sind.⁷⁷ Das erschien so, als seien die Entscheidungen unter den seinerzeitigen Bedingungen „haltbar“ gewesen.

⁷⁴ Beschlußprotokoll der Sitzung des Akademischen Senats der Humboldt-Universität am 15.03.1994, in: Slg. Pasternack, HUB 1994

⁷⁵ Karl-Marx-Universität Leipzig: Senatsprotokoll vom 6.2.1990, S. 2, in: UAL, Vorlass Pasternack: 1990

⁷⁶ Senatsprotokoll vom 17.4.1990, S. 7, in: UAL, Vorlass Pasternack: 1990

⁷⁷ Senatsprotokoll vom 29.5.1990, S. 6, in: UAL, Vorlass Pasternack: 1990

Ab Mitte 1991 arbeitete an der Leipziger Universität eine zweite Rehabilitierungskommission. In einem vorläufigen Abschlussbericht hieß es im April 1994, daß sie seit Beginn ihrer Tätigkeit 143 Vorgänge bearbeitet habe. Davon sei in 34 Fällen vom Rektor die Rehabilitierung ausgesprochen worden „bzw. es erfolgte ... die außerplanmäßige Berufung“. In 42 Fällen habe es eine negative Entscheidung gegeben. 68 Fälle seien nicht entscheidbar gewesen oder hätten außerhalb der Kompetenz der Kommission gelegen. (Kirmse 1994: 17) Hinsichtlich der negativ zu be- bzw. nicht zu entscheidenden Fälle wurde erläutert:

„Bei einer erheblichen Anzahl von Anträgen liegen Benachteiligung – z.T. auch politisch motiviert – und eigenes Fehlverhalten bzw. Mittelmäßigkeit in einer Grauzone gegenseitiger Bedingtheit, so daß in diesen Fällen oft eine negative Entscheidung getroffen werden mußte. Andererseits gibt es Entwicklungsvorgänge, die auch ohne Parteizugehörigkeit bzw. aktives ideologisches Bekenntnis und damit unter erschwerten Bedingungen dennoch durch eigene Befähigung und infolge geschickten, teilkonformen Verhaltens zu Erfolg und Ansehen unter DDR-Bedingungen geführt haben. Auch in diesen Fällen erfolgte überwiegend keine Rehabilitierung angesichts der schwerwiegenden Benachteiligung bei vergleichbaren Fällen mit geradliniger, nichtkonformer Haltung.“ (Ebd.)

Am 9. Mai 1995 wurde diese Rehabilitierungskommission entpflichtet. Der Kommissionsvorsitzende teilte abschließend mit, es seien insgesamt 160 Fälle bearbeitet worden, wovon in 40 Fällen eine Rehabilitierung vorgenommen wurde. Im übrigen gehöre es zu den Defiziten der Wiedervereinigung, dass denjenigen Universitätsangehörigen, „die trotz überdurchschnittlicher wissenschaftlicher Leistungen an der Universität nichts werden konnten, weil sie sich nicht systemkonform genug verhielten“, „für ihr Widerstehen nicht nur nicht gedankt wurde, sondern ihnen heute nicht selten der Vorwurf eines mangelhaft ausgeprägten Karrierebewußtseins gemacht werde“. („Sitzung des Senats am 9.5.1995“ 1995) Die Berufungserfolge des ostdeutschen Mittelbaus im Rahmen der sächsischen Neubesetzungsverfahren geben einen indirekten Hinweis darauf, in welchem Umfang in der DDR Personen aus nichtwissenschaftlichen Gründen daran gehindert worden waren, Hochschullehrer.in zu werden: Von den insgesamt 1.994 Berufenen der Jahre 1990 bis 1997 kamen 574 aus dem vormaligen DDR-Mittelbau (SMWK 1999: 271).

Individuelle Statusverbesserungen

Die zweite Gruppe von Rehabilitierungsbemühungen umfasste angestrebte bzw. realisierte Maßnahmen, mit denen individuelle Statusverbesserungen erreicht werden sollten. So wurden im September 1990 an der Humboldt-Universität, neben einigen Honorarprofessoren und -dozenten, 53 neue Hochschullehrer.innen aus eigenem Hause berufen. Dies geschah wesentlich, weil Bildungsminister Hans Joachim Meyer bestrebt war, akademische

oder politische Zurücksetzungen der Vergangenheit auszugleichen (H.J. Meyer 1992: 31). In der Außenwirkung verstärkte es aber den bereits bestehenden öffentlichen Eindruck, die HUB nehme es mit der Erneuerung nicht so recht ernst. Bedenklich sei, hieß es in der taz, „wenn am Beginn einer gemeinsamen Berliner Hochschulpolitik mit einem Berufungsschub von mehr als 200 Hochschullehrern Tatsachen geschaffen werden, die die weitere Entwicklung der Berliner Hochschulen präjudizieren“ (Kintzinger 1990). Die Zahl „mehr als 200“ galt, was dem Journalisten entgangen war, für alle DDR-Hochschulen.

Im Zuge dieser Berufungen wurde unter anderem Rudolf Bahro (1935–1997) zum außerplanmäßigen Professor für Sozialökologie ernannt. Er war 1977 durch sein Buch „Die Alternative“, für das er ins Gefängnis nach Bautzen musste, als systemkritischer Denker bekannt geworden. Hatte die HUB auch keinen unmittelbaren Anteil an Bahros freiheitsberaubenden Erfahrungen mit der DDR gehabt, so übernahm sie mit der Berufung gleichsam stellvertretend für das DDR-(Wissenschafts-)System – das Bahro u.a. die Promotion verweigert hatte (vgl. Pasternack 2014b) – die Verantwortung. Er baute dann dort ein Institut für Sozialökologie auf (vgl. Rudolf-Bahro-Archiv o.J.),⁷⁸ das allerdings in den disziplinär orientierten Strukturen der Humboldt-Universität ein Fremdkörper blieb, dann zur Arbeitsgruppe herabgestuft (HUB o.J. [1995]: 2) und nach Bahros Tod wieder aufgelöst wurde.

An der HUB hatte es auch Bestrebungen gegeben, Stellen für die Wiedereingliederung von früheren Universitätsangehörigen unter erleichterten Voraussetzungen bereitzustellen oder sie entsprechend zu besetzen. Trotz mehrerer Anläufe sei dies der Universität nicht gelungen. Ebenso war über ein Verfahren diskutiert worden, in der DDR Benachteiligte nunmehr zum Studium zulassen zu können. „Mehrere Vorschläge der Universität wurden von der Landesregierung verworfen, weil keine „Rechtsgrundlage bestände“, so HUB-Präsidentin Marlis Dürkop. Immerhin sei es gelungen, in die Zulassungsvoraussetzungen einen Passus aufzunehmen, der die Immatrikulation der in Rede stehenden Personen auch in NC-Studiengängen ermögliche. Insgesamt schätzte die Präsidentin die Rehabilitierungen derjenigen, die in der DDR von der Universität ausgeschlossen worden waren, als „unzureichend, wenn nicht gar beschämend“ ein. Zudem „konnte die Rehabilitation nur eine moralisch-politische sein, dies wird von den meisten politisch Benachteiligten zu recht als unzulänglich empfunden.“ (Dürkop 1996: 187)

⁷⁸ vgl. die Liste seiner Vorlesungen unter http://web.archive.org/web/20120119121211/http://www2.agrar.hu-berlin.de/rudolf-bahro-archiv/Bahro_VL-Reihe.htm (20.12.2024)

Öffentliche Wiedergutmachungsakte

Zum dritten schließlich gab es symbolische Akte der Wiedergutmachung. Sie galten Personen, die durch ihre zeitgeschichtliche Rolle, die sie in einer konkreten Einrichtungs- oder allgemein der DDR-Wissenschaftsgeschichte innehatten, im örtlichen oder überörtlichen Gedächtnis gespeichert waren.

Im März und Juni 1990 hat beispielsweise die Gelehrtengesellschaft der Akademie für Landwirtschaftswissenschaften (AdL) insgesamt 15 ehemalige Mitglieder rehabilitiert (z.T. postum). Die Betroffenen waren in den 60er und 70er Jahren aus politischen Gründen aus dem Plenum der AdL abgewählt worden, meist verbunden mit einer Abberufung von institutsleitenden Ämtern.⁷⁹ Georg Schönmath (1928–2016), Professor für Tierzucht an der Humboldt-Universität, führte dazu aus: „Die Häufung der vorzunehmenden Rehabilitierungen kann nicht dem Zufall zugeordnet werden, sondern der Willkür, und nicht nur politische Willkür war es, auch Amtsmissbrauch und persönliche Aversion. [...] Wir“ – die seinerzeit nicht Beteiligten, da noch nicht in entsprechenden verantwortlichen Positionen – „sollte heute nicht so tun, als hätten wir das“ – die Entfernung der nun Rehabilitierten aus ihren Ämtern – „nicht beschlossen. Wir hätten es auch beschlossen. Möge es uns gelingen, Derartiges in Zukunft zu verhindern.“⁸⁰ Hier sind die ergänzenden Informationen relevant, dass die Gelehrtengesellschaften der wissenschaftlichen Akademien formal institutionelle Autonomie genossen, was ihr Zuwahlrecht durch Selbstergänzung betraf, dass es diesbezüglich gleichwohl politische Weisungen gab, und dass sich die Plenarversammlungen der Gelehrtengesellschaften diesen politischen Wünschen fast immer fügten.

An der Universität Leipzig wurde 1992 Jürgen Teller (1926–1999) zum Honorarprofessor berufen. Er war einst Assistent von Ernst Bloch gewesen, hatte sich von diesem nach dessen Ausweichen in die Bundesrepublik nicht distanziert und war daraufhin von der Universität entlassen worden. In Stilfragen war man bei solchen Rehabilitierungsakten allerdings nicht immer trittsicher. Teller berichtete, seine Antrittsvorlesung „hätte beinahe gar nicht stattgefunden. Wenn es nach dem Willen der neuen Philosophischen Fakultät gegangen wäre, hätte ich einfach so mit meinen Vorlesungen angefangen – als ob nichts gewesen wäre ..., als wäre ich nur für ein paar Tage draußen gewesen“.⁸¹ 1994 stellte Teller seine Lehrtätigkeit ein, nachdem sein Honorar – bereits drei Semester zuvor ohne Begründung und offizielle

⁷⁹ vgl. die Dokumentation der entsprechenden Protokolle in Kuntsche (2017: 830–833, 836f.)

⁸⁰ Protokoll der Plenartagung [der AdL] am 29.3.1999, TOP 3.1.: Rehabilitierung von Plenarmitgliedern (Auszug), in: ebd., S. 833

⁸¹ Teller (1992: 165); vgl. auch Lauenstein (1991) und AK Hopo Öffentlichkeit (1992)

Mitteilung verringert – zum zweiten Male, nun um 60 Prozent, gekürzt worden war (Erb-Szymanski 1994; Dieckmann 1996).

Ebenfalls 1992 ernannte die Leipziger Universität zwei weitere ehemalige Angehörige zu Titularprofessoren: Wolfgang Natonek (1919–1994), in der Nachkriegszeit Studentenratsvorsitzender der Leipziger Universität und 1948–1956 inhaftiert (Schulte 1992; Blecher 2008: 81), und den Germanisten Eberhard Haufe (1931–2013), der 1958 von der Universität relegiert worden war (Schulte 1992a). Auch die Ehrenpromotion des Literaturwissenschaftlers Hans Mayer (1907–2001) im Jahre 1992 war als symbolischer Akt der Wiedergutmachung gedacht (vgl. Lerchner et al. 1992; H. Mayer 1992).

Vergleichbare Aktivitäten gab es auch andernorts. Die Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald verlieh der Germanistin Hildegard Emmel (1911–1996) die Ehrendoktorwürde, was zugleich ein Rehabilitierungsakt gegenüber der 1960 vertriebenen Professorin war (EMAU 1991). In Jena wurde der Philosoph Hans Leisegang (1890–1951), der zweimal – 1937 und 1948 – als Professor entlassen worden war, postum rehabilitiert (Burchardt 1991). Leopold Hartmann (1899–1997) war 1955 Dozent für Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften an der Friedrich-Schiller-Universität geworden, doch im gleichen Jahr wurden seine naturphilosophische Habilitationsschrift „Kausalität und Wirklichkeit“ aus ideologischen Gründen abgelehnt und er selbst aus der Universität entlassen. 1992 habilitierte ihn die Universität Jena nachträglich auf Grundlage der Arbeit von 1955 (FSU 1992). Der Forstwissenschaftler Albert Richter (1909–2007) war 1970 als Direktor des Akademie-Instituts für Forstwissenschaften in Eberswalde aus politischen Gründen vorzeitig emeritiert worden. Er wurde 1991 rehabilitiert, zum Mitglied der Gründungskommission der FH Eberswalde berufen und übernahm als Über-80jähriger dort die Vorlesungen zur Forstwirtschaftsgeschichte (LFA 1999).

1992 konnte an der Humboldt-Universität ein gänzlich anders gelagerter Fall zu einem lange überfälligen Ende gebracht werden: Dem Historiker Abraham Heller (1911–?), nach seiner Berliner Promotion „Die Juden in Russland seit der Märzrevolution 1917 bis zur Gegenwart“ (Heller 1992 [1935]) 1935 nach Palästina emigriert, war von den Nationalsozialisten und 1961 nochmals von der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität die Aushändigung der Promotionsurkunde verweigert worden. Beim erstenmal hatte die Begründung gelautet, dass durch die Arbeit „schwerwiegend die Interessen des nationalsozialistischen Deutschlands“ beeinträchtigt worden seien, beim zweiten Mal, dass „auf Grund des antibolschewistischen und hetzerischen Charakters der Dissertation“ keine Bestätigung über die Promotion erfolgen könne (zit. Bei Loose 2005: 235 und 237). Das wurde im November 1992 nachgeholt, womit in diesen Fall „noch eine Spur von Recht“ gekommen war („Summa cum laude“ 1992). Zudem publizierte

die HUB ein Reprint der Erstausgabe der Dissertationsschrift von 1935 (Heller 1992 [1935]).

Fazit

Wurden die Rehabilitierungen aber zwar oft zügig vorgenommen, so sahen sich die Opfer hinsichtlich ihrer Entschädigungserwartungen doch häufig enttäuscht. Zum Beispiel wurden juristische Hemmnisse benannt, die Rehabilitierungen im Wege stünden – etwa die nachträgliche Verleihung von Diplomen, wenn das Studium durch politische Umstände hatte abgebrochen werden müssen, wie es etwa von der Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam-Babelsberg berichtet wurde (Hechler/Pasternack 2013: 278). Wenn Rehabilitierungsbegehren mit dem Anspruch auf materielle Unterfütterung verbunden wurden, verloren auch sie ihre allseitige Zustimmungsfähigkeit. Zu berücksichtigen ist hier allerdings, daß die diesbezüglichen Handlungsspielräume der Hochschulen auch außerordentlich eng waren.

Die vorgenommenen Rehabilitierungsakte nahmen niemandem, aber sie gaben einigen etwas, und sie waren symbolpolitisch außerordentlich effizient. Das erleichterte ihre weitgehend allgemeine Akzeptanz innerhalb der Einrichtungen. Später, nach Ablauf des Transformationsjahrzehnts, traten weitere Aktivitäten von Hochschulen hinzu, die sich der Rehabilitierung früherer Angehöriger widmeten.⁸² Eine zusammenfassende Darstellung zum Rehabilitierungsgeschehen gibt es bislang nicht.

4.2. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP)

Nach den Strukturentscheidungen zur Neuordnung der außeruniversitären Forschung gab es noch zirka 1.700 Akademien-Wissenschaftler:innen, die nicht untergebracht waren, obgleich aus fachlichen Gründen nichts gegen ihre Weiterverwendung sprach. Für sie wurde daher das sog. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP) aufgelegt, mit dem ihre Integration in Hochschulen bewerkstelligt werden sollte. Beschlossen vom Wissenschaftsrat, finanziert vom Bund und den ostdeutschen Ländern, bestand dessen Geburtsfehler in einer grundfalschen Prämisse: Die ostdeutschen Hochschulen würden sich, da bislang vermeintlich nahezu ohne Forschung, nichts sehnlicher wünschen als die Aufnahme richtiger ausgebildeter Forscher:innen. Das WIP hatte damit auf einem Anfangsfehler aufgebaut, der den Erfolg von Beginn an sehr unwahrscheinlich machte. Dieser Fehler begründe-

⁸² vgl. z.B. Blecher/Wiemers (2005a); Lorenz (o.J. [2019]); MLU (o.J. [2019ff.]); Stengel (2019)

te ein geradezu lehrbuchgeeignetes Programmscheitern, und im WIP sollten sich dann allerlei Suboptimalitäten der Transformation bündeln.

Zunächst wurde hier unübersehbar, dass getroffenen Entscheidungen auch Fehlwahrnehmungen zugrundelagen. Nach 1989 hatte sich die Ansicht durchgesetzt, dass an den DDR-Hochschulen keine relevante Forschung stattgefunden habe. Forschung und Lehre seien, so die Meinung der Um-
bauverantwortlichen, entlang einer Linie, die zwischen Hochschulen und Akademien verlief, weitgehend getrennt gewesen. Richtig wäre gewesen: Auf Grund politischer Entscheidungen wurde 1968ff. *ein Teil der Forschung* in außerhochschulische Institute verlegt, aber entgegen der ursprünglichen politischen Absicht ließen sich die Hochschulen nicht zu primären Lehranstalten umfunktionieren. Doch nun, nach 1989, wurde das 1968 formulierte Ziel einer institutionellen Trennung von Forschung und Lehre als faktisch erreicht unterstellt. Wie sich tatsächlich die Forschungsproduktivität zwischen Akademie-Instituten und Hochschulen verteilte – nämlich sehr deutlich zugunsten der Hochschulen –, ist oben bereits dargestellt worden.⁸³

Jedenfalls baute der Wissenschaftsrat seine gesamte Empfehlungslinie auf der Annahme unerträglicher Forschungsdefizite der Hochschulen auf: „Über weite Strecken wurde aufgrund politischer Entscheidungen die Forschung in Institute außerhalb der Hochschulen verlegt“, wusste der Wissenschaftsrat (1991: 24) über die DDR-Verhältnisse zu berichten. Damit hatte die SED-Wissenschaftspolitik in dieser Sache noch einen zumindest nachträglichen Erfolg verbuchen können – auf der Wahrnehmungsebene bei den Hauptakteuren des Wissenschaftsumbaus. Hinzu trat, dass die Hochschulen keine Spielräume in der Personalstruktur hatten. Auch zwischenzeitlicher Kenntniszuwachs blieb hier folgenlos, wie ein Ministerialbeamter des BMFT bezeugt:

„Die Hochschulen mussten selbst Personal abbauen und dann sollten ausgerechnet sie für die auch früher eher ungeliebten Konkurrenten aus der AdW zusätzlich Platz schaffen? Alle ‚Erkundungsreisen‘ seit Anfang 1990 und die Anhörungen des Wissenschaftsrates hatten diese Botschaft vielfach mitgebracht; jeder wusste es, dennoch war diese ‚Rückgliederung‘ die Linie des Westens.“ (Ziegler 2005: 14)

Die Hochschulen waren sie zwar nicht abgeneigt, *zusätzliche* Forschungskapazitäten in Gestalt entsprechenden Personals mit sächlicher Ausstattung zu bekommen. Doch waren sie, wie sich denken lässt, ungeneigt, dies zu Lasten der eigenen Beschäftigten zu erlangen. Also taten sie zweierlei: Sie statteten die um Anbindung nachsuchenden WIPianer mit Zeitverträgen für die Dauer der Förderung aus. Im übrigen setzten sie die politischen Amtsträger davon in Kenntnis, dass hier nach Ablauf der WIP-Finanzierung ein

⁸³ s.o. A. 2.1. Ausgangsstrukturen und Forschungsproduktivität im Vergleich zu den Hochschulen

Problem bestehen werde. Teils hätten sich die Universitäten auch gegen die Integration gewehrt, gab der Mathematiker Helmut Koch die Stimmungslage wieder, und gerade für habilitierte Wissenschaftler:innen sei eine solche ganz unmöglich gewesen, „da diese nur durch Bewerbung auf eine ausgeschriebene Stelle in den Lehrkörper einer Universität gelangen können (was dem Wissenschaftsrat der BRD hätte bekannt sein müssen)“ (Koch 1998: 173). Anfangs für zwei Jahre installiert, wurde das WIP nach Interventionen verschiedener Seiten auf fünf Jahre (1992–1996) erweitert.

Bei den befristeten Eingliederungen der Akademien-Forscher:innen in die Hochschulen handelte es sich um sog. Anbindungen an, nicht um Integrationen in die Hochschulen. Die Bund-Länder-Kommission für Forschungsförderung und Bildungsplanung (BLK) konstatierte im Februar 1994: Es sei gelungen, „den Beginn der Integrationsphase ... mit einer Integrationsquote von rund 93 Prozent erfolgreich abzuschließen“. Zur Verdeutlichung dieser Satz in Kurzform: Der Beginn war abgeschlossen. Die vorgebliche „Integrationsquote“ jedoch war eine temporäre Anbindungsquote, denn von dauerhafter Integration – dem eigentlichen Ziel des Programms – konnte keine Rede sein. Die BLK weiter: Damit sei das „politische Ziel des WIP, die Stärkung der Forschung in den Hochschulen der neuen Länder, ... erreicht“. Dass dies etwas burschikos formuliert war, merkte auch die BLK und schob nach: Nun müssten „die Hochschulen sich bemühen, sich die Mitarbeit exzellenter Forscher langfristig zu sichern, indem sie die Integration – sowie dies die Stellensituation erlaubt – endgültig vollziehen“ (BLK 1994).

Im folgenden verwies der Bund mit großer Ausdauer auf die jetzt zuständigen Länder. Diese wiederum verwiesen auf die Herkunft der betreffenden Wissenschaftler aus den Akademien und die daraus folgende Verantwortung des Bundes. Immerhin konzidierte Bundesbildungsminister Laermann Probleme: „Allerdings hat es auch einige Schwierigkeiten gegeben, die insbesondere auf die regional ungleichgewichtige Verteilung (knapp 2/3 der WIP-Geförderten arbeiten in Berlin) zurückzuführen sind.“ Doch die „Probleme, die noch der Umbruchsituation zuzuschreiben sind, dürften mit zunehmender Stabilität und Planungssicherheit der Hochschulen schrittweise abgebaut werden“ (Laermann 1994: 16). So wurde die Verantwortung unablässig zwischen Bund und Ländern hin und her geschoben. Am Ende fielen die meisten der vormaligen Akademieforscher:innen, die sämtlich positiv evaluiert waren, nach Auslaufen des WIP wieder aus den Strukturen heraus. Das ganze Modell war nicht systemgerecht. „Es ist wohl kaum ‚normal‘, wenn sich ein 55jähriger gestandener WIP-Wissenschaftler und ein Promovierter im Alter von 30 Jahren, der seine Zukunft vor sich hat, um eine ausgeschriebene befristete Stelle streiten“, schrieb einer derjenigen, die ihre WIP-Erfahrungen resümierten (Seifert 1996: 183f.).

Für das Bundesland mit den meisten WIPianern wurde 2002 festgehalten: „In Berlin haben während der Laufzeit des WIP insgesamt 16 WIPianer eine

dauerhafte Eingliederung erreicht. Einige wurden an Hochschulen außerhalb Berlins berufen. Anfang 1994 gab es in Berlin etwa 540 WIPianer. Die Erfolgsquote des WIP in Berlin lag also bei etwa 4 %“ (WIP-Rat 2002: 4). Zwar bemühte sich die Senatswissenschaftsverwaltung, wie auch andere ostdeutschen Landesministerien, durchaus um die verbliebenen WIPianer, indem immer wieder Anschlussförderungen aus Nachfolgeprogrammen organisiert wurden – 1997 bis 2000 im Programmteil „Förderung innovativer Forschungsvorhaben in den neuen Ländern und Berlin“ des Hochschulsonderprogramms III (HSP III) und von 2001 bis 2006 im Rahmen des Hochschul-Wissenschafts-Programms 3 (HWP 3) „Förderung innovativer Forschungsstrukturen in den neuen Ländern und in Berlin“. Doch jeder Wechsel aus einem auslaufenden in ein neues Programm war mit Abschmelzungen der Anzahl der Geförderten, d.h. mit Fluktuationen in die Arbeitslosigkeit verbunden. Mit den jeweils kurzfristig wirkenden Lösungen wurde eine konsequente Lösungsverschiebung betrieben: Die grundsätzliche Lösung sollte immer einer imaginären Zukunft mit besseren Rahmenbedingungen – sobald „dies die Stellsituation erlaubt“, wie der Bundesbildungsminister 1994 formuliert hatte – vorbehalten bleiben. Diese Zukunft aber kam ganz überwiegend nicht.

4.3. Weitere Initiativen

Es gab eine ganze Reihe von Initiativen verschiedenster Akteure, die zunächst absehbaren, dann auch eintretenden Probleme abzumildern. So lud die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) bereits Ende Januar 1990 ostdeutsche Forschende ein, Förderanträge gemeinsam mit westdeutschen Forschenden zu stellen, sog. Huckepackverfahren. „Ziel war es, der Massenauswanderung in den Westen Einhalt zu gebieten“ (Ash 2024: 20). Auch das BMFT hatte noch vor dem Vereinigungsdatum zusammen mit dem DDR-Ministerium für Forschung und Technologie „mit großem Trara“ ein Projektförderprogramm zum Thema „Wechselbeziehungen zwischen Technik – Mensch – Gesellschaft – Umwelt“ ausgeschrieben, das sich an ostdeutsche Forscher:innen richtete. Dieses wurde dann von den Entwicklungen überrollt: Anfang 1991 verschickte das BMFT Absagen, „und zwar aus dem formalen Grund, dass sich ihre Heimatinstitution in der ‚Evaluierungsschleife‘ befände und deshalb ‚die gesicherte institutionelle Basis fehle, die für eine Projektförderung vorausgesetzt wird‘ (Standardformulierung der Schreiben des Fachreferats ...).“ Bei der DFG habe man dagegen im Einzelfall auch kreative Lösungen gefunden, etwa indem ein emeritierter Ost-Professor seinen Namen als Antragsteller zugunsten Jüngerer gab, die auf diesem Wege für sich eine Stelle finanziert erhielten. (Ziegler 2005: 16)

Ebenfalls frühzeitig, im September 1990, begannen Planungen der Max-Planck-Gesellschaft zur Gründung von MPG-Arbeitsgruppen an ostdeut-

schen Universitäten. Es handelte sich dabei einerseits um eine Maßnahme zur Sicherung von Akademie-Arbeitszusammenhängen, die als erhaltenswert eingestuft wurden. Andererseits war es eine Initiative der MPG, die sich in einer einigungsbezogenen Verantwortung sah. Deshalb sollten hier nicht erst die Ergebnisse der Evaluierung abgewartet werden. Die Arbeitsgruppen entstanden an Universitäten bei gleichzeitiger institutioneller Anbindung an bestehende Max-Planck-Institute, sollten auf fünf Jahre befristet und wissenschaftlich autonom sein. Einer der beiden AG-Leiter sollte „grundsätzlich“ aus den östlichen Ländern kommen. Gegründet wurden dann 28 Ags mit 231 Mitarbeiter:innen. (Ash 2022: 137, 139, 147) „Bis zum Ende der Förderung durch die MPG 1998 erhielten fast alle Arbeitsgruppen-Leiter Professuren, und circa zwei Drittel der von ihnen ausgewählten Mitarbeiter/innen konnten integriert werden“ (Ash 2024: 24). Ermöglicht worden sei diese Mobilisierung personeller und epistemischer Ressourcen, trotz der seinerzeit krisenhaften Finanzlage der Universitäten, vor allem durch Eigenmittel und der MPG und solche, die aus dem „Aufbau Ost“-Programm kamen (Ash 2022: 149). Mitchell G. Ash erinnert in diesem Zusammenhang auch daran, wie überzeugt man sich im Vereinigungsjahr gegeben habe, dass die Grundlagenforschung der DDR von den Akademieinstituten an die Universitäten „zurückzuführen“ sei. Im Lichte dessen scheine „die ironische Feststellung gerechtfertigt zu sein, dass dieses überaus erfolgreiche Programm der MPG aufgrund einer falschen Annahme entstanden war“ (ebd.: 148).

1992 wurde eine kleinere Anzahl positiv evaluierter AdW-Forscher:innen Teil der Gründungsbelegschaften von sog. Forschungsschwerpunkten (FSP), die gleichfalls zunächst die Max-Planck-Gesellschaft administrierte und an Universitäten angesiedelt wurden. Man gründet dazu eine Tochter-„Gesellschaft zur Förderung wissenschaftlicher Neuvorhaben mbH“ als Trägerin, „um die Gründungen pünktlich zum 1.1.1992 ... vollziehen und damit jeden Anschein einer Übernahme früherer AdW-Institute vermeiden zu können“ (Ash 2020: 284). Aus diesen FSPs entstanden dann sechs Geisteswissenschaftliche Zentren (in Berlin, Potsdam und Leipzig), von denen heute noch fünf existieren, nun als Leibniz-Institute. Die ursprünglichen Namen der FSP waren „Europäische Aufklärung“, „Literaturforschung“, „Moderner Orient“, „Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“, „Allgemeine Sprachwissenschaften“, „Wissenschaftsgeschichte und -theorie“ sowie „Zeithistorische Studien“. Die Leitungen wurden, anders als bei den Leitungen der MPG-Arbeitsgruppen, allesamt mit Westdeutschen besetzt. Einer der ursprünglichen FSPs – „Wissenschaftsgeschichte und -theorie“ – wurde zur Keimzelle des Berliner Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte.

Solche geisteswissenschaftlichen Zentren waren 1991 vom Wissenschaftsrat empfohlen worden und gingen letztlich auf die Denkschrift „Geisteswis-

senschaften heute“ (Frühwald et al. 1991) zurück.⁸⁴ Der Wissenschaftsrat hatte „die Förderung geisteswissenschaftlicher Zentren in den neuen Ländern ausdrücklich mit der Lage und den Problemen der geisteswissenschaftlichen Forschung in ganz Deutschland verknüpft und betont, daß die Zentren als ein neuartiges Instrument der Förderung geisteswissenschaftlicher Forschung konzipiert sind“ (Wissenschaftsrat 1994a: 56). Hier wurde also die Vereinigungssituation tatsächlich für die Etablierung einer institutionellen Innovation genutzt. Die Zentren hatten zwei Gründungsaufträge: zum einen die Erzeugung von Innovationen in den Geisteswissenschaften, zum anderen die Integration erhaltenswerter Potenziale aus der früheren DDR-Akademie der Wissenschaften:

„Unter fachlichen Gesichtspunkten sollen durch ihre Einrichtung zukunftsorientierte Schwerpunktsetzungen der geisteswissenschaftlichen Forschung und der forschungsintensiven Lehre ermöglicht werden, die der interdisziplinären Zusammenarbeit neue Perspektiven eröffnen. Unter organisatorischen Gesichtspunkten eignen sie sich in besonderer Weise zur Aufnahme gerade solcher positiv begutachteten Arbeitsgruppen aus AdW-Instituten, die wegen der Besonderheit ihrer Thematik oder ihrer fächerübergreifenden Zusammensetzung in einem koordinierten Arbeitsverbund erhalten bleiben sollten.“ (Wissenschaftsrat 1992i: 46)

Von Interesse ist im Kontext der hiesigen Betrachtung vor allem, wie der zweite Gründungsauftrag – die Integration von früheren Akademie-Potenzialen – erfüllt worden ist. Folgt man dem Vorstand des Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin e.V. hatte sich das Thema bereits 2002 erledigt, „da mit den bestehenden GWZ eine erfolgreiche Integration zwischen den Wissenskulturen von Ost und West erreicht wurde“ (GWZ Berlin 2002: 3). Gänzlich problemlos waren die Dinge gleichwohl nicht vonstatten gegangen, wie sich etwa dem Vereins-Jahresbericht 2001 entnehmen ließ: So habe es im Berichtsjahr zwei Arbeitsgerichtsverfahren gegeben, „und zwar als Folge der Ablehnung eines größeren Forschungsprojekts, in dem mehrere Mitarbeiter aus der ehemaligen Akademie beschäftigt waren, durch die DFG“. Dies sei eine Folge der Gründungskonstruktion der Zentren, „da die Struktur einer projektbezogenen, jeweils befristeten Förderung der doppelten Zielsetzung der Zentren, einerseits interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Forschung zu entwickeln und andererseits den Wissenschaftlern, die aus der Akademie der Wissenschaften kommen, institutionelle Voraussetzungen für ihre Arbeit zu bieten, teilweise widerspricht“ (GWZ Berlin 2001: 12f.).

⁸⁴ Wenngleich einer der Autoren darauf hinweist, dass die Konstruktion der Zentren im eigentlichen nicht das sei, was die Denkschrift „Geisteswissenschaften heute“ gewollt habe: „Sie wollte ein Zentrum, ein Kolleg in der Universität, weil geisteswissenschaftliche Forschungsergebnisse ohne Studenten die Tendenz haben, sich zu verselbständigen und ihre Basis zu verlieren“ (Frühwald 1995). Der schließlich formulierte Auftrag, die Zentren sollten in „engem Zusammenwirken“ mit der jeweils ortsansässigen Universität entstehen und arbeiten, dürfte darauf Bezug nehmen – blieb für die gelebte Praxis allerdings wenig einflussreich.

An den drei nichtberliner GWZ hingegen war es gelungen, die Probleme der Gründungskonstruktion ohne arbeitsgerichtliche Auseinandersetzungen zu bewältigen. Auch die Ost-West-Durchmischung war dort, insbesondere am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam und am Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig, ausgewogener. Die Berliner Zentren beschäftigten im Jahre 2002 141 Mitarbeiter:innen, und von diesen waren 15 bereits an der AdW beschäftigt gewesen (Bloch/Pasternack 2004: 46). Das heißt: Insgesamt waren die Berliner GWZ alsbald personell angeglichen, indem Wissenschaftler:innen westdeutscher Herkunft sie weitgehend dominierten.

Speziell an die Sozialwissenschaftler:innen (und Sozialwissenschaften) richtete sich eine Initiative des Bundes. 1991 wurde, angesiedelt in Halle (Saale), die „Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern“ (KSPW) gegründet. Sie sollte gleichfalls eine doppelte Aufgabe haben: zum einen positiv evaluierte Ost-Wissenschaftler:innen, schon wegen ihres Kontextwissens, „in einen koordinierten Arbeitszusammenhang zu bringen und für einen Übergangszeitraum arbeitsfähig zu halten“, um zum anderen die schnellen Transformationsprozesse erfassen zu können. Unter anderem sollten dazu zehn Wissenschaftler:innen aus dem früheren AdW-Institut für Soziologie und Sozialpolitik kommen. Die inhaltliche Hauptverantwortung für die KSPW lag bei westdeutschen Soziologen, insbesondere Burkart Lutz und Hans Bertram. (Ziegler 2005: 16f.; Wissenschaftsrat 1992m: 45). Nur so habe gewährleistet werden können, dass die Personen, welche die Mittel vergeben, nicht auch diejenigen sind, die mit diesen Mitteln forschen (Bertram 1997a: 61). In der kurzen Spanne von viereinhalb Jahren wurden 25 Mio DM verausgabt (Ziegler 2005: 15).

Eine erste Ausschreibung von sog. Kurzstudien mit jeweils max. 25.000 DM Förderung führte zu ca. 700 Anträgen aus den ostdeutschen Ländern, von denen 180 positiv bewertet und im März 1992 bewilligt wurden (die reale durchschnittliche Fördersumme betrug knapp 15.000 DM). Weitere rund 1.000 Anträge aus dem Westen konnten, da noch keine Geschäftsstelle existierte, nicht einmal erfasst werden. Die Priorisierung der ostdeutschen Anträge setzte aber ein Signal. (Ebd.: 33, 59) Es blieb dann auch im weiteren bei Projektbeauftragungen statt der ursprünglich geplanten Einrichtung einer Forschungsinstitution mit angestellten Wissenschaftler:innen. Dem habe zugrunde gelegen, dass nur in dieser Organisationsform unverzüglich ihre Arbeit aufgenommen werden konnte, „während bei Institutsgründungen in der Regel zwei bis drei Jahre vergehen, bevor überhaupt analytische Arbeiten beginnen können“. Lediglich für einen Arbeitsstab stellte man feste Mitarbeiter:innen ein (ein Geschäftsführer, drei wissenschaftliche Mitarbeiter:innen und drei technische Kräfte). Die Kommissionsmitglieder selbst arbeiteten ehrenamtlich. Eine zweite Ausschreibungsrunde 1992 erbrachte 250 Angebote für nun freilich größere Projekte. (Bertram 1997a: 59–61)

Dabei hatte die Kommission dauerhaft Anfechtungen und Auseinandersetzungen zu verarbeiten, die sich regelmäßig in den jährlichen Haushaltsverhandlungen Bahn brachen (vgl. Ziegler 2005: 40–45). Sollte die KSPW nach anfänglicher Planung bis 1996 arbeiten, also ohnehin nur viereinhalb Jahre, gab es zwischenzeitliche Forderungen aus dem Parlament nach einem Auslaufen 1994, dann 1995. Die ersten vorgelegten Studien präsentierten die Aufarbeitung von Transformationsproblemen und weniger -erfolgen, was im Bundestag offenbar überraschte. Das fand sich in Anfragen an das durchführende Personal umformuliert: „Keinesfalls darf ja die Arbeit aus der Sicht des Bundes so verstanden werden, dass die früheren DDR-Sozialforscher, die im wesentlichen eine geistige Grundlage für das Regime gelegt haben, auf Dauer ihre falschen Positionen aus dem Topf der Steuerzahler weiter pflegen sollen“, so zitiert der seinerzeit verantwortliche BMFT-Referatsleiter einen Abgeordnetenbrief vom Dezember 1993 (ebd.: 43).

Hansvolker Ziegler schätzt, dass es unter Einbeziehung der additiven Finanzierung durch ABM und geteilte Arbeitsplätze etwa 150 Ostwissenschaftler.innen gewesen sind, die mithilfe der KSPW für vielleicht drei Jahre ‚ein Bein in der Wissenschaft‘ halten können. „Bei einem Aufwand von ca. 25 Mio DM über vier Jahre eigentlich wenig. Bei Verwendung des Geldes für eine Institutsgründung wären freilich allerhöchstens 50 Personen einbezogen gewesen.“ (Ebd.: 59) Allerdings: Als es dann um die sechs Abschlussberichte der KSPW ging, seien die Kreise geschlossener geworden, „und die Ostwissenschaftler verschwanden mehr und mehr daraus“. Nun hätten sich die Interessen der ehrenamtlich engagierten Westprofessoren durchgesetzt, welche „die Ergebnisse in die Scheuer fahren wollten“, die dann ihrem Renommee zugerechnet würden (ebd.: 57f.). So sei es dann dazu gekommen, dass die „ostdeutsche Welt und der Transformationsprozeß ... (nahezu ausschließlich) von altbundesdeutschen Sozialwissenschaftlern nach in der Bundesrepublik bewährten Denkmodellen ... interpretiert“ wurden. Indes hätten z.B. die gängigen Arbeitsmarkttheorien und Beschäftigungspolitikansätze schon in der alten Bundesrepublik nicht zum Erfolg geführt. (Schwitzer 1997: 476)⁸⁵ Hätten sich die ostdeutschen Sozialwissenschaftler über die KSPW-Förderungen zunächst in die neue Forschungslandschaft integriert gefühlt – wenn auch nicht institutionell –, so blieben sie „von der abschließenden Bewertung praktisch ausgeschlossen“ (ebd.: 486).

1997 schrieb der KSPW-Vorsitzende, dass sich viele „von der KSPW geförderten Wissenschaftler ... in der Zwischenzeit eine marktwirtschaftliche Existenz aufgebaut hatten“ (Bertram 1997a: 60; vgl. dazu IZ/HU/KSPW 1995). Anders hingegen sehe es bei öffentlich geförderten Einrichtungen aus. Alle jenseits der Hochschulen institutionell geförderten sozialwissenschaftlichen Forschungseinrichtungen in Ostdeutschland seien Außenstellen oder Regi-

⁸⁵ weiteres zu den inhaltlichen Ergebnissen der KSPW s.u. E. 2.3. Inhaltliche Abbrüche und Übergänge

onalstellen westdeutscher Institute. Hier könne man im Rückblick zu dem Schluss kommen, „daß die Forschungsförderungspolitik der KSPW mit dazu beigetragen hat, daß die ostdeutsche sozialwissenschaftliche Forschungslandschaft, soweit sie staatlich gefordert wird bzw. an den Universitäten vertreten ist, heute im wesentlichen von westdeutschen Sozialwissenschaftlern beherrscht wird“. (Bertram 1997a: 60). Fünf Jahre später stellte er nochmals fest, dass die Integration in öffentliche Einrichtungen mehr als ernüchternd sei: „Ostdeutsche Sozialwissenschaftler haben nur selten die Chance gehabt, sich auf Dauer im neuen gesamtdeutschen Wissenschaftssystem zu etablieren“. Selbst bei gutem Willen sei dieser Integrationsprozess nicht immer fair verlaufen. (Bertram/Kollmorgen 2001: 27f., 19) Überdies sei das Interesse der ostdeutschen Länder an einer institutionellen Unterstützung sozialwissenschaftlicher Forschung nicht besonders ausgeprägt gewesen. Solange sich das nicht ändere, werde „eben auch nur jene Forschung überleben können, die sich am privaten Forschungsmarkt etabliert hat“. (Bertram 1997a: 60f.).

Schließlich gab es eine Reihe von Förderungen, die breiter wirkten, insofern sie unspezifischer waren. An den Hochschulen mehrerer Bundesländer hatte man zeitweilig sog. Überhangstellen geschaffen, d.h. Stellen zur Beschäftigung von vorhandenem Personal, für die im Personalplan keine regulären Stellen vorhanden war. Die Bundesagentur für Arbeit erhielt zusätzliche Bundesmittel für die ostdeutschen Länder, um relativ großzügig befristete sog. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) ausreichen zu können – in deren Genuss dann auch zahlreiche Wissenschaftler:innen kamen. Der Genuss war allerdings ein zweifelhafter: An sich als Übergangsmaßnahme ins reguläre Beschäftigungssystem gedacht, wurden mit den ABM z.B. schwer vermittelbare Habilitierte geparkt, bis sie so alt waren, um Altersübergangsgeld oder Vorruhestandszahlungen erhalten zu können. Die zeitweilige Regelung, mit 55 Jahren in den Vorruhestand zu wechseln, war eine finanziell zwar wenig komfortable, aber immerhin einigermaßen absichernde Lösung auch für viele Wissenschaftler:innen. Wer noch nicht so alt war, konnte einige Jahre überbrücken, doch die Beschäftigungsaussichten im akademischen Betrieb verbesserten sich währenddessen nicht. Daneben hatte das Hochschulerneuerungsprogramm (HEP) einige Möglichkeiten für Nachwuchsqualifizierungen enthalten.

5. Resümee

Um den Personalumbau zu bewerkstelligen, waren zahlreiche Instrumente, z.T. vor Ort ad hoc entwickelt, zur Anwendung gelangt: Vertrauensabstimmungen über Instituts- und Klinikleitungen; Neubesetzungen der Dekanspositionen; ML-Lehrer-Abberufungen; kommissarische Beauftragung ausgewählter Hochschullehrer:innen mit der Wahrnehmung eines Professorenamtes neuen Rechts; abwicklungsinduzierter Personalabbau; Umberufungen der bislang kommissarisch Beauftragten zu Professoren neuen Rechts auf sog. Eckprofessuren; fachliche Evaluierung des Personals, daraus sich ggf. ergebende Entlassungen; Integritätsüberprüfungen mit gleichfalls sich daraus z.T. ergebenden Entlassungen, diese u.a. auf Basis von Regelanfragen bei der Gauck-Behörde; Personalstruktureneufinition einschließlich deutlicher Verringerung der Stellenanzahl; hierauf Ausschreibung der Professorenstellen und darauf gründende Bewerbungen der bisherigen Stelleninhaber:innen, dann Neubesetzungen der Professuren durch Haus- wie Fremdbesetzungen; im Mittelbau entweder Tätigkeitsfortsetzung, dies zum großen Teil verbunden mit dem Wechsel aus einem unbefristeten in ein befristetes Beschäftigungsverhältnis, bzw. Entlassung „mangels Bedarf“; schließlich Rehabilitierungen incl. Symbolischer Statuserhöhungen wie Berufungen zum außerordentlichen Professor, was die individuellen Verbleibschancen verbessern mochte. Hinzu traten speziell an den Akademien-Instituten die Evaluierungen durch den Wissenschaftsrat mit ihren großteils auch umgesetzten Empfehlungen von Schließungen, Umgründungen und Personalstellenreduzierungen sowie speziell in der Industrieforschung deren marktgetriebener weitgehender Zusammenbruch.

Der erste größere Struktureingriff an den Hochschulen im Dezember 1990 trennte fortan Abgewickelte und Nichtabgewickelte. Mit den Überprüfungen durch die Personalkommissionen fand – wie in der Gesellschaft insgesamt – auch an den Hochschulen die Opfer/Täter-Dichotomie Eingang. Hier korrespondierte eine Selbsttheroisierung derjenigen, die sich in der DDR politisch herauszuhalten versucht hatten, mit einer Dämonisierung derjenigen, die als per se verantwortlich betrachtet wurden. Für Schattierungen zwischen schwarz und weiß blieb für längere Zeit kein Platz in den dominierenden Wahrnehmungsmustern. Die Debatten waren binär codiert: „systemnah/systemfern“, „belastet/unbelastet“, „unzumutbar/zumutbar“. Im übrigen wurden im Personalumbau drei Normen wirksam: die fachliche Qualifikation, die persönliche Eignung (Integritätsprüfung) und „mangelnder Bedarf“. Diese nannte auch bereits der Einigungsvertrag (1990).⁸⁶ Wie sich das im Zuge der weiteren Entwicklungen im einzelnen verteilte, ist ins-

⁸⁶ EV Anl. 1, Pkt. C „Besondere Sachgebiete“, Kapitel XIX „Recht des öffentlichen Dienstes einschließlich des Rechts der Soldaten“, Abschn. III, Abs. 4

gesamt unbekannt. Doch exemplarisch kann hier eine Übersicht wiedergegeben werden, die es für die Friedrich-Schiller-Universität Jena anhand ihrer Hochschullehrer:innen anschaulich macht (Tafel 42).

Tafel 42: Hochschullehrerschaft der FSU Jena: Gründe des Ausscheidens vom 1.1.1990 bis März 1994

Ausscheidungsgrund	Anzahl	Anteil am Gesamt 1.1.1990	gruppiert
altersbedingt (z.T. vorgezogener Ruhestand)	35	13 %	54 20 %
Tätigkeitswechsel oder Auflösungsvertrag aus persönlichen Gründen	19	7 %	
ML-Lehrer-Abberufungsbeschluss	27	10 %	62 23 %
Abwicklung	35	13 %	
Tätigkeit fürs MfS	26	10 %	43 17 %
mangelnde persönliche Eignung	17	6 %	
mangelnde fachliche Eignung	29	11 %	
mangels Bedarf	8	3 %	
Summe	196	73 %	
verblieben	75	28 %	
Gesamt	271	100 %	

Quelle: Machnik (1994: 77). Rechnerische Summe von 101 % durch Rundungen. Formal angepasst und optimiert

Den Aufstieg im DDR-Wissenschaftssystem haben viele Wissenschaftler:innen nach 1989 – höchst unterschiedlich berechtigt – mit ihrer Exklusion aus den Strukturen bezahlt. In der DDR verhinderte Karrieren waren großteils nicht mehr reparabel, und die Möglichkeiten für Wiedergutmachungsanstrengungen der Hochschulen beschränkten sich auf einen eher kleinen Kreis. Insgesamt hatten die Umbrüche jedenfalls gravierende individuelle Folgen. Dabei erwies sich die Aufwärtsmobilität (von der wissenschaftlichen Mitarbeiterin zur Professorin) als signifikant geringer als die Abwärtsmobilität (von der Wissenschaftlerin zur Vorruheständlerin, vom Professor zum sog. Professor alten Rechts, von der unbefristeten Oberassistentin zur befristeten Projektmitarbeiterin, vom patentintensiven Industrieforscher zum zeitweiligen ABM-Inhaber oder Angestellten mit Routineaufgaben). Dieter Simon, damals Vorsitzender des Wissenschaftsrates, fasste zusammen, was sich hinter dem für die Vorgänge vielfach gebrauchten Begriff „personelle Erneuerung“ verbarg: „Beendigung oder Neudefinition der Karrieren nahezu aller DDR-Wissenschaftler“ (Simon 1998: 509).

Das ursprünglich tätige wissenschaftliche Personal war nicht nur stark dezimiert, sondern die Personalzusammensetzung auch deutlich vermännlicht sowie verwestlicht worden (Schluchter 1993: 13). Dabei gab es neben den regionalen vor allem disziplinspezifisch erhebliche Unterschiede: Die MINT-Fä-

cher und die Medizin wurden weniger stark verwestlicht als die Sozial- und Geisteswissenschaften. In den Ingenieurwissenschaften hatten ostdeutsche Professoren die größten Verbleibschancen, während die Verhältnisse an den medizinischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten stärker ost-west-ausgeglichen waren. Entsprechend blieben die Chancen zur Nutzung der neuen Möglichkeiten, die der Umbruch mit sich brachte – unbehinderte Teilnahme am wissenschaftlichen Leben durch freies Reisen und freie Kommunikation, verbesserte Ausstattungen, selbstbestimmte Themenwahl, zensurfreier Zugang zu Literatur und Archiven – sehr unterschiedlich verteilt.

Auch ‚die‘ DDR-Professoren und -Professorinnen gab es nicht, wenngleich das dominante Narrativ sie als homogene Berufsgruppe beschrieb und beschreibt. Es waren Voraussetzungen der Abwertungsprozesse in den 90er Jahren, dass die ostdeutschen Hochschullehrer in dreierlei Weise als heikel galten: als politisch wenig vertrauenswürdig, da in der DDR Teil der Funktionselite; als fachlich überwiegend nicht satisfaktionsfähig, da politisch in ihre akademischen Positionen gehievt und mit dem internationalen Stand der Wissenschaft nicht vertraut; schließlich als kulturell nicht kompatibel, da jenseits ‚richtigen‘ wissenschaftlichen Wettbewerbs sozialisiert. Damit erschien die Massenexklusion der Hochschullehrer aus dem akademischen Betrieb als eine gleichsam natürliche Folge der deutschen Vereinigung. In höherem Maße noch hatten nur die NVA-Berufssoldaten und die MfS-Mitarbeiter:innen ihre bisherigen Berufspositionen verloren. Dagegen blieb, wer bei der Polizei, Justiz (hier nicht zuletzt durch die Wechselmöglichkeit in die Rechtsanwaltschaft), Schulwesen, Medien, kommunalen Verwaltungen oder in der Wirtschaftsleitung (seit 1990 Geschäftsführung) war, in aller Regel, was er oder sie war. Dies galt selbst für den Mittelbau des SED-Apparats, wenn berücksichtigt wird, dass dieser in der DDR auch wirtschaftsleitende Funktionen hatte: Ein Großteil dieses Apparates war dann, soweit nicht (früh-)verrentet, in der Wirtschaft tätig.

In der Wissenschaft dagegen wurden, abstrahiert betrachtet, zwei Exklusionsursachen wirksam. Zum einen waren das die zahlreichen Entscheidungen, die anfangs der 90er Jahre in schneller Folge getroffen wurden. Irgend-eine von diesen vielen Entscheidungen, verantwortet meist von einer mehr oder minder zufällig, jedenfalls eilig zusammengesetzten Kommission, und die eine Kandidatin konnte sich in die Ausfahrtspur aus der Wissenschaft einordnen, während der andere Kandidat weiter Runden fahren durfte. Manchmal traf es dabei die Richtigen mit falschen Gründen, mitunter die Falschen in formal fehlerfrei abgelaufenen Verfahren. Der Verbleib mancher im Wissenschaftsbetrieb beruhte auf dummen Zufällen, der Verbleib anderer auf Dreistigkeit, ohne dass man sagen müsste, abseits ihrer Dreistigkeit hätte es keinen Grund für ihren Verbleib gegeben. Die eine war zufällig an einer sachsen-anhaltischen Hochschule, wo der Wind schärfer wehte und bekam also den Abschied. Den anderen hatte es vor Jahrzehnten

nach Brandenburg verschlagen, und das sollte nun sein Glück werden. Der eine war zu einem solchen Zeitpunkt vor eine Ehrenkommission zitiert worden, als diese ihre Richtlinien noch nicht präzisiert hatte – und durchgefallen. Der andere mochte dem alphabetischen Vorladungsmodus seinen späten Termin zu verdanken haben, kam damit in den Genuss neuer Beurteilungsrichtlinien und bestand das Überprüfungsverfahren mit Ach und Krach.

Die zweite Exklusionsursache hatte eine Inklusion zur Voraussetzung: Ohne das zur Verfügung stehende, weil stellenbedürftige westdeutsche Personal wären die Austauschvorgänge im geschehenen Umfang nicht zustande gekommen. So löste sich, einhergehend und ebenso historisch zufällig wie kausal verknüpft mit der ostdeutschen Wissenschaftstransformation, die damalige westdeutsche Generationsblockade auf.

Am Beginn der Entwicklungen stand die zutreffende Diagnose, dass die DDR deutlich mehr wissenschaftliches Personal an den Hochschulen beschäftigt hatte als die ehemalige Bundesrepublik (anders fällt die Betrachtung aus, wenn die Akademien-Institute und die Industrieforschung einbezogen werden). Die individuelle Verbleibswahrscheinlichkeit hing dann aber weniger von Leistungsfähigkeit ab, sondern von der Institutionenart, vom Bundesland und vom Fach, in denen man tätig war, vom Geschlecht und von der Generationenzugehörigkeit. Derart lässt sich bestimmen, wer von denen, die als wissenschaftlich kompetent galten und nicht wegen Bespitzelung ihrer Kolleg:innen in den Integritätsüberprüfungen scheiterten, im Bereich der

Tafel 43: Hauptelemente und intervenierende Faktoren des Personalumbaus in Stichworten

Hauptelemente	Neudefinition Personalstruktur			
	Personalexklusion			
Intervenierende Faktoren:				
Institutionenarten	Hochschulen	Akademien	Ressortforschung	Industrieforschung
wissenschaftliche Versorgungsdichte	Sachsen, Berlin		Thüringen, LSA	Brandenburg, MV
Überprüfungen	institutionelle Evaluation	individuelle fachliche Evaluation	Integritätsüberprüfung	Nichtevaluation
Fächergruppen	abwicklungsbetroffene		abwicklungsverschonte	
	Gesellschaftswiss.	Naturwiss.	Medizin	Ingenieurwiss.
Wettbewerbslichkeit	Wettbewerbsbedingungen		strategische Nutzung	
Geschlecht	Vermännlichung	Gleichstellungsvorsprung bis 2005 abgebaut		
Generationendifferenzen	Vorruhestand ab 55		mittlere Generation	Nachwuchs

der öffentlich finanzierten Wissenschaft die geringsten Chancen hatte: wer in einem politikhnen gesellschaftswissenschaftlichen Fach, an einem außeruniversitären Forschungsinstitut und in Sachsen oder Berlin tätig sowie weiblich war und in der Phase zwischen Promotion und Habilitation steckte. Mithin: Die wesentlichen Faktoren dafür, ob jemand in der Wissenschaft eine Perspektive hatte, waren nichtwissenschaftlicher Art.

Werden die Entwicklungen über die drei Großsegmente des Wissenschaftssystems hinweg – Hochschulen, außeruniversitäre Forschung und Industrieforschung – betrachtet, so lassen sie sich als durchaus dramatisch charakterisieren. Vor allem durch den weitgehenden Zusammenbruch der Industrieforschung waren bereits Ende 1992 nur noch weniger als 30 Prozent des früheren wissenschaftlichen Personals in wissenschaftlicher Beschäftigung verblieben; ca. sieben Prozent hatten eine wissenschaftliche Tätigkeit außerhalb Ostdeutschlands aufgenommen (Meske 1993: 26). Diese Größenordnungen werden auch in unseren Abschätzungen bestätigt, die sich auf sämtliche Segmente des Wissenschaftssystems und das gesamte Transformationsjahrzehnt beziehen (Tafel 44).

*Tafel 44: Ostdeutsches wissenschaftliches Personal 1989 und dessen Abbau bis 1999**

Segment			Bestand 1989	Abbau- Quote	Bestand 1999	Verbleibs- quote
i.e.S. staatliche Einrich- tungen	öffentl. Hochschulen		38.900	55 %	17.505	45 %
	Sonderhochschulen		4.900	95 %	245	5 %
	AdW		6.650	60 %	2.660	40 %
	weitere Akademien		5.100	85 %	765	15 %
	Ressortforschung		6.400	95 %	320	5 %
Industrieforschung			35.000	85 %	5.250	15 %
Sum- men	ohne	Industrie- forschung	61.950	65 %	21.495	35 %
	mit		96.950	72 %	26.745	28 %

* Gegenstand sind hier die Personen, nicht die Personalstellen. Da in den 90er Jahren in großem Umfang nichtautochthones Personal in die ostdeutschen wissenschaftlichen Einrichtungen einrückte, waren die Personalstellen-Zahlen höher als die Daten zu den verbliebenen gebürtigen Ostdeutschen, die in Spalte 4 ausgewiesen sind. Die Daten beruhen auf den Berechnungen und Abschätzungen, wie sie oben für die Einsegmente des Wissenschaftssystems vorgenommen worden sind.

1998 hatte eine internationale Einordnung folgende Vergleichsdaten ergeben:⁸⁷

- Je 10.000 Personen seiner Wohnbevölkerung hatte Gesamtdeutschland seinerzeit 28 Wissenschaftler:innen.

⁸⁷ Berechnungen Hansgünter Meyer, referiert in Meier (1999: 1327); vgl. auch Meske (1993: 11)

- Die USA kamen auf 39 und Japan auf 46 Wissenschaftler je 10.000 Einwohner, also deutlich mehr.
- Die westdeutschen Länder verfügten Ende der 90er Jahre über 31, die ostdeutschen Länder incl. Ost-Berlin über 18 Wissenschaftler:innen je 10.000 Einwohner. Das war in beiden Fällen ein beträchtlicher Abstand zu den USA und Japan, doch im Falle Ostdeutschlands von einer Größenordnung, die nur noch einen formalen quantitativen Vergleich zuließ, jede weitergehende vergleichende Betrachtung aber ausschloss.
- Die DDR hatte 1989 34 Wissenschaftler:innen je 10.000 Einwohner gehabt. Das waren zehn Prozent mehr als in den westdeutschen Ländern und 89 Prozent mehr als in den ostdeutschen Ländern Ende der 90er Jahre.

In diesen Zahlen wird deutlich, dass nicht allein das ostdeutsche wissenschaftliche Personal umfangreich abgebaut worden war, sondern auch die Beschäftigungsmöglichkeiten in wissenschaftlichen Bereichen überhaupt – d.h. unabhängig von der Herkunft der Stellenbesetzenden – massiv zurückgegangen waren. Ebenso wird deutlich, dass zum Ende des Transformationsjahrzehnts die quantitativen Potenziale für Forschung und darauf aufbauender Innovation zwischen West- und Ostdeutschland in gravierender Weise ungleich verteilt waren.

D.

**Umbaudimension 3:
Akademische Kulturen**

1. Ost-West

Der Politikwissenschaftler Gerhard Lehmbruch hatte 1993 einen Begriff eingeführt, um die politische Logik der Vereinigung zu charakterisieren: „Institutionentransfer“. Institutionen wurden dabei, wie in der Politikwissenschaft häufig, nahe am Alltagssprachlichen Gebrauch als formalisierte Strukturen begriffen.¹ Dass hier kein avancierteres, soziologisch inspiriertes Institutionenverständnis – etwa als „zeitlich, sachlich und sozial generalisierte Verhaltenserwartungen“ (Luhmann 1965: 18) – zugrunde lag, stand der Karriere des Begriffs in der Transformationsliteratur nicht im Wege. Für den Wissenschaftsbereich machte die WZB-Forschungsgruppe Wissenschaftsstatistik darauf aufmerksam, dass ein Transfer von Institutionen gar nicht erfolgen könne. Denn nicht Institutionen als Systeme normativ fixierter formeller und informeller Regeln könnten übertragen werden, sondern lediglich die formalisierten Regeln, also ein, wenn auch wesentlicher Teil der Institutionen (Gläser et al. 1995: 9). Wie aber verhielt es sich mit dem anderen, dem Teil der informellen Regeln?

1.1. Kollisionen

Die deutsch-deutsche Wissenschaftszusammenführung war auch eine Kollision zweier extrem fremder Wissenschaftskulturen: einerseits die aus der DDR kommende, 40 Jahre lang weitgehend in sowjetisch-osteuropäischem Kulturtransfer entwickelte, andererseits die in der ehemaligen Bundesrepublik zuvörderst in westlich-transatlantischen Bezügen herausgebildete Wissenschaftskultur. Mit einer Spur Ironie ließe sich sagen: Eine differenziert flexible Beamtenwissenschaft, hinsichtlich ihres Produktmarketings von angelsächsischem Einfluss nicht gänzlich unberührt, traf auf eine bislang an den herausragenden Leistungen der Sowjetwissenschaft orientierte zentralplangesteuerte Erkenntnissuche im Dienste der Erfüllung der Hauptaufgabe der Realisierung der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik.

Jedenfalls transportierten die neuen Strukturen auch neue Normen, abweichende Rekrutierungspfade und soziale Beziehungen in Gestalt informeller Netze. Dabei machte der zu bewältigende Gefügebruch, der Zeitdruck und die Gestaltbarkeit durch Dynamik auch die sozialen Tiefenschichten von Wissenschaftsstrukturen transparent(er). Es wurden Zwänge produziert, in denen traditionelle Rücksichten auf akademische Etikette oder Normen wie

¹ So lasse sich nach Lehmbruch der Bereich der Interessenvermittlung „mit dem herkömmlichen Institutionenbegriff nicht ... offensichtlich fassen, weil hier informelle Beziehungen vielfach eine besonders wichtige Rolle spielen können“ (Lehmbruch 1993: 41).

Kollegialität oder Anciennität suspendiert waren.² Der Assimilationsdruck auf die Ostdeutschen verdichtete diese Erfahrungen zur Wahrnehmung eines umfassenden, insbesondere unhinterfragbaren Anpassungszwanges. Die Notwendigkeit, um ein Beispiel zu nennen, kaufmännisches Verhalten ausbilden zu müssen, um sich die Mittel für ein Forschungsprojekt zu sichern, und dies als akademische Kulturtechnik akzeptieren zu sollen: dieser Zwang wurde nicht durchweg als Gewinn an Freiheitsgraden empfunden. Rita Kuczynski hatte sich in ihrem Roman „Staccato“ die Freiheit genommen, ihn literarisch zu persiflieren: Jemand hat ihrer Ich-Erzählerin, einer abgewickelten Akademie-Philosophin, den Tip gegeben, Gelder bei der Europäischen Union zu beantragen. Gerade Projekte mit Allaussagen würden dort gefördert, weil die zur weltweiten Verständigung beitragen. Also beantragte sie eines mit dem (Nonsens-)Titel „Zukunft als Risiko der Überlebensgesellschaft“. Der Antrag habe durch seine Perfektion beeindruckt:

„Von den Geldern, die wir aus Brüssel bekamen, konnten dann sechs Veranstaltungen finanziert werden. [...] Dabei habe ich über Dinge geredet, die ich in keiner Weise durchdacht hatte. Das ging erstaunlich gut. Die Leute haben wie verrückt diskutiert über Dinge, von denen auch sie nichts verstanden. Das war schon faszinierend. Wir redeten auf ganz natürliche Weise aneinander vorbei. Jeder redete seins. Vielleicht habe ich an diesen Abenden das Geheimnis des modernen Diskurses verstanden. Es besteht darin, daß sich in einem Gespräch inhaltlich keiner auf keinen bezieht. Dieses Geheimnis darf natürlich niemand aussprechen. Weil es ja sonst kein Geheimnis mehr ist.“ (Kuczynski 1997: 40f.)

Bereits zuvor, 1992, hatte Renate Feyl, einst parteilose Philosophin an der AdW, ihren Roman „Ausharren im Paradies“ publiziert. Darin erfasst sie frühzeitig mit aus heutiger Sicht staunenswerter Präzision eine Stimmung und gestaltet sie bedrückend lakonisch, die ‚Einheitsstimmung‘ sein sollte, aber nicht war. Ihre – wohl autobiografisch grundierte – Hauptfigur Katharina Hellberg war im Herbst 1989 in Kirchen, unterschrieb den Gründungsauftrag des Neuen Forums, wurde getragen von der Demokratiebewegung, die schließlich den Staat implodieren ließ. 1991 wurde sie von ihrem Akademie-Institut entlassen. Nun sah sie sich in eine Reihe gestellt mit all den Gesellschaftswissenschaftlern, „die nichts weiter geleistet hatten, als den Fortschritt dort zu suchen, wo es ihn nicht gab“. Doch „war erst einmal die ganze Zunft in Verruf geraten, dann blieb auch der einzelne nicht frei von Makel“. Dann wurden an einem West-Berliner Institut Frauen für ein befristetes Forschungsprojekt gesucht. Als sie sich dort bewarb, begegnete ihr Herablassung seitens des dortigen Abteilungsleiters: „Donnerwetter, zwei Dokortitel, das habe ja nicht einmal ich! Dann sah er sie an und fügte etwas scherzhaft hinzu: Stimmt wohl doch, daß im Osten alles ein bißchen

² vgl. oben C. 3.6. Wettbewerblichkeit und Klientelismus und unten das Beispiel Thomas Kuczynski vs. Dieter Simon

billiger zu haben war.“ (Feyl 1992: 12, 204f.) Hellberg hatte sich 1990 habilitieren können. Zuvor stand dem ihre Nicht-Parteimitgliedschaft im Wege.

Es sind auch aparte Widerstandserfahrungen überliefert. So protestierte der Direktor des AdW-Instituts für Wirtschaftsgeschichte, Thomas Kuczynski, beim Wissenschaftsratsvorsitzenden Dieter Simon gegen die stattgefundene Evaluation seines Instituts. Diese war – in der Fachwelt durchaus mit Überraschung aufgenommen – negativ ausgefallen. Kuczynski monierte Formfehler, z.B. das Fehlen ausländischer Wissenschaftler in der Evaluationskommission, und forderte eine Wiederholung der Evaluation. Simons Antwort: Letzterem könne nicht nachgekommen werden, da „Formfehler nicht möglich sind“ und der Wissenschaftsrat kein exekutives oder judikatives Organ sei, „wenngleich ich Verständnis dafür habe, daß Ihnen die Funktionsweise derartiger Gremien des demokratischen Rechtsstaats noch nicht völlig vertraut ist“. Kuczynski schrieb zurück, dass der gesamte Evaluierungsprozess also in einer Weise stattfinde, welche die Möglichkeit rechtlicher Einwendungen ausschließe, „d.h. wir bewegen uns in einem, vornehm formuliert, rechtsfreien Raum“. Im übrigen kenne er sich mit den „Gepflogenheiten demokratischer Wissenschaftspolitik“ durchaus aus, da er z.B. als Gutachter für den britischen Economic and Social Research Council tätig gewesen sei. (Schönstadt 2024: 188f.)

1995 war der formale Strukturumbau weit vorangeschritten. Wir hatten seinerzeit die Ost-West-Beziehungen im Alltag der geisteswissenschaftlichen Einrichtungen untersucht und dazu u.a. 28 Interviews geführt, davon 26 mit Dekanen bzw. Institutsdirektorinnen, von denen 19 ursprünglich aus West-, sieben aus Ostdeutschland stammten (vgl. Pasternack 1996 und 1996a). Ost-West-Differenzen im Alltag wurden in diesen Interviews häufig bestritten. Zwölf Interviewpartner:innen gaben ausdrücklich an, dass keine bzw. kaum wesentliche Differenzen oder Konflikte bestünden. Die Ost-West-Mischung der sich solcherart Äußernden war durchwachsen (im folgenden mit O[st] und W[est] codiert, Rollenangaben im generischen Maskulinum). In den Interviewverlauf eingebaute Kontrollfragen ergaben indes fast immer auch in deren Einrichtungen bestehende, oft unterschwellige Differenzen. Völlige Eintracht, zumindest im Ost-West-Fokus, herrschte wohl nur in solchen Instituten, deren Ostpersonal-Anteil gegen Null ging: *„Ein Zusammenraufen ist fast nirgends notwendig, da kaum Ost-Professoren da sind“*, formulierte es ein Historiker und Dekan (W).

Allerdings: Bei aller Relativierung ost-westlicher Unterschiede waren doch weitaus mehr Beschreibungen ebensolcher Kontraste zu notieren. Sehr ausführlich fanden sich differierende Habitusformen geschildert. Von der vorsichtigen Formulierung: *„unterschiedliche Stile sind spürbar“* (O), über transzendierende Aussagen wie: *„Merkwürdig ist es, in einem Umfeld zu leben, wo '68 nicht stattgefunden hat: '68 hatte eine neue, zivile Kultur ge-*

bracht (und das kann man auch sagen, wenn man mit der Bewegung damals Schwierigkeiten hatte)“ (W), bis hin zu sehr deutlichen Meldungen:

„Wir haben hier ein vielfältig zusammengesetztes Gemisch aus inhaltlichen und ideologischen Dispositionen. Die Fähigkeit zur Rollendistanz ist bei den Ostdeutschen geringer ausgeprägt. Sie haben große Schwierigkeiten, sachliche Auseinandersetzungen, insbesondere wenn die hart geführt werden, nicht auf die persönliche Ebene zu beziehen, also auf emotionale Implikationen zu verzichten. Deutlich wurde das z.B. bei einer Kolloquiumsreihe im ersten Jahr, in der alle Wissenschaftler ihre Projekte vorstellten, und sachliche, aber natürlich deutlich vorgetragene Einwände seitens der Westler bei den Ostdeutschen erhebliche Verstörungen auslösten. Bei den Ostlern gibt es eine stärkere Ängstlichkeit in Debatten und die Neigung, Unterstellungen zu vermuten bzw. mit solchen zu operieren. Das ist dann schon schwierig für jemanden, der aus einer eher rationalen Diskurskultur kommt, wo man sich argumentativ nichts schenkt.“ (W)

Differenziert wurde dabei immer wieder zwischen älteren und jüngeren Wissenschaftler:innen: *„Die älteren Mittelbau-Kollegen machen im wesentlichen, was sie schon immer gemacht haben.“ (Sprachwissenschaftler W)* Doch den *„jungen Leuten – sie müssen sich der Konkurrenz stellen – gelingt die Öffnung nach außen problemlos. Bei den älteren Kollegen wirkt ganz augenscheinlich eine starke Traditionalität in der Methodenorientierung“ (anderer Sprachwissenschaftler W).* Der Kontrast zeige sich auch in der Bewältigung des Institutsalltags: *„Es gibt einen signifikanten Unterschied zwischen älteren und jüngeren Ost-Kollegen: Die Älteren fragen ‚Was sagt dazu die Institutsleitung?‘. Die Jüngeren sind wohl ziemlich froh über die eher lockeren Westverhältnisse bezüglich der allgemeinen Abläufe des akademischen Betriebs.“ (Literaturwissenschaftler W)* Die Gründe für solche habituellen Differenzen waren, naheliegenderweise, wesentlich in den unterschiedlichen fachlichen Biografien zu finden. Drei Beispiele aus verschiedenen Fächern:

„Die Profilschneidung geht von westlichen Voraussetzungen aus. Daraus folgt eine strukturelle Benachteiligung der Ostdeutschen, da deren Profile meist schmaler sind. Zum Beispiel können viele Slawisten nur Russisch und haben kein weiteres Standbein.“ (W)

„In Westdeutschland hatte sich in den letzten 20 Jahren eine Kultur der werkimmanenten musikalischen Analyse aufgebaut, die in der DDR wohl keine so große Rolle gespielt hat. Im Augenblick findet gerade eine Verabschiedung davon statt hin zu stärker soziologischen Fragestellungen. Jedoch ist es ein Unterschied, ob man sich von etwas verabschiedet, das man durchgemacht, oder ob man sich – wie die ostdeutschen Kollegen – davon nicht verabschieden muß, da man es nie kennengelernt hat.“ (W)

„Im Prinzip gibt es keine Kulturunterschiede. Die Westdeutschen haben lediglich bestimmte Ausbildungs- und Fremdsprachenvorteile.“ (O)

Aus den unterschiedlichen fachlichen Biografien resultierten deutlich verschiedene Wissenschaftsverständnisse. Die Ostdeutschen wären stark posi-

tivistisch fixiert, wo bei den Westdeutschen mehr ein Offenhalten der Ansätze gepflegt werde (Historiker W). Freundlicher drückte es ein Philosoph (W) aus: „*Es gibt eine Entwicklung bei den ostdeutschen Kollegen dahingehend, die Offenheit der philosophischen Debatte als ‚allgemeiner Verunsicherung‘ zu akzeptieren.*“ Eine „*augenscheinliche Traditionalität in der Methodenorientierung*“ fand sich häufiger erwähnt, gern auch mit einer Spitze garniert: „*Viele ostdeutsche Kollegen haben Schwierigkeiten, neue methodische Ansätze aufzunehmen – oder überhaupt einen*“ (Sprachwissenschaftler W).

Umgekehrt blieben Leistungen Ostdeutscher unerkannt, weil sie unbekannt waren. In Anna Sperks autofiktionalem Roman „Die Hoffnungsvollen“ findet sich ein Porträt der Leipziger Ethnologin „Frau Spitz“ (erkennbar als Erika Taube [1933–2020]). Sie war nach 1990 wiederberufen worden, genoss unter osteuropäischen und russischen Wissenschaftlern einen hohen Bekanntheitsgrad, dort wurde ihre Arbeit beachtet und geschätzt. In Westdeutschland und bei ihren von dort stammenden neuen Kollegen dagegen wurde diese kaum wahrgenommen – unter anderem, weil Spitz/Taube viel auf Russisch publiziert hatte. Die Erzählerin weiß: „ihre Dozentin ärgerte sich maßlos über die Missachtung, die man ihr entgegenbrachte“ (Sperk 2017: 133f.).

Gleichfalls von nur anekdotischer Evidenz, ohne die es bei dem Thema aber nicht geht, ist ein Hinweis, den der (nach 1990 wiederberufene) Greifswalder Mikrobiologe Michel Hecker gibt: Manche der „Zugereisten“ hätten auch unter einem verletzten Selbstwertgefühl gelitten, das daraus resultiert, „nur einen Ruf in den Osten und nicht nach München oder Göttingen erhalten zu haben. Das konnte als Kompensation das Gefühl hervorrufen, den ostdeutschen Kolleginnen und Kollegen, die nie im Ausland gearbeitet haben und kaum Englisch sprachen, vermeintlich überlegen zu sein“ (Hecker 2023: 123).

All dies vollzog sich vor dem Hintergrund ost-west-differenzierter Berufungs- und Beschäftigungsmodalitäten. Ein Philosoph (W) verwies in unseren Interviews 1995 darauf, dass bei beobachtbaren Diskriminierungen ostdeutscher Wissenschaftler unterschieden werden müsse zwischen aktiver und passiver Diskriminierung: „*Die passive ist häufiger. Für den Einzelfall ist das problematisch, obwohl oft nicht so gemeint.*“ Ein Beispiel dafür nannte ein Berliner Dekan (W): Die Berufungen waren durchweg Neuberufungen, d.h. alle Rufempfänger haben auch Verhandlungen geführt. Aber: Die Verhandlungsposition der Ostdeutschen, also oftmals der alten Stelleninhaber, war die eines West-Privatdozenten. Wenn der seine erste Stelle anträte, habe er keine Verhandlungsspielräume. Auch der sächsische Wissenschaftsminister bezeugte aus seinen Amtserfahrungen diese Diskrepanz: Den zu berufenden Ostdeutschen habe man zum Rufschreiben gleich den ausgeferti-

gen (also nicht mehr änderungsfähigen) Dienstvertrag hinzulegen müssen. Ganz anders dagegen bei den nichtostdeutschen Berufungskandidaten:

„In einer solchen Situation bedarf es schon eines besondern psychologischen Kraftaktes und eines Übermaßes an heiterer Gelassenheit, z.B. den vielseitigen Brief eines ‚Westbewerbers‘ bis zu Ende zu lesen, der in den schwärzesten Farben den drohenden Weltuntergang – jedenfalls für dieses Fachgebiet – ankündigte, falls die C3 nicht in eine C4-Stelle umgewandelt wird. Man sieht förmlich, wie fassungslos der Briefschreiber ob der Borniertheit dieses Ministers ist, der derartig kleinlich mit Assistentenstellen, Institutsbibliotheken, neuen Geräten und anderen Notwendigkeiten zurückhält. Wenn man die Anstrengungen sieht, die in Berufungsverhandlungen unternommen werden, der mangelnden Einsicht von Ministerien in die finanziellen Bedürfnisse von Professoren abzuhelfen, braucht einem um den pädagogischen Eros der Hochschullehrerschaft nicht bange zu sein.“ (H. J. Meyer 1993a: 298)

Gravierender noch waren die Probleme unterhalb der professoralen Ebene. Ein Historiker (W) konnte zwar eines verstehen: Dass der vorgefundene ostdeutsche Mittelbau an seinen befristeten Beschäftigungen, die oft kürzlich noch unbefristet waren, hänge und die Ausschöpfung von Verlängerungsmöglichkeiten wünsche. Zugleich hätten aber die neuberufenen Professoren auch ein legitimes Interesse daran gehabt, eigene Assistenten mitzubringen: *„Die benötigten sie für einen erfolgreichen Start einfach.“* Eine Spur drastischer ein Sprachwissenschaftler (W): *„Der Mittelbau hat die Gewöhnung an Zeitstellen noch nicht vollbracht. Darin zeigen sich gewisse Schwierigkeiten, sich zu drehen.“*

Häufig wurde konstatiert, dass die ostdeutschen Wissenschaftler:innen durch Rat- und Orientierungslosigkeit, wie die neuen Freiräume individuell zu nutzen seien, mangelnde Flexibilität und wenig ausgeprägte Mobilitätsneigung charakterisiert seien (etwa Steinwachs 1993: 25). Die Umstände des DDR-Wissenschaftsbetriebs hätten nur ungenügend für Flexibilitätsnotwendigkeiten konditioniert. Der Hallesche Biochemiker Gunter Fischer, 1993 einer der ersten ostdeutschen Leibniz-Preisträger, beschrieb das in den Worten: *„Hinderlich sind uns manche Untugenden der Vergangenheit. Dazu zähle ich geringe Präsentationsfähigkeit, mangelnde Weltläufigkeit und die Schwierigkeiten, eine jahrzehntelang verordnete Initiativlosigkeit loszuwerden.“* (Fischer 1993: 27) Das verschwand nun nicht sofort, war zum Teil auch dem Umstand geschuldet, dass die neue Situation Orientierungsleistungen verlangte, die Zeit benötigen. Dennoch hatten, bei aller internalisierten Fremdwangdominanz, die Wissenschaft Treibenden durchaus Selbststeuerungspotenziale ausbilden können. Denn auch in der DDR war wissenschaftliches Arbeiten im Vergleich mit sonstigen Tätigkeiten durch ein hohes Maß an selbstbestimmter Arbeitsgestaltung gekennzeichnet, übertrafen nur noch von künstlerischen Tätigkeiten.

Zwei Statements immerhin waren in unserer Geisteswissenschaften-Untersuchung 1995 formuliert worden, die vor gefälligen, aber unzulässigen Zuweisungen und Verallgemeinerungen im Ost-West-Fokus warnten:

„Oft sind es gar keine von einer Ost-West-Differenz bestimmten Probleme. Doch ist es auch verführerisch, irgendwelche Konflikte auf dieser Ebene abzubilden. Zum Beispiel ertappt man sich bei Schwierigkeiten mit der Verwaltung und den sich dabei aufstauenden Aggressionen durchaus bei dem Gedanken: ‚Hier hätte mal richtig aufgeräumt werden müssen.‘ Obwohl man ja aus den West-Hochschulen auch die Schwierigkeiten mit der Verwaltung kennt. Hier kommt dann freilich noch die mangelnde Professionalität hinzu. Die wäre aber vermutlich, wenn man genauer drüber nachdenkt, kaum besser, wenn ‚richtig aufgeräumt‘ worden wäre.“ (Kulturwissenschaftler W)

Und: „Die Abwehr bzw. Neugierde bei Einheimischen wie Neuhinzugekommenen (unter denen sich ja auch z.T. Unerfahrene befinden) ist normal für jede Situation, wo Alte und Neue aufeinandertreffen. Das ist also nicht nur typisch für die hiesige Situation. Nur fällt es hier mit der unterschiedlichen Ost- bzw. West-Herkunft zusammen und wird auf dieser Folie reflektiert. Im übrigen besteht die Gefahr einer Verwechslung von Überforderung der Organisation einerseits und den Kontingenzen der Mentalitäten wie der Transformation andererseits: Anforderungen wie hier hätten wohl jede Organisation überfordert.“ (Regionalwissenschaftler nichtdeutscher Herkunft)

Horst Stenger und Annemarie Lüchauer (1998) hatten Mitte der 90er Jahre auf der alltagsweltlichen Ebene des institutionellen Wissenschaftsbetriebs die gegenseitigen Wahrnehmungen untersucht. Sie bestätigen das hier bisher gezeichnete Bild: Die Ost-West-Beziehungen an ostdeutschen Universitäten ließen sich als „Experten-Laien-Konstellation“ mit einem charakteristischen Statusgefälle beschreiben. Wechselseitige Enttäuschungen konkretisierten sich bei den Ostdeutschen vor allem als nicht verwirklichte Gleichwertigkeitserwartungen, bei den Westdeutschen hingegen eher als fehlende Gleichartigkeit. In der Kommunikation werde häufig auf unterschiedliche Sinnhorizonte bezuggenommen: Die ostdeutsche Wissensordnung gebe den Dingen einen anderen ‚Ort‘ als die westdeutsche Kontextualisierung. Zugleich werde der Zwang zur Wertschätzung westdeutschen Wissens von den Ostdeutschen als Entwertung eigener Wissensstrukturen erfahren.

Die Westdeutschen, so Stenger/Lüchauer weiter, reproduzierten die strukturelle Asymmetrie als Professionalitätsgefälle. Sie verknüpften also für ihren jeweiligen beruflichen Erfahrungsbereich „ostdeutsche Herkunft“ mit „geringerer Leistungsfähigkeit“. So werde unter den Bedingungen der Konkurrenz um knappe Ressourcen die andere Vergangenheit der ostdeutschen Wissenschaftler:innen zu einem Stigmatisierungspotenzial, das stets von neuem zur Begründung der Verweigerung von Gleichwertigkeit herangezogen werden könne. Damit komme der Herkunft eine erhebliche Bedeutung hinsichtlich der Statuszuweisung und Karrierchancen zu. Verlieren werde

diese sich erst dann, wenn die Biografiemuster dereinst nicht mehr nach Ost und West zu unterscheiden sind. (Ebd.: 490f., 498, 501, 512f.)

Doll et al. (1994) hatten bereits zuvor festgestellt, dass sich das dominante Urteilsverhalten der Westdeutschen als eine „indirekte Diskriminierung“ der Ostdeutschen deuten lasse, durch die sie, die Westdeutschen, eine positive soziale Distinktheit zu bewahren suchen. Sie schrieben ausschließlich sich selbst „Kompetenz-“ und „Arbeitstugendmerkmale“ (zuverlässig, fleißig, ideenreich und dgl.) stark zu, den Ostdeutschen hingegen nur zwei weniger wichtige ‚moralische‘ Merkmale, nämlich „bescheiden“ und „rück-sichtsvoll“. Susanne Rippl (1995: 281f.) stellte in Auswertung empirischer Daten fest, dass unter solchen Umständen Generalisierungen von individuellen Erfahrungen auf die Gruppenebene vorgenommen würden und in Beziehungen mit hohem Kategorisierungsniveau negative Kontakterfahrungen wahrscheinlicher seien. Folglich würden in Kontaktsituationen negative Erfahrungen mit Individuen auf die Gruppenebene übertragen. Kontakte allein jedenfalls gäben wenig Grund zu der Hoffnung, positivere Einstellungen zwischen Ost- und Westdeutschen zu fördern.

Die Wahrnehmungen differierender Habitusformen, Wissenschaftsverständnisse und Lehrkulturen produzierten in beiden Gruppen jeweils immanent weitgehend einheitliche Bewertungen. Diese „kognitive ‚Mechanik‘ der Kategorisierung“ (Tajfel 1982: 101) generalisierte, in unterschiedlich zugespitzten Formulierungen, insoweit, als sie die je ‚andere Seite‘ als intern gering differenzierte Population auffasste. In den Wahrnehmungskollektiven Ost und West aktualisierten Selbst- wie Fremdzuordnungen eine Reihe von Stereotypen. Die Ostdeutschen neigten eher zur Zurückhaltung, hätten nicht so viele interessante Kontakte, auch nach mehreren Jahren noch nicht, wirkten in ihren Denkweisen häufig ein wenig barock und im Argumentationsstil unbeholfen, sprächen einen weithin unbeliebten Dialekt (und wenn nicht den, dann berlinerten sie, was wahlweise eine Spur zu selbstbewusst oder plebejisch wirke), legten Wert auf akademische Titel und Etikette, statt sich das feinere und raffiniertere Distinktionsrepertoire des westlichen Wissenschaftsbetriebs anzueignen.

Aus der westdeutschen Perspektive wurde das gemäß den Maßstäben des westlichen Wissenschaftsbetriebs rationalisiert. So habe es bei den ostdeutschen Nachwuchswissenschaftler:innen an Durchsetzungswillen und Risikobereitschaft gemangelt und fehlenden Kampfeswillen gegeben; die westlichen Formen des wissenschaftlichen Konfliktaustragens seien sehr viel weniger beherrscht worden; das Diskursmilieu in der DDR habe habituelle Zurückhaltung und Vorsicht bei jeder klaren Stellungnahme gelehrt. Schließlich sei die Kenntnis der westlichen Forschungspositionen defizitär und in den gegebenen Fristen auch nicht einfach aufholbar gewesen. So berichtet es Wolfgang Hardtwig (2024: 255) für die Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität, der dort seit 1991 Neuere Geschichte lehrte.

Für manche war es doch aufholbar, z.B. solche, die erst in den 90er Jahren eine wissenschaftliche Laufbahn begannen. Dennoch sei die Zuschreibung, ‚Ossi‘ zu sein, „wie eine unsichtbare Wand aus Vorurteilen und Ignoranz, gegen die man noch nicht einmal anrennen kann, weil sie sich in Luft auflöst, sobald man dagegen anrennt, um sich eine Sekunde später einen Millimeter daneben neu aufzubauen“. In diesen Worten schildert es Ingrid Miethe, ab 2002 FH-Professorin, seit 2010 Universitätsprofessorin, beides an westdeutschen Hochschulen. Im Zweifelsfalle könne alles, was man tue, gegenteilig ausgelegt werden: „Sie trifft klare Entscheidungen? Ja logisch, die ist ja autoritär aufgewachsen und entscheidet alles ‚von oben‘. Wie? Sie trifft keine klaren Entscheidungen? Ja logisch, die ist ja in der DDR aufgewachsen und von daher gewohnt, dass andere ihr immer sagen, was sie machen soll.“ (Miethe 2024: 241) Manche wiederum durften sich an dem ambivalenten Kompliment erfreuen, ihre „ostdeutsche Herkunft falle gar nicht auf“ (Nickel 2024: 267).

Wolfgang Kaschuba, Ethnologe an der Humboldt-Universität, verdankt sich der Hinweis, dass man die Situation der 90er Jahre durchaus im Stile eines ethnologischen Feldtagebuchs beschreiben könne: „Fremde rücken in das Gebiet einer indigenen Stammeskultur vor, sie übernehmen dort die Schlüsselpositionen der Häuptlinge und Medizinmänner, zerstören einheimische Traditionen, verkünden neue Glaubenssätze, begründen neue Riten. Das klassische Paradigma also eines interethnischen Kulturkonflikts, nur daß sein Schauplatz nicht in Papua-Neuguinea liegt, sondern ganz unexotisch nah, in Berlin, Unter den Linden.“ (Kaschuba 1993)

Das aber war steigerungsfähig. Der aus München gekommene Neurologe Karl Max Einhäupl berichtete aus seiner Anfangszeit an der Charité: „Ich erinnere mich an einen Kollegen aus dem Westen, der mich nach einiger Zeit fragte: Na, hast du deine Klinik schon ossifrei?“ (Einhäupl 2019) Anna Sperk hat in ihrem Roman „Die Hoffnungsvollen“, der in Hochschulangelegenheiten sehr dokumentarisch ist, die Stimmung am Ethnologischen Institut der Leipziger Universität mit der Wiedergabe eines Witzes bezeugt, der um das Jahr 2000 herum kursierte: „Kennst du den?“, fragten sich die Studenten in der Raucherecke gegenseitig: „Zwei Professoren treffen sich auf dem Flur zum Rektorat. Sagt der eine zum anderen leise: ‚Noch der Liebert, dann sind wir ostrein.‘“ Liebert stand kurz vor der Verrentung. (Sperk 2017: 120)

1.2. Kollisionsfolgen

Die am längsten – bis in die Gegenwart und die absehbare Zukunft – nachwirkende Folge der Ost-West-Kollisionen ist die Unterrepräsentanz Ostdeutscher in maßgeblichen Entscheiderpositionen des Wissenschaftssystems. Das

wird weiter unten vertieft,³ aber einige Voraussetzungen dafür liegen in den beschriebenen Kollisionen und den zu beschreibenden Kollisionsfolgen. Im folgenden seien zunächst die kulturellen Voraussetzungen geschildert, die dann zu wesentlichen Gründen der Unterrepräsentanz wurden.

Kalamitäten: ein Kaleidoskop

Auswirkungen hatten die kulturellen Ost-West-Unverträglichkeiten vor allem in Konkurrenzsituationen, in denen Ost- und Westdeutsche aufeinander stießen.⁴ Hierarchische Brechungen entlang der Ost-West-Achse führten zu einer wechselseitigen Befestigung zweier Tatbestände: Die hierarchische Untergeordnetheit verursachte eine schwächere Vertretung der Ostdeutschen in örtlichen wie in überregionalen akademischen und wissenschaftspolitischen Gremien. Das behinderte sie zugleich darin, ihre unzulängliche Verfügung über symbolisches, (wissenschafts-)politisches und ökonomisches Kapital aufzuholen. Unter dem Zwang, nachholend Qualifikationsnachweise zur Hebung ihres wissenschaftlichen Prestiges zu erlangen, hatten sie für sich immer eine zentrale Entscheidungsfrage zu beantworten: In welchem Umfang vermögen sie die zusätzlichen Zeiteopfer zur (wiederum nachholenden) Erlangung wissenschaftlichen Machtkapitals zu erbringen, ohne, angesichts begrenzter Zeitressourcen, möglichen wissenschaftlichen Prestigegewinn zu verspielen? (Zimmermann 1997: 256)

Immerhin aber: Die nicht völlig erfolglose Adaption vorhandener bzw. Ausbildung neuer Flexibilitätspotenziale hatte sich bereits in den Ergebnissen unserer Befragung ostdeutscher Geisteswissenschaftler.innen 1995 gezeigt. Von 1990 bis 1995 hatten 22 Prozent der beteiligten Geisteswissenschaftler.innen Mobilitätserfahrungen gesammelt. Die Mobilitätsbereitschaft – wird ein Ortswechsel als möglich erachtet oder nicht? – betrug 56 Prozent. Drittmittelakquisitionen waren 30 Prozent der Untersuchungsbeteiligten gelungen. Dabei habe die Bewilligungsquote bei 75 Prozent gelegen. Beide Zahlen bezogen sich jeweils zirka hälftig auf die DFG (die seinerzeit Sonderförderungen für den Osten aufgelegt hatte). Tagungsaktivitäten gaben 89 Prozent an, wobei 28 Prozent aller Tagungsreferate im Ausland gehalten worden seien. (Pasternack 1996: 195) Auch wenn man in Rechnung stellt, dass die Antwortenden in der Umfrage vermutlich eine Positivauswahl darstellten und das Antwortverhalten z.T. durch soziale Erwünschtheit beeinflusst gewesen sein mag: Die 1990 festgestellte „Rat- und Orientierungslosigkeit“ hatte bei wenigstens einem bedeutenden Teil der ostdeutschen Geisteswissenschaftler.innen nicht lange vorgehalten.

³ D. 3. Wirkungen und Nachwirkungen: die ostdeutsche Repräsentationslücke

⁴ vgl. oben C. 3.6. Wettbewerblichkeit und Klientelismus

Das ist um so höher zu bewerten, als die Umbruchszeit der Jahre 1989 bis 1995 auch mangelnde Arbeitsruhe infolge existentieller Verunsicherungen und des fortwährend notwendigen Einstellens auf veränderte Bedingungen beschert hatte. Verbunden war dies mit dem weitgehenden individuellen Verlust bisher gültiger sozialer Wahrnehmungsmuster und der Notwendigkeit, sich mit einem völlig neuen System von, nicht zuletzt informellen, Codierungen zu arrangieren. Alte Vertraut- und Gewißheiten, in die man hineingewachsen war, waren auszutauschen gegen neue Unvertraut- und Ungewißheiten, in die man plötzlich und vorbereitungslos geriet.

Die nun abgeforderte Flexibilität trat, wo sie anzutreffen war, in zwei Varianten auf: als kreative Beweglichkeit und als anpasserische Wendigkeit. Erstere eignete sowohl DDR-Karrieristen, gespeist aus trainiertem Durchsetzungsvermögen, als auch Nonkonformisten, begründet in Konfliktfähigkeit, die auf individueller Autonomie beruht. Anpasserische Wendigkeit hingegen zeichnete den klassischen Mitläufertyp aus. Er war zu flexibler Verhaltensanpassung solange fähig, wie die neuen Rahmenbedingungen strukturelle Ähnlichkeiten zu den vorangegangenen aufwiesen. Der entscheidende Unterschied zwischen beiden Flexibilitätsformen war: Die Träger der ersteren suchten sich ggf. ihre Möglichkeiten selbst. Die Träger der letzteren jedoch müssten die Möglichkeiten geboten bekommen. Andernfalls versagten die ihnen zur Verfügung stehenden subjektiven Handlungspotenziale vor den Anforderungen der geänderten Bedingungen.

Zu erkennen hatten die Wissenschaftler.innen aber auch, dass mancherlei Usancen des akademischen Betriebs zwar ihre DDR-typische Politisierung verloren hatten, aber im Kern keineswegs verschwunden waren. Eine prägnante journalistische Beobachtung am Historischen Institut der Universität Potsdam aus dem Jahre 1995:

„Den Studenten wird hier wahrlich einiges geboten. Junge Leute, die bei irgend-einem westdeutschen Karriere-Historiker studieren, genießen dieses Privileg nicht. Nie werden sie erleben, wie sich ihr Professor im Vorlesungsraum geknickt anklagt: daß er schändlicherweise und ohne Not den herrschenden Diskurs nachgeplappert habe; daß er konkurrierende Kollegen weggeboxt habe; daß er eigene Schüler rücksichtslos auf Versorgungsstellen gehievt habe; daß er strategische Koalitionen geschlossen habe, um der eigenen Forschung Geldmittel zu sichern; daß er planmäßig Berufungskommissionen infiltriert habe; und daß er das alles jetzt bereue.“ (Schümer 1995)

Dem entsprachen dann durchaus Beobachtungen unter den neuen Bedingungen, die offenkundig eher denjenigen gelangen, die aus ihrer DDR-Erfahrung eine geschärfte Wahrnehmung westdeutscher Wissenschaftsüblichkeiten zu gewinnen vermochten. Der Ost-Berliner Philosoph Hartwig Schmidt berichtete von einem Gespräch mit einem Kollegen aus München. Wie könne man nur, habe dieser sich über die DDR-Intellektuellen entrüstet, so angepasst sein? Im Fortgang des Gesprächs versuchte er dann, „mit

seiner intimen Kenntnis gewisser *Spielregeln* zu glänzen: Ohne persönliche Beziehungen bekäme man keinen Fuß in die DFG hinein. Ich wolle in einem Aufsatz mit Herrn B. polemisieren? Welche Naivität. Herr B. sei ordentlicher Fachgutachter bei der DFG, auf meinem Gebiet; wenn ich den anginge, könne ich mir eine Projektfinanzierung gleich in den Wind schreiben“ (Schmidt 1994: 28)

Woran es systemisch mindestens teilweise fehlte, war Resonanz- und Absorptionsfähigkeit für deviante Originalität. Personenbeispiele sind hier der Berliner Wirtschaftshistoriker Thomas Kuczynski (1944–2023; vgl. Kuczynski 2020), der Leipziger Revolutionshistoriker Manfred Kossok (1930–1993),⁵ der Potsdamer Astrophysiker Hans-Jürgen Treder (1928–2006)⁶ oder der Biochemiker Tom Rapoport (*1947, dieser einer „der erfolgreichsten Lebenswissenschaftler des Ostens“, der dann, nachdem er – ohne Perspektive in Berlin-Buch, „was aus heutiger Sicht ein sehr bedauerlicher Fehler war“ [Hecker 2023: 64] – in Harvard reüssierte und 2003 immerhin zum Leopoldina-Mitglied gewählt wurde). Chancenlos war auch, wer die Geschmeidigkeit des kolloquialen Aufttritts nicht beherrschte, eigenbrötlerisch war oder das, was man gern den ‚zerstreuten Professor‘ nennt (Irmtraud Morgner in ihrem Roman „Rumba“: „Menschen, die die Fähigkeit haben, sich zu konzentrieren, werden ja gemeinhin auch als zerstreut bezeichnet“, Morgner 1992 [1966]: 308). Treder war solch ein Fall.

Der westdeutsche Schriftsteller Uwe Timm hat dies an einer fiktionalen Figur satirisch exemplifiziert. Bei ihm geht es um den Kartoffelforscher Rogler, der in einem Akademie-Institut an einer Kulturgeschichte der Kartoffel gearbeitet hatte. Das barg seinerzeit politisches Sprengpotenzial, denn die Kartoffel war im Sozialismus „Sättigungsbeilage“, mehr nicht. Eine Ausstellung zum Thema war daher jahrelang gescheitert. Nach dem Ende der DDR versuchte Rogler, die Ausstellung doch noch zu realisieren, nun zusammen mit einer Ethnologin aus West-Berlin. Gestört wurde er dabei lediglich von den Vermittlungsbemühungen des Arbeitsamtes, obgleich dieses seine spezifische Qualifikation durchaus zu berücksichtigen suchte. So versuchte das Amt einmal, ihn zu McDonalds für die Öffentlichkeitsarbeit zu vermitteln. Pommes frites, so die Begründung, hätten ja etwas mit Kartoffeln zu tun. Parallel war die Ethnologin auf Sponsorensuche, und ein Freund Roglers erzählt, was dann geschah:

„Eine große Firma, die Instantknödel und Kartoffelmus in Frischhaltetüten herstellt, zeigte Interesse. Und was sagte mein Freund Rogler dazu: Das gibt nur Einheitsbrei. Den hatten wir schon in der DDR gehabt, wenn auch nicht so gut. Es komme aber gerade darauf an, die einzelne Sorte, ja die jeweils einzelne Kar-

⁵ im Ausland mehr geschätzt als im vereinigten Deutschland, vgl. Aulinas/Calero (2010) oder Cwik/Tomich/Zeuske (2015)

⁶ vgl. Schröder (1998; 2007), Leibniz-Sozietät (2003a), Schulz-Fieguth (2018)

toffel zu schmecken. Rosenow lachte und schüttelte den Kopf. Das sagte er den Managern mit ihren Instantknödeln und dem Kartoffelpulver aus der Tüte. Dabei hatten die Leute seinen Ausstellungsplan mit großem Wohlwollen geprüft. Ein paar Reklametafeln? Nein. Hinweise wenigstens auf die Firma, die gerade in amerikanische Hände übergegangen war. Nein. Genaugenommen hat Rogler weder die eine noch die andere Gesellschaft verstanden.“ (Timm 1996: 44f.)

Ignoranz traf ebenso institutionelle fachliche Traditionen, die auch dann ignoriert wurden, wenn sie beachtenswert waren. Hans Joachim Meyer (1936–2024), als letzter Bildungsminister der DDR und dann Wissenschaftsminister in Sachsen ein eher unverdächtiger Zeitzeuge, beschrieb das für seinen eigenen früheren Bereich an der Berliner Humboldt-Universität, der anglistischen Sprachwissenschaft. Klaus Hansen (1934–2020) habe sich dort ab 1990 als Dekan große Verdienste um die Erneuerung der Philologien erworben. Nachdem er aus Altersgründen ausgeschieden war, seien die Positionen „ausschließlich nach westdeutschen Gesichtspunkten“ besetzt worden, „als hätte es zuvor keine Anglistik an der Humboldt-Universität gegeben. Diejenigen, die Prof. Hansen folgten, sahen es beispielsweise nicht als selbstverständlich an, mit ihm in Kontakt zu treten. Im Übrigen ist das charakteristisch für die Humboldt-Universität nach 1990.“ (Meyer 2024: 33)

Berichtet wurde auch, dass Hochschulen bzw. ihre Institute darauf verzichteten, ihre ehemaligen, mittlerweile berenteten Angehörigen zu Jubiläen, Festveranstaltungen oder Tagungen einzuladen. Briefe seien, statt weitergeleitet zu werden, mit dem Vermerk „Hier unbekannt“ an die Absender zurückgeschickt worden (was mitunter daran gelegen haben mag, dass in den Sekretariaten tatsächlich unbekannt war, wer früher alles zum Institut gehörte). „1999 passierte es, daß sich ein ausländischer Wissenschaftler schriftlich an die Humboldt-Universität mit der Bitte wandte, über den DAAD einen Aufenthalt bei dem Professor gewährt zu bekommen, bei dem er 1994 (!) seine Diplomarbeit angefertigt hatte, um sich weiter qualifizieren zu können. Die Leiterin des Akademischen Auslandsamtes antwortete ihm, der Betreffende sei nicht im Mitarbeiterverzeichnis der HU enthalten und daher unbekannt“. (VHB Berlin, zit. In Bloch/Pasternack 2004: 59)

Es war auch kennzeichnend für die Art der DDR-Wissenschaftsaufarbeitung der 90er Jahre, dass eine ganze Reihe von Dissertationen (und ihre Verfasser:innen) nachträglich in ein Zwielicht gerückt wurde. Der Hintergrund: Eine ganze Reihe von Doktorarbeiten war in der DDR mit Geheimhaltungsvermerken versehen, meist in der niedrigsten Vertraulichkeitsstufe „Nur für den Dienstgebrauch“ (NfD), gefolgt von der nächsthöheren Stufe „Vertrauliche Dienstsache“ (VD). Sie durften nur bei nachgewiesener Relevanz für eigene Forschungsthemen, bestätigt durch einen Dienstvorgesetzten, ausgegeben werden. Daneben gab es „Vertrauliche Verschlusssachen“ (VS) und „Geheime Verschlusssachen“ (GV), die auch in den Bibliotheken nicht gelesen werden konnten. „Nicht für den Austausch“, „Nur in der DDR verleih-

bar“ und „Nicht für den Leihverkehr“ waren bibliothekarische Vermerke, die unterschiedliche Abstufungen der Ausleihbarkeit festlegten.

Die Themen solcher Arbeiten, häufig den Naturwissenschaften entstammend, waren häufig entweder militär- und sicherheitsrelevante oder betrafen Kernkraftnutzung und Umweltbelastungen. Desweiteren zählten dazu Themen, bei denen westliche Industriespionage befürchtet wurde, sowie sportwissenschaftliche Studien. Schließlich waren auch medizinische Arbeiten sekretiert, die sich mit solchen Arbeits- und Lebensbedingungen befassen, welche den politischen oder ideologischen Ansprüchen nicht entsprachen. (Bleek/Mertens 1994: 205; vgl. auch dies. 1994a) Hier wurden durch die Darstellungen in den 90er Jahren die Autor.innen dieser Arbeiten für die staatliche Geheimhaltungspraxis in Mithaftung genommen. Angemessener wäre es stattdessen gewesen, darauf hinzuweisen, dass in vielen der Arbeiten als brisant bewertete Untersuchungsergebnisse präsentiert wurden. Denn das zeugt immerhin von mehr Zivilcourage ihrer Autor.innen als Resultate, die so frei von jeglicher Brisanz waren, dass ihrer freien Zugänglichkeit auch aus staatlicher Sicht nichts im Wege stand.

Besondere Kollisionsfolgen waren in Berlin zu beobachten. Das verwundert insofern erst einmal wenig, als es das einzige sowohl west- als auch ostdeutsche Land war. Dort prallte demzufolge alles, was die Vereinigung bereithielt, unmittelbar aufeinander: politisch, administrativ, strukturell, kulturell. Beispielsweise galten im West- und im Ostteil der Stadt unterschiedliche Tarife im öffentlichen Dienst (BAT-West vs. BAT-Ost), in den vom Bund mitfinanzierten außeruniversitären Einrichtungen auch in den 2000er Jahren noch anzuwenden. Dabei war das Herkunftsprinzip entscheidend. Folglich verlief die tarifliche Trennlinie z.T. in ein und demselben Institut. Noch drastischer setzte sich das bei den Altersbezügen fort. Bereits in der DDR in den Ruhestand versetzte Professor.innen erhielten etwa 50 Prozent der Altersbezüge, die ihre gleichaltrigen West-Berliner Kolleg.innen bekamen. Nochmals geringer fiel es bei Professor.innen aus, die erst in der zweiten Hälfte der 90er Jahre verrentet wurden: Sie kamen auf zirka 30 Prozent der Altersbezüge der West-Kolleg.innen. (Bloch/Pasternack 2004: 53f.)

Finanzielle Differenzierungen indes waren keine Berliner Besonderheit. Der in Erfurt lehrende Sozialwissenschaftler Wolf Wagner stellte, als er 1993 Prorektor seiner Fachhochschule wurde, fest, dass der autochthone Ost-Rektor und die ebenso aus der DDR stammende Prorektorin eine zwanzig Prozent geringere Besoldung als er selbst bekamen – wegen der „geringeren Lebenshaltungskosten“: Alle drei lebten sie in Thüringen. Bürokratisch folgerichtig wurde auch die Zulage für amtsbedingte Zusatzaufwendungen, üppige 240 DM, für die beiden Ostdeutschen um zwanzig Prozent gekürzt. Die Architekturprofessor.innen der Hochschule dagegen hatten sich, geschult im Kapitalismus, etwas Einträglicheres angewöhnt: Sie stellten Vorschläge zum Ausbau der eigenen Hochschule als Architektenleistungen nach

der üblichen Honorarordnung in Rechnung. (Wagner 2017: 271–273) Auch konnte kein Angehöriger des ostdeutschen Personals generell sicher sein, die Rente im aktuellen Beschäftigungsverhältnis zu erreichen: Da in der Regel nicht verbeamtet, unterlagen sie dem BAT-Ost, und dieser hatte die BAT-Bestimmung außer Kraft gesetzt, die nach 15 Beschäftigungsjahren im Öffentlichen Dienst vor einer betriebsbedingten Kündigung schützte.⁷

Zurück nach Berlin: Auch Beispiele für die oben schon angesprochene Ignoranz gegenüber Erfahrungen und Wissen sowie dem Umstand, dass die DDR zur deutschen Zeitgeschichte gehört, fanden sich hier. Dies kann als spezifische Facette der kulturellen Dimension der deutsch-deutschen Wissenschaftszusammenführung – wie in anderen Bereichen – notiert werden. Es sei mit einigen Beispielen illustriert.

2003 lief im Martin-Gropius-Bau eine Ausstellung „Berlin–Moskau 1950–2000“. Der Osteuropa-Historiker Karl Schlögel hat luzide darauf aufmerksam gemacht, was dem kundigen Blick an dieser Ausstellung vor allem auffiel: das, was dort nicht zu sehen war. Es habe in der Ausstellung „keine Viersektorenstadt und keine Mauer, keinen Grenzübergang und nicht den Ost-West-Expreß Paris–Moskwa zwischen Bahnhof Friedrichstraße und Weißrussischem Bahnhof“ gegeben. Es fehlte die Buchhandlung Unter den Linden, in der zu Mauerzeiten die Westdeutschen ihr Zwangsumtauschgeld in russische Klassiker oder Noten umgemünzt hätten. „Die ganze Topographie des sowjetischen Berlin – sie ist einfach nicht da“. All das, was Ost-Berlin und Moskau für fast ein halbes Jahrhundert zu Städten in einer Zeit-heimat, nämlich des Ostblocks, hatte werden lassen, scheine es, folgte man der Ausstellung, nicht gegeben zu haben. „Natürlich auch nichts von den Tausenden von Berliner Studenten und Aspiranten, die an Moskauer Universitäten oder Akademie-Instituten waren; nichts von den über Generationen gewachsenen Netzen zwischen Berliner und Moskauer Verlegern und Übersetzern.“ Schlögel resümiert: „Die Stadt ist voll von Leuten, die wissen, was über die Jahre auf der Schiene Berlin–Moskau gelaufen ist. Die Ausstellungsmacher haben sich große Mühe gegeben, dieses Potential zu ignorieren.“ (Schlögel 2003)

Oder: 2004 legte der (West-Berliner) Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin in seiner Publikationsreihe „Berlin und seine Bauten“ einen Band „Hochschulen“ vor (AIV 2004). Hier transportierte der Reihentitel eine ebenso leise wie groteske Übertreibung. Korrekt hätte er lauten müssen:

⁷ Bundes-Angestelltentarifvertrag (BAT/BAT-O) § 53: Ordentliche Kündigung, Absatz (3): „Nach einer Beschäftigungszeit (§ 19 ohne die nach § 72 Abschn. A Ziff. I berücksichtigten Zeiten) von 15 Jahren, frühestens jedoch nach Vollendung des vierzigsten Lebensjahres, ist der Angestellte unkündbar, wenn die arbeitsvertraglich vereinbarte durchschnittliche regelmäßige wöchentliche Arbeitszeit mindestens die Hälfte der regelmäßigen Arbeitszeit eines entsprechenden vollbeschäftigten Angestellten beträgt.“ Zusatz: „Absatz 3 gilt nicht für den BAT-O“

„West-Berlin und seine Bauten: Hochschulen“, denn dass es auch in Ost-Berlin 1945 bis 1989 Hochschulbau gegeben hat, kommt nicht vor. Verhandelt wird ebenso (in anderer Hinsicht titelwidrig) auch der außeruniversitäre Forschungsbau, was im hiesigen Kontext gleichfalls von Interesse ist: Folgt man dem Buch, dann habe auch solcher nur in West-Berlin stattgefunden. Der Wissenschaftspark Berlin-Adlershof wird zwar in einem Kapitel behandelt, aber lediglich als aktuelles, gleichsam baulich voraussetzungsloses Projekt, obgleich das Areal über Jahrzehnte von der DDR-Akademie der Wissenschaften entwickelt worden war. Nur in Auflistungen zu älteren Hochschul- und Forschungsbauten findet sich bei den in Ost-Berlin stehenden Gebäuden aus Vollständigkeitsgründen erwähnt, dass diese nach 1945 wieder aufgebaut oder saniert worden waren. Doch selbst diese Auflistungen sind unvollständig. Unter dem Kapitel „Planetarien und Sternwarten“ offenbarte der Architekten- und Ingenieur-Verein, dass er den modernsten Berliner Neubau übersehen hat, nämlich das Zeiss-Planetarium in der Prenzlauer Allee. Dass man 2004 noch ein Buch veröffentlichen konnte, welches zwar ein Kapitel „Der Zoologische Garten“ enthält, aber keines zu „Der Berliner Tierpark“, ließ gleichfalls tief blicken. „Die jüngste Geschichte nach der Wiedervereinigung offenbarte erst die ganze Breite der Hochschulstätten“, hieß es im Vorwort. An dieser Breite war der Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin hier allerdings gescheitert.

Vergleichbares setzte sich auch im weiteren fort. Als etwa 2019 das einhundertjährige Bauhausjubiläum gefeiert wurde, blieb im offiziellen Programm die – kurvenreiche – Bauhaus-Rezeption in der DDR ausgeblendet, als habe es sie nicht gegeben (repariert mit der Publikation Flierl/Kegler 2019). Selbst der Umstand, dass die Bauhaus-Programmatik in der DDR mit den in den ostdeutschen Landschaften unübersehbaren Großwohnsiedlungen industriell radikalisiert worden war, musste jenseits des Jubiläumsprogramms in Erinnerung gerufen werden (mit Pasternack 2019a).

Neben allem sonstigen war aber die Wissenschaftsvereinigung im Berlin der 90er Jahre vor allem auf die Konstellation getroffen, dass eine rein westdeutsche Wissenschaftsverwaltung ostdeutsche Einrichtungen zu administrieren hatte. Beispiele dafür, wie sich diese aparte Anordnung auswirkte, sind oben bereits verschiedentlich genannt worden. Dass dies nicht nur Kollisionen verursachte, sondern auch Kollisionsfolgen zeitigte, ließ sich nach Abschluss des Transformationsjahrzehnts besichtigen. Dazu ist ein Exkurs informativ, der Einsichten in die Blackbox der Wissenschaftsverwaltung aus den Jahren 2002/2003 liefert.

Fallbeispiel: „Werkstatt der Einheit“ – West-Berliner Wissenschaftsverwaltung und Ost-Berliner Wissenschaft⁸

Nach der Abgeordnetenhauswahl 2002 und der nachfolgenden Regierungsbildung bestand die Spitze der Berliner Wissenschaftsverwaltung, Senator und Staatssekretär, aus zwei Ostdeutschen. Diese sahen sich alsbald mit Anliegen konfrontiert, die aus der Wissenschaftstransformation der 90er Jahre herrührten, unter anderem Wünschen nach Reparatur von individuellen Einzelfällen, wo eine solche nach Ansicht der Petenten möglich schien. Was dem vorausgegangen war, hat Hans Joachim Meyer, der letzte DDR-Bildungs- und dann sächsische Wissenschaftsminister, anhand der Vorgänge an seiner einstigen Universität, der HUB, so zusammengefasst:

„Das Gegenmodell zu einer auf hochschulinterne Kräfte setzenden Erneuerung war die faktische Neugründung der Humboldt-Universität zu Berlin durch den von mir, politisch wie menschlich, hochgeschätzten Berliner Wissenschaftssenator Manfred Erhardt. Mit großer Kompetenz und eiserner Energie, aber aus einer allein bundesdeutsch bestimmten Sicht und mit wenig Sensibilität für die ostdeutsche Situation, erzwang er einen totalen Bruch und Neubau, wenn auch mit einigen, allerdings vorher westdeutsch sorgfältig geprüften, ostdeutschen Bruchsteinen. [...] die lautstark proklamierte Radikalreform der HU prägt heute das bundesdeutsche Bild der ostdeutschen Hochschulerneuerung als Eliten austausch. Und verdeckt das, was von Ostdeutschen getan und bewirkt wurde“.

(Meyer 2015: 252f.)

Nun, nachdem dies so gelaufen war, konnte in den Apparat der Senatsverwaltung in Angelegenheiten, die Prüfungen daraus herrührender Fälle bedeuteten, nur ausnahmsweise etwas delegiert werden. Die meisten Beamten des Hauses handelten, sobald es um (vermeintlich) politisch aufgeladene Ost-Probleme ging, grundsätzlich im Geiste des einstigen Wissenschaftssenators Erhardt: Die Anfang der 90er Jahre für den Wissenschaftsbereich informell beschlossene zeitweilige Verlängerung des Kalten Krieges wurde gewohnheitsmäßig fortgesetzt. Terminwünsche von Ost-Wissenschaftlern und ihren Vertretungen versahen die Beamten so routiniert wie allen Ernstes mit der Empfehlung an Senator und Staatssekretär, um alles in der Welt jeden Kontakt zu unterlassen. Denn die Anliegen der um einen Termin Nachsuchenden seien durch Entscheidungen der Vorgängerregierungen längst abschließend entschieden worden. Ein Gespräch sei inhaltlich völlig unnötig und könne im Übrigen nur uneinlösbare Erwartungen wecken. Es

⁸ Dieser Exkurs ist überwiegend aus Pasternack (2006: 187–190) entnommen, stellt – auch in der Tonalität – einen Erfahrungsbericht dar und muss aus naheliegenden Gründen weitgehend auf Quellenbelege verzichten bzw. anonymisieren. Er gelangt hier dennoch zum Abruck, weil Innenblicke aus ostdeutschen Landeswissenschaftsverwaltungen dieser Zeit anderweitig kaum vorliegen, was eine bedauerliche Leerstelle darstellt. Ausnahmen sind lediglich, aus Sicht eines Ministers, Meyer (2015: 105–614), sowie eines Wissenschaftsabteilungsleiters Helm (2001).

löste in der Beamtenschaft mitunter ehrliches, manchmal gespieltes Erstaunen aus, dass die neue Hausleitung die eine oder andere Entscheidung ihrer Vorgänger in transformationsspezifischen Fragen für korrekturbedürftig hielt.

Dem entsprach, wie mit problembehafteten Entscheidungen in Einzelfällen – nicht erfolgten Berufungen etwa – umgegangen wurde. Die konfliktauslösenden Vorgänge lagen mittlerweile zehn Jahre zurück, aber manche der zuständigen Beamten verhielten sich, als ginge es um vergiftete Privatauseinandersetzungen zwischen Gartennachbarn. Bislang hatten sie unter allen auf Manfred Erhardt nachfolgenden Senatoren gegen sämtliche Appellationen der Betroffenen den Bestand der einstigen Entscheidungen gesichert. Über diese Kontinuitätsverfestigung waren sie in eine Überidentifikation mit ihrem Verwaltungshandeln geraten, sodass die administrative Verbissenheit für die von außen kommenden Beobachter geradezu possierlich skurril wirkte. Für die im jeweiligen Fall Betroffenen wirkte sie absurd und aktualisierte sämtliche Stereotype, die über Verwaltungen im Umlauf sind. Einige dieser Betroffenen mahnten seit zehn Jahren zuverlässig bei jedem Senatorenwechsel eine Überprüfung der Entscheidung in eigener Sache an. Gegen diese ‚Querulanten‘ hatten die zuständigen Beamten über die Jahre hin persönliche Aversionen entwickelt. Hier war es nun schon eine Sache der Fürsorgepflicht des Dienstherrn, sie aus dieser ungesunden Verkrampftheit zu befreien, ihnen also die Fälle zu entziehen. Sodann konnten die Vorgänge erstmals einer entemotionalisierten Überprüfung zugeführt werden.

Einzelne Fälle ließen sich lösen. Eine Fachhochschule etwa versuchte seit zehn Jahren, eine von einer DDR-Vorgängereinrichtung übernommene Wissenschaftlerin zur Professorin zu berufen.⁹ 1992 bis 1994 hatte in Berlin ein Hochschulpersonal-Übernahmegesetz gegolten. Es eröffnete bis zum 30. März 1994 die befristete Möglichkeit, bisherige Ost-Berliner Hochschulangehörige zu übernehmen, u.a. durch die Möglichkeit der Hausberufung (§ 2 Abs. 1 HpersÜG). Aus Gründen, die sich aus den Akten des konkreten Vorgangs nicht erschlossen, war die Berufung der Wissenschaftlerin seinerzeit nicht erfolgt. Die Hochschule hatte sich dann in den Folgejahren kontinuierlich bemüht, doch noch eine Berufung zu realisieren. Das wurde in der Wissenschaftsverwaltung regelmäßig mit einem routinemäßigen Hinweis beantwortet: Leider sei die Geltungsdauer des Hochschulpersonalübernahmegesetzes bereits 1994 abgelaufen.

Die nunmehr amtierende Hausleitung schlug einen Kompromiss vor: Die Wissenschaftlerin könnte doch zur Honorarprofessorin berufen und auf diese Weise ihren Kollegen und Kolleginnen symbolisch gleichgestellt werden.

⁹ Aus Gründen der Anonymisierung werden die Personen in den hier genannten exemplarischen Einzelfällen durchgehend weiblich bezeichnet, ohne damit eine Aussage über deren tatsächliches Geschlecht zu treffen.

Die Beamten in der Senatsverwaltung waren so ungeschickt, diesem Kompromissvorschlag mit einer fehlerhaften Rechtsauskunft zu begegnen: Nach Berliner Hochschulgesetz ginge das nicht, da Angehörige einer Hochschule an dieser keine Honorarprofessoren werden dürften. Das war insoweit nicht ganz korrekt, als die Bestimmung tatsächlich etwas weniger strikt lautete: „Zum Honorarprofessor einer Hochschule soll nicht bestellt werden, wer dort hauptberuflich tätig ist.“ (§ 116 Abs. 1 BerlHG) „Soll“ hieß es da, Ausnahmen waren also zulässig. Nach der fehlerhaften Auskunft musste davon ausgegangen werden, dass die Beamten von Vorbehalten geleitet sind, die nicht in der Sache selbst liegen. Daraufhin gab die Hausleitung ihre detektivischen Bemühungen auf, die tatsächlichen Gründe der bisherigen Ablehnung des Berufungswunsches aufzuklären. Da die formalen wie inhaltlichen Voraussetzungen erfüllt waren, wurde eine ordentliche Berufung nach § 101 Abs. 5 BerlHG vorgenommen.

Ein anderer Fall betraf eine Professorin, die 1993 von einer Struktur- und Berufungskommission der HUB zur Berufung auf eine C4-Professur vorgeschlagen worden war. Die Senatswissenschaftsverwaltung entschied damals anders. Statt zu berufen, schickte sie eine Entlassung „mangels Bedarf“. Über die Hintergründe ließ sich nur spekulieren. Sie waren auch in diesem Fall nicht aus den umfänglichen Akten zu erschließen. Jedenfalls protestierte seinerzeit das Institut der Betroffenen so nachhaltig gegen die Entlassung, dass ihr schließlich von der Senatsverwaltung eine nie ausgeschriebene C3-Professur angeboten wurde. Die Betreffende nahm unter den obwaltenden Umständen – vor die Alternative Entlassung oder C3-Stelle gestellt – an. Das Institut ließ die C4-Professur unbesetzt und übertrug der auf C3 Berufenen die Leitungsaufgaben, die mit der C4-Stelle verbunden gewesen wären.

Nach einigen Jahren – inzwischen hatte nicht mehr die Senatsverwaltung, sondern die Hochschule die Diensttherreneigenschaft – versuchten sowohl das Institut als auch die Professorin, eine Einweisung in die Besoldungsstufe C4 zu erreichen. Die damalige Senatswissenschaftsverwaltung untersagte dies rechtsaufsichtlich. Daraufhin klagte die Professorin auf Einweisung in C4 und die rückwirkende Nachzahlung des Differenzbetrages von C3 zu C4. Der Akte des Vorgangs war lediglich zu entnehmen, dass die Senatsverwaltung zwar mit Energie, aber ohne dokumentierte Begründungen die Nichtberufung betrieben hatte. Sachdienliche Auskünfte waren von den Beamten, die seinerzeit den Vorgang bearbeitet hatten, nicht zu erlangen.

Es war eine der typischen Situationen, wie sie außerhalb von Verwaltungen deren Bild bestimmen: Ein (im konkreten Falle womöglich gewollter) Anfangsfehler löste eine Kaskade weiterer Entscheidungen aus, die den Anfangsfehler mitschleppten und nur durch dessen Reparatur korrigierbar gewesen wären. Das aber hätte ein Fehlereingeständnis der Verwaltung zur Voraussetzung gehabt. Dies wiederum überforderte die Selbstkorrekturfä-

higkeit von ansonsten durchaus umgänglichen Beamten. Da kann es sich dann als Segen erweisen, dass an der Spitze eines Ministeriums typischerweise zeitweilige Amtsinhaber sitzen. Deren Zeitweiligkeit bringt auch Unbefangenheit mit sich. Die rechtsaufsichtliche Weisung wurde daher nunmehr zurückgezogen: Aus Sicht der Senatswissenschaftsverwaltung sprach nichts mehr dagegen, die Professorin von C3 nach C4 zu heben. Damit war der Weg frei, um den juristischen Konflikt im Wege des Vergleichs beenden zu können. Nach neun Jahren konnte wenigstens dieser Wissenschaftlerin die Genugtuung verschafft werden, dass es lohnenswert sein kann, sich zu wehren.¹⁰

Solche Problemlösungen ließen sich bei Personen erreichen, die noch in den Strukturen anzutreffen waren. Das galt für die Mehrzahl derjenigen, die früher in der Ost-Berliner Wissenschaft tätig waren, nicht mehr.

Im Oktober 2003 konnte der Wissenschaftssenator für die ersten 20 Monate seiner Amtszeit eine Reihe von Reparaturereignissen mitteilen: Für die Zeit ab 2004 habe sich eine erneute Anschlussfinanzierung der ehemals WIP-Geförderten aus dem Hochschul- und Wissenschaftsprogramm (HWP) sicherstellen lassen. Im Zuge der Neugestaltung der Berliner Hochschulmedizin sei der Standort Mitte der Charité gegen massiven Druck, diesen zu Gunsten der beiden West-Berliner Standorte in Steglitz und Wedding aufzugeben, gesichert worden. Nach über zehn Jahren Hängepartie werde derzeit die seit langem überfällige zukunftsfähige Lösung für das Institut für Anorganische Chemie Adlershof (ACA) organisiert. Auch sei die Eigenständigkeit der drei Ost-Berliner Kunsthochschulen mit ihrer spezifischen, aus der DDR kommenden Ausbildungstradition erhalten worden. Intensiv gearbeitet werde an einer Lösung für den wirtschaftlich und sozial hochprekären Ost-Berliner Stadtteil Oberschöneweide, der durch die Teil-Ansiedlung der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft (FHTW) eine neue Zukunftsperspektive erhalten soll, wobei zugleich der – ebenfalls Ost-Berliner – FHTW-Standort Karlshorst gesichert werde. Mit Teilerfolgen habe die Berliner Politik gemeinsam mit der Humboldt-Universität an einer Entwicklungsperspektive für das Museum für Naturkunde in Berlin-Mitte gewirkt (als Leibniz-Institut an der HU). Überdies sei an einem zukunftssträchtigen Standortmanagement für den Wissenschaftsstandort Berlin-Buch gearbeitet worden, um zu verhindern, dass der Ost-Stadtteil Buch von der Gesamtberliner Entwicklung abgehängt werde. Es habe eine finanzielle Unterstützung der Leibniz-Sozietät aus dem Berliner Landeshaushalt bewerkstelligt werden können, und es hätten einige problematische Personalentscheidungen, welche die Senatswissenschaftsverwaltung in den 90er Jahren so getroffen hatte, dass individuelle Gerechtigkeitslücken entstanden waren, bereinigt werden können. (Zit. In Bloch/Pasternack 2004: 66)

¹⁰ Auf weitere Falldarstellungen muss hier verzichtet werden, da die jeweiligen Fallspezifika es nicht zulassen würden, sie hinreichend zu anonymisieren.

1.3. Vereinigung im Symbolischen: die Reanimation traditionaler akademischer Formen

Die Universität, so konnte man in den 90er Jahren immer wieder lesen, sei eine jener Institutionen, deren Symbolik zur vernachlässigbaren Größe geschrumpft ist: „Von der EDV erstellte Magisterzeugnisse werden den Absolventen per Post zugestellt, der Talar gehört einem vergangenen Jahrtausend an, und der einzige streng befolgte Ritus ist die Kaffeepause.“ (Kämmerlings 1998) Allerdings hatte sich manches in dieser Hinsicht bereits seit 1990 geändert, wobei die ostdeutschen Hochschulen als Vorreiter auftraten: Deren Erneuerung verband sich auf der symbolischen Ebene mit einer Veralterung.

Die ostdeutschen Professoren holten die Talare aus den Kustodien, staffierten sich mit Amtskette und Beffchen aus und begannen, derart kostümiert durch Straßen und Hallen der Universitätsstädte zu ziehen. Die neuentdeckte Pflege alten Brauchtums in Gestalt der Wiederbelebung akademischer Folkloristik wurde als Geschichtsbewusstsein gelabelt. 1993 hatte zum Beispiel die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg begonnen, jährlich am Reformationstag eine Akademische Disputation in Wittenberg durchzuführen. Vorgeschaltet war (und ist) dieser immer ein farbenfroher Umzug des Akademischen Senats mit Zepter und in Talaren durch die Stadt (Tafel 45).

Solche inszenatorischen Bemühungen waren und sind von Ambivalenzen nicht frei. Angeführt wurde als Argument, dass die Wiederbelebung akademischer Rituale im Osten Deutschlands symbolisch anders besetzt sei, als das in der Bundesrepublik vor 1968 wie auch insgesamt in der deutschen Universitätstradition der Fall gewesen war. Vor 1989 konnte in der Tat die Anrede „Magnifizenz“ eine elegante Vermeidung des „Genosse Rektor“ sein. Nun, so hieß es nach 1989, suche das Bewusstsein akademischer Freiheit einen symbolischen Ausdruck, den es nach 40 Jahren akademischer Unfreiheit legitimerweise beanspruchen könne. Talare würden „als bewußtes Kennzeichen unserer wiedergewonnenen akademischen Freiheit“ getragen, d.h. in Abgrenzung zur DDR, in der sie 1968 abgeschafft worden waren (Kreckel 1999: 71). In der Wochenzeitung „Die Zeit“ stand es etwas deftiger: „Von der Knute der SED-Herrschaft befreit, griffen die Rektoren voller Stolz wieder zum Zepter.“ Nun halte man im Osten Deutschlands „rasselnde Amtsketten“ und „muffige Talare“ für Symbole wiedererlangter akademischer Freiheit. (Etzold 1999)

1993 wurde an der Universität Jena ein neuer Rektor eingeführt. Studentensprecher Michael Leipold nutzte seine Ansprache, um den traditional gewandeten Amtsträger:innen das aus seiner Sicht Nötige mittels ironischer Kommentierung nahezubringen. Die Talare sollten möglicherweise ein traditionelles Sinnbild der Unantastbarkeit, der Souveränität sein. Unantastbar-

Tafel 45: Aufstellung zum alljährlichen Umzug des Akademischen Senats der MLU durch Wittenberg anlässlich des Reformationstages (hier 2019)



Quelle: Stadtverwaltung Wittenberg

keit möge wohl für den einen oder anderen Professor persönlich wünschenswert sein, um sich unbehelligt von Kritik seitens Studierender und Kollegen zu bewegen. Aber für die Anwesenden gelte das gewiss nicht:

„Insofern bedarf es keiner expliziten Betonung, daß *Sie* nicht etwa für die Restauration stehen. Das Bewußtsein, die reaktionären Strukturen des Wissenschaftsbetriebes hinter sich gelassen zu haben, muß dann nicht anlässlich eines für die Universität bedeutenden Festaktes wie diesem ins Verborgene gerückt werden. Es darf sich doch sehr wohl die Frage auch ansatzweise nur erübrigen, ob denn ... nach der pseudosozialistischen Beschneidung der Wissenschaftsfreiheit nun das Reaktionäre sich niederläßt.“ (Leipold 1993: 28f.)

Aus den Zeiten, als in Westdeutschland Talare unüblich geworden waren, stammt die Angewohnheit, auf akademischen Festveranstaltungen die studentischen Sprecher.innen auch dann diszipliniert zur Kenntnis zu nehmen, wenn sie aufmüpfige Sachen sagen. Folglich fand sich die Rede auch in der Dokumentation der Festveranstaltung abgedruckt.

Nun gab es aber kein abgeschottetes Hochschulwesen im Osten der Republik mehr. Vielmehr rückten nach und nach immer mehr Personen westdeutscher Herkunft auf die Professuren von Greifswald bis Ilmenau. Dort fanden sie die akademische Brauchtumspflege vor, die im Westen damals noch

weithin unüblich war, und mussten sich zu ihr verhalten. Manche versuchten, den Mummenschanz durch ein ironisches Lächeln in das eigene, mitunter noch von 68er-Ausläufern geprägte Selbstkonzept zu integrieren. „Talare über Latzhosen“ nannte das der hallesche Rektor Reinhard Kreckel (1999) hintersinnig. Der Jenaer Studentensprecher hatte auch schon daran erinnert: „Haben doch auch einige von Ihnen, werte Professoren, 1968 im Westen – mittendrin in der studentischen Bewegung oder an deren Rande stehend – sich mit akademischer Stagnation auseinandergesetzt“ (Leipold 1993: 29).

In Halle-Wittenberg stand das ironieverbrämte Mitmachen auch in einer gewissen Spannung zu der Gewissheit, mit der von manchen der beteiligten Personen Urteile über den Opportunismus der MLU und ihrer Angehörigen zu DDR-Zeiten verlaublich wurden. Insofern sandten die Kostümmzüge in Wittenberg und Halle indirekt auch eine Botschaft der Gelassenheit. Denn es ließ sich leicht ausmalen, wie widerstandsfähig jemand in der DDR gewesen wäre, die oder der unter freiheitlichen Bedingungen dem Gruppendruck zum Überstreifen eines Talars nicht zu widerstehen vermag. Nur 2014, bei der zweiundzwanzigsten Auflage des Wittenberger Zeremoniells, erschien der Akademische Senat nicht „in unserer Amtstracht“ (Speler 2023: 73), die allerdings keine mehr ist. Die damalige Prorektorin Gesine Foljanty-Jost, seit 1992 Japanologie-Professorin an der MLU, hatte den Mumm zu einem entsprechenden Einspruch gehabt. Doch dann habe die Farblosigkeit der halleschen Abordnung beim damaligen Wittenberger Oberbürgermeister ein solches Entsetzen ausgelöst, dass man im Jahr darauf wieder zur alten Übung zurückkehrte. (Ebd.)

Dabei war es nun nicht so, dass die Talare in der 90er Jahren keinerlei Probleme verursacht hätten. Aufgrund der Nutzungsfrequenz unterlagen sie erheblichem Verschleiß. Bereits 1994 beherrschte die Sache an der Universität Greifswald Senatssitzungen. Man sei ratlos gewesen, was aus dem „Mäntelchen des Rektors“ werden soll, berichtete die Studentenzeitung aus den Beratungen. Der Zustand des einzig erhaltenen Originals habe sich durch die ständige Inanspruchnahme zusehends verschlechtert. Man war sich einig, dass dieses Teil ins Museum gehöre. Aber man habe auch Gefallen an den alten Bräuchen gefunden und wolle nicht mehr mantellos die Traditionen zelebrieren. Eine originalgetreue Kopie koste jedoch zirka 100.000 DM. Dem Vorschlag, vielleicht irgendwo in Osteuropa eine Billigkopie in Auftrag zu geben, sei die Befürchtung entgegengehalten worden, dass dann später womöglich hunderttausende Duplikate existieren könnten. „Letztlich kam der Hinweis, daß dieser Mantel immerhin 400 Jahre und sogar 40 Jahre Kommunismus überstanden hätte und es jetzt auf 4 Wochen nicht ankäme. Daraufhin wurde vertagt“ (Bastian 1994), und zwar bis 1997.

Dann wurde in Greifswald der erste deutsche Wettbewerb um einen Rektormantel ausgeschrieben. 1999 war das Problem abschließend gelöst. Die

Wettbewerbsjury hatte sich, bei 15 Einsendungen, „nicht für eine kupferne Halskrause einer gelernten Korbflechterin“ entschieden, sondern für ein sogenanntes Rad, also einen eher schlichten, am Hals geschnürten Umhang: ein „Modell, das in der frühen Neuzeit als sportlich galt“. Die auf Vorrat produzierten Untertalare umfassten immerhin auch einen „für eine noch zu wählende Rektorin“ (EP 1999).

Auch Fackelzüge wurden in den 90er Jahren wieder Bestandteil der Hochschulfolkloristik. „Von Fachschaften der Studierenden“, so faxte die Pressestelle der Universität Leipzig 1997 in die Zeitungsredaktionen, gebe es die Absicht, „einen alten Brauch wiederzubeleben und am Montagabend zum Rektoratswechsel einen Umzug mit Lichtern und Fackeln vor dem Rektoratsgebäude“ zu veranstalten. „Diese ‚Huldigung‘ in heutiger Zeit verdient sicher, von der Öffentlichkeit bemerkt zu werden“, hieß es ohne nähere Begründung. (Universität Leipzig 1997) Weit über hundert Studenten und Studentinnen zogen dann am 1. Dezember 1997 tatsächlich, nach Einbruch der Dunkelheit, in freier Selbstbestimmung vor das Rektoratsgebäude und blickten im Fackelschein erwartungsvoll nach oben. Halb gerührt, halb amüsiert erschienen die alten und neuen Würdenträger der Universität auf dem Balkon im ersten Obergeschoss, auch dort rechts und links von Fackeln in studentischen Händen flankiert, und bedankten sich artig. Dann gab's Bier für alle. (Vgl. V.S. 1997: 9)

Das „Dresdner Universitätsjournal“ berichtete 1998 vom „großen Zuspruch“, den ein Fackelzug für den Allgemeinchirurgen Professor Hans-Detlev Saeger gefunden habe. Die Organisatoren hätten damit eine alte universitäre Tradition aus dem 19. Jahrhundert wieder aufleben lassen wollen. „Professoren und Studenten organisierten den Zug als Dank für die Entscheidung Saegers, den Ruf an die Universität Heidelberg/Mannheim abzulehnen und in Dresden zu bleiben. Professor Saeger wurde mit seiner Gattin in einer einspännigen Kutsche von der Klinik für Chirurgie bis zu seinem Haus in der Waldparkstraße gefahren.“ („Mediziner veranstalteten Fackelzug“ 1998)

Es erhob sich die Frage nach den sozialen Begründungen solcher repräsentativen Darstellungen in der Öffentlichkeit. Erste Interpretationen sahen im regen Überbieten der westlichen akademischen Ritualisierung die Reaktion einer „bildungsbürgerlichen *noblesse de robe*“ aus neuberufenen und übriggebliebenen Ostprofs, die ihre gegenüber den westdeutschen Kollegen fehlende Anciennität zu kompensieren suchten, indem sie sich besonders traditionsbewusst zeigten (Middell 1997: 144). Doch solche Deutungen wurden spätestens dann hinfällig, als auch westdeutsche Universitäten begannen, sich der in ihren Effektenkammern lagernden symbolgeschwängerten Potenziale zu erinnern.

Zuvor hatte man im Westen der Republik überwiegend mit Irritation auf die ostdeutsche Neigung reagiert, alte rituelle Formen im aufdringlichen Original zu neuer Ehre kommen zu lassen. Immerhin stand doch die seit 1968 vollzogene Abkehr von diesen Formen für einen herrschaftskritischen Blick, der soziale Ungleichheiten an den Hochschulen ins Visier nahm – unausgewogene Bildungsbeteiligung, Eliten-Selbstreproduktion, akademische Oligarchien und personale Abhängigkeitsverhältnisse. Damals war weitgehender Konsens, dass eine moderne, offene Hochschule museal anmutender Traditionspflege nicht bedürfe. Die Universität Hamburg teilte auch noch 1999 mit, dass ihr Fundus zwar 131 Talare berge und sich hin und wieder auch „ein Professor bei einem Auslandsaufenthalt mit einem solchen Gewand“ schmücke. Doch gelte in Hamburg bereits die andernorts als Kompromisslösung getragene Amtskette als „museumsreifes Relikt hanseatischer Hochschulvergangenheit“. Sie sei dementsprechend in einem Tresor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe deponiert. (Universität Hamburg 1999)

Zugleich trafen aber die ostdeutschen Wiederaneignungen traditioneller Formen mit vereinzelt Bestrebungen ähnlicher Art an westdeutschen Hochschulen zusammen. Als die TU München am 24. Juni 1993 ihr 125jähriges Bestehen feierte, war auch der seinerzeitige Dresdner TU-Rektor Günther Landgraf angereist. Sichtlich ergriffen verfasste er hernach eigens einen Artikel, um seiner eigenen Universität folgende Informationen zukommen zu lassen: „Zum ersten Mal seit Kriegsende trugen in München die Rektoren wieder Talare.¹¹ Das ... verlieh der Festveranstaltung im neu erbauten Auditorium maximum einen ganz besonderen Glanz. Der Präsident der TU München, Prof. Meitinger, betonte stolz, daß die reich geschmückten Umhänge und phantasievollen Hüte gute Traditionen neu beleben werden und nicht die Asche bewahren sollen, sondern die Flamme“ (Landgraf 1993).

1998 war die alt-neue Mode auch in Köln wieder angekommen – und erforderte dort ortsspezifische Erläuterungen: „Dies hier ist kein Karnevalskostüm, sondern die Amtstracht des Dekans der Philosophischen Fakultät“, musste Professor Henner von Hesberg vorsorglich erklären, als er im lilasamtenen Talar seinen Magisterkandidat:innen zum Examen gratulierte. Die Magisterfeier war ausgerechnet auf Weiberfastnacht gefallen. (Buchmann 1998) Selbst an den Reformunis kramte man das „Theaterdekor“ wieder hervor und entdeckte den „Spaß am Kostümieren“. „Der wahre Grund für den neuen Trend zur Tradition: Amt und Würden sind schön und gut – aber unsichtbar ... Erst der volle Ornat macht aus Müllers Fritz Magnifizienz Fritz Müller“, so noch einmal „Die Zeit“ (Etzold 1999).

¹¹ Hier war der Autor unzureichend informiert: In München trug man zumindest an der Ludwig-Maximilians-Universität bis in die 60er Jahre Talare.

In Jena, immerhin, hatten sich vier Professoren der Sache auf eine subtile Weise angenommen. Sie schrieben als Autorenteam einen Krimi, Titel: „Unter Talaren“ (Walter et al. 1999). Die Handlung dreht sich um die grassierende Neigung zum akademischen Auftritt im Talar, und anhand dessen werden allerlei Selbstfindungsschwierigkeiten einer ostdeutschen Universität und des westdeutschen Personals, das es dorthin verschlagen hat, verhandelt: „Es wunderte ihn nicht, daß die junge Kollegin so unbedarft war, den Unterschied zwischen ‚Spectabilis‘ und ‚Spektabilität‘ nicht zu kennen, er verschob die erforderliche Belehrung aber“ (ebd.: 42). Natürlich geht es, da ein Krimi, um Morde, aber da diese mit Talaren zusammenhängen, wird am Ende ein Forschungsprojekt „zum Phänomen der Talaritis“ bewilligt (ebd.: 71).

Wofür auch die vier Krimiautoren standen, war eine andere Traditionalisierung: die Rückkehr der „Lehrstühle“. Sie grassieren seit den 90er Jahren wieder allerorten auf Türschildern, Briefköpfen und während akademischer Feiern, obgleich sie die Landesparlamente als Vertretung des Souveräns in den jeweiligen Hochschulgesetzen nicht vorgesehen haben. An der TU Dresden wurden und werden gar Promotionsurkunden „unter dem Rektorat des Professors mit Lehrstuhl ...“ ausgestellt (Reinschke 1997). Einst, d.h. zu Zeiten der Ordinarienuniversität, bezeichnete der Begriff „Lehrstuhl“ eine Ordentliche Professur (oder ein Ordinariat), dessen Inhaber das jeweilige gesamte Lehrgebiet in seiner vollen Breite zu vertreten hatte. Sogenannte „Ordentliche Professoren mit Lehrauftrag“ und außerordentliche Professoren dagegen waren keine Lehrstuhlinhaber und beschränkten sich in der Lehre auf Ausschnitte des Faches.

Nun war und ist der Begriff „Lehrstuhl“ – rechtsfehlerhaft – wieder an zahlreichen Universitäten gebräuchlich geworden, vornehmlich an solchen, die in akademischen Belangen eher konservativ sind und/oder eine besonders intensive Verankerung in der deutschen Universitätstradition dokumentieren möchten. Dass zu den weniger attraktiven Elementen dieser Tradition nun allerdings gerade alles Ordinariale zählte (und es sich heute der Sache nach um Operettenlehrstühle handelt), wird geringer veranschlagt als der funktionale Nutzen: Die Bezeichnung „Lehrstuhl“ dient der symbolischen Selbsterhebung der C4- bzw. W3-Universitätsprofessor:innen über die ‚unterklassigen‘ Kolleg:innen auf C3- bzw. W2 und an HAWs. Amüsiert merkte Karl Friedrich Reimers, Gründungsdekan der Leipziger Kommunikations- und Medienwissenschaften, 1997 dazu an: „Daß auch sächsische Universitätslehrer dazu neigen, ‚vom Gesetzgeber unbelehrbar‘ die Vorgabe des Freistaats zu ignorieren und unter einem eigen-gestalteten Lehrstuhl-Briefkopf mit aller Welt zu korrespondieren, mag sich aus der Wertschätzung einer überlebten Status-Zuweisung ableiten, die deutsche Professoren beim Umgang mit sich selbst immer wieder gern entfalten.“ (Reimers 1997: 31).

Eine andere, weniger subtile Differenzierung hatte man sich dagegen für das Personalverzeichnis der Leipziger Universität ausgedacht, um die Überreste der personellen Flurbereinigung 1990ff. zwar schamhaft, aber doch kenntlich zu machen: Infolge politischer Reinigungsineffizienz war eine neue Personalkategorie entstanden, die „Professoren alten Rechts“. Dabei handelte es sich um solche, die nach DDR-Recht berufen, dann zwar nicht auf die neu ausgeschriebenen Professuren gelangt, aber – da positiv evaluiert – auch nicht entlassen worden waren.¹² Wo nun im Personalverzeichnis bei Professor:innen neuen Rechts das jeweilige Berufsgebiet in Klammern vermerkt war, stand bei diesen Überresten der DDR-Hochschullehrerschaft allein „Professor“ – was offenbar soviel bedeuten sollte wie: Professor für nichts. Einzelne Institute, wie das für Geschichtswissenschaften, sortierten die (wenigen) Hochschullehrer:innen alten Rechts denn auch gleich in die Gruppe der wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen. (Vgl. Universität Leipzig o.J. [1996]).

Dagegen erwiesen sich nach-89er Aufsteiger aus dem nichtakademischen Bereich als empfänglich für die ihnen angetragene Versuchung, sich symbolisch durch einen akademischen Titel als „Namensbestandteil“¹³ erhöhen zu lassen. Der 1993 als Bundespräsidentenskandidat ins Gespräch gebrachte Steffen Heitmann (*1944), sächsischer Justizminister, hatte während seiner Kandidaturodyssee Ablehnung von links bis rechts erfahren. Den einen waren seine wohl durchformulierten und anschließend habilitationsadäquat richtiggestellten politischen Ansichten etwa zu Frauen und Familie schlicht eine „Zumutung“.¹⁴ Die anderen erinnerte sein sächsisches Idiom an Walter Ulbricht.¹⁵ Die Leipziger Juristenfakultät wollte tröstend wirken, entdeckte wissenschaftliche Verdienste Heitmanns und ihr Recht, Ehrendokortitel zu verteilen.¹⁶ Heitmann war nicht abgeneigt, obgleich er über das sächsische Justizprüfungsamt in einem unmittelbaren Vorgesetztenverhältnis zur Leipziger Fakultät stand. Ostdeutsche, die sich noch an Ehrendokortitel für Kurt Hager oder – in Leipzig – an die Ehrenpromotion der

¹² zu deren Rechtsstellung vgl. Neie (1997)

¹³ Akademische Titel sind „anredefähig“, nicht jedoch anredepflichtig. Vgl. Zimmerling (1990: 2) und Kahle (1995: 196)

¹⁴ Aufmacher des „Stern“ 39/1993, Zitat S. 18

¹⁵ Werner Münch, seinerzeit sachsen-anhaltischer Ministerpräsident, zit. in F.A.Z. vom 18.11.1993, S. 1. Am Rande sei erwähnt, dass er sich damit an sich für sein Amt disqualifiziert hatte, da seine Landeseinwohnerschaft überwiegend eine verschärfte Fassung des Ulbricht-Dialekts sprach, nämlich eine Art Sächsisch ohne Sprachmelodie. Doch sollte es noch einige Zeit dauern, bis solche despektierlichen Bemerkungen zumindest in offiziellen Statements nicht mehr goutiert wurden.

¹⁶ „besondere Verdienste um Wissenschaft, Technik, Kultur oder Kunst“ verlangte dafür § 36 Abs. 8 SHG. Eine „maßgebliche Rolle beim Aufbau des Rechtsstaats und bei der Schaffung der sächsischen Verfassung“ Heitmanns sah dies als erfüllt an (Beschluss des Fakultätsrates der Juristenfakultät vom 14.12.1993, in: UAL, Vorlass Pasternack, 1993).

Parteihochschulrektorin Hanna Wolf erinnerten, vermochten hier jedenfalls keinen Ritualgebrauchswandel zu erkennen.¹⁷

Wiederum aber war die Versuchung, gegen alles Feingefühl solche Ehrungen nicht zu verpassen, kein allein ostspezifisches Phänomen. Hannelore Kohl (1933–2001), Gattin des amtierenden Bundeskanzlers, etwa fand die medizinische Ehrendoktorwürde der Greifswalder Universität 1995 auch dann noch annehmbar, als in sämtlichen überregionalen Zeitungen bereits ausführlich gewürdigt worden war, dass ihre – von der Promotionsordnung geforderten – „Leistungen für die Wissenschaft“ eher praktischer und monetärer Natur waren. Der Akademische Senat hatte sich gar per Abstimmung gegen diese offenkundig politisch motivierte Ehrenpromotion ausgesprochen (Lingau 1995). Der Universitätsrektor Jürgen Kohler stand nicht an, eine süffisante Eröffnungsrede zur Ehrenpromotion zu halten: Die Medizinische Fakultät verleihe heute die Ehrendoktorwürde, und zwar – damit auch dem letzten klar werde, dass die Universität nichts dafür könne – „auf der Grundlage von § 2 der Promotionsordnung der Medizinischen Fakultät“. Kohler führte aus, daß es „nicht an mir als einem Fachfremden“ sei, „hier Ausführungen über medizinwissenschaftliche Leistungen zu machen“, um sich zugleich darauf zu freuen, was dem Dekan der Medizinischen Fakultät dazu in seiner Ansprache einfallen werde. (Kohler 1995: 5) Nachdem die Sache überstanden war, änderte der Akademische Senat die Promotionsordnung der Greifswalder Universität,¹⁸ auf dass die Mediziner so etwas nicht noch einmal veranstalteten.

Insgesamt aber konnte man sich fragen, wie tragfähig in Westdeutschland der einstige 68er Abschied von der akademischen Symbolwelt war, welchen Anliegen die Wiederbelebung des akademischen Zeremonialwesens warum nützt, schadet oder ob es einem auch gleichgültig sein kann. Immerhin: In den 90er Jahren gingen bereits mehr als ein Drittel der Schulabgänger.innen an die Hochschulen. Was rechtfertigte in einer solchen Situation elitär anmutende, distinktive symbolische Handlungen eben dieser Hochschulen, die zum bildungsbiografischen Normalfall geworden sind, sich aber immer noch als das Besondere gerieren? Es drängte sich der Verdacht auf, dass es drei wesentliche Botschaften waren, die mit den wiederbelebten akademischen Ritualen vermittelt werden sollten: Historizität, Distinktion und Hierarchie – wir an der Hochschule sind historisch; wir sind anders als alle anderen; und wir legen Wert darauf, dass einige wenige bei uns die Ziele und Wege bestimmen, die die Mehrheit dann anstrebt und beschreitet. Das eine offenkundig diejenigen, die im Osten die Hochschulen erneuerten, und diejenigen, die mit alltagstranszendierenden Ritualen den beginnenden ökonomistischen Zumutungen an die Hochschulen wenigstens symbolisch etwas entgegensetzen wollten.

¹⁷ vgl., entgegengesetzt argumentierend, Pasternack (1994) und Rauscher (1994)

¹⁸ Journal der Ernst-Moritz-Arndt-Universität 5/1995, S. 2

2. Netzwerk­tätige: die Zweite Wissenschaftskultur

2.1. Entinstitutionalisierung und Notinstitutionalisierung

Mit den personellen Umgruppierungen vollzog sich zugleich auch eine Entinstitutionalisierung von bislang bestehenden thematischen und personalen Wissenschaftszusammenhängen. Das verband sich mit sehr praktisch wirkenden Umständen: Zahlreiche Wissenschaftler.innen hatten fortan nur ausnahmsweise Zugang zum etablierten wissenschaftlichen Betrieb mit seinen Ressourcen, Tagungen, Reviewprozessen oder symbolischen Anerkennungsgesten. Sie waren aus einem aktiven Berufsleben herausgerissen worden, ohne innerlich bereits auf einen eher passiven Lebensabend eingestellt zu sein. Dann aber landeten zahlreiche Professoren und andere Wissenschaftlerinnen, häufig im Kollektiv, in ABM-Maßnahmen – die in den 1990er Jahren zur Ruhigstellung üppig ausgereicht wurden. Beschäftigungspolitisch waren sie nicht mit dem Anliegen verknüpft, einen Weg in den ersten Arbeitsmarkt zu bahnen. Dem stand die offenkundige Aussichtslosigkeit entgegen. Da die ABM-Stellen Träger benötigten, wurden in großer Zahl Vereine gegründet. So beschäftigte, um ein Beispiel zu nennen, der Wissenschaftssoziologie und -statistik e.V. (1991–2014) in der ersten Hälfte der 90er Jahre zeitgleich bis zu 21 Mitarbeiter.innen auf ABM-Basis. Über die gesamte Zeit seiner Existenz waren dort 42 Personen mittels ABM-Maßnahmen in ein- und mehrjährige WiSoS-projekte einbezogen (Meier 2019: 273). Das war einerseits eine Versorgung, andererseits aber wenig glamourös. Man muss sich nur das Wort „Arbeitsbeschaffungsmaßnahme“ auf der Zunge zergehen lassen und sich dann vergegenwärtigen, dass die ABM-Stellen-Inhaber dieselbe Arbeit taten wie zuvor in ihren Instituten oder Hochschulen. Überdies waren die Stellen permanent gefährdet, da naturgemäß befristet.

Letztlich waren die in den Vereinen Aktiven aber Wissenschaftler.innen und also an Inhalten interessiert. Passend zu ihrem prekären organisatorischen Status sahen sie sich inhaltlich marginalisiert: Der wissenschaftliche Mainstream, insbesondere in bezug auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts, entsprach weithin nicht den von ihnen vertretenen Positionen. Hier kamen kognitive Motive mit sozialen zusammen. Nach 1989, so formulierte der damals an der University of Glamorgan (Wales) lehrende Historiker Stefan Berger anhand der Geschichtswissenschaft, sei aus der DDR-Wissenschaft ein „Kuriositätenkabinett“ geworden, mit deren Personal z.B. westdeutsche Historiker nichts mehr tun haben wollten:

„Die vor 1989 zunehmende Bereitschaft einer westdeutschen Anerkennung der ostdeutschen Geschichtswissenschaft, der man z.T. einen hohen Grad von theoretischer und methodologischer Unabhängigkeit von politischer Gängelung bescheinigte, wich nun einer Pauschalverdamnung. Zahlreiche Arbeiten zur DDR-Geschichtswissenschaft, die nach 1990 erschienen, gingen von der Grundannahme eines qualitativen Grabens aus, der die Wissenschaftssysteme beider Deutschlands trenne“ (Berger 2002: 1016f.).

Mit den Vereinsgründungen wurde – so zunächst nichtintendiert – etwas vorbereitet, das dann als „Zweite Wissenschaftskultur“ bezeichnet werden sollte. Die Landschaft der Wissenschaftsvereine verdichtete sich zu einer faktischen Gegenstrategie, mit der individuelle und kollektive Entinstitutionalisierungen durch neue Quasi-Institutionalisierungen gekontert wurden. Zur Geschichte der ostdeutschen Wissenschaftstransformation gehört damit, dass zahlreiche Akademiker:innen ihre Exklusion aus dem offiziellen Wissenschaftsbetrieb nicht passiv geschehen ließen, sondern aktiv Ausweichstrategien entwickelten. Dies wurde – inhaltlich interessenlos – von einer Ersatzarbeitsverwaltung in Gestalt der Bundesanstalt für Arbeit (BA) gefördert. Die BA konnte dafür auf zusätzliche Mittel aus dem Bundeshaushalt zurückgreifen, die – nach Bischofferode, den Dauerprotesten gegen die Treuhand-Anstalt und anderen Störungen des Einheitsfriedens – zur Aufstandsvermeidung bewilligt worden waren. Derart sorgte also der, von den Vereinsprotagonisten ansonsten als wenig fürsorglich wahrgenommene neue Staat rund ein Jahrzehnt lang dafür, diese Landschaft alternativer Strukturen zu stabilisieren

Der Begriff „Zweite Wissenschaftskultur“ traf zwei zentrale Punkte: Es war eine andere Kultur, und es war eine nachgeordnete Struktur. Die so entstandenen Vereine fungierten ersatzweise als neue akademische Hauptgeschäftsstellen, ohne indes mit der Ausstrahlung der staatlich finanzierten Einrichtungen mithalten zu können. Vom offiziellen Wissenschaftsbetrieb blieben sie weitgehend isoliert: „Wer es geschafft hat, zur etablierten Wissenschaft zu zählen, der lässt sich dort nicht sehen“, konstatiert ein abgewickelter Literaturprofessor in Werner Mittenzweiss Roman „Brocken-Legende“. Denn: „Uns zu kennen lohnt nicht mehr.“ (Mittenzwei 2007: 130f.) Die Vereine bildeten die organisatorische Struktur eines postsozialistischen Wissenschaftsmilieus. Noch einmal Stefan Berger: „In den Überresten der alten DDR-Geschichtswissenschaft macht es sich seit Anfang der 1990er Jahre eine alternative historische Kultur gemütlich, die, von der westlichen Universitätshistorie z.T. unbeachtet oder auch bewußt ignoriert, erhebliche Arbeit leistet“. Bei dieser Arbeit falle auf, „wie verbissen sie an ihrem Selbstverständnis als Wissenschaftler festhalten“ (Berger 2002: 1017, 1020).

Gesellschaftswissenschaftlern fiel dies grundsätzlich leichter als Naturwissenschaftler:innen. Letzteren fehlte der Zugriff auf Labore, apparative Aus-

stattungen bzw. Drittmittel, um die Ausstattungen zu erlangen, oder die Arbeit in klinischen Kontexten. Ersatzweise wurden auch zahlreiche Naturwissenschaftler zu (Zeit-)Historikern ihres jeweiligen Faches. In den Vereinen der Zweiten Wissenschaftskultur fand sich dann ein reges und anhaltendes Veranstaltungs- und Publikationswesen entfaltet. Ihr Integrationsmodus funktionierte über Gemeinsamkeiten der thematischen Interessen, die Ablehnung einer Delegitimierung der DDR (was als Delegitimierung der eigenen Lebensleistungen wahrgenommen wurde), die Bezugnahme auf Forschungsergebnisse der DDR-Wissenschaft (die ansonsten häufig als ‚nicht zitationsfähig‘ betrachtet wurden und werden) sowie Referenten- und Autorennetzwerke. Die Vereine boten einerseits den (Kommunikations-)Rahmen für wissenschaftliche Arbeit. Andererseits wurden auch traditionelle akademische Formen gepflegt, wie etwa die Festschriftenkultur: Eines der Anliegen, dessen man sich im Gesellschaftswissenschaftliches Forum e.V. (GWF) angenommen habe, sei „die Würdigung von Wissenschaftlern, die ihre Entwicklung in der DDR genommen haben, aus Anlaß runder Geburtstage“ (Meier 1998: 71).¹⁹

Der Veranstaltungsbetrieb innerhalb der Zweiten Wissenschaftskultur wurde als ambivalent geschildert. John Erpenbeck hat in seinem Roman „Aufschwung“ anschaulich (und wohl kaum fiktionalisiert) eine Tagung einer (fiktiven oder pseudonymisierten) Gundling-Gesellschaft beschrieben. Unter dem Namen des verachteten und verlachten Akademiepräsidenten aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. hätten sich abgewickelte Akademieangehörige zusammengeschlossen. Sie treffen sich einmal im Monat, aber Erpenbecks Erzähler Rothenburg – einst Philosophie-Professor an der Akademie, dann „devaluiert“ – empfindet die Zusammenkunft als gespenstisch. Sie findet im Versammlungsraum eines Betonplattenbaus, früher von Hausgemeinschaften für Feste genutzt, statt. „Zukunftsgestaltung als Evolutionsprozeß“ ist das Thema der Veranstaltung, und neue Forschungsergebnisse sollen präsentiert werden. Rothenburg findet ein wunderliches Gemisch aus Betroffenheit und Abstraktion vor:

„Der Philosoph, ein alter Bekannter und Widersacher, schlug die Schlacht um antagonistische und nichtantagonistische Widersprüche noch einmal. Der Historiker erklärte, warum Wende und Wiedervereinigung gesetzmäßig gewesen waren; vor Wendezeiten hatte er allerdings, ebenso überzeugt, den gesetzmäßigen Zusammenbruch des Kapitalismus beschworen. [...] Einige berichteten von ihren Leben nach der Wende, von den Gefühlen der Sinnlosigkeit und Leere. Andere gaben scharfsinnige theoretische Kommentare, ein intellektuelles Feuerwerk, das in allen Hauptstädten außerhalb Deutschlands mit Hochachtung bedacht

¹⁹ Eine ausführliche Beschreibung und Einordnung enthält der Text „Was heißt und zu welchem Ende betreibt man die Zweite Wissenschaftskultur“ von Hansgünter Meyer (2006).

worden wäre. Hier blieb es innerhalb der dumpfen Betonmauern.“ (Erpenbeck 1996: 75f.)

Die Vereine unterschieden sich dabei deutlich von sonst üblichen Zusammenschlüssen. So waren die vorrangig historisch tätigen, keine Geschichtsvereine im hergebrachten Sinne, denn in den ostdeutschen e.V.s hatten sich nicht Laienhistoriker:innen zur historiografischen Freizeitgestaltung versammelt. Vielmehr war die Arbeit durch die Zusammensetzung ihrer Mitgliedschaft von vornherein professionalisiert. Infolgedessen erfüllten die dort entstehenden Produkte auch weithin die herkömmlichen Standards. Hier kann etwa auf die Publikationen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen oder die Veröffentlichungen der Berliner Alternativen Enquête-Kommission „Deutsche Zeitgeschichte“ e.V. verwiesen werden. Deren Publikationen wurden denn auch gelegentlich in der Fach- und Qualitätspresse rezensiert – wobei auffallend war, dass sie am ehesten Aufmerksamkeit zu erlangen vermochten, wenn sie sich in ihren Veranstaltungen und Publikationen kommunistischen Häretikern widmeten.

2.2. Zwei Vereinsarten

Da der geografische Bezugsraum der Zweiten Wissenschaftskultur das Territorium der früheren DDR war, in der DDR aber die größte Wissenschafts- und Wissenschaftler-Konzentration – neben Sachsen – in Berlin (Ost) bestand, bildete der Ostteil Berlins einen örtlichen Schwerpunkt der Zweiten Wissenschaftskultur: Dort existierten ihre meisten Vereine. 2004 hatten wir diese recherchiert (Bloch/Pasternack 2004: 58) und folgende damals aktive Vereine identifizieren können:²⁰

- Arbeitskreis zur Geschichte der Berliner Universitäten
- Berliner Alternatives Geschichtsforum (Fortsetzung der Alternativen Enquete-Kommission)
- Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung
- Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition
- BISS – Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien
- Initiative Sozialwissenschaftler Ost ISO
- Institut für angewandte Demographie IFAB
- Institut für Sozialökonomische Strukturanalysen SÖSTRA
- Interessengemeinschaft Medizin und Gesellschaft
- Johannes Sassenbach Gesellschaft
- Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin

²⁰ vgl. auch, über Berlin hinausgehend, als erste veröffentlichte Übersicht: Förderkreis demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (1992), und spätere Übersichten in Mähler (2002) und H. Meyer (2006)

- Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung
- Forschungsinstitut der Internationalen Wissenschaftlichen Vereinigung Weltwirtschaft und Weltpolitik
- Fortbildungsakademie der Volkssolidarität
- Gemeinschaft für Sozialökologie
- Gesellschaft für Humanontogenetik
- Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik/Berliner Debatte Initial
- Gesellschaft für Wissenschaftsforschung
- Gesellschaftswissenschaftliches Forum
- Helle Panke zur Förderung von Politik, Bildung und Kultur
- Luisenstädtischer Bildungsverein
- Marxistischer Arbeitskreis zur Geschichte der Arbeiterbewegung
- Netzwerk für Ostdeutschlandforschung
- Social Data GmbH / isda Institut für Sozialdatenanalyse
- Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum Berlin-Brandenburg
- Unabhängiges Institut für Friedensforschung
- Verein für Angewandte Konfliktforschung
- Verein zur Förderung sprachwissenschaftlicher Studien
- WiSoS – Verein für Wissenschaftssoziologie und Statistik

Diese Liste enthält implizit auch die Mitteilung, dass sich zwei verschiedene Gruppen von Vereinen typisieren lassen:

■ Zum einen können die Vereine derjenigen Wissenschaftler:innen zusammengefasst werden, die gleichsam abschließend abgewickelt waren: Ihre Mitglieder hatten eine Re-Integration ins etablierte akademische System kaum zu erwarten. Ihre Vereine lassen sich als Not-Institutionalisierungen charakterisieren, da andere Institutionalisierungsformen nicht mehr zur Verfügung standen. Sie waren soziale Rückzugsfelder aller Voraussicht nach endgültig marginalisierter Wissenschaftler. Inhaltlich beschäftigten sich diese Vereine vornehmlich mit der DDR-Geschichte und aktuellen Fragestellungen politischer Analyse. Entsprechend waren dort auch Historiker:innen überdurchschnittlich vertreten, ergänzt um vergleichsweise viele Wissenschaftler anderer Fächer, die nun auf ihr Fach bezogene Zeitgeschichte betrieben.

■ Zum anderen gab es die Gruppe der in engerem Sinne sozialwissenschaftlich ausgerichteten Vereine. 1993 hatten 30 soziologische bzw. soziologienahe Vereine gezählt werden können (Melis/Meyer 1993: 28). Sie suchten aktiv empirische Sozialforschung zu betreiben und dadurch bzw. dafür Drittmittel zu akquirieren. Ihre Mitglieder waren vielfach im mittleren Erwerbsalter. Sie nutzten die Vereinskonstruktion häufig lediglich aus pragmatischen Gründen als berufsbiografische Zwischenstation und strebten eine Rückkehr in Universitäten oder öffentliche Forschungsinstitute an. Solche Vereine waren etwa das Berlin-Brandenburger Institut für Sozialwissenschaftliche Studien e.V. (BISS), das Institut für Sozialdatenanalyse e.V. (isda)

oder das Leipziger Zentrum für Arbeits- und Organisationsforschung e.V. (ZAROF). Sie hingen allerdings existentiell an ABM-Stellen und/oder meist öffentlichen Forschungsaufträgen (vgl. Kollmorgen 1995; Lohr et al. 1996; Kollmorgen et al. 1997). Inhaltlich waren sie häufig aktive Begleiter des Transformationsprozesses, indem sie Planungs- und Beratungsaufgaben übernahmen, die in Westdeutschland eher im öffentlichen Wissenschaftssystem oder in der staatlichen Administration angesiedelt sind. So sei dann nicht selten eine paradoxe Situation eingetreten: Wegen ihrer Staatsnähe beseitigte Institutionen arbeiteten nun als selbstorganisierte Einheiten erneut sowohl auf ihren alten Gebieten als auch staatsnah (Werner 1994: 118).

Einige der sozialwissenschaftlich tätigen Vereine vermochten es, die Kenntnisnahme ihrer Arbeitsergebnisse über den engeren Kreis ihrer Peer-Group zu erreichen. Hier war der Grund, dass sie stärker als geisteswissenschaftliche Zusammenschlüsse in der Lage waren, sozialtechnologisch verwertbares Wissen zu produzieren. Einige wenige von diesen haben sich auch als freie Forschungs- und Beratungsagenturen dauerhaft etablieren, d.h. einen Wechsel von der Gründer- zu einer Nachfolgeneration bewerkstelligen können (etwa ZAROF, nun mit Doppelsitz in Leipzig und Berlin²¹). Für die geisteswissenschaftlich dominierten Vereine hingegen bestand ein Hauptproblem in ihrer unzulänglichen Anerkennung – sowohl hinsichtlich ihrer Akzeptanz im Wissenschaftsbetrieb und der öffentlichen Wahrnehmung als auch im Hinblick auf ihre Förderfähigkeit aus öffentlichen Mitteln.

Daraus folgten konkrete Probleme: Die Arbeit war größtenteils ehrenamtlich. Publikationen blieben oft Graue Literatur. Tagungen konnten aus finanziellen Gründen häufig nicht selbst veranstaltet werden. Adäquate Räumlichkeiten fehlten ebenso wie sonstige für wissenschaftliches Arbeiten notwendige infrastrukturelle Bedingungen. Eine Reproduktion über die Ausbildung wissenschaftlichen Nachwuchses konnte nicht stattfinden. Konstatiert wurde insofern, dass die Vereinigung es mit sich gebracht habe, „daß es nun gerade erst recht zweierlei Wissenschaft in Deutschland gibt“ (Meier 1998: 70). Dennoch wurde eine beachtliche Produktivität entwickelt.

Der Historiker Wolfgang Küttler, einst an der AdW und nun ein Wanderer zwischen erster und Zweiter Wissenschaftskultur, hatte bereits 1997 die Frage nach der wahrscheinlichen Perspektive der Vereine gestellt (zit. In Pasternack 1999b: 389). Er hielt drei Optionen für möglich: Aussterben, intellektuelle Beiträge zu dauerhafter qualifizierter Systemopposition oder aber Ost-West-Integration im Zuge des Aufhebens der Ost-West-Zweiteilung. Nimmt man diese drei Optionen, so lässt sich sagen: Qualifizierte Systemopposition war bereits damals nicht dominant, denn die Vereinsprotagonisten

²¹ vgl. <https://www.zarof-gmbh.de/> (4.4.2024)

verstanden sich weniger als Oppositionelle, sondern als auf Grund eines Missverständnisses deklassierte Elite. Deren Adressat für politische Kritik und Vorschläge war die nun amtierende Elite, von der man als ihresgleichen anerkannt werden mochte (Bultmann 1997: 35). Ost-West-Integrationswirkungen waren von den Vereinen gleichfalls nicht zu erwarten: Es bestand kein hinreichendes Sanktionspotential ostdeutscher marginalisierter DDR-Eliten gegenüber der (west)deutschen Gesellschaft, das eine Integration erzwingen oder auch nur aus Sicht des etablierten Politik- und Wissenschaftsbetriebs als vorteilhaft erscheinen lassen könnte. Es blieb folglich das Aussterben.

Als Zerfallsprodukte einer Personen- und Programmabwicklung standen die Vereine am Ende von Berufsbiografien, Forschungsrichtungen oder -perspektiven. Sie repräsentierten insoweit ausgelaufene Modelle, haben aber ihre Funktion gehabt: sowohl in der Bereitstellung einer Kommunikations- und Resonanzstruktur für wissenschaftliches Weiterarbeiten als auch dadurch, dass auf sie ein beträchtlicher Teil der Dokumentationen zur DDR-(Gesellschafts-)Wissenschaftsgeschichte zurückgeht. Denn die Zweite Wissenschaftskultur hatte einen wesentlichen Anteil am postmortalen Nachleben der DDR-Wissenschaft. Die intensive Dokumentation ausgewählter Hinterlassenschaften der DDR-Wissenschaften, die Sicherung von Datenbeständen, die Aufzeichnung von Erfahrungen der Protagonisten in Gestalt sowohl selbstreflexiver Autobiografien als auch reflexionsentlasteter Darstellungen – das sind Leistungen (auch) dieser Wissenschaftskultur gewesen.

3. Wirkungen und Nachwirkungen: die ostdeutsche Repräsentationslücke

Rechtzeitig, bereits in den 90er Jahren, wurde konstatiert, dass die Vertretung Ostdeutscher in herausgehobenen Positionen der vereinigten Bundesrepublik unterdurchschnittlich sei (Bürklin 1997). Das verband sich mit ganz verschiedenen Empfindungen. Den einen war das ein Indiz für eine Kolonialisierung des Ostens durch den Westen. Andere sahen es als Übergangsphänomen: Revolutionäre Umbrüche erzwingen üblicherweise unter anderem einen Elitewechsel, in Ostdeutschland aber habe keine hinreichende Oppositionselite zur Verfügung gestanden, die in größerem Umfang Spitzenpositionen hätte übernehmen können. Wieder andere empfanden bereits die vorhandenen Ostdeutschen in solchen Positionen als vollständig ausreichend, da hinlänglich problematisch. Und schließlich wurde darauf verwiesen, dass sich ja immer dann, wenn für eine bestimmte Aufgabe ausdrücklich Ostdeutsche gesucht werden, zeige, wie dünn die verfügbare Personaldecke sei.

Wenn auch, wie Steffen Mau (2019: 178) resümiert, keinesfalls alle gesellschaftlichen Leitungsfunktionen von Westdeutschen übernommen wurden, so habe für die Nachwendezeit doch die Formel gegolten: „Je höher, je einflussreicher, je bedeutsamer die Position war, desto wahrscheinlicher wurde sie mit jemandem aus dem Westen besetzt.“ Mit Zulagen und Vergünstigungen wurde dieses Personal in den „nahen Osten“ geschickt. „Einen solch umfangreichen Elitenaustausch hat kein osteuropäisches Land erlebt.“

Besonders heikel daran ist, dass sich dies intergenerationell fortsetzt. So sind nach Angaben des Leipziger Elitenmonitors zwischen 2018 und 2022 57 Prozent der damaligen 2.763 Inhaber:innen von Spitzenpositionen ausgeschieden. Unter Spitzenpositionen werden in dem Monitor die höchsten Führungspositionen der zentralen Institutionen und Organisationen gerechnet: z.B. in der Politik die Mitglieder der Bundes- und Landesregierungen, die Fraktionsvorstände im Bundestag, die Vorsitzenden großer Parteien etc.; im Bereich Zivilgesellschaft die Vorsitzenden der größten Organisationen, die Wohlfahrtsleistungen bereitstellen, in Anspruch nehmen, nicht-wirtschaftliche, gesamtgesellschaftliche Interessen vertreten und den Staat kontrollieren, oder Organisationen der gesellschaftlichen Selbstorganisation, z.B. Arbeiterwohlfahrt, Ärzte ohne Grenzen, BUND. (Universität Leipzig/Universität Jena/Hochschule Zittau/Görlitz 2023: 4)

Hier zeigte sich in den Jahren 2018 bis 2022: Bei den Neubesetzungen, die durch das Ausscheiden bisheriger Positionsinhaber:innen notwendig waren, wurden von Westdeutschen 2018 eingenommene Positionen bis 2022 zu acht Prozent mit Ostdeutschen neu besetzt. Bei den von Ostdeutschen im

Jahre 2018 eingenommenen Positionen hingegen kamen zu 54 Prozent Westdeutsche zum Zuge. Fazit: Die „Unterrepräsentation baut sich nicht autogen ab“. (Ebd.)

3.1. Repräsentanz Ostdeutscher in der akademischen Funktionselite im Zeitverlauf

Betrachten wir das näher für die akademische Funktionselite, also die Inhaber:innen herausgehobener Positionen im Wissenschaftsbereich. Darunter soll hier die Gruppe derer verstanden werden, die solche Leitungsfunktionen bzw. Entscheiderpositionen im Wissenschaftsbetrieb wahrnehmen, für die dreierlei charakteristisch ist: Zum ersten muss man in formaler Hinsicht, um für solche Funktionen infrage zu kommen, Professor:in sein – dies gilt jedenfalls im Regelfall. Zum zweiten wird in der jeweiligen Rolle Verantwortung für eine größere Zahl von Organisationseinheiten oder/und für eine bzw. mehrere Fachcommunities wahrgenommen. Zum dritten kann (dadurch) maßgeblich auf Richtungsentscheidungen für einen Bereich der Wissenschaft oder die Wissenschaft insgesamt Einfluss genommen werden. Die akademische Funktionselite umfasst demgemäß Positionen in Hochschulrektoren, Direktionen von außeruniversitären Forschungsinstituten, Präsidialfunktionen in Wissenschaftsorganisationen und wissenschaftlichen Akademien, Akademie-Langzeitprojekt-Leitungen, Vorsitze von Fachgesellschaften und dgl.

Diese Definition vermeidet es, sämtliche Inhaber:innen einer Professur zur akademischen Funktionselite zu zählen. Denn allein der Umstand, dass jemand eine Professur besetzt, bringt noch keinen maßgeblichen Einfluss auf Richtungsentscheidungen mit sich – dafür sind die individuellen Positionierungen im Wissenschaftsbetrieb häufig zu peripher. Einige der nachfolgend referierten empirischen Erhebungen legen andere Definitionen zugrunde, sollen hier aber dennoch nicht ignoriert werden: Zur Nachzeichnung der Tendenzen lässt sich nur verwenden, was diesbezüglich an Erhebungen vorhanden ist, und für die Trendbetrachtung ist deren Gesamtschau in jedem Falle hilfreich. Vor diesem Hintergrund wird hier auch keine eigene Erhebung dazu geliefert, wie es sich mit den Ost-West-Verteilungen auf sämtlichen der o.g. herausgehobenen Positionen verhalten hat oder heute verhält. Es soll mit der o.g. Definition lediglich veranschaulicht werden, auf welche Positionen das Augenmerk gelegt werden sollte, wenn man die Wahrnehmung schärfen möchte.

Die Beantwortung der Frage „Wer ist ostdeutsch?“ wird mit den dahinziehenden Jahren zunehmend prekärer. Sie kann aber mit plausiblen Setzungen geleistet werden. Nicht hinreichend plausibel ist z.B. das alleinige Kriterium „ostdeutscher Geburtsort“, da die Primärsozialisation dennoch außer-

halb Ostdeutschlands stattgefunden haben kann. Ebenso ist es nicht hinreichend plausibel, wenn in Ostdeutschland geborene Personen, die in einer von West nach Ost migrierten Familie aufgewachsen sind, als Ostdeutsche kategorisiert werden. Denn deren familiäre Sozialisation ist dennoch westdeutsch geprägt gewesen. Stattdessen lassen sich Personen ostdeutscher Herkunft verstehen als solche mit ostdeutschem Geburtsort, ostdeutschem Familienhintergrund und ostdeutscher Schullaufbahn bis zur Sekundarstufe 1.

1997 hatte eine Studie zum Thema der Ost-West-Verteilung in herausgehobenen Positionen für den Bereich der gesamtdeutschen Wissenschaft ermittelt, dass sieben Prozent der dortigen Elitepositionen ostdeutsch besetzt sind (Machatzke 1997: 65–67). Elite wurde dabei verstanden als die Personen, die an den für die Gesamtgesellschaft zentralen Entscheidungen in strategischer Weise, maßgeblich und regelmäßig mitwirken (Bürklin 1997: 16). In der gesamtdeutschen Funktionselite, d.h. unter Einbeziehung außerwissenschaftlicher Sektoren, waren Ostdeutsche mit zirka zwölf Prozent vertreten (Welzel 1997: 201). Der ostdeutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik betrug 21 Prozent. Sieben Prozent ostdeutsch besetzte Elitepositionen in der Wissenschaft versus zwölf Prozent über alle Bereiche hinweg: Dies markierte, dass die Ost-West-Unausgewogenheiten im akademischen Betrieb noch stärker waren als diejenigen in anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Als 2002 die Berliner Wissenschaftsverwaltung erstmals ‚ostdeutsch‘ geführt wurde, insoweit Senator und Wissenschaftsstaatssekretär aus dem Osten stammten, zeigte sich der Präsident der Universität der Künste besorgt „auf Grund der Tatsache, dass wir nun zum ersten Mal ein reines Gespann aus den neuen Ländern haben. Ich bin mir nicht sicher, ob damit nicht a priori manche Entscheidungen in ein falsches Licht geraten.“²² Zuvor waren es reine West-Gespanne gewesen, die seit 1990 die gesamtberliner Wissenschaft administriert hatten. Sie waren kein Anlass für Befürchtungen gewesen, „ob damit nicht a priori manche Entscheidungen in ein falsches Licht geraten“. Gleichwohl waren sie geraten.²³

Bis 2013 hatten sich die Verhältnisse nicht gebessert. Eine Studie des WZB Berlin, die Eliten etwas enger als Inhaber formaler Führungspositionen in den wichtigsten Organisationen mit maßgeblichem Einfluss auf gesamtgesellschaftliche Entscheidungsprozesse begriff – bundesweit 956 Personen –, identifizierte unter diesen drei Prozent Ostdeutsche. In der gesamtdeutschen Wissenschaft zählten zu der so verstandenen Positionselite die Präsidenten und Vizepräsidenten der großen Wissenschaftsorganisationen. Von

²² Universität der Künste Berlin: Protokoll der 210. ordentlichen Sitzung des Akademischen Senats am 06.02.2002, Bl. 2

²³ s.o. D. 1.2. Kollisionsfolgen > Fallbeispiel: „Werkstatt der Einheit“ – West-Berliner Wissenschaftsverwaltung und Ost-Berliner Wissenschaft

ihnen stammten 2,5 Prozent aus Ostdeutschland. (Bunselmeyer/Holland-Cunz/Dribbisch 2013: 7, 10, 22)

Selbstredend ließen sich herausgehobene Ämter in der Wissenschaft nicht einfach deshalb mit Ostdeutschen besetzen, um Selbstbewusstseinsdefizite der ostdeutschen Bevölkerung ausgleichen zu können. Schließlich muss den Hochschulen eine Amtsbesetzung nicht deshalb zwingend gut bekommen, weil es eine Koinzidenz von geografischem Hochschulstandort und biografischer Herkunft der Amtsinhaber.innen gibt. Manche Hochschule hatte das Ende eines ostdeutsch besetzten Rektorates oder Prorektorates auch mit guten Gründen herbeisehnen müssen. Ebenso selbstredend hat nicht jede Besetzung mit westdeutschen Kandidaten die Erwartungen erfüllen können. Es gab jedenfalls eine Häufung von Amtsbesetzungen, die nur eine Legislatur währten, und dies betraf Ost- wie Westdeutsche.

Doch geht es um die Tendenz der Ost-West-Verteilungen – und das letztlich im Zeitverlauf bis heute. Hier haben sich die quantitativen Verhältnisse bei der Besetzung von wissenschaftlichen Top-Positionen anhaltend kaum geändert. Der Soziologe Raj Kollmorgen hat die Studien, die über die Jahrzehnte den Sachverhalt dokumentierten, zusammengefasst und um eine eigene Erhebung ergänzt. Die Resultate werden in Tafel 46 mitgeteilt. Es zeigt

Tafel 46: Anteil Ostdeutscher an der deutschen Wissenschaftselite 1995–2023 (in %)¹)

Anteil Ostdeutscher an gesamtdeutscher Wissenschaftselite: Zeitpunkt-Erhebungen							
Jahr	1995 ²⁾			2012 ³⁾	2018 ⁴⁾	2022 ⁴⁾	
Top-Elite				2,5			
Elite	7				2	8	
Anteil Ostdeutscher an gesamtdeutscher Wissenschaftselite: Zeitraum-Erhebung ⁵⁾							
Zeitraum	1990–94	1995–99	2000–04	2005–09	2010–14	2015–19	2020–23
Top-Elite	10	14	7	0	8	16	10
Anteil Ostdeutscher an ostdeutscher Wissenschafts(sub)elite: Zeitpunkt-Erhebung ⁶⁾							
Jahr	2004				2016	2022	
Rektorinnen/Präsidenten der 23 größten ostdt. Hochschulen ⁷⁾	22				15	17	
Direktorinnen und Bereichsleiter ostdeutscher auFE					25	20	

¹) freie Felder: k.A. ²) nach Potsdamer Elitestudie, Netto-Sample: 164 Positionen. ³) nach WZB-Studie, Netto-Sample: 58 Positionen. ⁴) eigene Erhebung Kollmorgen, Netto-Sample: 162 Positionen. ⁵) Erhebung Kollmorgen. Einbezogen sind Präsidenschaften/Vorsitze von Leopoldina, BBAW, Wissenschaftsrat, DFG, WGL, MPG, FhG, Helmholtz-Zentrum Dresden-Rossendorf, MDC Berlin, UFZ Leipzig, HU Berlin, Universitäten Jena, Leipzig, Hamburg, LMU München, Köln sowie DFG-Leibniz-Preisträger.innen. ⁶) Schönherr/Antusch/Jacobs (2022: 14f.). ⁷) Hier sind auch FhS/HAWs einbezogen. An ostdeutschen Universitäten gibt es zwei Rektoren/Präsidentinnen ostdeutscher Herkunft (BTU Cottbus-Senftenberg und TU Ilmenau), zzgl. eines Präsidenten einer westdeutschen Uni (Frankfurt a.M.) (Stand 2025).

Quelle: Kollmorgen (2024: 49, 51, 52), Einzelnachweise dort. Eigene Darstellung

sich insgesamt, dass die Anteile Ostdeutscher gesamtdeutsch selten über zehn Prozent hinausgewachsen sind und auch in Ostdeutschland selbst maximal ein Viertel erreichen.

Gelegentlich wird darauf verwiesen, dass dies kaum verwundern könne, denn, so der evangelische Philosoph und einstige SPD-Fraktionsvorsitzende in der letzten DDR-Volkskammer, Richard Schröder (2025): Die SED habe sich schließlich die Universitäten vollkommen unterworfen gehabt, sodass ihre Professoren vollständig diskreditiert gewesen seien. Ebenso habe es auch keine sonstigen qualifizierten Ostdeutschen gegeben, die die bisherigen Professoren hätten ersetzen können, denn der Mittelbau hatte sich auf eine Karriere im SED-Staat vorbereitet und war entsprechend ausgesiebt worden. Daher sei es „eine allzu simple Sicht der Dinge“, dafür die Modalitäten des Transformationsprozesses verantwortlich zu machen. Ist das hinreichend erklärungskräftig auch für einen Zeitpunkt über drei Jahrzehnte später?

Zu denken geben könnte hier zunächst zweierlei: Wer sich seinerzeit noch nicht auf eine Karriere im SED-Staat hatte vorbereiten können, weil sie oder er im Jahre 1990 bspw. 20 Jahre alt war, ist heute 55 Jahre alt – und gehört damit seit immerhin 15 Jahren zu den typischen Altersjahrgängen, aus denen die Funktionseliten rekrutiert werden. Daneben gilt die Annahme, dass die jüngere und mittlere Generation der Wissenschaftler.innen sich vorrangig auf eine „Karriere im SED-Staat“ vorbereitet habe, zumindest für die nichtgesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen nur sehr bedingt. Deren Angehörige haben sich ganz überwiegend auf eine eher wenig politisierte berufliche Laufbahn vorbereitet.

Jedenfalls ergeben die vorhandenen Erhebungen, dass Ostdeutsche in der akademischen Funktionselite des vereinigten Deutschlands unterrepräsentiert waren und sind (und bestätigen damit das Bild, das auch für Elitepositionen in anderen Bereichen zu zeichnen ist, siehe z.B. Kollmorgen 2021) – immer gemessen am Anteil der ostdeutschen Partialpopulation an der deutschen Gesamtbevölkerung. Beispielsweise müsste es gemäß dieses Anteils und der Anzahl öffentlicher Universitäten bundesweit 18 Universitätsrektorinnen und -präsidenten ostdeutscher Herkunft geben. Das war lediglich nach den ersten freien Rektoratswahlen 1990/91 so. Im folgenden gab es dann auch Zeiten, in denen sämtliche deutschen Universitäten ausschließlich von Westdeutschen geführt wurden. Heute, im Jahre 2025, gibt es drei Universitätsrektor.innen ostdeutscher Herkunft (BTU Cottbus-Senftenberg, Goethe-Universität Frankfurt und TU Ilmenau).

3.2. Die Entwicklung des ostdeutschen Personalreservoirs

Als Erklärungen für die ostdeutsche Unterrepräsentanz werden typischerweise kulturelle Faktoren herangezogen: anhaltend fehlende habituelle Passungen, weniger ausgeprägte Neigungen zum Sich-Exponieren und nichtdominantes Kommunikationsverhalten, Unvertrautheit mit der westlichen Institutionenordnung – sowohl den Organisationen als auch hinsichtlich generalisierter Verhaltenserwartungen –, geringere Vernetzungen, Selbstmarginalisierung aufgrund höherer Risikoaversion und stärkerer Familienorientierung (siehe z.B. Kollmorgen 2020: 38f.). Diese Diagnosen verlieren allerdings mit jedem Jahrzehnt an Erklärungskraft. Eine ergänzende Erklärung kann die quantitative Entwicklung des ostdeutschen Personalreservoirs für akademische Führungspositionen liefern. Diese Entwicklung sei deshalb im folgenden nachgezeichnet.

Wir setzen in unserer Betrachtung bei der Generation ein, die in den 90er Jahren die jüngere und mittlere akademische Kohorte bildete. Sie bestand aus denjenigen, die damals zwischen 30 und 39 Jahre alt waren und entweder an einer Promotion oder Habilitation arbeiteten. Auf die Berücksichtigung der seinerzeit über 40jährigen wird hier hingegen verzichtet: Diese sind aus Altersgründen für das heute, rund 30 Jahrzehnte später, gegebene Personalreservoir für akademische Führungspositionen nicht mehr relevant. Dargestellt wird in Tafel 47, wie sich die jüngere und mittlere sowie die nachfolgenden akademischen Generationen quantitativ entwickelt haben und welche zentralen Reduzierungsfaktoren dabei eine Rolle spielten: Personalabbau, Studierquoten und Geburtenraten.²⁴ Verdeutlichen lassen sich so Langzeiteffekte über vier Jahrzehnte hin. Die Prämisse dabei ist, dass man für akademische Führungspositionen typischerweise in einem Alter ab 40 Jahren infrage kommt.

²⁴ Man kann auch weitere Aspekte in die Betrachtung einbeziehen. Zum Beispiel strebten 2002 60 % der ostdeutschen Gymnasiasten ein Universitätsstudium an, unter den westdeutschen aber 73 % (Lischka 2003: 130) – was, soweit dies dann auch so realisiert wurde, die spätere durchschnittliche Chance der Westdeutschen auf höhere Entscheiderpositionen im Vergleich zu den Ostdeutschen maximiert. Oder: Ebenfalls 2002 planten unter den ostdeutschen Gymnasiasten 29 % einen internationalen Studienaufenthalt, unter den westdeutschen aber 40 % (Lischka 2003: 142) – auch dies im Realisierungsfall später ein Vorteil beim Erklimmen höherer Entscheiderpositionen. Oder: Von 2000 bis 2010 stieg die Zahl der Studienanfänger:innen in den Ost-Flächenländern um 21 Prozentpunkte und in den West-Flächenländern um 69 Prozentpunkte (Erdmenger/Pasternack 2011: 37). Wir beschränken uns hier aber auf die drei o.g. zentralen Faktoren, da sie für unseren Zweck bereits hinreichend aussagekräftig sind bzw. weitere Details (wie die Studienanfängerzahl-Entwicklung) darin mit abgebildet werden.

Tafel 47: Reduzierung des Pools ostdeutscher Kandidat:innen für akademische Führungspositionen 1990–2025¹⁾

	1990er	2000er	2010er	2020er
Personal- exklusion ²⁾	↑ Abbau der mittleren Wissen- schaftler- generation um rd. 70 %	↑ um rd. 35 % reduzierter Pool ostdeutscher Kandidat:innen für Führungspositionen	↑ Verrentung	
		↑	um rd. 35 % reduzierter Pool ostdeutscher Kandidat:innen für Führungspositionen	↑ Verrentung
Studier- quoten ³⁾	↑ geringere Studierquo- te: 21 % we- niger als in Westdtl.	↑ 21 % weniger ostdeutsche Kandidat:innen für wissenschaftlichen Nach- wuchs im Vergleich zu Westdeutschen	↑ 21 % weniger ostdeutscher Kandidat:innen für Postdoc- Positionen im Vergleich zu Westdeutschen	↑ 21 % weniger ostdeutscher Kandidat:innen für Führungs- positionen im Vergleich zu Westdeutschen
		↑ weiterhin geringere Studierquote: 12 % weniger als in Westdeutschland	↑ 12 % weniger ostdeutsche Kandidat:innen für wissenschaftlichen Nachwuchs im Vergleich zu Westdeutschen	↑ 12 % weniger ostdeutsche Kandidat:innen für Postdoc- Positionen im Vergleich zu Westdeutschen
			↑ weiterhin geringere Studierquoten: 15 % weniger als in Westdeutschland	↑ 15 % weniger ostdeutsche Kandidat:innen für wissen- schaftlichen Nachwuchs im Vergleich zu Westdeutschen

	1990er	2000er	2010er	2020er
Gebur- ten- raten und demo- grafi- sches Echo ⁴⁾	10 % der gesamt- deutschen Geburten bei 20 % Bevölke- rungsanteil		Zahl potenzieller ostdeut- scher Studieninteressierter um 50 % geringer als in Westdeutschland 	Zahl potenzieller ostdeutscher Kandidat:innen für wissen- schaftlichen Nachwuchs um 50 % geringer als in Westdeutschland
			potenzielle ostdeutsche Elternkohorte um 50 % reduziert (Auswirkung auf die Zahl ostdeutscher Studieninteressierter in den 2030er Jahren)	
		weiterhin geringer: 15 % der gesamtdeutschen Geburten bei 18 % Bevölkerungsanteil		um ein Viertel geringere Zahl potenzieller ostdeutscher Studieninteressierter im Vergleich zur westdeutschen Alterskohorte

¹⁾ StatBA-Daten ohne Berlin, da seit 2001 Ost- und West-Berlin innerhalb der Datenzeitreihen nicht mehr getrennt erfasst werden. Es wird daher hier kalkulatorisch angenommen, dass die West-Berliner Daten den westdeutschen und die Ost-Berliner Daten den ostdeutschen entsprechen. Alle angegebenen Daten sind Durchschnittswerte für die Jahre des jeweiligen Jahrzehnts. ²⁾ Abschätzung gemäß den Darstellungen oben im Text. Kalkulatorische Teilung der mittleren Wissenscharakteristika in eine Hälfte, die in den 2000er Jahren das Alter erreichte, in dem man für höhere Entscheiderpositionen infrage kommt, und eine Hälfte, für die das in den 2010er Jahren zutrifft. ³⁾ Datenquelle: StatBA (1980–2023). ⁴⁾ <https://www-genesis.destatis.de/datenbank/online/table/12612-0100/> (10.4.2025)

Das ostdeutsche Personalreservoir, aus dem man für die Besetzung von akademischen Führungspositionen schöpfen kann, reduzierte sich fortwährend:

- angefangen beim 70prozentigen Abbau der jüngeren und mittleren Wissenschaftlergeneration, deren Angehörige 1990 30 bis 39 Jahre alt waren,²⁵
- über die im Ost-West-Vergleich dauerhaft geringeren Studierquoten in den Altersgruppen, die 1990 zwischen null und 29 Jahre alt waren,
- bis hin zum Einbruch der Geburtenrate in den 90er Jahren,²⁶ die erst 20 Jahre später wieder auf den gesamtdeutschen Durchschnitt normalisiert war – wenn auch nur statistisch, d.h. hinsichtlich der Kinderzahl pro Frau, dies aber auf der Basis einer verkleinerten Elterngeneration als demografisches Echo auf den Einbruch der Geburtenrate in den 90er Jahren.

All dies reduzierte kumulativ die potenziellen künftigen Studierenden, Promovierenden, Postdocs und schließlich Kandidat:innen für akademische Führungspositionen und wird sie weiterhin reduziert halten. Die quantitativen intergenerationellen Wirkungen sind so stark, dass sie weder in der Gegenwart neutralisiert sind noch in der absehbaren Zukunft neutralisiert sein werden. Betrachtet man das zusammen mit den qualitativen Merkmalen – dazu eingangs des Gliederungspunktes und unten –, so ergibt sich: Die Aussichten für die Schließung der ostdeutschen Repräsentationslücke sind nicht verheißungsvoll.

Allerdings waren die jeweiligen Reduzierungen auf den Stationen einer akademischen Laufbahn in den zurückliegenden dreieinhalb Jahrzehnten wiederum nicht so stark, dass allein sie eines erklären würden: die in diesen Jahrzehnten und bis heute am unteren Rande der Wahrnehmbarkeit verharrende Repräsentanz Ostdeutscher in akademischen Führungspositionen. Anfangs ist noch zweierlei relevant gewesen: Zum einen waren die vorhandenen akademischen Funktionsebenen großteils solche des Ancien Régime und kamen daher nur ausnahmsweise für die Übernahme von Führungsposi-

²⁵ Wobei bedeutsam ist, dass die DDR-Wissenschaft über alle ihre Segmente hinweg weniger 'überbesetzt' war, als dies in der allgemeinen Wahrnehmung verankert ist: Im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung und allgemeinen Beschäftigtenzahl gab es in der DDR – über alle Segmente des Wissenschaftssystems hinweg – 1989 zehn Prozent mehr wissenschaftliches Personal als in der Bundesrepublik (s.o. C. 2. Die Hauptelemente des Umbaus: neue Personalstrukturen und Personalexklusion). Die Reduzierung des wissenschaftlichen Personals in den 90er Jahren war also nur zu einem sehr geringen Teil eine Normalisierung auf westdeutsches Niveau hin.

²⁶ Von 1990 bis 1994 sank die Zahl der jährlich Geborenen drastisch um mehr als die Hälfte von 178.000 auf 79.000 (44 % des Ausgangswertes). Danach nahm die Zahl der Geburten wieder zu, doch blieb die Geburtenquote bis in die 2010er Jahre niedriger als in den westdeutschen Ländern. (StatBA 2012b: 7)

sitionen infrage. Zum anderen erforderte, wo letzteres nicht der Fall war, der Systemwechsel bei den im Wissenschaftsbetrieb Verbliebenen akademische Aufholjagden, die häufig der Bereitschaft zur Übernahme von Führungspositionen im Wege standen. Diese Ursachen haben allerdings spätestens seit Ende der 2000er Jahre keine Erklärungskraft mehr. Die heutige ostdeutsche Repräsentationslücke im Bereich akademischer Führungspositionen muss demzufolge – neben der Reduzierung des Personalreservoirs – weitere Ursachen haben.

Hier liegt es einerseits nahe, wiederum auf die seit langem diskutierten kulturellen Unterschiede zu rekurrieren, die durch familiäre Sozialisation tradiert werden. Sie mögen anhaltend zu einer solchen Verfügung über kulturelles und soziales Kapital führen, die als nicht hinreichend passfähig zum bestehenden akademischen Betrieb gilt. Infolgedessen funktioniert der Mechanismus von Erkennen – Anerkennen – Kennen bei den Ostdeutschen nicht. Das kann dann in einer ‚gläsernen Decke‘ resultieren, wie sie einst in der Frauenforschung für die Aufstiegschancen von Frauen beschrieben wurde. Andererseits dürfte aber auch die nach wie vor geringere Ausstattung ostdeutscher Familien mit ökonomischem Kapital eine Rolle spielen. Diese erlaubt es den nachwachsenden Ostdeutschen in geringerem Maße als ihren westdeutschen Altersgefährten, z.B. Auslandsaufenthalte zu absolvieren oder sich Umwege zu ihrer akademischen Orientierung zu leisten, etwa während des Studiums die Hochschule zu wechseln, mithin genau das zu tun, was Nachwuchskräfte der Förderung durch akademische Mentor:innen empfiehlt. Damit ist dann ein anhaltendes strukturelles Defizit in der ostdeutschen Teilpopulation benannt, das Langzeitwirkungen zu entfalten droht. Diese Wirkungen stellen nicht zuletzt ein Problem für die gesellschaftliche Akzeptanz der wissenschaftlichen Einrichtungen in den ostdeutschen Regionen dar.

E.

**Umbaudimension 4:
Inhaltliche Entwicklungen**

In der DDR hatte sich mit der Hochschule als Lehrstätte nicht allein ein fachlicher, sondern wesentlich auch ein politischer Auftrag verbunden: Die mit einer Basisausstattung ‚sozialistischer Persönlichkeiten‘ von der Schule gekommenen Studierenden sollten zur ‚sozialistischen Intelligenz‘ gleichsam veredelt werden (vgl. zusammenfassend ZHB 1984). Die Lehrenden an den Hochschulen sahen sich als Vollzugspersonal dieses Auftrags indienst genommen (vgl. §1 Abs. 1 und 2 Hochschullehrerberufungsverordnung 1968). Mit dem Ende des sozialistischen Systems wurden Auftrag wie Indienstnahme obsolet. Stattdessen sollte es nun, so seinerzeitige Umgestaltungsakteure, um die „Rückgewinnung einer geistigen Atmosphäre“ gehen, die den „geistige(n) Hintergrund vom Rechtsstaat bis zur aktiven Gestaltung der sozialen Marktwirtschaft ständig neu universitär vorzubereiten“ vermöge. Denn den Universitäten komme jetzt eine „unersetzlich zentrale Aufgabe bei der Erneuerung pluralistischen und innovativen Denkens und der Moral der ganzen Gesellschaft zu“. (Zwiener 1992: 63 und 58)

Das ging unterschiedlich aus, wie sich an einer Anekdote illustrieren lässt. 1992 war Wilhelm Krelle (1916–2004) zum Gründungsdekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät an der Humboldt-Universität berufen worden. Fachlich sprach einiges für ihn, politisch aus der Sicht der Landesregierung wohl auch. In seiner Antrittsrede habe er seine Mission mit den Worten umrissen: „Kein Marxist wird seinen Fuß über die Schwelle dieses Hauses setzen, solange ich hier das Sagen habe.“ (Rambaum 2020: 10) Es muss an dieser Stelle nur am Rande interessieren, dass Krelle als SS-Sturmtruppführer 1. Generalstabsoffizier der Waffen-SS-Panzerdivision „Götz von Berlichingen“ gewesen war (nach eigener Auskunft: von der Wehrmacht abgeordnet, allerdings wenig glaubwürdig, vgl. ebd.: 22–51). Hier interessiert, dass dies bekannt geworden war, weil er 1994 die Ehrendoktorwürde der HU erhalten sollte, dann auch erhielt, und die Verleihungsveranstaltung 1997 als Buch dokumentiert wurde (Plinke 1997).

Da Krelle als SBK-Vorsitzender angekündigt hatte, Marxisten an der Fakultät den Zutritt zu verwehren, enthält die Wahl des Buchtitels „Wirtschaftswissenschaft in christlicher Verantwortung“ eine besondere Pointe: An der konfessionell ungebundenen Humboldt-Universität sollte auch 1994 bereits nur für Leistungen ehrenpromoviert werden, die in *wissenschaftlicher* Verantwortung erbracht worden waren. Ob daneben auch eine lebensreformierende, anthroposophische oder eben christliche Verantwortung orientierend war, hatte eigentlich gleichgültig zu sein. Mit seiner Titelwahl dokumentierte der Herausgeber, seit 1993 Professor an der HU, statt der Befreiung von (z.B. kommunistischen) Konfessionsvorbehalten deren Ersetzung. Es wird ihm unbewusst unterlaufen sein. Aber darin, dass er diese aparte Pointe seiner Titelwahl übersah, steckt auch eine erhellende Mitteilung zur inhaltlichen Dimension der Hochschultransformation.

1. Aufwands- und Leistungsdaten 1990–2024

Wissenschaftsentwicklungen vollziehen in langen Wellen. Deshalb wäre es wenig aussagekräftig, die Leistungsentwicklung der Wissenschaft in Ostdeutschland allein für das turbulente Transformationsjahrzehnt zu betrachten. Daher werden nach dessen Inaugenscheinnahme (nachfolgend 1.1.) auch die weiteren Entwicklungen resümiert (1.2.). So lässt sich über einen Zeitraum von 35 Jahren ein zutreffenderes Bild davon gewinnen, wie sich die Wissenschaft in Ostdeutschland nach ihrer Konsolidierung entwickeln konnte, welche Wirkungen also der ostdeutsche Wissenschaftsumbau hatte. Dabei nutzen wir hier im Interesse einer kompakten Darstellung quantitative Surrogate für die Dimension „Leistung“, d.h. Kennziffern, mit denen sich zumindest tendenziell inhaltliche Entwicklungen abbilden lassen. Im Anschluss werden einige im engeren Sinne inhaltliche Entwicklungen vertieft (Kapitel 2.–4.).

1.1. Einbrüche und Aufbrüche

Mit den Ungewissheiten der Umbruchphase und mit den exkludierten wissenschaftlichen Potenzialen brach auch Leistungsfähigkeit weg, die erst 25 Jahre später halbwegs wiederhergestellt sein sollte. Das lässt sich zunächst anhand einiger Schlaglichter verdeutlichen, die das unmittelbare Umbruchsjahrzehnt und das Jahrzehnt nach Abschluss der Strukturumbauten betreffen:

- *Habilitationen:* Von 1990 bis 1994 war – über alle Fächer hinweg – ein dramatischer Rückgang der Habilitationen in Ostdeutschland zu verzeichnen. Hatten sich 1990 511 Personen an ostdeutschen Einrichtungen habilitiert, so waren es vier Jahre darauf noch 92. Der Rückgang betrug 82 Prozent. In Westdeutschland stiegen die Habilitationen gleichzeitig auf 1.352 im Jahre 1994. (StatBA 1996) Der Abwärtstrend bei den ostdeutschen Habilitationen setzte sich dann zunächst noch fort, bevor zum Ende des Transformationsjahrzehnts und danach wieder zaghafte Steigerungen einsetzten (Tafel 48 und 49). Im Jahre 2004 hatte der Osten einen Anteil von zwölf Prozent am gesamtdeutschen Habilitationsgeschehen erreicht.

Tafel 48: Entwicklung der Habilitationszahlen in den ostdeutschen Ländern 1995–2004 (ohne Humanmedizin)

Land	1995		2000		2004	
	Anzahl	Anteil (%)	Anzahl	Anteil (%)	Anzahl	Anteil (%)
Brandenburg	8	14	20	12	32	16
Mecklenb.-Vorpomm.	3	5	12	7	30	15
Sachsen	18	31	64	39	65	33
Sachsen-Anhalt	13	22	42	26	26	13
Thüringen	17	29	25	15	44	22
öBL gesamt	59	100	163	100	197	100

Quellen: Statistisches Bundesamt: Fachserie 11, Reihe 4.4 und Sonderauswertung

Tafel 49: Entwicklung der ostdeutschen Habilitationszahlen in der Humanmedizin 1995–2004

Land*	1995		2000		2004	
	Anzahl	Anteil (%)	Anzahl	Anteil (%)	Anzahl	Anteil (%)
Mecklenb.-Vorpomm.	4	25	14	14	9	11
Sachsen	7	44	23	23	24	29
Sachsen-Anhalt	2	13	23	23	26	31
Thüringen	3	19	5	5	24	29
öBL gesamt	16	100	65	100	83	100

* ohne Brandenburg, da dort damals keine Hochschulmedizin existierte

Quellen: Statistisches Bundesamt: Fachserie 11, Reihe 4.4 und Sonderauswertung

- *Patentanmeldungen:* 1988 waren in der DDR 12.560 Erfindungen zum Patent angemeldet worden. 1991 waren es noch 1.998, d.h. 16 Prozent des 1988er Wertes (Lindig 1992: 124). Nach Abschluss des Transformationsjahrzehnts lag die Anzahl der ostdeutschen Patente bei 2.536 (hier für das Jahr 2004). Das war ein Fünftel der jährlichen DDR-Patente, weniger als ein Drittel mehr als 1991, und es waren lediglich fünf Prozent aller 2004 in Deutschland angemeldeten Patente. Auch bezogen auf je 100.000 Einwohner fielen die Werte so niedrig aus, dass sich in dieser Statistik alle östlichen Ländern außer Thüringen die Plätze 13 bis 16 teilten. (Tafel 50)
- *Drittmittel:* Die Ost-Hochschulen beschäftigten 2005 14,5 Prozent des gesamtdeutschen wissenschaftlichen Hochschulpersonals, verfügten über 15 Prozent aller Universitätsprofessuren und 16 Prozent der Fachhochschulprofessuren. Bei den Drittmiteleinahmen betrug ihr Anteil am gesamtdeutschen Wert zwölf Prozent (StatBA 2007a: Tab. 1.7.2).
- *EU-Forschungsrahmenprogramm:* Im 5. Forschungsrahmenprogramm (FRP) waren 1998–2002 nur zwei ostdeutsche Universitäten unter den ersten vierzig anzutreffen: die TU Dresden (Platz 10) und die FSU Jena (Platz 35). Insgesamt entfielen knapp sechs Prozent aller deutschen FRP-Beteiligungen auf die ostdeutschen Universitäten. Positiv immerhin lässt

Tafel 50: Verteilung der Patentanmeldungen nach Bundesländern 2004

Platz	Land	Anzahl Patentanmeldungen	Platz	Land	Patente pro 100.000 Einwohner
1	Bayern	13.449	1	Baden-Württ.	121
2	Baden-Württ.	12.856	2	Bayern	109
3	Nordrh.-Westf.	7.830	3	Hessen	62
4	Hessen	3.783	4	Hamburg	57
5	Niedersachsen	2.813	5	Rheinland-Pfalz	53
6	Rheinland-Pfalz	2.139	6	Nordrh.-Westf.	43
7	Hamburg	994	7	Niedersachsen	35
8	Berlin	905	8	Saarland	33
9	Sachsen	834	9	Thüringen	31
10	Thüringen	752	10	Berlin	27
11	Schlesw.-Holst.	624	11	Bremen	26
12	Sachsen-Anh.	398	12	Schlesw.-Holst.	22
13	Saarland	347	13	Sachsen	19
14	Brandenburg	347	14	Sachsen-Anh.	16
15	Meckl.-Vorp.	205	15	Brandenburg	13
16	Bremen	172	16	Meckl.-Vorp.	12
Insgesamt		48.448	Durchschnitt		59
Ostdeutschland		2.536 = 5 %	ostdt. Durchschnitt		18

Quelle: DPMA (2005: 12)

sich vermerken, dass auch kleinere Ost-Hochschulen wie die Bergakademie Freiberg, die TU Ilmenau und die BTU Cottbus in dem Ranking, das Hochschulen erst ab fünf FRP-Beteiligungen aufwärts berücksichtigt, vertreten waren. (Eigene Berechnungen nach DFG 2003)

- *Ingenieurwissenschaften*: Quantitativ besonders stark waren (und sind) in Ostdeutschland die Ingenieurwissenschaften vertreten: 21 Prozent aller Universitätsprofessuren dieser Fächergruppe fanden sich 2005 an ostdeutschen Universitäten. Von den in diesem Jahr gesamtdeutsch eingeworbenen Drittmiteinnahmen der Ingenieurwissenschaften flossen 14 Prozent nach Ostdeutschland. (DFG 2006: 144f.)
- *außeruniversitäre Forschung*: 2005 befanden sich von den damals 54 ostdeutschen gemeinschaftsfinanzierten Forschungsinstituten sechs Institute im bundesweiten Vergleich auf Spitzenpositionen. Das waren elf Prozent. Der Anteil der ostdeutschen Flächenländer an der bundesweiten Bevölkerungszahl betrug 17 Prozent. (Pasternack 2007: 184–190)

Die meisten ostdeutschen Flächenländer versuchten sehr aktiv, sich dem Verlust an wissenschaftlicher Leistungskraft entgegenzustemmen, und der Bund legte lange Zeit spezifisch an die ostdeutsche Forschung gerichtete Förderprogramme auf. Nimmt man Hochschulen und außeruniversitäre Forschung zusammen, so entsprach nach dem Abschluss des Transformationsjahrzehnts der Finanzierungsanteil der ostdeutschen Flächenländer für

die Wissenschaft dem östlichen Anteil an der deutschen Gesamtbevölkerung. Dahinter steckten beträchtliche haushaltspolitische Anstrengungen. Das zeigt sich, wenn man die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der ostdeutschen Länder in den Blick nimmt. Während ihr Anteil am gesamtdeutschen Bruttoinlandsprodukt (BIP) nur 11,6 Prozent betrug, war ihr Anteil an den öffentlichen Wissenschaftsausgaben aller Länder 15,9 Prozent. (Tafel 51)

Tafel 51: Wissenschaftsaufwendungen der ostdeutschen Flächenländer im Vergleich mit sozioökonomischen Referenzdaten 2003/2004

	sozioökonomische Referenzdaten			Wissenschaftsaufwendungen		
	Anteile an allen deutschen Ländern in %					
	Bevölkerung (2004)	Erwerbstätige (2004)	BIP (2004)	öffentliche (Länder)*	private (2003)	öffentliche + private
Sachsen	5,2	4,9	3,9	6,4	2,2	3,5
Brandenburg	3,1	2,6	2,2	1,85	0,4	0,85
Sachsen-Anhalt	3,0	2,6	2,1	2,8	0,3	1,1
Thüringen	2,9	2,6	2,0	2,8	1,1	1,6
Mecklenb.-Vorp.	2,1	1,8	1,4	2,0	0,2	0,8
Ostdeutschland	16,3	14,5	11,6	15,9	4,3	7,8

* kumuliert aus Daten für Universitäten für 2004, Hochschulmedizin für 2000, FHs für 2004 und außeruniversitäre Forschung für 2003

Quelle: Pasternack (2007), dort auch die Einzelnachweise

Die Betrachtung der Pro-Kopf-Ausgaben kann das Bild noch einmal differenzieren. Dann fällt auf, dass die östlichen Bundesländer mit öffentlichen Forschungsausgaben von 196 Euro pro Kopf der Bevölkerung gleichauf mit dem bundesdeutschen Durchschnitt (198 Euro) lagen – bzw. bei Einbeziehung Ost-Berlins mit 211 Euro deutlich darüber. Ursächlich hierfür war die weit über dem Bundesdurchschnitt liegende Finanzierung der öffentlich unterhaltenen außeruniversitären Forschung (Bundesrepublik gesamt: 29 Euro, Ostdeutschland: 49 Euro pro Kopf). Diese wiederum ist wesentlich durch die hohe Zahl an Leibniz-Instituten begründet, welche den Sitzländern deutlich höhere Mitfinanzierungsanstrengungen abverlangen, als dies bei MPG-, Fraunhofer- und Helmholtz-Einrichtungen der Fall ist.¹ Werden dagegen die öffentlichen und die privaten Aufwendungen summiert, so ergibt sich für 2003 eine Relation deutlich zu Ungunsten der fünf östlichen Bundesländer: 318 Euro Pro-Kopf-Ausgaben in Ostdeutschland versus 659 Euro Bundesdurchschnitt. Das hatte seine Ursache in den dramatisch geringen Forschungsausgaben der Wirtschaft (pro Kopf der Bevölkerung 122 im Osten zu 461 Euro im Westen). (Tafel 52)

¹ s.o. B. 2.2. Evaluationen, Abwicklungen und neue Strukturen

Tafel 52: Finanzielle Aufwendungen für Wissenschaft nach Abschluss der ostdeutschen Strukturtransformationen, Euro pro Kopf der Bevölkerung

		Univer- sitäten	HS- Medizin	FHs	öff. Finanz. aufFE	Industrie- forschung	Summen der Aufwendungen	
		lfd. Grund- mittel ohne HS-Med. 2004	Staats- zuschuss 2000	lfd. Grund- mittel 2004	Grundmittel 2003	interne FuE-Auf- wendungen 2003	öffent- lich	öffent- lich + privat
Sachsen		112	30	30	77	197	249	446
Thüringen		102	24	23	43	177	192	369
Meckl.-Vorp.		89	37	28	44	48	198	246
Sachsen-Anh.		96	30	31	32	55	189	244
Brandenburg		68	--	18	35	63	121	184
Ost-Berlin*		243	76	33	45	477	397	874
Ø Ost- dtl.	Flächen- länder	96	24	27	49	122	196	318
	mit Ost- Berlin	107	28	27	49	149	211	360
Ø alle Länder		110	32	27	29	461	198	659

* Hier als Sonderfall ausgewiesen (und kalkulatorisch ermittelt, da Ost- und West-Berlin aus naheliegenden Gründen seit den 90er Jahren nicht mehr getrennt statistisch erfasst werden: auf Basis dessen, dass zirka ein Drittel der Berliner Bevölkerung im Ostteil der Stadt lebt, wird hier auch jeweils ein Drittel von den gesamt-berliner Daten genutzt). Ein Sonderfall war Ost-Berlin, wie auch einigen der Daten abzulesen ist, aus zwei Gründen: (a) es profitierte von dem hohen wissenschaftlichen Ausstattungsniveau, das aus der DDR überkommen und auch im Zuge der Transformation nicht vollständig abgeräumt worden war; (b) es profitierte von Begünstigungen, die während der Zeit der Teilung dafür gesorgt hatten, dass ein Großteil des West-Berliner Landeshaushalts aus Bundesmitteln gespeist wurde, was in den 90er Jahren zwar rapide reduziert, aber nicht völlig abgeschafft wurde.

Quellen: Destatis Fachserie 11 Reihe 4.3.2_2004, Tabelle 2.2.1.; ISI (2002: 717); BLK (2006: 116f.); F&E 1/2006: III; eigene Berechnungen

Dabei verzerrte bereits damals, wie auch heute, Brandenburg jede auf ganz Ostdeutschland bezogene Wissenschaftsstatistik negativ: Pro Kopf seiner Bevölkerung wendete Brandenburg weniger als die Hälfte dessen für die Wissenschaft auf, als dies in Sachsen der Fall war. Die brandenburgische Verzerrung verdeckt den bemerkenswerten Befund, dass vier der fünf ostdeutschen Flächenländer pro Kopf ihrer Einwohner für Wissenschaft mehr Geld als im Bundesdurchschnitt ausgaben.² Das war angesichts der Einnahmensituationen bemerkenswert: Die Leistungsfähigkeiten der Landeshaushalte waren infolge des Zusammenbruchs eines großen Teiles der wertschöpfenden und damit steuerzahlenden Industrie deutlich geringer als in den westdeutschen Ländern.

² Brandenburg war und ist nach der Bevölkerungszahl das zweitgrößte ostdeutsche Flächenland. Bei den öffentlichen Wissenschaftsaufwendungen nahm und nimmt es den letzten Platz unter den ostdeutschen wie allen deutschen Ländern ein. Die Differenz konnte nicht allein dadurch erklärt werden, dass es in Brandenburg keine Hochschulmedizin gab. Das ergibt der Vergleich mit Aufwandsdaten verschiedener Bundesländer unter Nichtberücksichtigung der dort bestehenden hochschulmedizinischen Einrichtungen.

Die Anstrengungen zur Forschungsförderung zeitigten auch bereits Anfang der 2000er Jahre durchaus Erfolge. Einige Leistungsdaten jedenfalls dokumentierten, dass es zumindest im öffentlich geförderten Wissenschaftsbe-
reich auch positive Entwicklungen gab. Für die Hochschulen lassen sich hier zur Illustration folgende Befunde nennen:

- In den *Geistes- und Sozialwissenschaften* überstieg der Anteil der *Sonderforschungsbereiche* (16 %) den ostdeutschen Anteil an der geistes- und sozialwissenschaftlichen Professorenschaft (14,5 %), wenn auch die Eigenschaft der Sprecherhochschule nicht ganz so häufig von ostdeutschen Universitäten wahrgenommen wurde (12 %). (DFG 2003: 191f.)
- Bei den *DAAD-geförderten Wissenschaftler:innen* erreichten die ostdeutschen Naturwissenschaften (ohne Biologie/Medizin) einen Anteil, der ihren Anteil an der gesamtdeutschen Professorenschaft überstieg: 16 Prozent DAAD-geförderte Wissenschaftler standen einem 15prozentigen Ost-Anteil an der Professorenschaft gegenüber. In den ostdeutschen Ingenieurwissenschaften war hier das Verhältnis 19,5 zu 21 Prozent. (DFG 2006: 180)
- Die ostdeutschen *Ingenieurwissenschaften* fielen bei den DFG-geförderten *Graduiertenkollegs* auf: 21 Prozent der deutschen Ingenieur-Professor:innen, nämlich die an Ost-Hochschulen tätigen, waren in den Jahren 1999 bis 2001 an 24,5 Prozent aller technikwissenschaftlichen Kollegs beteiligt. (DFG 2003: 196)
- Institutionell gab es mit der *TU Dresden* eine von insgesamt 15 ostdeutschen Universitäten, die bei verschiedensten Bewertungen überwiegend im oberen Leistungsdrittel der deutschen Universitäten vertreten war. Sie gehörte damals als einzige ostdeutsche Universität zu den auch gesamtdeutsch forschungsstarken.
- Daneben verfügten die Humboldt-Universität zu Berlin, die Friedrich-Schiller-Universität Jena, die TU Chemnitz und die Bergakademie Freiberg über jeweils mehrere *Forschungsbereiche*, die sich *im oberen Leistungsdrittel* der deutschen Universitäten platzieren konnten. Die Universität Potsdam, die Universität Leipzig, die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und die TU Ilmenau waren zumindest in Einzelbereichen in einem gesamtdeutschen Vergleichshorizont forschungsstark. (Vgl. Pasternack 2007: 118–122, 235f.)

Die in Ostdeutschland verortete außeruniversitäre Forschung fiel Anfang der 2000er Jahre mit folgenden Daten positiv auf:

- 1999 bis 2001 gingen 20 Prozent der *DFG-Mittel für außeruniversitäre Institute* nach Ostdeutschland (Tafel 53). In der folgenden Berichtsperiode setzte sich das tendenziell fort: 18 Prozent der DFG-Mittel, die von der außeruniversitären Forschung eingeworben wurden, gingen in ostdeutsche Institute. Das entsprach exakt dem Anteil des Personals, das

diese innerhalb der gemeinschaftsfinanzierten Forschung hatte (18 % der VZÄ). Besonders hoch war hier der DFG-Mittelanteil in den Naturwissenschaften ohne Biologie/Medizin mit 30 Prozent. (DFG 2006: 161–165)

Tafel 53: DFG-Bewilligungen an außeruniversitäre Empfänger in Ostdeutschland nach Bundesland 1999 bis 2001

Land	Mio. €	Rang (n=16)
Sachsen	31,3	6
Brandenburg	21,5	7
Sachsen-Anhalt	13,2	11
Thüringen	7,6	14
Mecklenburg-Vorpommern	4,9	15
Gesamt	78,5	
Gesamt bundesweit	399,3	
Anteil der ostdt. Länder	19,7 %	

Quelle: DFG (2003: 51), eigene Berechnungen

- Die lokale und regionale Konzentration überregionaler fachlicher Reputation ließ sich auch der *Anzahl der DFG-Fachgutachter.innen* ablesen, da diese Fachcommunity-intern gewählt werden. 17,5 Prozent aller DFG-Gutachter.innen aus den außeruniversitären Forschungseinrichtungen entstammten 2005 ostdeutschen Instituten. Auch das ent...sprach etwa dem Anteil des Personals an ostdeutschen Instituten. (Ebd.: 173–175)
- 16 Prozent aller *Leibniz-Preisträger.innen* der Jahre 1986 bis 2005, die an außeruniversitären Forschungseinrichtungen tätig waren, wirkten an ostdeutschen Instituten (Ebd.: 177). Das war vor dem Hintergrund, dass die Zählung der Preisträger bereits 1986 einsetzte, an ostdeutschen Instituten aber seit frühestens 1990, wegen der Umstrukturierungen jedoch eher erst ab 1993/94 Leibniz-Preisträger tätig sein konnten, ein bemerkenswertes Datum.

Eine Auswertung nach Ländern zeigt, dass Sachsen unter den ostdeutschen Ländern am erfolgreichsten bei der Einwerbung von DFG-Mitteln im außeruniversitären Forschungssektor war. Das verwundert aufgrund der Dichte der dortigen Forschungslandschaft nicht. Auf den ersten Blick weniger selbstverständlich ist der ost-interne zweite Platz Brandenburgs, doch ein zweiter Blick auf die hohe Dichte außeruniversitärer Forschung in Potsdam macht dies einsichtig (vgl. Landeshauptstadt Potsdam o.J. [1996]).

Werden die inhaltlichen Schwerpunkte der ostdeutschen Forschung nach Abschluss des Umbaus betrachtet, so ergab sich Mitte der 2000er Jahre folgendes Bild:

- Mit den *Lebens- und Biowissenschaften* spielte ein Forschungsfeld in allen ostdeutschen Bundesländern eine herausgehobene Rolle. In Sachsen und Sachsen-Anhalt wurden hierbei auch Zusammenhänge zwischen staatlicher Unterstützung und überdurchschnittlichem Leistungsniveau erkennbar.
- In vier der fünf Länder (Ausnahme: Thüringen) gab es forschungspolitische Schwerpunktsetzungen im Bereich der *Geo-, Umwelt- und Agrarforschung* – allerdings in drei Ländern ohne dass dies schon zu entsprechenden Platzierungen im bundesweit oberen Leistungsdrittel geführt hatte (Ausnahme: Brandenburg).
- Das Forschungsfeld *Informations- und Kommunikationsforschung* war in Sachsen und Thüringen ein auffälliger Schwerpunkt; auch hier ließ sich eine Korrelation zwischen staatlicher Unterstützung und überdurchschnittlichem Leistungsniveau erkennen.
- Die Forschungsfelder *Material- und Werkstoffforschung* sowie *Maschinen- und Fahrzeugbau/Verfahrenstechnik* waren jeweils in Sachsen und Sachsen-Anhalt als Forschungsschwerpunkte präsent. In Sachsen war dies mit sehr guten Leistungsdaten verbunden.
- Auffällige Leistungsverdichtungen in den *Geistes- und Sozialwissenschaften* fanden sich in vier der fünf Länder (Ausnahme: Mecklenburg-Vorpommern). (Pasternack 2007: 282–290)

Zu konstatieren war eine fragmentierte Entwicklung, insofern es einige wissenschaftliche Leistunginseln gab: Neben Berlin/Potsdam waren das vor allem die Standorte Dresden/Freiberg, Leipzig und Jena/Ilmenau, die sich gleichsam zu einer mitteldeutschen Leistungsachse verbanden. Insgesamt aber bewegten sich ostdeutschen Wissenschaftseinrichtungen nach Abschluss ihres Umbaus überwiegend im Mittelfeld der Leistungspyramide. Das entsprach nicht den landespolitischen Erwartungen, doch musste es nach den Verwerfungen des Transformationsjahrzehnts auch nicht zwingend überraschen. Wenn manche Landespolitiker seinerzeit sagten, die Einrichtungen seien leider nur „mittelmäßig“, dann war das nicht falsch, aber unfreundlich. Denn in der Mitte befindet sich nach landläufiger Betrachtung die Hälfte der Hochschulen, Forschungsinstitute und ihre Fächer: Ein Viertel bildet die Spitze und ein Viertel die Schlussgruppe. Gleichwohl ließ sich damals der Eindruck gewinnen, dass die ostdeutschen Hochschulen dauerhaft würden, was deutschschweizer Universitäten im 19. Jahrhundert waren: sogenannte Erstberufungshochschulen. Dahin geht man als junge Professorin/junger Professor auf seine erste Stelle und sieht zu, schnell etwas Attraktiveres zu finden.

1.2. Die jüngeren Entwicklungen

Schaut man auf gesamtdeutsche Leistungsvergleiche, so lässt sich für die ostdeutschen Hochschulen seit langem eine Zweiteilung entlang der beiden primären Hochschulfunktionen konstatieren: Für ihre Lehre bekommen die ostdeutschen Hochschulen mehrheitlich gute Noten. Blickt man auf die Forschung, so offenbart sich, dass es an den einzelnen Hochschulen ziemlich fragmentiert zugeht und -geht.

Neben dem Sonderfall (Ost-)Berlin sind die Hochschulen in drei Städten sehr gut aufgestellt: in Dresden, Leipzig und Jena. Das hängt zum einen mit der Standortattraktivität zusammen. Die Lebensqualität in diesen Städten ist so, dass nicht jedes Konkurrenzangebot die Leistungsträger wegzieht. Für Studierende handelt es sich um Orte, die es locker mit Hamburg, Frankfurt oder Köln aufnehmen können. Zum anderen sind in diesen Städten starke Verdichtungen von Wissenschaftspotenzialen aufgebaut worden: Es gibt jeweils mehrere Hochschulen, die von zahlreichen außeruniversitären Instituten flankiert werden. Daneben haben einige kleine und mittelgroße Hochschulen bemerkenswerte Profile entwickelt und spielen in der Liga der Kleineren und Mittelgroßen vorne mit: Weimar, Ilmenau, Potsdam und Freiberg.

Hatten die 15 Prozent aller Universitäts- und 16 Prozent der FH-Professuren 2005 zwölf Prozent der Drittmiteinnahmen aller deutschen Hochschulen realisiert, so betrug ihr Anteil am gesamtdeutschen Wert im Jahr 2011 14 Prozent (StatBA 2007a: Tab. 1.7.2; StatBA 2013: Tab. 1.7.2). Das war insofern bemerkenswert, als zwar die Wissenschaftsaufwendungen der ostdeutschen Länder, wie oben dargelegt, im Bundesdurchschnitt lagen, nicht aber die Aufwendungen für die Hochschulen.

Die Pro-Kopf-Ausgaben der östlichen Bundesländer für ihre Hochschulen waren und sind durchwachsen. Die westdeutschen Flächenländer gaben 2009 je Einwohner 329 Euro für ihre Hochschulen aus. Sachsen lag etwas darüber, Brandenburg beschränkte sich auf bescheidene 179 Euro (was nicht allein an der fehlenden Hochschulmedizin lag). Die anderen östlichen Bundesländer lagen nicht ganz so dramatisch, aber doch deutlich unter dem Durchschnitt der westdeutschen Flächenländer. (Tafel 54)

In der Exzellenzinitiative 2006–2017 waren die ostdeutschen Flächenländer-Universitäten deutlich unterrepräsentiert: Der Anteil ostdeutscher Anträge (ohne Berlin), die innerhalb der Auswahlstufen 2006 und 2007 zum Zuge kamen, betrug 3,2 Prozent.³ Werden die finanzierungswirksamen Endentscheidungen dieser Auswahlrunden betrachtet, so ergab sich, dass die ostdeutschen Universitäten zu 2,3 Prozent an der insgesamt verteilten Förder-

³ zu methodischen Details der Berechnung vgl. Pasternack (2008: 64)

Tafel 54: Hochschuleaufwendungen der Länder pro Kopf der Bevölkerung 2009 (in Euro)

	Hochschuleaufwendungen insgesamt	Laufende Grundmittel
Brandenburg	179	128
Mecklenburg-Vorpommern	276	224
Sachsen	337	259
Sachsen-Anhalt	253	203
Thüringen	286	206
Ostdeutsche Flächenländer	274	209
Westdeutsche Flächenländer	329	234
Bundesrepublik gesamt	337	252

Datenquellen: StatBA (2012a: Tab. 1.3); Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2012, Tab. F2-7web); StatBA (2011: Tab. 3.1). Eigene Darstellung

summe partizipierten. Die TU Dresden und die FSU Jena hatten in diesen Programmphasen Erfolge erzielen können, die TU Chemnitz und die Universität Leipzig in jeweils einer Programmphase. Betrachtet man die drei Runden der Exzellenzinitiative von 2006 bis 2012, so betrug der ostdeutsche Anteil an den erfolgreichen Anträgen fünf Prozent. (Tafel 55)

Tafel 55: Kumulierte Ergebnisse der Exzellenzinitiative 2006, 2007, 2012: erfolgreiche Anträge (Hauptantragsteller)

	Graduiertenschulen	Exzellenzcluster	Zukunftskonzepte
Ostdeutsche Länder (ohne Berlin)	5	4	1
Bundesrepublik gesamt	84	80	20
Anteil ostdeutsche Flächenländer	6 %	5 %	5 %

Quellen: http://www.dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2006/pressemitteilung_nr_54/index.html (18.6.2013); http://www.dfg.de/service/presse/pressemitteilungen/2007/pressemitteilung_nr_65/index.html (18.6.2013); http://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/programme/exin/ergebnis_bewilligungsausschuss_exin_120615.pdf (5.6.2013).

So wurde ziemlich exakt deutlich, was einstweilen das eigentliche Problem der ostdeutschen Hochschulen war: nicht die allgemeine Leistungsfähigkeit, sondern ihre Exzellenzfähigkeit, also das Vermögen, auch an den vordersten Fronten der Wissensproduktion zu agieren. Wie TU Dresden zeigte, gelang dies aber zumindest im Einzelfall. Die TU Dresden war auch bereits in der ersten Programmphase zur Antragstellung für ein Zukunftskonzept aufgefordert worden. Sie blieb damit noch erfolglos, konnte sich aber in der zweiten Programmphase durchsetzen und war damit sog. Exzellenz-Universität. Im ganzen aber stellte sich die ostdeutsche Wissenschaft nach ihrer radika-

len Umgestaltung als überwiegend leistungsgedämpft dar. Dabei spielte auch eine Rolle, dass die Wettbewerbsmodalitäten der Exzellenzinitiative institutionelle Größen, Kapazitäts- und Leistungskonzentrationen an einzelnen Orten voraussetzten, die im Osten außer in Dresden (und Berlin) damals nirgends gegeben waren. Kein Urteil gab der Wettbewerb über die Potenziale der Einrichtungen ab, ihrer Rolle als zentrale Pfeiler regionaler Innovationssysteme gerecht zu werden.

Insgesamt sollte es bis 2018 dauern, bis sich zumindest bei einigen Leistungsdaten der ostdeutschen Wissenschaft Annäherungen an die westdeutschen Gegebenheiten entwickelt hatten, wenn auch nicht durchgehend. Positiv ließ sich z.B. vermerken:

- Das Verhältnis von Grundfinanzierung und Drittmiteleinwerbung in den Universitäten der ostdeutschen Flächenländer betrug dann 2,1 Euro zu einem Euro (Universitäten der westdeutschen Flächenländer: 2,5 zu einem Euro). (StatBA 2019: 23f., 27, 139ff.)
- Die Universitätsprofessor.innen in den ostdeutschen Flächenländern warben 2018 im Schnitt 251.194 Euro Drittmittel ein. Dieser Wert lag nur noch 1,6 Prozentpunkte unter dem Schnitt der Professor.innen an den westdeutschen Flächenländer-Universitäten. (StatBA 2018: 15)

Dem standen aber auch 2018 noch weniger positive Daten und ambivalente Ergebnisse gegenüber (Blasczyk/Pasternack 2020 m.w.N.):

- Die Universitäten der ostdeutschen Flächenländer warben zehn Prozent aller DFG-Sonderforschungsbereiche (SFB) ein. Damit war dieser Anteil deutlich geringer als der Anteil ihrer Professuren an allen Professuren in Deutschland, der 15 Prozent betrug.
- In der Exzellenzstrategie 2018 wurden bundesweit 57 Cluster bewilligt. Davon gingen zwölf an Stadtstaaten-Universitäten und 45 in Flächenländer. Zwischen der zweiten Antragsstufe und den letztlich Bewilligungen waren von den ostdeutschen Clusteranträgen 55 Prozent, von den westdeutschen 29 Prozent gescheitert. In den ostdeutschen Flächenländern hatten die TU Dresden 2,5 Cluster und die Universität Jena ein Cluster eingeworben. Diese 3,5 Cluster waren acht Prozent aller an Flächenländer-Universitäten bewilligten Cluster. Die TU Dresden blieb weiterhin sog. Exzellenz-Universität.
- Es lässt sich aber auch Ostdeutschland mit Bayern – das ohne München einen Wert von 91 Prozent der ostdeutschen Bevölkerung ohne Berlin erreicht – vergleichen, um ein realistisches Bild zu gewinnen: Gemessen an den Einwohnerzahlen verfügte ab 2018 ebenso Ostdeutschland inklusive Berlin über mehr Exzellenzcluster als Bayern, wie das auch für Ostdeutschland ohne Berlin im Verhältnis zu Bayern ohne München galt. Und ohne München hätte Bayern keine einzige Exzellenzuniversität, aber Ostdeutschland ohne Berlin immer noch die Technische Universität Dresden.

- Nach „U-Multirank“ publizieren die Wissenschaftler.innen ostdeutscher Universitäten interdisziplinärer und schneiden überdurchschnittlich bei den Kennziffern „Ko-Publikationen mit Industriepartnern“ und „In Patenten zitierte Publikationen“ ab. In anderen Leistungsdimensionen – External Research Income, Research Publications, Citation Rate, Top Cited Publications, Professional Publications, Post-doc positions, Art related Output – sind die Daten eher unterdurchschnittlich.

Im Mai 2025 fand ein weiterer Endausscheid im Rahmen der Exzellenzstrategie statt. Dabei holten die ostdeutschen Länder gegenüber den vorigen Runden auf: Von einem Fünf-Prozent-Anteil an allen bundesweit erfolgreichen Anträgen war eine Verdoppelung auf einen 10,5-Prozent-Anteil gelungen. Gleichwohl liegt auch das im Verhältnis zum Bevölkerungsanteil (15 %) unter dem statistischen Erwartungswert.

Tafel 56: Ergebnisse der Exzellenzstrategie 2025: erfolgreiche Exzellenzcluster-Anträge

		Exzellenzcluster*	Berechtigung für Exzellenz-Uni-Anträge
Ostdeutsche Länder	ohne Berlin	7,33	2 Unis
	mit Berlin	11,66	2 Unis + Berlin University Alliance (mit 3 Unis)
Bundesrepublik gesamt		70	25 (max. Bewilligungszahl: 15)
Anteile ostdeutsche Flächenländer	ohne Berlin	10,5 %	8 %
	mit Berlin	16,5 %	12 %
Ostdt. Bevölkerungs-anteil an Dtl.**	ohne Berlin	15 %	
	mit Berlin	19,5 %	

* Die Cluster sind bei Alleintragstellern = 1,0, bei zwei Antragstellern für die beteiligte ostdeutsche Universität = 0,5 und bei drei Antragstellern für die beteiligte ostdeutsche Universität = 0,33 gezählt. Quellen: <https://www.dfg.de/de/service/presse/pressemitteilungen/2025/pressemitteilung-nr-10>; <https://www.dfg.de/resource/blob/357306/0ea6896108889a755f7a7e96d755540e/250522-exstra-liste-karte-exc-data.pdf> (22.5.2025). ** Quelle: Grobecker et al. (2024)

Die TU Dresden und die Universität Jena gehörten wie schon 2018 zu den erfolgreichen Hochschulen. Damit sind zugleich Sachsen und Thüringen angesprochen – und damit auch ost-interne Differenzen, die sich verfestigt haben. Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern sind die bundesweiten Schlusslichter in der Hochschulfinanzierung und werben auch deutlich unterdurchschnittlich Drittmittel ein. Dabei sind die heutigen Hochschulfinanzierungssituationen stark pfadabhängig bestimmt: Sie folgen einerseits der agrarisch geprägten Struktur Brandenburgs und Mecklenburg-Vorpommerns mit traditionell geringer Hochschulausstattung, andererseits der industriell geprägten Struktur Sachsens mit seit langem überdurchschnittli-

cher Wissenschaftsausstattung sowie dem Rechnung tragenden Grundentscheidungen zur Wissenschaftsfinanzierung in den 1990er Jahren.

Vergleicht man erneut mit Bayern, so wird zunächst deutlich, dass auch 2025 die bayrischen Erfolge überwiegend durch die Münchner Universitäten errungen worden sind. Diese brachten 7,7 Anträge durch, die bayrische Provinz 4,1. Aus den ostdeutschen Regionen ohne Berlin hingegen sind 7,3 Anträge bestätigt worden.⁴ Berücksichtigt man kalkulatorisch die Größe der beiden Regionen Bayern ohne München und Ostdeutschland ohne Berlin (2024 sechs Prozent Einwohnerdifferenz), dann waren die Universitäten der ostdeutschen Provinz doppelt so erfolgreich wie die der bayrischen Provinz.

Jenseits der Frage, ob man sich nun um Bayern ebenso sorgen müsse, wie zuvor wissenschaftspolitische Sorgen vor allem den östlichen Flächenländern gegolten hatten: In dem Ergebnis zeigt sich, dass sowohl Zentralisierung (auf München) als auch Dezentralisierung (fünf ostdeutsche Länder, von denen drei erfolgreich waren) Erfolge zeitigen kann. Im Falle der Zentralisierung ist zu bedenken, ob und wie weit sich auch Ausstrahlungseffekte auf die weitere Umgebung ergeben. Im Falle der dezentralisierten Ausstattungs- und intellektuellen Ressourcen ist zu bedenken, wie damit eine zweite Exzellenzuniversität zu bekommen sein könnte. Für diesen Teil des Wettbewerbs sind Universitäten antragsberechtigt, die zwei Exzellenzcluster eingeworben haben. Bisher ist im Osten die TU Dresden Exzellenzuniversität. Das ist zwar mehr, als Bayern ohne München hat. Doch um im Verhältnis zur Bevölkerungszahl angemessen repräsentiert zu sein, müsste Ostdeutschland ohne Berlin über eine weitere von den dann insgesamt 15 Exzellenzuniversitäten verfügen. Die Universität Jena ist in der nächsten Runde um den Exzellenz-Titel antragsberechtigt.

⁴ Auch hier anteilig berechnet, wenn zwei oder drei Antragsteller an einem Exzellenzcluster beteiligt sind.

2. Gesellschaftswissenschaften zu Geistes- und Sozialwissenschaften

2.1. 1989 bis 1991

„Jedes zweite Wort war Revolution, Aufstand oder Klassenkampf. Doch die heranreifende Umwälzung im eigenen Land hatten die Revolutionstheoretiker so lange übersehen, bis sie eines Tages vor leerem Vorlesungssaal standen.“ So Stefan Wolle (2000), einer der Mitbegründer des Unabhängigen Historikerverbands (UHV), über die in der DDR dominierenden Vertreter seines Fachs. Das war nicht in allen Fächern so. In der Kernphase des Umbruchs – Oktober 1989 bis zu den Wahlen im Mai 1990 – gab es auch zahlreiche Initiativen aus dem akademischen Raum, gesellschaftliche Reformaktivitäten anzustoßen (insbesondere bei der Formulierung eines Dritten Weges der Integration von Plan- und Marktwirtschaft) oder mit Expertise zu stärken (etwa bei der Schulbildungsreform oder der Neuausrichtung des Umwelt- und Naturschutzes).

Die Resonanz auf solche Angebote war in dieser kurzen, aber extrem ereignisverdichteten Phase zunächst beträchtlich, um dann alsbald gegen Null zu sinken, nachdem die inhaltliche Richtung des Wandels von der Idee eines verbesserten Sozialismus zur deutschen Einheit umgeschwenkt war. Für diese Situation gab es im akademischen Bereich – ähnlich wie in der Bürgerrechtsbewegung – zunächst kaum den Willen noch Vorarbeiten, noch spontan zu mobilisierende intellektuelle Ressourcen, um den Prozess aktiv mit eigenen Beiträgen mitzugestalten. „Kaum“ heißt aber auch, dass es vereinzelt durchaus solche Beiträge gab. Es erscheint sinnvoll, daran zu erinnern, nachdem sich die westdeutsche soziologische Theorie „erstaunlich rasch der neuen Lage angepaßt“ hatte, wie Klaus Müller 1991 konstatierte. Demnach holten die osteuropäischen Staaten gerade nur das Modernisierungsdefizit nach, das durch den sowjetischen Sonderweg blockiert war (Müller 1991: 261). Das Stichwort dafür war „nachholende Modernisierung“ (vgl. Habermas 1990: 179–204). Dass mit dieser die Marktwirtschaft im Osten wie eine Bombe einschlug, also kein Stein auf dem anderen blieb, jegliche individuellen Gegenwarts-, geschweige denn Zukunftserwartungen nicht nur erledigt waren, sondern auch nicht oder nur mühsam neu aufgebaut werden konnten, usw. – das ließ sich unter dem Label der nachholenden Modernisierung als so bedauerlich wie unvermeidlich erklären.

Es hat andere Angebote gegeben, und auch wenn diese zwar faktisch einflusslos geblieben sind: Sie stehen nicht nur der vorherrschenden, fatalistisch anmutenden Auffassung entgegen, es hätte keinen anderen als den realisierten Transformationspfad gegeben. Sie zeigen auch, dass zumindest

vereinzelt bereits 1990/91 in den ostdeutschen Gesellschaftswissenschaften Angebote entwickelt wurden, die wissenschaftlich und politisch zu verarbeiten lohnenswert hätte sein können. Das sei an zumindest einem Beispiel illustriert. Wilfried Ettl und Jürgen Jünger, zwei jüngere ostdeutsche Wirtschaftswissenschaftler aus dem Umfeld des „Projekts Moderner Sozialismus“, sahen damals drei Varianten der wirtschaftsbezogenen Modernisierung in Ostdeutschland:

- „die Transformation in einem großen Schritt“: So bezeichnen sie die seinerzeit vorbereitete bzw. bereits in Realisierung befindliche Variante – eine Aufhebung zwangsinstallierter Strukturen durch Implantation wiederum zwangsinstallierter Strukturen.
- die Transformation „in einem dirigierten Stufenprozeß der vielen kleinen Schritte“: Diese hätte nach Ansicht der Autoren keine wirkliche transformatorische Veränderung bewirkt. Er wäre „auf eine längere Periode einer ‚mixed economy‘ mit verschiebbaren Dominanzen“ hinausgelaufen, in der sich die Effekte beider sich gegenseitig ausschließender Grundsysteme wechselseitig paralysiert hätten.
- die „evolutionäre Transformation“: In einer solchen wüchsen „die Strukturen einer – nicht vorbestimmten bzw. fremdbestimmten – modernen Wirtschaftsordnung aus den alten Strukturen heraus“, und zwar auf zweierlei Weise: Einerseits seien Ordnungsparameter zu setzen, die in der Lage sind, die wirtschaftlichen Bewegungen auf neue Strukturen hin zu ordnen. Andererseits müsste „die demokratische Steuerung dieser Transformation durch die Änderung von Ordnungsparametern oder direkte politische Ordnungsaktivitäten permanent gesichert bleiben“. Die Installierung der Ordnungsparameter müsste die evolutionäre Transformation als ein „Gesamtpaket in einem Schritt“ einleiten. Die partielle und radikale Zerstörung von Strukturen sei dabei gleichfalls unumgänglich. Jedoch könnten, indem die strukturelle Totalzerstörung verhindert werden, die Selbstgesundungskräfte der Gesellschaft erhalten werden. Von diesen ausgehend würde dann „die Transformation als evolutionärer Prozeß der Selbstorganisation denkbar“. Es wäre ein „wechselseitig bestimmter und zeitlich aufeinander abgestimmter subjektiver wie objektiver Lernprozeß von Menschen und Strukturen.“ (Ettl/Jünger 1991: 47–49)

In größerem Ausmaße und auch ausdrücklich aufgefördert wurden die ostdeutschen Sozialwissenschaften dann mit der einsetzenden Transformationsforschung mobilisiert. Hier sollte über knapp fünf Jahre hinweg die Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (KSPW) bedeutsam werden.⁵ Doch nachdem diese ausgelaufen war, die von ihr mit Projektgeldern Geförderten sich aber nur

⁵ s.o. C. 4.3. Weitere Initiativen und unten E. 2.3. Inhaltliche Abbrüche und Übergänge

ausnahmsweise noch oder wieder in den Wissenschaftseinrichtungen befanden, brach auch diese Mobilisierung wieder ab. Für die unmittelbaren Umgestaltungen in den Wissenschaftseinrichtungen war aber inhaltlich zunächst entscheidend, nach der marxistisch-leninistischen Monokultur der DDR eine Pluralisierung zu bewerkstelligen.

Dem schien eine Entwicklung zuwiderzulaufen, die bereits Ende 1989 eingesetzt hatte: Die Hochschulektionen für Marxismus-Leninismus benannten sich damals in „Gesellschaftstheorie“, „Politikwissenschaft“, „Gesellschaftskunde“ oder vergleichbares um. Sie boten entsprechende Lehrveranstaltungen an oder ersetzten teils das von ihnen bisher verantwortete Marxistisch-Leninistische Grundlagenstudium durch ein „Studium Generale“. Die gesellschaftswissenschaftlichen Fachsektionen für Geschichtswissenschaft, Philosophie, Kulturwissenschaft usw., in deren Namen bisher das Adjektiv „marxistisch-leninistische“ vorangestellt war, strichen dieses stillschweigend. Solche Umbenennungen wurden dann häufig als Etikettenschwindel gebrandmarkt. Allerdings kann man sich auch leicht ausmalen, wie auf eine Einrichtung reagiert worden wäre, die sich auch 1990 noch im Vorlesungsverzeichnis voller ehrlicher Aufrichtigkeit als marxistisch-leninistische präsentiert hätte: „nichts gelernt“, „immer noch von gestern“, „wohl die Zeichen der Zeit nicht erkannt“, so wären gewiss die Kommentare ausgefallen.

Was dagegen vergleichsweise umstandslos funktionierte, war die Wiederverwandlung der Gesellschaftswissenschaften in Geistes- und Sozialwissenschaften. In der DDR und den anderen sozialistischen Ländern hatte der Begriff „Gesellschaftswissenschaften“ diese beiden Fächergruppen integriert: die Geisteswissenschaften als historisch-hermeneutische und die Sozialwissenschaften als empirisch-analytische Disziplinen. Beide waren zusammengefasst worden zu den Wissenschaften von der Gesellschaft, die nicht in idealistischer Tradition unterschieden werden sollten zwischen den Wissenschaften von den Ideen und den Wissenschaften vom Handeln.⁶ Sie waren definiert als die „Gesamtheit der Wissenschaften von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen, von den Gesetzmäßigkeiten und Triebkräften ihrer geschichtlichen Entwicklung“ (Eichhorn 1976: 487).

Zwar gab es auch in der DDR, internationalen Entwicklungen folgend, Tendenzen zur Soziologisierung der historisch-hermeneutischen Disziplinen (etwa die Arbeiten zur Rezeptionstheorie in den Literaturwissenschaften) und zur Kulturalisierung der empirisch-analytischen Disziplinen (etwa die Religionssoziologie einerseits an den Sektionen Theologie und andererseits in den ML-Bereichen, dort zunächst als „Wissenschaftlicher Atheismus“, der sich

⁶ „Der oft anzutreffende Ausdruck ‚Geisteswissenschaften‘ ist falsch, da er auf der idealistischen Vorstellung beruht, daß die Wissenschaften von der Gesellschaft im Gegensatz zu den Naturwissenschaften nicht materiell determinierte Erscheinungen und Gesetze, sondern geistige Gegebenheiten zum Gegenstand haben“ (Eichhorn 1976: 487).

ab den 70er Jahren von seinen kirchenkämpferischen Anfängen wegbewegte), und es gab auch eine marxistische normativ-ontologische Brücke zwischen beiden Fächergruppen.⁷ Doch wichtiger war nun, dass in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen tendenziell eine stärkere Orientierung an den universalistischen Normen der Wissenschaft gepflegt worden war als in den sozialwissenschaftlichen. Das sollte sich dann auch in den Evaluationen widerspiegeln, die der Wissenschaftsrat unternahm.

2.2. Wissenschaftsratsempfehlungen und ihre Wirkungen

Der Wissenschaftsrat hatte 1991 die sozial- und geisteswissenschaftlichen Institute der Akademie der Wissenschaften, der Bauakademie und die Forschungs- und Editionsabteilungen der Akademie der Künste zu Berlin (Ost) systematisch evaluiert.⁸ Eine entsprechende Arbeitsgruppe habe ihre Beratungen „in weitgehender Abstimmung mit den Landeshochschulstrukturkommissionen“ durchgeführt (Wissenschaftsrat 1992h: 7). Westliche Fachvertreter bezeichneten die Zusammensetzung dieser und weiterer Kommissionen hinsichtlich ihrer sozialwissenschaftlichen Anteile als „Koalition des soliden *mainstream*“ (Kreckel 1994: 12, zustimmend Lehmbruch 1995: 100).⁹

Im Ergebnis der Bewertungen wurden die sozial-, wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Institute der AdW komplett zur Auflösung empfohlen (Wissenschaftsrat 1991). Dies betraf das Institut für Wirtschaftsgeschichte, das Zentralinstitut für Wirtschaftswissenschaften, das Institut für Soziologie und Sozialpolitik, das Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaften, das Institut für zeitgeschichtliche Jugendforschung (gegr. Im Juni 1990), das Zentrum für gesellschaftswissenschaftliche Information

⁷ Literaturnachweise zu diesen Beispielen s.u. E. 2.3. Inhaltliche Abbrüche und Übergänge

⁸ Zu den rein strukturellen Entwicklungen s.o. B. 2.2. Evaluationen, Abwicklungen und neue Strukturen. Im folgenden werden Strukturfragen nur soweit thematisiert, wie sie unmittelbar mit inhaltlichen Absichten und Entwicklungen im Zusammenhang standen.

⁹ Die Evaluationspraxis der AG Wirtschafts- und Sozialwissenschaften – eine von neun Wissenschaftsrats-AGs für die Evaluationen; für die Geisteswissenschaften gab es eine eigene – ist ausführlich in Schönstädt (2024: 141–210) dargestellt. Dort wird auch rekonstruiert, wie diese Arbeitsgruppe, vorangetrieben durch ihren Leiter Max Kaase, ihren akademiebezogenen Arbeitsauftrag auf die Hochschulen erweiterte. Kaase leitete dies aus den Aufgaben eines Strukturausschusses ab, der zusätzlich zum Evaluationsausschuss (beide jeweils mit verschiedenen Arbeitsgruppen) geschaffen worden war, um die Empfehlungen zu den Akademie-Instituten auf das gesamte Wissenschaftssystem abzustimmen und so auch eine Rückkopplung mit den Universitäten zu gewährleisten. Er war Mitglied beider Ausschüsse. (Kaase 1995: 312)

und das Institut für Rechtswissenschaft. Zu den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an den Hochschulen äußerte sich der Wissenschaftsrat im Mai 1991 vergleichsweise knapp, da auf die bereits vollzogenen Abwicklungen verwiesen werden konnte. Die Stellungnahme konzentriert sich daher auf Details des anstehenden Neuaufbaus der (Wissenschaftsrat 1992p). Für den Neuaufbau der ostdeutschen Geisteswissenschaften dagegen formulierte der Wissenschaftsrat einige Zielgrößen. Die betrafen zunächst grundsätzliche inhaltliche Orientierungen:¹⁰

- Nutzung der Chance, „erkennbare Schwachstellen und Fehlentwicklungen in den Geisteswissenschaften in den alten Ländern zu vermeiden und Innovationen einzuführen“
- Beachtung der „inneren Vielfalt der Zugriffe, Fragestellungen und Methoden“ bei den Berufungen in den einzelnen Fächern
- in den einzelnen Fächern Verbindung der jeweiligen Grunderfordernisse mit verschiedenen Spezialisierungen, die disziplinären Weiterentwicklungsmöglichkeiten Rechnung tragen

Desweiteren wurden auch mit Strukturvorschlägen unterlegte inhaltliche Empfehlungen formuliert:

- quer zur disziplinären Situierung der Fächer fachübergreifende, flexible Organisationsformen („inneruniversitäre Zentren“), „um die Kooperation zwischen den Fächern zu erleichtern und die kulturwissenschaftliche Öffnung der Geisteswissenschaften zu fördern“
- Schaffung regional abgestimmter Schwerpunkte über länderübergreifende Koordinierung der Universitäten
- Um- und Neustrukturierung nicht allein mit Orientierung an den Einzel-fächern, sondern vor allem auch mit Blick auf günstige Bedingungen für deren Kooperation, zu diesem Zwecke unterschiedliche Schwerpunkt-bildungen, insbesondere: Berlin: Wissenschaftsgeschichte, „Alte Welt“; Potsdam: Zeitgeschichte (besonders DDR-Geschichte); Greifswald: Interdisziplinäres Zentrum für Nordistik/Baltistik; Rostock: Interdisziplinäres Zentrum zur Erforschung der indigenen Kulturen Amerikas; Leipzig: Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, Afrika, Zentralasien; Halle (Saale): Aufklärungsforschung, Orientarchäologie; Jena: Weimarer Klassik und Deutscher Idealismus

¹⁰ Beide nachfolgenden Listen kompiliert aus Perspektiven für Wissenschaft und Forschung auf dem Weg zur deutschen Einheit. Zwölf Empfehlungen“ (Wissenschaftsrat 1991 [1990]), „Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und in Berlin. Allgemeiner Teil“ (Wissenschaftsrat 1992j), „Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und zu den Forschungs- und Editionsabteilungen der Akademie der Künste zu Berlin“ (Wissenschaftsrat 1992k), „Empfehlungen zu den Geisteswissenschaften an den Universitäten der neuen Länder“ (Wissenschaftsrat 1992i).

- Aufnahme von 31 Forschungs- und Editionsprojekten in die gemeinsame Förderung des von der Konferenz der Akademie der Wissenschaften koordinierten Programms
- Erhaltung des Instituts für sorbische Volksforschung Bautzen „als selbstständiges Forschungsinstitut besonderer Art“
- Gründung von sieben geisteswissenschaftlichen Zentren: für Zeitgeschichte (besonders von SBZ und DDR), zur Wissenschaftsgeschichte und -theorie, zur Aufklärungsforschung, zur Erforschung des modernen Orients, zur Allgemeinen Sprachwissenschaft, zur Literaturforschung und zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas
- Erhaltung des Zusammenhangs der an der Akademie der Künste zu Berlin [Ost] praktizierten archivalischen Sammlungstätigkeit, editorischen Bearbeitung und kunstwissenschaftlichen Forschung in der Form einer Stiftung, wobei der Forschungsbereich über zirka 30 Stellen, davon etwa 15 bis 20 für Wissenschaftler:innen, verfügen sollte

Durch die Neugründungen und den Ausbau von Universitäten wurden die geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungspotenziale und Studienangebote erheblich erweitert. An den Volluniversitäten entstand durch den Aufbau einzelner Fächer wieder die notwendige Fächerbreite (wenngleich durch spätere Einsparungen teilweise wieder zurückgenommen). Auch in der DDR „auf Restformen reduzierte“ Fächer (Wissenschaftsrat 1992g: 28) fanden sich dabei häufig auf arbeitsfähige Größen ausgebaut. Die Wiederherstellung disziplinärer Vielfalt wurde insoweit erreicht. Einige damals auch bundesweite Seltenheiten konnten im Zuge dessen erhalten werden: die Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität und in Leipzig, die Journalistikausbildung in Leipzig, nun als Kommunikations- und Medienwissenschaften (vgl. Maletzke/Steinmetz 1995), die Geschlechterforschung an der Humboldt-Universität (vgl. ZiF 1999) oder das Deutsche Literaturinstitut Leipzig zur Ausbildung von (potenziellen) Schriftstellern. Die in der DDR praktizierte Differenzierung der Slawistik in Einzelslawinen wurde – zumindest einstweilen – beibehalten. An der Humboldt-Universität wurde ein Nordeuropa-Institut neu gegründet, wobei die vormalige HUB-Nordistik und die FU-Skandinavistik integriert worden sind.

Die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/O. und die Universität Erfurt fanden sich als sozial- und geisteswissenschaftliche Spezialhochschulen errichtet. Die neugegründete Universität Potsdam komplettierte ihr Fächerspektrum, das sie zunächst aus Vorläufern übernommen hatte. Gleiches gilt für die TU Magdeburg, die zur Universität Magdeburg ausgebaut wurde. Die Tus in Dresden, Chemnitz und zum Teil auch in Cottbus erfuhren sozial- und geisteswissenschaftlichen Ausbauten. Die archivalische Sammlungstätigkeit und editorischen Arbeiten, die bei der DDR-Akademie der Künste angesiedelt gewesen waren, sind, wie empfohlen, durch die Gründung einer Stiftung gesichert worden.

Auch Schwerpunkte an den einzelnen Universitäten, wie sie der Wissenschaftsrat empfohlen hatte, waren in der Tat entstanden, häufig institutionell durch die angeregten fächerübergreifenden inneruniversitären Zentren gerahmt (Tafel 57). Eine vom Wissenschaftsrat angeregte länderübergreifende Schaffung regional abgestimmter Schwerpunkte (Wissenschaftsrat 1991 [1990]: 17) erfolgte dagegen nicht.

Tafel 57: Geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungsschwerpunkte der ostdeutschen Universitäten

Universität	Forschungsschwerpunkte	
Greifswald	Der Ostseeraum unter historischen, sozial- und naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten incl. Nordeuropäische/ baltische Studien, Hanseforschung	Kultur des Mittelalters
		Computerphilologie
Rostock	Nachhaltige Entwicklung ländlicher Räume	Marine Systeme und Prozesse
	Demographische Wandel: Ursachen & Konsequenzen	
HU Berlin	Antikerecherche	Die großen Transformationen von Mensch-Umwelt-Systemen
	Metropolenforschung	
	Bildungsforschung	Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive
	Bildwissenschaften	
Potsdam	Erziehungswissenschaften	Kulturen im Vergleich
Cottbus	Stadtumbau und Stadtrückbau	
Frankfurt/Oder	Transformationsprozesse bei der Annäherung Ost-Europas an das übrige Europa	Aufgaben und Bedeutungsveränderungen internationaler Beziehungen und Institutionen
		Funktionswandel der Geisteswissenschaften zu Handlungs- und Gestaltungswissenschaften
Halle-Wittenberg	Ethnologie	Aufklärung und Pietismusforschung
	Orientwissenschaften	Bildungsforschung
Leipzig	Globale Verflechtungen und Vergleiche	Riskante Ordnungen
	Sprache und Kultur im Digitalen Zeitalter	Kognitionswissenschaften
Dresden	Bevölkerung, Infrastruktur und Verkehr	
Chemnitz	Kundenorientierte Gestaltung von vernetzten Wertschöpfungsketten	
	Kommunikation – Medien – Technik	
Freiberg	Innovationsforschung	wirtschaftliche Transformation
Jena	Profilinie LIBERTY: Sozialer Wandel, Aufklärung, Romantik und Zeitgeschichte	
Ilmenau	Unternehmen, Märkte und Ordnungen im Wandel – Innovative Produkte und Prozesse	
Weimar	Medienforschung	Urbanistik
Erfurt	Language & Mind	empirische Wirtschafts- und Sozialforschung
	Interdisziplinäres Forum Religion	Kommunikation und digitale Medien

Quelle: eigene Desktop Research

Durch die Neugründung von Fachhochschulen – in der Regel aus nichtgesellschaftswissenschaftlichen Vorgängereinrichtungen heraus – fand eine Verbreiterung sozialwissenschaftlicher Angebote statt. Am auffälligsten ist dies im Bereich Sozialarbeit/Sozialpädagogik, den es in der DDR überhaupt nur an einer Hochschule – der Humboldt-Universität (vgl. Mannschatz 2002) – gegeben hatte. Vereinzelt sind an den Fachhochschulen auch im geistes- und sozialwissenschaftlichen Bereich einige Schwerpunkte aus Vorgängereinrichtungen übernommen worden, etwa in an der HTWK Leipzig zusammengefasst im Bereich Buch/Museum (heute in der Fakultät Informatik und Medien) oder an der FH Potsdam das Archivwesen.

Profilbildung wurde fast überall versucht, oft erfolgreich: durch bestimmte fachliche Kombinationen, speziell denominierte Professuren oder/und interdisziplinäre Zentren. Die Wissenschaftsrats-Aufforderung, „erkennbare Schwachstellen und Fehlentwicklungen in den Geisteswissenschaften in den alten Ländern zu vermeiden und Innovationen einzuführen“,¹¹ blieb dagegen, im ganzen betrachtet, unbeachtet. Die Warnung „vor einem Bestreben nach Komplettierung des Fächerkanons durch vereinzelte, unvollständig ausgestattete und deswegen kaum zur Arbeitsfähigkeit gelangende Professuren“ (Wissenschaftsrat 1992g: 121) fand nicht überall Gehör. Dem stand bisweilen das – nicht unverständliche – Streben entgegen, das zu sichern, was nur in der Aufbausituation gesichert werden kann.

Eine Pluralisierung des Wissenschaftsbetriebs nach der marxistisch-leninistischen Dominanz in der DDR ist zwar hergestellt worden. Doch die geforderte Beachtung der nötigen inneren Vielfalt von Gesichtspunkten, Theorien und Methoden (Wissenschaftsrat 1992l: 45) gelang nicht überall in der nötigen Breite. Diesbezüglich verfügte die ostdeutsche Neustrukturierung über ein bemerkenswert eindeutiges Image: „In Germanistik, der Literaturwissenschaft und der Philosophie werden die Lehrstühle mit ganz, ganz wenigen Ausnahmen konservativ besetzt“, war eine hierfür typische Einschätzung¹² – wenngleich sich die Situation mittlerweile an die allgemeinen Üblichkeiten (incl. Deren Einseitigkeiten) angepasst hat.

2.3. Inhaltliche Abbrüche und Übergänge

Der Wissenschaftsrat hatte es 1992 „unübersehbar“ genannt, dass auch „von der Orientierung an marxistischen Grundpositionen in den Geistes- und Sozialwissenschaften produktive Anstöße ausgehen konnten“ (Wissenschaftsrat 1992h: 13f.). Er erwähnte exemplarisch die Agrargeschichte,

¹¹ vgl. dazu die Zusammenfassung der Problem- und daraus abgeleiteten Zieldefinitionen in „Geisteswissenschaften heute“ (Frühwald et al. 1991: 10–13)

¹² Gebhard Rusch, Literaturwissenschaftler in Siegen, zit. bei Jung (1995)

Volkskunde und die Literaturgeschichte. Zugleich merkte der Wissenschaftsrat an, dass die gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen zwar an Dogmatisierung, politischer Fremdbestimmung und anderen wissenschaftsfeindlichen Behinderungen gelitten hätten, nicht dagegen an marxistischer Orientierung als solcher: „Mit dieser war es – unterhalb einer Oberfläche von wenig tief eindringenden Ideologemen und Klassikerzitaten, von Vermeidungen und Bekenntnissen – oft gar nicht weit her.“ (Wissenschaftsrat 1992k: 13f.)

Hier gab es auch Differenzen zwischen den Disziplinen. Für alle galt in der DDR eine historisch-materialistische Herangehensweise als durchzusetzender Standard, doch darüberhinaus waren die normativen Bindungen an politisch gesetzte Grundprinzipien stark gegenstandsabhängig. Es lässt sich ein zweigeteiltes Wissenschaftsverständnis erkennen: Für die ideologisch relevanten Bereiche wurde von einem gegen jede Revision zu schützenden Wissensgebäude ausgegangen, während in ideologiefreieren Fächern das vorhandene Wissen als kritisierbar und veränderungsoffen galt (Malycha 2001: 15). Entsprechend unterschied sich der Charakter der Forschungsergebnisse in den einzelnen Disziplinen voneinander – und dies mit der Folge, ob sich diese Ergebnisse mit dem Ende der DDR erledigt hatten. Vieles besaß allein in deren systemischem Kontext Relevanz, während anderes auch außerhalb des Entstehungszusammenhangs fortgeltende Gültigkeit beanspruchen konnte.

Der Wissenschaftsrat identifizierte auch einige „zumeist willkürliche Strukturentscheidungen“ der DDR, die einerseits eine Zwangsintegration geisteswissenschaftlicher Fächer bedeuteten, andererseits „zur Herausbildung interessanter und potenziell vielversprechender Arbeitsbereiche“ geführt hätten. Als Beispiele wurden hier die Orientarchäologie in Halle sowie die Translationslinguistik und die integrierten Afrika- und Nahostwissenschaften (ANW) in Leipzig genannt. (Wissenschaftsrat 1992g: 19) Manches davon war wurde dennoch final abgewickelt, obgleich es Ansätze repräsentierte, die in anderen Zusammenhängen als notwendig bezeichnet wurden.

Letzteres betraf etwa den Bereich der Regional oder Area Studies: die Lateinamerikawissenschaften in Rostock, die Asienwissenschaften an der Humboldt-Universität oder die Leipziger ANW. Für die regionalwissenschaftlichen Fächer an allen ostdeutschen Universitäten ist zu konstatieren, dass deren in der DDR strukturell prägendes Element den Umbau nicht überlebt hat: die enge Verbindung von geistes- und sozialwissenschaftlicher Lehre und Forschung – also zu Sprache und Kultur, Literatur und Gesellschaft, Geschichte und Ökonomie. Nach 1990 waren diese Bereich re-traditionalisiert worden, indem man die Fächerverbünde in Einzelphilologien zerschlug, jeweils ergänzt mit einer Politik- oder Geschichtspr Professur, um einen Studiengang unterhalten zu können.

Hier kann man im Lichte damals bereits aktueller und nachfolgender welt-politischer Entwicklungen auch weitergehende Erwägungen anschließen. Zeitgleich mit der Auflösung der Leipziger Afrika- und Nahostwissenschaften begannen die kriegesischen Eskalationen der Krise zwischen dem Westen und der arabischen und islamischen Welt. Der zweite Golfkrieg 1990 war der Auftakt zu einer Fülle von Desastern, und diese resultierten jeweils aus Dynamiken, die wesentlich durch kulturelle Ahnungslosigkeit im Westen begründet waren. Der Sache nach ergab sich also ein gesteigerter Bedarf an entsprechender Expertise. Gleiches galt und gilt für Süd- und Mittelamerika, dass sich seit den 90er Jahren vom demokratischen Hoffnungsspender zum Entfaltungsraum sämtlicher Spielarten von Populismus entwickelte. In Rostock aber wurde die Sektion Lateinamerikawissenschaften geschlossen. Rumänien und vor allem das mehrheitlich rumänischsprachige Moldavien entwickelten sich zu Dauerträgern politischer Turbulenzen. In Leipzig jedoch wurde die Rumänistik nach der Pensionierung des Stelleninhabers nicht wiederbesetzt und in Jena auf eine Juniorprofessur rückgestuft.

Exemplarisch besichtigen lässt sich auch die Hochschul- und Wissenschaftsforschung, die in der DDR vergleichsweise breit institutionalisiert war (Pasternack 2019: 259–263). Hier wurden das Interdisziplinäre Zentrum für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte (IZW) an der Universität Halle-Wittenberg oder der Wissenschaftsbereich (Natur-)Wissenschaftsgeschichte an der Sektion Geschichte der Rostocker Universität aufgelöst. An der Humboldt-Universität war im Dezember 1989 die Wissenschaftsforschung abgewickelt worden – 15 Jahre später begann man dort, sie neu aufzubauen, weil inzwischen das Wissenschaftsmanagement als bedeutsames Handlungsfeld erkannt worden war.

Auch die „vergleichsweise gut ausgebaute Wissenschaftsgeschichte in der ehemaligen DDR“, so resümierte Bernhard vom Brocke schon 1996, „wurde ‚abgewickelt‘, d.h. demontiert. [...] Ihre Institutionen in Halle, Rostock und Greifswald, an den nichtuniversitären Hochschulen und an der Akademie sind tot“. Ausnahmen waren hier einige Institute, die sich mit Naturwissenschafts-, Medizin- und Technikgeschichte befassen, so das Institut für Geschichte der Medizin an der Charité/HUB, das Ernst-Haeckel-Haus der FSU Jena oder das Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin an der Universität Leipzig. Sie blieben „in stark reduzierter Form“ erhalten; das Leipziger Institut etwa verlor im Laufe der 90er Jahre seine Abteilung für Naturwissenschaftsgeschichte. (vom Brocke 1996: 149) An der Humboldt-Universität wurde im Zuge der Hochschultransformation die einzige Professur für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte an einer ostdeutschen Hochschule eingerichtet.

Für die in der DDR in der Breite vertretene Hochschulpädagogik hatte es sich als schwierig erwiesen, Mehrheiten für deren Fortführung zu gewin-

nen. Dafür ließen sich durchaus Gründe anführen. Infolgedessen unterlag das Fach nach 1989 einer zu starken politischen und fachlichen Diskreditierung, sodass es zu einem bewusst unternommenen „Transformationsverzicht“ gekommen sei (Olbertz 1997). Doch fand sich dann im weiteren nicht nur die Hochschulpädagogik, sondern auch die Hochschuldidaktik nicht berücksichtigt. Infolgedessen gab es rund 20 Jahre, bis zum Bund-Länder-Programm „Qualitätspakt Lehre“ 2012, in den östlichen Bundesländern keine entsprechende Professur.

Neben den hochschulpädagogischen Professuren und Bereichen waren an den ostdeutschen Hochschulen auch weitere Einrichtungen der Hochschulforschung verloren gegangen: kleinere Forschungsstellen wie das „Laboratorium für Studentenforschung“ an der Universität Leipzig und vergleichbare Einrichtungen etwa an der Hochschule für Verkehrswesen Dresden oder die „Arbeitsgruppe Jugendforschung (Studenten)“ an der TU Dresden. Diese ähnelten zwar in Teilen der *institutional research*, wie sie bereits damals z.B. an US-amerikanischen Universitäten verbreitet war und ist.¹³ Doch war Anfang der 90er Jahre im deutschen Hochschulwesen das Wissen darum, wie wichtig institutionalisierte Selbstbeobachtungen sind, unterausgeprägt bis nicht vorhanden. Es musste ein Jahrzehnt vergehen, bis solche Einheiten – nun meist als „Qualitätsmanagement“-Einrichtungen – neu aufgebaut wurden. Ebenso sind die außeruniversitären Einrichtungen der Hochschul- und Wissenschaftsforschung durchgehend abgewickelt worden: das Zentralinstitut für Hochschulbildung, das AdW-Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft (ITW), das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig (ZIJ) mit seiner Abteilung Studentenforschung und das Institut für Fachschulwesen (IfF) in Chemnitz.

Das ITW hatte zuvor eine Evaluierung vom Wissenschaftsrat erfahren. Im Ergebnis wurden die Auflösung des Instituts an sich, aber die Weiterförderung einer Reihe von Einzelgruppen und -arbeitsrichtungen empfohlen (Wissenschaftsrat 1992m: 53–55). Letzteres wiederum blieb dann überwiegend folgenlos, insofern zwei kleine Übergangslösungen nicht von Dauer waren: Zum einen wurde 1992 bis 1994 in Berlin ein „Forschungsschwerpunkt Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie“ betrieben, administriert von der Max-Planck-Gesellschaft.¹⁴ Der FSP mündete in die Neugründung des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte Berlin, wobei sich zugleich jegliche Färbung durch die ITW-Vorgeschichte verlor. Zum anderen bestand von 1991 an beim Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) die Forschungsgruppe Wissenschaftsstatistik bzw., ab 1997, Wissenschaftstransformation. Sie umfasste zwischen fünf und sieben

¹³ vgl. <https://www.airweb.org/Resources/ImprovingAndTransformingPostsecondaryEducation/Pages/National-Survey-of-Institutional-Research-Offices.aspx> (18.12.2018)

¹⁴ Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben (o.J. [1992]: 37–64; o.J. [1993]: 49–80; o.J. [1994]: 51–80)

Wissenschaftler:innen und erarbeitete in ihren ersten Jahren wissenschaftssoziologische und -statistische Analysen der ostdeutschen Wissenschaftstransformation. Berücksichtigung fanden dabei sowohl die universitäre und außeruniversitäre als auch die Industrieforschung (vgl. FG Wissenschaftsstatistik 1994). Die Gruppe lief 2003 aus.

ZHB, ZIJ und IfF dagegen waren, wie auch die sonstige Ressortforschung, nicht in die Evaluierungen durch den Wissenschaftsrat einbezogen. Das ZIJ fiel vor allem der unmittelbaren inhaltlichen Konkurrenz zum Deutschen Jugendinstitut München (DJI) zum Opfer. Befristet wurde eine Regionalstelle des DJI in Leipzig gegründet, die aber nur eine Sicherung von Daten und sonstigen empirisch relevanten Unterlagen vornahm (Friedrich 1999: 64). Daraus entstand später die DJI-Außenstelle Halle (Saale), die jedoch, anders als das ZIJ, keine Studentenforschung mehr betreibt.¹⁵

Aus dem Bestand des ZHB, das zum 31.12.1990 abgewickelt worden war,¹⁶ wurde die Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst gegründet. Sie hatte, grundfinanziert vom Bundesbildungsministerium, von 1991 bis 1996 die Neustrukturierung des ostdeutschen Hochschulwesens analysierend und dokumentierend begleitet.¹⁷ Das war das Ergebnis einer entwickelten Geschichte, in der ein Interesse des Ministeriums den Ausschlag gab: Das BMBW wollte über die Hochschultransformation in den ostdeutschen Ländern informiert sein, hatte aber weder direkte Zuständigkeiten noch Einflussmöglichkeiten, da der Vorgang Ländersache war. Die Existenz der Projektgruppe war die Voraussetzung dafür, dass 1996 das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) gegründet wurde. (Vgl. Pasternack 2016)

Im übrigen hatte eine Reihe von Fächern zunächst gesichert werden können, wurde dann aber seit Beginn der 2000er Jahre infolge von Sparauflagen eingestellt. In Leipzig betraf das etwa den Bereich Logik und Wissenschaftstheorie, die Niederlandistik, Onomastik und Rumänistik. In Greifswald standen Ukrainistik und Baltistik zeitweise auf der Kippe und gingen gerupft daraus hervor. Diese Nennungen sind exemplarische.

Die Arbeitsergebnisse der DDR-Gesellschaftswissenschaften sind heute im ersten Zugriff nur aus zweiter Hand und gebrochen durch den Filter des Jahres 1989 verfügbar. Sie sind – in den einzelnen Disziplinen unterschiedlich intensiv – durch zahlreiche Untersuchungen aufgearbeitet (vgl. Pasternack/Hechler 2016), kommen mit ihren Originalarbeiten aber kaum in wissen-

¹⁵ <https://www.dji.de/ueber-uns/dji-aussenstelle-halle-saale.html> (24.11.2018)

¹⁶ vgl. zu dessen Arbeitsergebnissen <https://www.hof.uni-halle.de/hof-fis/geschichte/zhb/> (12.3.2025) und historiografisch Pasternack (2019: 111–256)

¹⁷ vgl. wesentliche der Arbeitsergebnisse unter <https://www.hof.uni-halle.de/hof-fis/geschichte/projektgruppe-hof/veroeffentlichungen/> (14.3.2025), und zusammenfassend Buck-Bechler/Schaefer/Wagemann (1997)

schaftlichen Debatten vor: Es ist eine ausgreifende Literatur *über* die DDR-Gesellschaftswissenschaften entstanden, und gleichzeitig sind die DDR-Gesellschaftswissenschaften selbst weitgehend unsichtbar geworden. Als Gründe dafür lassen sich drei gegenseitig verstärkende Umstände identifizieren.

Zum ersten haben die Anfang der 1990er Jahre unternommenen Evaluationen – trotz der oben zitierten differenzierenden Einschätzungen des Wissenschaftsrates – und die weitgehende Abwicklung der gesellschaftswissenschaftlichen Institute ein dominierendes Narrativ hinterlassen: Die in der DDR betriebenen Gesellschaftswissenschaften seien vollständig durchideologisiert gewesen. Die in den Jahren seither unternommenen Untersuchungen bestätigen dieses Bild ebenso, wie sie zugleich Hinweise auf partielle Abweichungen vom Gesamtbefund geben. Doch insgesamt gelten die DDR-Gesellschaftswissenschaften weithin als ‚abgeschlossenes Sammelgebiet‘, das allenfalls Gegenstand von historischer Analyse sein, nicht aber aus eigenem Recht einen Platz im wissenschaftlichen Diskurs beanspruchen könne.

Zum zweiten ist die Wissenschaft auch ein soziales System. Daher ist die Präsenz von fachlichen Positionen wesentlich an die Präsenz von sozialen Trägern – Personen, Gruppen, Institutionen, Zeitschriften, wissenschaftlichen Schulen und akademischen Schüler:innen – gebunden. Sie hängt immer auch davon ab, dass sie durch inhaltliche Bezugnahmen, Zitationen und Kritik im Bewusstsein der jeweiligen Fachöffentlichkeit gehalten werden. Nun verschwinden, nach Rudolf Stichweh (1994: 63), Hypothesen nicht vorrangig deshalb aus der wissenschaftlichen Debatte, weil sie widerlegt wurden. Vielmehr werden „sie in neuen kommunikativen Akten nicht mehr aufgenommen ..., weil man sie zur Organisation von Anschlüssen nicht mehr braucht“. Kurz und zugespitzt: Hypothesen verschwinden, weil sie nicht mehr zitiert werden und damit der Anschluss an die weitere Fachdiskussion unterbrochen ist. Diesbezüglich hatte die insgesamt geringe Präsenz früherer DDR-Gesellschaftswissenschaftler:innen im transformierten Forschungsbetrieb Auswirkungen: Auch Forschungsergebnisse, die anhaltende Gültigkeit beanspruchen dürfen, werden in deutlich geringerem Maße zitiert, als dies bei denjenigen anderer, z.B. altershalber, aus dem aktiven Dienst ausgeschiedene Wissenschaftler der Fall ist.

Zum dritten steht sehr häufig die formale und inhaltliche Gestaltung der Originaltexte, die in den DDR-Gesellschaftswissenschaften entstanden sind, ihrer Rezeption im Wege. Das betrifft Inhalte und Sprache, und dies auch dann, wenn Relevantes mitzuteilen war. Denn gab es in der DDR gesellschaftswissenschaftliche Innovationen, so mussten sich diese in der gegebenen politisch-epistemischen Anordnung als Entfaltung des Kanonischen, also der marxistisch-leninistischen Grundideen, tarnen. Innovation jedoch ist zunächst immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige, benötigt daher eine Umgebung, die gewähren lässt, um testen zu können, ob die Innovation

mehrheitsfähig, mithin zum Mainstream werden kann. Dieser erstarrt dann irgendwann zur Orthodoxie, um damit reif zu sein für die Ablösung durch die nächste Innovation. Gesellschaftswissenschaftliche Innovationen in der DDR aber waren darauf angewiesen, sich mindestens als Mainstream, häufig auch als Orthodoxie zu inszenieren. Eine wesentliche Technik dieser Inszenierung waren codierte Sprachregelungen, die es dem späteren Leser oft mühsam machen, das Innovative in DDR-gesellschaftswissenschaftlichen Texten, sofern es vorhanden war, zu erschließen.¹⁸

Ausnahmen gibt es selbstredend. So waren etwa einige sprachwissenschaftliche Wörterbuchprojekte nicht nur zu ihrer Entstehungszeit für westdeutscher Verlage maßstabsetzend, sondern werden z.T. auch fortgesetzt. An der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften entsteht seit einigen Jahren das „Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache“ (DWDS) auf Basis des „Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache“ (WDG), an der DDR-Akademie 1955–1972 erarbeitet (Klappenbach/Steinitz 1964–1977, zu Hintergründen vgl. Malige-Klappenbach 1986), sowie des „Etymologischen Wörterbuchs des Deutschen“, in den 80er Jahren ebenfalls an der AdW erstellt (Pfeifer 1989).¹⁹ Durch welche Ambivalenzen aber auch solche Arbeitsergebnisse, die Bestand haben, gekennzeichnet gewesen sein können, zeigt das WDG. Die Bearbeiter an der BBAW informieren auf der DWDS-Homepage über eine „den Herausgebern und den Autoren im Jahr 1970 auferlegte einschneidende Änderung der Konzeption des WDG“, erläutert in der Vorbemerkung zum 4. Band:

„Es wird vom 4. Band an den gesamten Wortschatz konsequent auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Weltanschauung darstellen. Das gilt für die Auswahl der Stichwörter, für die Bedeutungsangaben, die kommentierenden Bemerkungen und auch für die Auswahl der Beispiele. [...] Mit seinen lexikographischen Mitteln will es zur Festigung des sozialistischen Bewußtseins der Menschen in der DDR beitragen, aber auch den fortschrittlichen Kräften in anderen Ländern helfen, die Sprache des sozialistischen Staates deutscher Nation besser zu verstehen und den Versuchen des Sprachmißbrauchs durch die Monopolbourgeoisie entgegenzuwirken.“

Dieser Forderung entsprechende Änderungen von Stichwörtern, semantischen und anderen Angaben wurden durch den Beirat des WDG auch in den Neuauflagen älterer Lieferungen veranlasst. Allerdings sei, bezogen auf den Gesamtwortschatz, der Anteil ausgeprägt DDR-konformer Artikel vergleichsweise gering geblieben: Zwei bis drei Prozent der 90.000 WDG-Einträge wurden für die Weiterverwendung im „Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache“ einer entideologisierenden Bearbeitung unterzogen.²⁰ In den geisteswissenschaftlichen Fächern lässt sich auch eine Reihe sehr solider Monografien wie konzeptionell großer Würfe entdecken, die auf der

¹⁸ wie das dennoch gelingen kann, steht in Pasternack (2019: 340–347)

¹⁹ vgl. <http://www.dwds.de/ressourcen/woerterbuecher/> (14.3.2016)

²⁰ <http://www.dwds.de/ressourcen/woerterbuecher/wdg/> (14.3.2016)

Basis eines flexibilisierten marxistischen Paradigmas theoretische Innovationen entfaltet. Hierunter fallen einige, die nicht nur innovativ im Rahmen des systemischen Kontextes der DDR waren, sondern darüber hinaus Interesse beanspruchen konnten und können. Arbeiten, die dementsprechend auch außerhalb der DDR wahrgenommen wurden, waren etwa die Arbeiten zur Strukturellen Grammatik in Ost-Berlin (immer wieder verwiesen wird auf Manfred Bierwischs Aufsatz zum Strukturalismus, erschienen 1966 im „Kursbuch“, vgl. auch jüngst noch einmal würdigend Krischke 2025); die Arbeiten der Werner-Krauss-Schule;²¹ der Band „Gesellschaft – Literatur – Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht“ (Naumann et al. 1973; vgl. etwa Raddatz 1974) und die weiteren Arbeiten zur Rezeptionstheorie mit ihrer Nähe zur Rezeptionsästhetik in Konstanz und andernorts (vgl. Adam/Dainat/Schandera 2003; Funke 2004); eine Geschichte des Luftkrieges von 1910 bis 1980 (Groehler 1981), die Forschungen zur Geschichte der Französischen Revolution in Leipzig (vgl. Literaturüberblick in Pasternack/Hechler 2016: 375–378). Gleiches gilt für große und in Ost wie West einiges Aufsehen erregende Biografien wie die von Ernst Engelberg (1985/1990) zu Bismarck, von Ingrid Mittenzwei (1980) über Friedrich II., von Gerhard Brendler (1983) zu Luther oder Werner Mittenzweis (1986) Brecht-Biografie. Im Status des Geheimtipps verblieben Philosophen wie Lothar Kühne (1981; 1985) oder Wolfgang Heise mit ihren Arbeiten zu einer (im besseren Sinne des Wortes) kommunistischen Ästhetiktheorie (vgl. Literaturüberblick in Pasternack/Hechler 2016: 313f.).

Einige Wörterbuch- und Lexikonprojekte sind nach wie vor bemerkenswert. Das betrifft neben den o.g. sprachwissenschaftlichen Wörterbüchern etwa Georg Klaus' „Wörterbuch der Kybernetik“ (Klaus 1967), das nach 1990 fortgeführte „Allgemeine Künstlerlexikon“ (Nachfolger des „Thieme-Becker“) oder das „Lexikon der Kunst“, dessen Fertigstellung über 1990 hinaus sichergestellt wurde (Olbrich 1987–1994). Aus dem Forschungszusammenhang des früheren AdW-Zentralinstituts für Literaturgeschichte stammen als späte Früchte das „Historische Wörterbuch ästhetischer Grundbegriffe“ (Barck et al. 2000–2005; vgl. Boden 2014) und das „Lexikon sozialistischer Literatur“ (Barck et al. 1994). Letzteres war im Grundsatz 1989 fertiggestellt, wurde aber nicht mehr wie geplant publiziert; 1994 konnte es dann doch noch bei Metzler erscheinen. Die mittlerweile fachdominanten Sichtweisen ironisierte Georg Fülberth (1995) in seiner Rezension: „Die wenigen Artikel-Autoren, die aus dem Westen herangezogen wurden, halten zum Glück die Standards, welche in der Diktatur entwickelt und verteidigt worden sind“.

Naturgemäß weniger innovativ, aber äußerst solide waren Editionsprojekte. Sie zeichnen sich vor allem durch Gründlichkeit aus, welche wiederum aus der geringeren Atemlosigkeit des DDR-Wissenschaftsbetriebs resultierte. Je

²¹ vgl. Ette et al. (1999), Hofer/Karger/Riehn (2003), Nerlich (1993), Naumann (2012)

nach Gegenstand sind sie mehr oder weniger DDR-typisch eingeleitet und kommentiert, hinsichtlich der editionswissenschaftlichen Aufbereitung ihrer Haupttexte aber nahezu immer makellos. Genannt werden können, statt vieler, die Frege-Ausgabe (Frege 1973) und die Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA²; vgl. Vollgraf/Sperl/Hecker 1992, 2000 und 2006). Hierzu gehören auch Editionsprojekte, die bereits zur Zeit der DDR-Gründung liefen und – meist an AdW-Instituten – weitergeführt worden waren, etwa die *Inscriptiones Graecae* (begonnen 1815).²²

Auf dem entgegengesetzten Pol des Qualitätskontinuums standen zahlreiche Arbeiten, die auf der Basis hingebogener oder in passenden Ausschnitten präsentierter oder auch schlicht vermiedener Empirie die Gültigkeit des herkömmlichen marxistischen Paradigmas nachzuweisen suchten, sowie theoretische Entfaltungen traditionalistischer Thesen ohne Innovationswert. Dies trat gehäuft insbesondere in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen und der Philosophie auf. Dass vor allem die politiknahen Gesellschaftswissenschaften unmittelbar an eine politische Bewegung gebunden waren, hieß auch: Wissenschaften, die eigentlich Hypothesen und Theorien testen, also kognitiv Alternativen erproben müssen, waren Teil eines bewegungsförmig organisierten Staates, der Disziplin, Einheit und Geschlossenheit („keine Fraktionsbildungen!“) für absolut prioritär erachtete, mithin Alternativen nicht offen zur Diskussion stellen konnte. Die Umstände des Kalten Krieges machten es nicht einfacher, hier zu einem Umdenken zu gelangen.

Zwischen den gültig bleibenden Arbeiten der DDR-Gesellschaftswissenschaften und denen, die der Sache nach bereits im Augenblick ihres Entstandenseins ungültig waren, finden sich zwei weitere Typen. Zum einen sind das Arbeiten, die auch heute durch ihre empirische Aufarbeitungsleistung beeindrucken können, aber hinsichtlich ihrer Bewertungen des Materials als ideologisch überkontaminiert gelten. Letzteres gilt wiederum im Einzelfall in unterschiedlichem Maße. Beispiele sind hier etwa die sieben Bände „Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933–1945“ (ZI Literaturgeschichte 1978–1981) oder Jürgen Kuczynskis 40 Bände zur „Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“ (Kuczynski 1960–1977).

Zum anderen handelt es sich um Arbeiten, die innerhalb des systemischen Kontextes der DDR wissenschaftliche Ereignisse waren, mit dessen Wegfall aber nur noch wissenschafts- oder/und ideengeschichtliche Relevanz hatten und haben. Mit dem Kontext haben sich auch die Themen erledigt. Die sozialistische Betriebsführung, die Frage nach dem Entwicklungsstadium, in dem sich die DDR befand („entwickelte sozialistische Gesellschaft“ oder „sich entwickelnde sozialistische Gesellschaft“?), das Verhältnis von Chris-

²² vgl. dazu auch die Weiterführungsempfehlungen des Wissenschaftsrates für 30 Editionsprojekte: Wissenschaftsrat (1992h: 27–44)

ten und Marxisten in seiner machtasymmetrischen Ausprägung, das Problem, ob und wie sich Luther oder Bismarck in das Erbeverständnis des sozialistischen Staates integrieren lassen sollten, oder das Verhältnis der SED zu den Blockparteien – diese und andere Themen sind selbst dann der Irrelevanz anheim gefallen, wenn die Texte, die dazu geschrieben worden waren, kluge Thesen und Argumentationen enthalten. Von Interesse können sie allein noch für Historiker sein.

Nicht immer leicht entscheidbar ist, was die einstige westliche Rezeption DDR-gesellschaftswissenschaftlicher Produkte und häufig auch ihre Lizenzveröffentlichung in westdeutschen Verlagen in welchem Maße antrieb: Neigungen der Rezipienten zum akademischen Salonmarxismus? Eine Art westdeutscher Orientalismus gegenüber der DDR-Gesellschaftswissenschaft, entspringend einer exotistischen Wahrnehmung, die schauernd-fasziniert im Fremden das Eigene erkannte? Oder aber die Wahrnehmung eines ‚objektiven‘ Erkenntnisfortschritts? In jedem Falle spielte die Überraschung, was sich den parteimarxistischen Dogmen mitunter abtrotzen ließ, eine Rolle. Etwas schematisch kann jedenfalls gesagt werden, dass sich die interessanteren Arbeiten in den DDR-Gesellschaftswissenschaften eher in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen fanden, während die sozialwissenschaftlichen Disziplinen sehr viel stärker systemgebundene Verwendungsforschung betrieben. Entsprechend unterschiedlich sind auch Übergänge nach 1989 ausgefallen.

Hier hätte sich sich die Gründung der „Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern“ (KSPW) als ein Katalysator erweisen können (vgl. BMFT/BMA 1991). Sie sollte positiv evaluierte Ost-Wissenschaftler:innen, schon wegen ihres Kontextwissens, „in einen koordinierten Arbeitszusammenhang zu bringen und für einen Übergangszeitraum arbeitsfähig zu halten“, um die schnellen Transformationsprozesse erfassen zu können (Ziegler 2005: 16f.; Wissenschaftsrat 1992m: 45).²³ Angesiedelt hatte man die Kommission in Halle (Saale), und das Sitzland Sachsen-Anhalt schloss auch einen Rahmenvertrag über die Bearbeitung von Forschungsfragen für das Land in Höhe von 1,5 Mio DM²⁴ – „es blieb leider das einzige Land. Die neuen Länder machten die KSPW und deren Aufgaben nicht zu ihrer Sache“ (Ziegler 2005: 34).

Aus hunderten Einzelstudien, die aus den Ausschreibungen und Beauftragungen der KSPW hervorgingen,²⁵ wurden am Ende sechs Ergebnisbände zu den Themen (1) Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe, (2) soziale Ungleichheit

²³ zu den personellen Aspekten der KSPW s.o. C. 4.3. Weitere Initiativen

²⁴ Die Ergebnisse wurden in neun Bänden „Forschungsbeiträge zum Arbeitsmarkt in Sachsen-Anhalt“ publiziert. Siehe die Übersicht in Kreher (1996: 59f.).

²⁵ siehe z.B. das Verzeichnis von 176 Kurzstudien der ersten Förderausschreibung in KSPW (1992)

und Sozialpolitik, (3) politisches System, (4) individuelle Entwicklung und Bildung, (5) Regionalentwicklung und (6) Arbeits- und Sozialordnung erstellt.²⁶ Eine Erhebung war von der KSPW selbst durchgeführt worden, und zwar „zu einem Punkt, der aus der Sicht der Kommission Anfang der 90er Jahre sträflich vernachlässigt wurde und auch heute noch in der öffentlichen Debatte so gut wie keine Rolle spielt“, nämlich zur regionalen Differenzierung (Bertram 1997a: 59; vgl. Strubelt et al. 1996).

Toni Hahn (1997: 464) konstatierte für die Abschlussberichte der KSPW eine Vereinseitigung der Perspektive darauf, „wieweit sich der Osten hinsichtlich von Lebenslagen, subjektivem Befinden und Wertestruktur an den Westen angenähert hat“. Das dürfte die Folge des Umstands gewesen sein, dass die westdeutschen Professoren, welche die Arbeit der KSPW koordinierten, die Arbeit an den Abschlussberichten dann für sich monopolisiert hatten (vgl. Ziegler 2005: 57f.). Inzwischen, 30 Jahre später, weiß man aus Wahlergebnissen, wie wenig sich der Osten hinsichtlich Lebenslagen, subjektivem Befinden und Wertestruktur an den Westen angenähert hat – und wie kontextfremd eine solche Fragestellung war und ist.

Inhaltliche Verdienste der KSPW könne man insofern konstatieren, als sie die Öffentlichkeit bei einigen Problemen mit notwendigen Bündelungen des Wissens erreicht habe – „am besten wohl mit der Darlegung der Langwierigkeit einer vergleichbaren *Vermögensbildung* ... und der *Grenzen* der Bewältigung des Wegfalls der Arbeit durch immer noch mehr *Arbeitsmarktinstrumente* ... Beide Punkte gehören wohl heute zum diffundierten sozialwissenschaftlichen Gemeinwissen“. Auf die demografische Frage hatte schon 1993/94 vor allem eine KSPW-Studie hingewiesen, u.a. mit der Warnung eines Bevölkerungsrückgangs in einzelnen Regionen von bis zu 70 Prozent (Münz/Ulrich 1994), doch damit hatte die KSPW lange nicht durchdringen können. (Ziegler 2005: 63f.)

Mit dem Auslaufen der KSPW war dann die solcherart systematisierte Beobachtung der Transformation abgebrochen, wenngleich sich die Transformationsforschung in hoher Intensität auf anderen Wegen weiterentfaltete – dies wiederum auch gegen Einschätzungen wie der des damaligen DGS-Vorsitzenden Stefan Hradil, der von „einer gewissen Sättigung mit Transformationsbefunden“ sprach: „Die zunehmende Teilnahmslosigkeit mag damit begründet sein, dass die Transformation überhaupt ihrem Ende zugeht“ (Hradil 1996: 300f.). Selten so geirrt, wird man hier sagen dürfen.

Nach den inzwischen abgelaufenen über drei Jahrzehnten lassen sich aber auch andere Perspektiven auf die inhaltlichen Entwicklungen wählen. Zum Beispiel kann man die Frage stellen, von welchen Autoren die instruktiven und erklärungsstarken Thesen und Texte zur Gesellschaftsgeschichte der DDR und Post-DDR stammen. Es sind insgesamt nicht viele, die große syn-

²⁶ Vgl. die Auflistung in Bertram (1997a: 62f.). Online finden sich die Volltexte unter <https://www.springer.com/series/12188/books> (4.5.2025).

thetische Entwürfe liefern (womit zahlreiche analytische Detailstudien, die andere Funktionen haben, nicht abgewertet werden sollen). Aber festzustellen ist, dass die erklärungsstarken Großentwürfe überwiegend von Sozialwissenschaftlern und Historikern ostdeutscher Provenienz vorgelegt wurden: etwa die Deutung der DDR-Gesellschaft als arbeiterliche Gesellschaft durch Wolfgang Engler (1999) oder als Organisations- bzw. funktional entdifferenzierte Gesellschaft durch Detlef Pollack (1994; 2003), die Darstellungen ihrer politisierten Alltagswelten von Stefan Wolle (2011–2013), die Geschichte ihrer Intelligenz von Werner Mittenzwei (2001) oder Ilko-Sascha Kowalczyks (2019) Rekonstruktion der „Torpedojahre“ in der ostdeutschen „Zusammenbruchsgesellschaft“ der 90er Jahre. Eine prägnante Zusammenfassung solcher Ergebnisse und daneben empirischer Kärnerarbeiten der Transformationsforschung hat Steffen Mau in seinem Buch „Lütten Klein“ (2020) vorgenommen. Zudem hat er die Resultate der Kollegenschaft – in gekonntem Mix mit autobiografisch inspirierten Erkundungen in der Rostocker Großwohnsiedlung Lütten Klein – mit dem Begriff „frakturierte Gesellschaft“ neu gelabelt. Damit gelang es ihm nicht nur, den ausführlich referierten Untersuchungen auch etwas eigenes hinzuzufügen, sondern überdies eine solche öffentliche Aufmerksamkeit zu gewinnen, die vielen der verarbeiteten Analysen zuvor versagt geblieben war. Alle genannten Studien beziehen ihre Einsichten wesentlich aus einer internalisierten Kenntnis systemspezifischer und alltagsweltlicher Codierungen, hatten also in der gegebenen Weise nur von Ostdeutschen verfasst werden können.

Schwächen gibt es bei Autor:innen jeglicher Herkunft, wenn die Frage nach Handlungsoptionen angemessen, d.h. situationsadäquat und politisch wie gesellschaftlich operationalisierbar, beantwortet werden soll. Befragt man die empirische Sozialforschung im Osten zu ihrem unmittelbaren Umfeld – der ostdeutschen Teilgesellschaft –, so geht es zunächst um subtile Beobachtungen, die in diesem Umfeld zu machen sind und allenthalben irritieren. Der Osten wählt anders als der Westen, vor allem unberechenbarer, man findet dort Kindergärten wichtig, glaubt weniger an Gott, badet FKK, verbindet in besonders intensiver Weise Konventionalismus und obrigkeitliche Orientierung mit Aufsässigkeit gegenüber staatlicher Autorität, weist ein anderes Geburtenverhalten auf, hat zwar selbstbewusste, aber völlig unfeministische Frauen, findet mehrheitlich eine Berufsausbildung immer noch attraktiver als ein Studium, ist zwar weniger antisemitisch, doch fremdenfeindlicher als der Rest der Republik, hatte und hat im Westen völlig unbekannte Idole wie Erwin Strittmatter, Achim Menzel oder die Ostrock-Bands.

Kurz: Der Osten tickt anders, und keine etablierte Sozialwissenschaft vermag dies so recht zu erklären. Gleichzeitig klappt es mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nicht so richtig, und auch hier hat bislang keine Politikberatungsagentur oder Expertenkommission durchschlagende Auswege aus der Misere weisen können. In den 2010er Jahren kam dann noch die AfD.

Seither überschlagen sich die Erklärungsversuche, als seien die Probleme im Osten erst damit offenbar geworden.²⁷ Es ging und geht nun vor allem um westdeutsche Dominanz im Osten, Fehler bei der Wiedervereinigung, fehlende Anerkennung ostdeutscher Leistungen, aber auch um unzulängliche Aufarbeitungen der DDR-Geschichte (letzteres meint genauer: die vorhandenen Aufarbeitungen sind beim Publikum nicht angekommen).

Wenn sich die Deutungen einer Situation und daraus abgeleitete Handlungsempfehlungen als wirkungslos erweisen, dann liegt das meist nicht an der Situation. Es liegt an den Deutern und Empfehlenden. Die westdeutsch sozialisierten Forscher:innen, die das Feld mit gelassener Selbstverständlichkeit besetzt hatten, kannten aber bis 1989 „sozialen Wandel“ nicht als Systemumbruch (und wo er andernorts auf der Welt stattfand, war er überwiegend nicht ihr Thema). Zudem waren sie fast ausnahmslos keine Ethnologen, hätten aber solche (auch) sein müssen, um die Prozesse durchdringen zu können. Doch hatten sie sich das methodische Werkzeug des Verstehens nichteigener Kulturen nicht so schnell anzueignen vermocht, wie umgekehrt sich ostdeutsche Sozialwissenschaftler:innen zeitgleich westdeutsche Standardfertigkeiten erarbeiteten. So verwundert es kaum, dass aus der breiten Transformationsliteratur, die von westdeutsch sozialisierten Forscher:innen vorgelegt wurde, kaum bedeutsame Erklärungen überliefert sind, derer man sich erinnerte.

Hier dürfte das langfristige Hauptproblem der Ost-West-Verteilung innerhalb des Deutungs- und Gestaltungspersonals zu verorten sein: Die Mischung muss stimmen. Außen- und Innenperspektiven können sich nur dort verbinden, wo sie durch Personen präsent sind. Durch die unzulängliche Ost-West-Mischung in den ostdeutschen Sozialwissenschaften wurde der (notwendige) quasi-ethnologische Außenblick nur unzulänglich ergänzt durch den (ebenso notwendigen) Innenblick von Beobachtern, die gesellschaftliche Codes ohne mühsame Übersetzungsanstrengungen zu entschlüsseln vermögen. Daraus ergaben sich immer einmal wieder Interpretationshavarien, die eigentlich vermeidbar wären.

Ein Beispiel: 1999 hatte der Hannoveraner Kriminologe Christian Pfeiffer ein Thesenpapier über die Ursachen von Fremdenhass in Ostdeutschland veröffentlicht. Er verband dies mit der Präsentation eines Fotos aus einem DDR-Kindergarten: Eine Kindergruppe sitzt in Reih und Glied auf Nachttöpfen und verrichtet gemeinschaftlich die Notdurft – das alsbald sogenannte Töpfchenfoto. Pfeiffer erläuterte, dies sei ein Beweis für die aberwitzige kollektivistische Zurichtung in der DDR, die alle Lebensbereiche umfasst habe:

²⁷ Politisch war es immerhin bereits seit den 90er Jahren sehr heikel: So wurde damals bereits die DVU in Landesparlamente gewählt, 1998 in Sachsen-Anhalt, 1999 und 2004 Brandenburg, allerdings auch in Bremen 1991, 1999, 2003, 2007, wenngleich durch eine Sonderregelung für Bremerhaven, und in Schleswig-Holstein 1992. 2004 und 2009 gelangte dann auch die NPD in den sächsischen Landtag.

Nicht einmal Pinkelngehen sei individuell möglich, sondern an feste Termine und normierte Gruppenabläufe gebunden gewesen. Die Botschaft: Wer so von Kindheit an aufgewachsen sei, müsse zwar nicht zwingend ein Neonazi werden und Ausländer überfallen. Aber wundern jedenfalls brauche man sich nicht darüber, wenn es denn so weit komme. (Vgl. Pfeiffer 1999)

Daraufhin hieß das, was Pfeiffer sagen wollte, nur noch die „Töpfchenthe-se“ (wobei diese Formulierung implizite Nachsicht gegenüber dem Wissenschaftler enthielt, denn was faktisch eine These war, über die man hätte diskutieren können, war in seiner Darstellung ein kausal verknüpfter und damit überstrapazierter Beweis). Es herrschte in Ostdeutschland allgemeine Empörung über „den Wessi“, der sich da eine Deutungshoheit angemäht und so überdeutlich daneben gelegen habe. Denn jeder, der in der DDR gelebt hatte, wusste: Zwar wurden im Kindergarten Kollektivnormen eingeübt, aber dennoch durfte bedürfnisabhängig auf Toilette gegangen werden.

Tafel 58: Das Bild zur Töpfchenthe-se



Die allgemeine Empörung war unabhängig davon, wie die einzelnen Empörten seinerzeit zur DDR gestanden hatten. Pfeiffer hatte mit dem Foto eine geradezu grandiose Kommunikationsavarie produziert, und diese war weniger putzig, als es ihr Anlass – das Töpfchenfoto (Tafel 58) – nahe legen könnte. Denn über das ei-

gentliche Problem, zu dessen Erklärung Pfeiffers Text etwas hatte beitragen wollen, wurde jedenfalls anhand dieses Textes nicht mehr diskutiert: das im gesamtdeutschen Vergleich überproportionale Ausmaß der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland.

Es hat später empirische Prüfungen der Töpfchenthe-se gegeben. So stellte sich ein – ost-west-gemischtes – Team um die Soziolog.innen Lisa Braunheim und Elmar Brähler die Frage, ob und ggf. welche Zusammenhänge es zwischen frühkindlicher außerfamiliärer Betreuung in der DDR und psychischen Belastungssymptomen im Erwachsenenalter gebe. Dazu verglichen sie bevölkerungsrepräsentativ drei Großgruppen: im Vorschulalter familial Betreute, bereits im Alter unter drei Jahren extern, d.h. in Kinderkrippen Betreute sowie im Alter ab drei Jahren extern, d.h. in Kindergärten Betreu-

te.²⁸ Als Ergebnisse wurden mitgeteilt: Zwischen den drei Gruppen konnten „keine Unterschiede hinsichtlich Depressivitäts-, Angst- und Somatisierungssymptomen im Erwachsenenalter“ gefunden werden.²⁹ Ebenso seien keine Gruppenunterschiede hinsichtlich Missbrauchs- und Vernachlässigungserfahrungen festgestellt worden. Insgesamt legten die Befunde nahe, „dass die frühkindliche außerfamiliäre Betreuung in Tageseinrichtungen der ehemaligen DDR (auch vor dem dritten Lebensjahr) nicht grundsätzlich mit späteren psychischen Belastungssymptomen assoziiert ist“. Die Autor.innen ziehen das Fazit: „Ein Zusammenhang frühkindlicher Betreuung in Tageseinrichtungen der ehemaligen DDR mit psychischer Belastung im Erwachsenenalter konnte nicht gefunden werden.“ (Braunheim et al. 2024)

Geforscht wurde (und wird) zur DDR immerhin sehr viel. Selten hatte ein historisch abgeschlossener Vorgang so unmittelbar anschließend ein derart intensives wissenschaftliches Nachleben entfaltet, wie es im Falle der DDR zu beobachten war. Großzügige Fördermittel erleichterten dies. Inzwischen dürfte es sich bei der DDR um den am intensivsten erforschten Staat der Menschheitsgeschichte handeln. Worin sich dies dagegen nur bescheiden niederschlug (und -schlägt), ist das, was den anderen Pol der Wissenschaft bildet: die Lehre.

Bereits ein Jahrzehnt nach dem Umbruch in Ostdeutschland hatte die Intensität der Behandlung von DDR-Geschichte und den damals aktuellen ostdeutschen Entwicklungen in der akademischen Lehre deutlich abgenommen. Sie war 2001 wieder auf dem vergleichsweise niedrigen Stand von 1990 angelangt. Eine deutliche Mehrheit von 54 der damals 88 deutschen Universitäten – 62 Prozent – hatte 2000/2001 keine einzige explizit DDR- bzw. Ostdeutschland-bezogene Lehrveranstaltung mehr im Programm. Zuvor zeigte die Themenkarriere der DDR in der akademischen Lehre zunächst eine fast lineare Aufwärtsbewegung vom Anfang bis zur Mitte der 90er Jahre; in der zweiten Hälfte der 90er Jahre zeigte sie eine fast ebenso lineare Abwärtsbewegung. Dabei fand 2000/2001 allein ein Viertel aller DDR-/Ostdeutschland-spezifischen Lehrveranstaltungen an den drei Berliner Universitäten statt. Zugleich war es nicht so, dass das Aufkommen an

²⁸ Daneben auch solche, die in Heimen oder Wochenkinderinstitutionen betreut wurden, für die sich allerdings nur eine Fallzahl von 27 ergab, was keine belastbaren Schlussfolgerungen zulasse. Zu diesen könne lediglich deskriptiv beschrieben werden, dass sich bei ihnen „Auffälligkeiten ... hinsichtlich Depressivität und Somatisierung“ finden ließen. „Die Daten dieser Gruppe sind jedoch zurückhaltend zu interpretieren, da die Gruppe klein ist und die Gründe für die längere externe Betreuung, zum Beispiel eine familiäre Erkrankung, auch die Ergebnisse beeinflusst haben könnten.“ (Braunheim et al. 2024)

²⁹ „Es zeigten sich keine Unterschiede bei Depressivität (Odds Ratio [OR] = 0,95; 95%-Konfidenzintervall [0,58; 1,55]; OR = 1,05 [0,63; 1,74]), Somatisierungs- (OR = 1,11 [0,74; 1,67]; OR = 1,09 [0,71; 1,66]) oder Angststörungen (OR = 0,87 [0,46; 1,64]; OR = 1,12 [0,59; 2,10]), wenn die erstmalig unter oder ab drei Jahren extern Betreuten mit den im Vorschulalter nicht extern Betreuten verglichen wurden.“ (ebd.)

Ostdeutschland-bezogener Lehre zwingend desto so mehr abnahm, je weiter der betreffende Ort vom Untersuchungsgebiet entfernt ist: Auch in Westdeutschland gab es 2000/2001 Universitäten, die kontinuierlich Lehrveranstaltungen zur DDR im Angebot hatten. (Pasternack 2001a und 2002)

Man hätte hier durchaus anderes erwarten können. Immerhin hängt von einer andauernden Präsenz der DDR in der akademischen Lehre wesentlich ab, ob und wie die DDR-Geschichte von den auszubildenden Lehrern und Lehrerinnen verstanden und an den Schulen gelehrt wird, welchen Stellenwert die DDR-Geschichte in den Medien oder der politischen Bildung einnimmt, ob und wie die DDR-Geschichte für Gegenwarts- und Zukunftsbewältigung produktiv wird: Dazu bedürfte es zumindest an allen Orten, an denen Geschichts-, Sozialkunde-, Deutsch- und Religionslehrer:innen sowie Kultur- und Sozialwissenschaftler:innen ausgebildet werden, entsprechender Lehrangebote. (Vgl. Pasternack 2004)

Ein anderer relevanter Aspekt, der die Hochschullehre betrifft, ist die Zusammensetzung des Lehrkörpers. An vielen Hochschulen – mit den wenigen Ausnahmen Dresden, Leipzig, Jena und Potsdam – kam (und kommt) die Studierendenschaft überwiegend aus der Region. Dadurch entstand in bestimmten Fächern wie etwa Soziologie oder Politikwissenschaft die aparte Situation, dass eine nahezu komplett westdeutsche Professorenschaft eine nahezu komplett ostdeutsche Studierendenschaft belehrte. Ein besonders augenfälliges Beispiel war der Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Erfurt. Er verfügte im Jahre 2000 über die eindrucksvolle Anzahl von 23 Professuren. Diese waren ausschließlich durch Personal mit westdeutscher Biografie und Prägung besetzt (Wagner 2017: 237). Das legte zumindest eine Frage nahe: Mögen die dort ausgebildeten Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen – dereinst zu einem größeren Teil an sozialen Problempunkten in Thüringen eingesetzt – wirklich alle relevanten Facetten auf ihren Weg mitbekommen haben, um die regional spezifischen Problemlagen erfolgreich bearbeiten zu können?

Ein allgemeines Einvernehmen über die Bewertung der nach-1989er Vorgänge in den ostdeutschen Geistes- und Sozialwissenschaften scheitert daran, dass die Betrachter jeweils ganz verschiedene Personengruppen und Arbeitsergebnisse, die bis 1989 wirkten, vor Augen haben:

(1) Die einen sehen vor allem die Parteiarbeiter an der ideologischen Front, welche diese als Forschungsfront missverstanden. Hier wirkte sich auch aus, dass die DDR-Gesellschaftswissenschaften zum großen Teil keinen kritischen Ideologiebegriff hatten (anders als Marx). „Ideologie“ wurde im überwiegenden Sprachgebrauch synonym mit „Weltanschauung“ verwendet, die wiederum nach herrschender Meinung eine wissenschaftliche war. Insofern fehlte für die Unterscheidung von Ideologie und Wissenschaft schon begrifflich die Voraussetzung. Nicht nur, aber zu einem beträchtlichen Teil waren die wissenschaftlichen Parteiarbeiter im Marxistisch-Leninistischen

Grundlagenstudium stationiert. Dort verantworteten sie die gesellschaftswissenschaftlichen Pflichtveranstaltungen, die Studierende aller Fächer zu absolvieren hatten. Häufig realisierten die akademischen Parteiarbeiter auch die schwungvollsten Karriereoptionen: den Aufstieg in Professuren, Leitungspositionen und (vor allem ministerielle) Beiräte, den Zugang zu Forschungsressourcen und zu Westreisegelegenheiten.

Die Texte, die sie produzierten, lassen sich großteils als realsozialistische Scholastik kennzeichnen, die historisch und empirisch nicht zu irritieren war. Sie kannte statt forschender Ungewissheit über den Ausgang ihrer Anstrengungen nur die Gewissheit, dass vorfindliche Lehrsätze (meist von Marx, Engels, Lenin, daneben Ulbricht, Hager, Honecker usw.) durch Entfaltung in widerspruchsfreien Argumentationssystemen „bewiesen“ werden können. Verschiebungen traten hier lediglich dann auf, wenn es politisch bedingt zu Neuakzentuierungen kam, bspw. Stalin plötzlich kein Klassiker mehr und damit ein Großteil des Zitatenschatzes obsolet geworden war.

(2) Die Wahrnehmungen anderer sind auf vereinzelte Spitzenforschungen fixiert – so vereinzelt vorgekommen, wie wohl in jedem Wissenschaftssystem der Welt, neuerdings als „Exzellenz“ populär geworden, seinerzeit als „Weltniveau“ geadelt. Beispiele hatten wir weiter oben genannt.

(3) Davon abzusetzen sind Arbeiten, die innerhalb des systemischen Kontextes der DDR wissenschaftliche Ereignisse waren, mit dessen Wegfall aber nur noch wissenschafts- oder/und ideengeschichtliche Relevanz haben: Mit dem Kontext haben sich auch die Themen erledigt. Auch zu erwähnen sind hier Arbeiten, die durch ihre Quellen-Aufarbeitungsleistung beeindrucken, heute jedoch hinsichtlich ihrer Bewertungen des Materials als ideologisch überkontaminiert gelten. Beispiele dafür sind gleichfalls oben vermerkt.

(4) Weniger im Blickfeld und daher ausdrücklich zu erinnern ist, dass in den DDR-Gesellschaftswissenschaften schließlich eine breite Basis solider Forschung anzutreffen war, mit Fleiß betrieben, mit Ergebnissen von Relevanz, ohne Paradigmen zu stürzen, zum Teil als Wald-und-Wiesen-Forschung, um zeitgenössische Wissensbedarfe zu bedienen, die überzeitlich nicht belangvoll sind, also kurz: die Arbeit im Rahmen der Normalwissenschaft, wie sie allerorten die unerlässliche Basis bildet, auf der sich gelegentlich Außergewöhnliches erhebt. In Teilen können auch solche Texte zu den interessanteren Elementen einer DDR-Ideengeschichte zählen (falls diese jemand zu schreiben beabsichtigt) – Beispiele auch dazu oben.

Eines ist dabei nicht nur DDR-typisch: Der größte Teil jeglicher Fachliteratur erfüllt seine wissenschaftsgeschichtliche Funktion dadurch, eine Meldung im Rahmen einer Diskussion zu sein, die eine Zeitlang ebendiese Diskussion zu beeinflussen sucht, sie u.U. auch zu prägen vermag, alsbald aber erledigt wird durch nachfolgende Publikationen. Die Ausnahmen von dieser Regel werden nur dadurch zu diesen Ausnahmen, dass die Regel gilt.

Es gab also als Wissenschaft missverstandene Ideologie, einzelne Spitzenforschungen von entweder systemübergreifender oder systemgebundener Bedeutsamkeit und ein breiteres Feld solider Arbeiten. Die öffentliche Erinnerung, was denn DDR-Gesellschaftswissenschaft gewesen sei, prägen allerdings die Ideologieprodukte, die Lehr- und Wörterbücher für Marxistisch-leninistische Philosophie oder Wissenschaftlichen Kommunismus etwa. Das mag insofern auch gerechtfertigt sein, als dieser Bereich womöglich das größte Segment der DDR-Gesellschaftswissenschaften bildete (was bislang noch niemand ermittelt hat). Dennoch war die weitgehende Exklusion der ostdeutschen Geistes- und Sozialwissenschaftler:innen nicht allein ein Umstand, der sich politisch oder moralisch entweder begrüßen oder bedauern lässt. Sie hat auch sehr praktische Probleme erzeugt. Mit der geringen Integration war auf Deutungskompetenz verzichtet worden, die genuin ostspezifisch ist: Deutungskompetenz in Bezug auf die Geschichte des sozialistischen Systems und der sozialistisch durchherrschten Gesellschaften, auf die aktuelle ostdeutsche Teilgesellschaft und in Bezug auf die osteuropäischen Transformationsprozesse insgesamt (vgl. auch Angelow 2017: 103–110). Die aktuelle Ratlosigkeit über die regressiven Formen, mit denen größere Teile der ostdeutschen Bevölkerung ihre Einigungstraumata bewältigen, spricht hier Bände: Sie vermag nicht bei der Analyse anzusetzen, da sie mangels bisheriger Kenntnis nahezu vollständig davon absorbiert ist, die Einigungserfahrungen der Ostdeutschen überhaupt als traumatische wahrzunehmen – man könnte auch von einer posttransformatorischen Belastungsstörung sprechen.

3. Natur-, Ingenieur- und medizinische Wissenschaften

3.1. Ausgangssituation

Möchte man einen Eindruck von der Leistungssituation der Naturwissenschaften zum Ende der DDR über alle Wissenschaftssegmente hinweg gewinnen, so kann als Qualitätssurrogate auf Publikations- und Zitationsanalysen, daneben auf Patentaktivitäten zurückgegriffen werden. Zum Publikations- und Zitationsgeschehen lässt sich mitteilen:³⁰

- Hinsichtlich der internationalen Publikationen, soweit im SCI erfasst, wurde für 1981–1985 ermittelt, dass die DDR-Wissenschaft im Länder-ranking auf Platz 16 lag (die ungleich größere UdSSR auf Platz 3). Aus der DDR-Wissenschaft stammten im ausgewerteten Zeitraum 18.346 international publizierte Artikel, was einem Weltanteil von 0,89 Prozent entsprach. Zum Vergleich: Polen hatte einen Weltanteil von 0,9 und die ČSSR von 0,75 Prozent. (Meske 1990: 10)
- Betrachtet nach der beobachteten Zitationsrate,³¹ lagen die DDR-Naturwissenschaften mit 1,33 weit vor der UdSSR (0,66) und hinter Portugal (1,58). Die ehemalige Bundesrepublik erreichte einen Wert von 2,95. (Vladutz/Pendlebury 1989: 122)
- Bei den Zitationen pro Publikation lag die DDR auf Platz 40 (UdSSR: Platz 88) und bei der relativen Zitationsrate³² auf Platz 11 (UdSSR: Platz 18) (Meske 1990: 10).
- Nimmt man den Impact-Faktor,³³ im Weltdurchschnitt gleich 1,0 gesetzt, so erreichten die DDR-Naturwissenschaften einen Wert von 0,54, Polen und ČSSR 0,60 bzw. 0,51, die ehemalige Bundesrepublik 1,05 (Meier 1999: 1318).

Dies muss ins Verhältnis zu den problematischen Publikations- und Arbeitsbedingungen der DDR-Wissenschaft gesetzt werden, die oben beschrieben sind.³⁴ Stellt man diese Bedingungen in Rechnung, dann wird es bemer-

³⁰ vgl. zur Vertretung der DDR-Naturwissenschaften in internationalen Zeitschriften auch die Auswertungen zu den 80er Jahren in Czerwon/Havemann (1991), Czerwon et al. (1991), Daniel (1991; 1991a) und Weingart/Strate/Winterhager (1991)

³¹ Gesamtzahl der Zitate im Verhältnis zur Gesamtzahl der Veröffentlichungen

³² Zitationszahl geteilt durch die durchschnittliche Zitationsrate im jeweiligen Fachgebiet

³³ Zahl, die wiedergibt, wie häufig ein Artikel einer bestimmten Zeitschrift im Durchschnitt pro Jahr zitiert wurde, was dann für die gesamte Zeitschrift berechnet wird

³⁴ A. 1.2. Zwischen Mauerbau und Zusammenbruch: 1961–1989 und B. 5. Investitions-geschehen und sektorenübergreifende Strukturen

kenswert, dass einzelne Fachgebiete in den DDR-Naturwissenschaften deutlich über den o.g. bibliometrischen Durchschnittswerten lagen. Ein solch auffälliges Gebiet war beispielsweise das Methodenfeld der NMR- bzw. Kernspinresonanzspektroskopie. Dazu erschienen im Jahre 1990 weltweit 228 im SCI gelistete Publikationen, von denen 38 Artikel (17 %) von DDR-Wissenschaftler:innen stammten. Nimmt man 13 im SCI verzeichnete Publikationen als Einstiegsgröße, so lag bei 26 größeren Forschungsfeldern die DDR-Präsenz über einem Prozent. Betrachtet man auch kleinere Forschungsrichtungen und beginnt bei fünf Publikationen als Einstiegsgröße, dann waren es 27 Gebiete, in denen der Anteil der Artikel aus der DDR über zehn Prozent und bei acht Gebieten über 20 Prozent lag. (Meier 1999: 1319)

Auf der Basis nicht nur von Zitationen, sondern auch Patentaktivitäten hatte die Forschungsagentur Berlin 1990 eine Reihe von naturwissenschaftlichen DDR-„Inseln der Exzellenz“ identifiziert:³⁵

- Im Universitätsbereich die Charité (mit 15 Wissenschaftler:innen mit mehr als 100 Zitationen nach SCI 1973–1988), die Universität Jena (zwei Wissenschaftler ebenso) und die TU Dresden (ein Wissenschaftler ebenso);
- in der Akademie der Wissenschaften das Zentralinstitut für Molekularbiologie (mit drei Wissenschaftlern mit mehr als 100 Zitationen nach SCI 1973–1988) sowie das Zentralinstitut für Festkörperphysik und Werkstoffforschung (ein Wissenschaftler ebenso);
- aus dem Bereich der Industrieforschung das Zentralinstitut für Schweißtechnik Halle (1988 je 100 FuE-Beschäftigte 35,5 Patente), das Kombinat Polygraph Leipzig (32 Patente), das Forschungszentrum des Werkzeugmaschinenbaus Karl-Marx-Stadt (22), das Kombinat Carl Zeiss Jena (12) und das Forschungsinstitut Manfred von Ardenne Dresden (ohne Angabe).

Die MINT-Fächer und die akademische Medizin stellten 1989/90 vier Fünftel des wissenschaftlichen Personals in der DDR-Wissenschaft: Von insgesamt 96.950 Wissenschaftler:innen gehörten 76.650 zu den naturwissenschaftlichen Disziplinen.³⁶ Die Erwartung war nun: Ein innovationshungriges Land wie die Bundesrepublik könne gar nicht anders, als dieses – zudem durch den Sozialismus improvisationserprobte – Personal der wissenschaftsgestützten Standortsicherung zuzuführen. Es sollte nicht ganz so kommen.

³⁵ wiedergegeben in Brocke/Förtsch (1991: 95–98)

³⁶ s.o. Tafel 35: Fächergruppeneinteilung des wissenschaftlichen Personals 1989

3.2. Wissenschaftsratsempfehlungen und ihre Wirkungen

Für den naturwissenschaftlichen Bereich ergab die vom Wissenschaftsrat durchgeführte Evaluation mehr positive Ergebnisse, als zuvor weithin erwartet worden war (Tafel 59).

Tafel 59: Positive Bewertungen naturwissenschaftlicher Akademie-Institute durch den Wissenschaftsrat 1991

	Institut	Bewertungen
FB Mathematik und Informatik		5 Institute 1.500 Mitarbeiter.innen
1	ZI für Kybernetik und Informationsprozesse, Standort Berlin	zum Teil sehr hohes Niveau: angewandte Forschung zur Bildverarbeitung, zu Protein-Engineering, zur Rechnerarchitektur; international bekannt und beachtlich: Kognitionspsychologie und Arbeiten zur künstlichen Intelligenz
2	ZI für Kybernetik und Informationsprozesse, Standort Dresden	aktueller Stand von Wissenschaft und Technik: Bereich Schaltsysteme und Systementwurf; internationale Anerkennung: Regelungstechnik; dem Mehrebenensimulator entspricht in Deutschland nichts vergleichbares
3	Karl-Weierstraß-Institut für Mathematik	international beste/herausragende und anerkannte Forschung: algebraische Geometrie und Zahlentheorie, Spektralgeometrie, Grundlagenarbeiten zur diskreten Mathematik; international herausragend und beispiellos in Deutschland: nichtlineare Differentialgleichungen; mitbestimmend für die internationale Entwicklung: stochastische Systeme
1	Institut für Mechanik	internationaler Stand weitgehend erreicht: Strömungsmechanik
FB Physik		9 Institute 4.700 Mitarbeiter.innen
2	ZI für Kernforschung	zum Teil international beachtet: Kernphysik, Radio-pharmazie und -chemie, Materialforschung mit Ionenstrahlen, Sicherheitsforschung, Texturuntersuchungen, Herstellung von Funktionskeramiken
3	ZI für Elektronenphysik	international beachtet z.B.: Halbleiterphysik, Untersuchung an Flüssigkristallen
4	ZI für Optik und Spektroskopie	teilweise hoher internationaler Standard: theoretische Untersuchung zur Quantenoptik, Ultrakurzzeitphysik, laserspektroskopische Methoden
5	ZI für Festkörperphysik und Werkstoffforschung	international angesehen und anerkannt z.B.: Untersuchungen zur elektronischen Struktur und Transporteigenschaften von Festkörpern, Spezialwerkstoffe, Oberflächenveredlung durch Laser, Werkstoffprüfung, Strukturforschung
6	Institut für Hochenergiephysik	„Forschung auf hohem Niveau“, „weltweite Anerkennung“, „hochwertig“, „wichtig“

	Institut	Bewertungen
7	Forschungsstelle für Hochdruckforschung	internationaler Stand: Hochdruckphysik, Hochdruckexperimentierkammern
8	Institut für Festkörperphysik und Elektronenmikroskopie	international herausragend und besonders hohes Niveau: Halbleiterforschung, Untersuchung an dünnen Schichten
9	Physikalisch-Technisches Institut	international vergleichbar z.B.: Verfahren zur Herstellung von Supraleitern, Materialforschung, Rotationssensor, Lichtwellenleiter, Argon-Ionenlaser
10	Institut für Halbleiterphysik	entsprechend westeuropäischem Standard z.B.: Strukturierungsverfahren in Silizium, Diagnose-Meßtechnik zur Materialcharakterisierung, Kristallbearbeitung, Verfahrenstechnologie
FB Chemie		9 Institute 3.000 Mitarbeiter.innen
	Institute der chemischen Forschung	wissenschaftliches Leistungsvermögen insgesamt gut; sehr qualifizierte und zum Teil in Deutschland einmalige Forschung z.B.: Polymerenchemie und -physik, Kolloid- und Grenzflächenchemie, organische Synthese, Photochemie und -physik, Katalyse im produktionsorientierten Umweltschutz, Schadstoffanalysen
FB Biowissenschaften und Medizin		11 Institute 4.600 Mitarbeiter.innen
1	ZI für Herz-Kreislauf-Forschung	international anerkannte Arbeiten zur Signalübertragung an Herzmuskelmembran
2	ZI für Molekularbiologie	„ausgezeichnet“: interzellulärer Proteintransport; ferner Biosensoren für diagnostische Verfahren
3	ZI für Mikrobiologie und experimentelle Therapie	international anerkannt z.B.: Medizinbiologie, Streptokokken, Mikrobengenetik
4	ZI für Ernährung	international vergleichbar und zum Teil wegweisend: Energiestoffwechsel, Mikrobiologie, Ernährungsphysiologie
5	ZI für Genetik und Kulturpflanzenforschung	höchste wissenschaftliche Qualität und internationale Anerkennung z.B.: Gentransfer, Genexpression, Umweltmutagenese, molekulare Virologie
6	Institut für Wirkstoffforschung	hoher Leistungsstand z.B.: Peptidsynthese, Moleküldesign
7	Institut für Neurobiologie	internationaler Stand z.B.: Zellphysiologie
8	Staatliches Institut für Immunpräparate	international anerkannt: Toxische Lektine
9	Institut für Biochemie der Pflanzen	international anerkannt: Streßforschung, Hitzeshockproteine, Hormonforschung, Naturstoffchemie
10	Forschungsstelle für Wirbeltierforschung	überregionale Bedeutung und hohe internationale Reputation in Sachen Zootierkrankungen, Parasitologie, Polarbiologie
FB Geo- und Kosmoswissenschaften		8 Institute 1.600 Mitarbeiter.innen
1	ZI für Physik der Erde	international anerkannt z.B.: Gravimetrie, Geoinformationssystem, seismische Observierung, Gesteinsdeformation, mathematische Geologie

	Institut	Bewertungen
2	ZI für Astrophysik	international sehr hohes Niveau: Magnetohydrodynamik, Plasmaphysik, Sonnenforschung, Kosmologie
3	Institut für Kosmosforschung	international sehr gut: Weitwinkelscanner, Bildverarbeitungsgeräte
4	Heinrich-Hertz-Institut für Atmosphärenforschung und Geomagnetismus	internationaler Rang: geomagnetisches Observatorium; gute Arbeiten in Klimadynamik, Atmosphärenchemie, optischer Atmosphärensondierung
5	Institut für Geographie und Geoökologie	Bereich Hydrologie: in Deutschland einmalig: Ökosystem Tieflandfluß
Zentrum für Wissenschaftlichen Gerätebau		1.600 Mitarbeiter.innen
	Zentrum für wissenschaftl. Gerätebau	international anerkannt: Forschungsgruppe Kristallzüchtung

Quellen: Daten zu den Fachbereichen (FB): Meier (1998: 1310). Institutszuordnungen zu den FB: Scheler (2000: 391f.). Zusammenfassungen der Wissenschaftsrats-Institutsbewertungen: Brocke/Förtsch (1991: 99f.). Eigene Darstellung

Exemplarisch für die weiteren Entwicklungen sei hier der große Bereich der biomedizinischen Institute der AdW in den Blick genommen. Dort hatte im Rahmen der Evaluation durch den Wissenschaftsrat eine Arbeitsgruppe „Biowissenschaften und Medizin“ insgesamt 18 Institute bewertet, darunter zwölf biomedizinische (Wissenschaftsrat 1992n). Diese gehörten einerseits zum Fachbereich Biowissenschaften und Medizin der AdW; andererseits waren sie in fachlichen Fragen auch dem DDR-Ministerium für Gesundheitswesen unterstellt. Für zehn Einrichtungen davon wurde eine (teilweise) Weiterführung als Forschungseinrichtung empfohlen. Die aus westdeutscher Perspektive sehr üppigen Personalausstattungen sollten im Zuge dessen von 4.507 auf 1.480 Stellen reduziert werden, darunter 1.240 Stellen im Forschungsbereich. Diese Empfehlung entsprach einer Verringerung auf 27,5 Prozent.

25 Jahre nach Beginn der Strukturveränderungen ließ sich hier festhalten: Von den empfohlenen zehn (Teil-)Weiterführungen wurden acht – in Gestalt von sechs Einrichtungen – realisiert. Soweit Mitarbeiterzahlen recherchierbar waren, wird erkennbar, dass sich alle diese Institute in beachtlicher Weise konsolidieren konnten: Die Zahlen der dort Beschäftigten überstiegen 2014 in der Regel deutlich die vom Wissenschaftsrat anvisierten Personalausstattungen, d.h. die Einrichtungen hatten sich offenkundig sehr erfolgreich auf dem Drittmittelmarkt etablieren können.³⁷ (Tafel 60)

³⁷ vgl. auch die Wissenschaftsratsbewertungen nach Abschluss der Um- und Aufbauphasen zum Deutschen Institut für Ernährungsforschung Potsdam Rehbrücke, zum Forschungsinstitut für Molekulare Pharmakologie Berlin-Buch und zum Leibniz-Institut für Neurobiologie Magdeburg: Wissenschaftsrat (1998; 1999; 1999a)

Tafel 60: Neuordnung der außeruniversitären biomedizinischen Forschungslandschaft in Ostdeutschland

Situation 1990		Empfehlungen Wissenschaftsrat			Situation 2014	
Name*	Beschäftigte	institutionell	Planstellen**		institutionell	Beschäftigte
				davon Wissenschaftler:innen		davon Wissenschaftler:innen
ZI für Molekularbiologie, Bln.-Buch	1.600	Zentrum für biomedizinische Forschung	550	250	Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin (MDC), Berlin-Buch (Helmholtz-Zentrum)	1.600
ZI für Herz-Kreislauf-Forschung, Berlin-Buch						
ZI für Krebsforschung, Bln.-Buch						
FI für Lungenkrankheiten und Tuberkulose, Berlin-Buch	300	Forschungsbereich: keine Weiterführung; Klinik: Erhalt	200		Evangelische Lungenklinik, Berlin-Buch (Paul-Gerhardt-Diakonie)	
Institut für Wirkstoffforschung, Berlin-Friedrichsfelde	223	Blaue-Liste-Institut	150	80	Leibniz-Institut für Molekulare Pharmakologie, Berlin-Buch	260
Krebsregister, Berlin	21	Weiterführung durch die ostdeutschen Länder incl. Berlin	20		Gemeinsames Krebsregister der Länder B, BB, MV, ST, SN, TH, Berlin	22
Institut für Neurobiologie und Hirnforschung, Magdeburg	168	Blaue-Liste-Institut	100	50	Leibniz-Institut für Neurobiologie – Zentrum für Lern- und Gedächtnisforschung	200
ZI für Mikrobiologie und experimentelle Therapie, Jena	962	Integration Molekularbiol. U. Med. Mikrobiol. In FSU Jena; Blaue-Liste-Institut für molekulare Biotechnologie	180	90	Leibniz-Institut für Naturstoff-Forschung u. Infektionsbiologie – Hans-Knöll-Institut (HKI), Jena	300
FI für Balneologie und Kurortwissenschaft, Bad Elster	62	Sächsisches Landesinstitut	20	8	bis 2006 Landesinstitut, dann geschlossen (Neugründung als privates Institut)	
ZI für Ernährung, Bergholz-Rehbrücke	379	Blaue-Liste-Institut für Ernährung und Gesundheit	180	85	Leibniz-Institut Deutsches Institut für Ernährungsforschung	300
Staatl. Institut für Immunpräparate und Nährmedien, Berlin	260	Eigenständige Unternehmensgründung	40		SIFIN Institut für Immunpräparate und Nährmedien GmbH Berlin	
ZI für Diabetes „G. Katsch“, Karlsburg b. Greifswald	532	Integration von 3 Arbeitsgruppen in EMAU Greifswald (Erhalt der Klinik)	40		Klinikum Karlsburg (Herz- und Diabeteszentrum Mecklenb.-Vorpommern)	
					Landesinstitut: Institut für Diabetes „Gerhardt Katsch“ Karlsburg	

* ZI = Zentralinstitut, FI = Forschungsinstitut; ** Hierzu zählten auch Stellen, die für eine Übergangszeit von drei bis fünf Jahren finanziert werden sollten, um noch fehlende Drittmittelerwerbungen auszugleichen.

Grau unterlegt = als Forschungseinrichtung weitergeführt

freie Felder = keine verlässlichen Informationen recherchierbar

Quellen: Wissenschaftsrat (1992n: 138f.), eigene Internetrecherchen 12/2014

Insgesamt wurden die im Zuge der Akademieevaluationen und der Arbeit von Hochschulstrukturkommissionen formulierten Weiterführungs-, Umgründungs- bzw. Neuaufbauempfehlungen nahezu vollständig umgesetzt, und die neu gebildeten Forschungseinheiten hatten sich ganz überwiegend erfolgreich konsolidieren können. Massive Personalverluste schloss freilich auch dies ein.

Will man die Strukturentwicklungen mit inhaltlichen Auswirkungen zusammengefasst, so lässt sich sagen:

- Die naturwissenschaftlichen Bereiche an den Universitäten blieben im wesentlichen erhalten, und das dortige Fächerspektrum wurde zum Teil ausgebaut.
- Von neun hochschulmedizinischen Standorten fanden sich acht fortgeführt und nur Erfurt nicht (wobei zwei doppelte Universitätsmedizinstandorte, Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt, als schwer finanzierbar gelten, anders als im dichter besiedelten Sachsen, und Brandenburg lange Zeit ohne Universitätsmedizin blieb).
- Zu den Fächern, die der Wissenschaftsrat 1991 kritisch bewertet hatte, gehörten nur die Sozialhygiene und Arbeitsmedizin. Einige der Hygiene-Institute seien mit Themen befasst, „die üblicherweise nicht Aufgaben von wissenschaftlichen Universitätsinstituten sind und die besser von nichtuniversitären Beratungsstellen durchgeführt werden sollten“, wie etwa Gesundheitserziehung und Gesundheitsschutz. Offenkundige Insiderbewertungen gab der Wissenschaftsrat wider, wenn er zudem anmerkte, dass in der Sozialhygiene die wichtigen Positionen eher nach politischen denn fachlichen Kriterien vergeben worden seien. (Wissenschaftsrat 1992f: 49)
- Die natur- und ingenieurwissenschaftlichen Bereiche der Spezialhochschulen wurden überwiegend in neu- bzw. umgegründeten Fachhochschulen fortgesetzt.
- Im Akademiebereich ergaben sich mehr positive Evaluationsbewertungen als erwartet, sodass sich nicht allein die eingeführten Forschungsorganisationen MPG, Fraunhofer-Gesellschaft und Arbeitsgemeinschaft der Großforschungseinrichtungen (heute Helmholtz-Gemeinschaft) herausgefordert sahen, in den ostdeutschen Ländern Institute zu gründen. Vielmehr entstand durch die Gründung von zahlreichen Blaue-Liste-Instituten auch eine vierte Forschungsorganisation, die heutige Leibniz-Gemeinschaft, deren Einrichtungen fast zur Hälfte ihren Sitz in Ostdeutschland haben.
- Es existieren drei Akademien der Wissenschaften, von denen nur die BBAW eine Neugründung ist, während die AdW, die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und die Bauakademie abgewickelt wurden.

- Sechs Standorte starker Verdichtungen naturwissenschaftlicher Einrichtungen sind entstanden, wobei die Stadt(region) Dresden bundesweit nach Berlin die höchste Konzentration aufweist.
- Lediglich die Ressortforschung des Bundes war nach Abschluss des Transformationsjahrzehnts im Osten unterrepräsentiert.
- Den Negativkontrast zu all dem bildete die Industrieforschung, die weitgehend zusammengebrochen war.

3.3. Gewinne und Verluste

Für die inhaltlichen Entwicklungen war zunächst bedeutsam, dass die Naturwissenschaften, anders als die Gesellschaftswissenschaften, im Regelfall keinen gesellschaftssystemspezifischen Referenzraum haben – also auch in der DDR nicht hatten. Für Archäologen war es von befundeinordnender Bedeutung, ob sie Artefakte aus zeitlichen Epochen (Steinzeit, Bronzezeit) oder einer bestimmten Gesellschaftsformation (Urgesellschaft) untersuchten, und ein Fach wie die Sozialistische Betriebswirtschaft trug seine Systemreferenz bereits im Namen. Dagegen war es für die Formulierung analytischer und synthetischer Sätze über Mechanismen natürlicher Prozesse und Zustände gleichgültig, ob diese Mechanismen im Kapitalismus oder im Sozialismus wirkten. Ausnahmen gab es hier lediglich in Fachgebieten wie Sozialmedizin, Psychologie oder Humangeografie, also solchen mit auch gesellschaftswissenschaftlichen Referenzen.

Daher verwunderte auch eines nicht: Insgesamt betrachtet, konnten in den Naturwissenschaften und der Medizin nach 1990 die Curricula nahezu bruchlos fortgeführt werden. Für Forschungsprogramme galt dies zumindest dann, wenn die Strukturen und Personen, die sie trugen, weiterhin bestanden bzw. tätig sein konnten. Besondere Effekte ergaben sich für die ostdeutschen Natur-, ingenieur- und medizinischen Wissenschaften durch die Herstellung einer internationalen Normalität: die freie Teilhabe am weltweiten Forschungsgeschehen.

Der Greifswalder Mikrobiologe Michael Hecker hat dies und die damit einhergehenden Kooperationen als beglückende Erfahrung seiner zweiten Laufbahnhälfte geschildert. Ihm sei nach 20jähriger Isolation sein „Weg in das vereinte Deutschland durch ein gesundes, schnelles sowie gleichberechtigtes Zusammenwachsen von Ost und West geebnet“ worden. Die entstehenden Netzwerke hätten ihn sehr zügig in die Beschaffung von Drittmitteln eingeführt und seien Quell zahlreicher Forschungsverbünde geworden. Dabei habe er, „allen oft strapazierten Gerüchten vom ‚arroganten Wessi‘ zum Trotz“, niemals irgendeine Art von Überheblichkeit kennengelernt (er berichtet allerdings auch zahlreiche Episoden, in denen anderen dies anders ergangen ist). Bereits Mitte der 90er Jahre habe die Greifswalder Mikrobio-

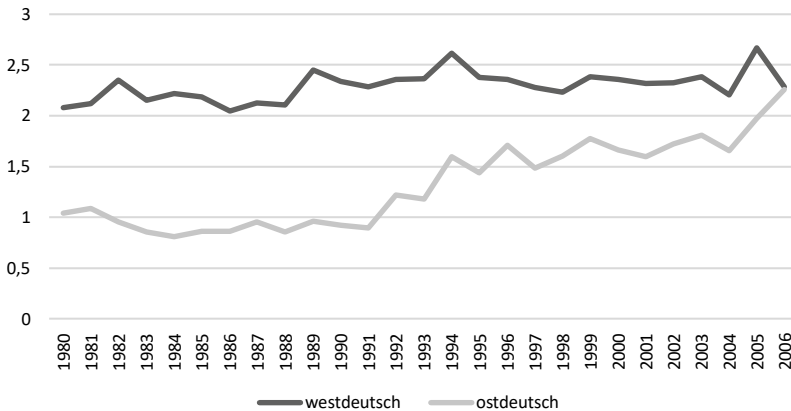
logie so weit mehr Drittmittelangestellte als vom Land finanziertes Personal gehabt. Von 1987 bis 1991 Vorsitzender der Gesellschaft für Allgemeine und Technische Mikrobiologie der DDR (GATM), wurde er 1997 Präsident der einst westdeutschen Vereinigung für Allgemeine und Angewandte Mikrobiologie (VAAM), in der die GATM 1991 aufgegangen war. (Hecker 2023: 127–130)

Hecker übersieht nicht, dass es anderen schwerer fiel. Große Hoffnungen auf den Weg ins vereinte Deutschland hätten sich alle gemacht, „aber nur einige der in die Jahre Gekommenen hatten das Gefühl, wirklich angekommen zu sein. Die unendlich scheinenden Jahre der Isolation, die besonders die vom internationalen Austausch lebende Wissenschaft zunehmend verdorren ließ, hatte tiefe Wunden hinterlassen, die nur schwer heilten.“ Gerade die versagt gebliebenen Erfahrungen des wissenschaftlichen Arbeitens an verschiedenen Orten der Welt hätten seiner Generation in deren intensiven, fruchtbarsten 20 Lebensjahren gefehlt. Umso auffälliger sei dann gewesen, wie die jungen Wissenschaftler.innen nach dem Studium in Greifswald die neue Freiheit selbstbewusst und genauso erfolgreich nutzten wie ihre Gleichaltrigen in Westdeutschland, „auch ein Indiz dafür, dass eine gute Ausbildung im Osten den Boden dafür bereitet hat“. (Ebd.: 131f., 139)

Anhand der Daten zu den Veröffentlichungen ost- und westdeutscher Wissenschaftler.innen in den MINT-Fächern vor und nach der Vereinigung (incl. Häufigkeit der Zitationen und Qualität der Zeitschriften) hatte ein Team um den britischen Ökonomen Ali Sina Önder die Produktivität ostdeutscher Wissenschaftler.innen untersucht, die nach 1990 in Ostdeutschland geblieben sind und weiter hatten tätig sein können. Dabei zeigte sich vor allem dreierlei:

- Von 1991 bis 2005 hatten ostdeutsche MINT-Forscher.innen eine um mehr als ein Drittel höhere Tendenz als ihre westdeutschen Kollegen, ihre Themen immer neu zu wechseln, d.h. in einem neuen Themenbereich zu publizieren: „Trotz des hohen Aufwands und der Kosten sind ostdeutsche MINT-Forscher in den ersten 15 Jahren bereit gewesen, ihre Themen zu wechseln“ (Önder 2022: 130).
- In allen Produktivitätsdimensionen wiesen die ostdeutschen Forscher.innen eine signifikante Konvergenz zu ihren westdeutschen Peers auf. Der größte Sprung nach vorn trat bei jenen auf, die mit sowjetischen Wissenschaftlern an Themen arbeiteten, die vor der deutschen Vereinigung kein wichtiger Teil der westdeutschen Forschungsagenda waren.
- Ostdeutsche Wissenschaftler, die mit sowjetischen Wissenschaftler.innen auf nichtwestlichen Forschungsgebieten zusammengearbeitet hatten, kooperierten nach der Vereinigung eher mit westeuropäischen und US-amerikanischen Wissenschaftlern und wechselten auch seltener ihr Forschungsgebiet. (Chan et al. 2022)

Tafel 61: Zitationen von ost- und westdeutschen Naturwissenschaftler:innen 1980–2006



Datenquelle: Web-of-Science. Auswertung und Grafik: Önder (2022: 127). Anm.: Abgebildet sind diejenigen ost- und westdeutschen Wissenschaftler:innen, die zwischen sowohl 1979 und 1989 als auch 1996 und 2006 in einem begutachteten Journal publiziert und nach 1990 ihr Herkunftsgebiet nicht verlassen hatten. Die Zitationen sind bis 2018 akkumuliert, wodurch die Qualität und der Einfluss auch ostdeutscher Werke, die vor 1990 publiziert, aber erst danach im Westen entdeckt wurden, mitgezählt sind.

Zu bilanzieren sind auch in den naturwissenschaftlichen Fächern inhaltliche Gewinne und Verluste. Infolge der Personalreduzierungen gab es Einbrüche bei den Leistungsdaten, etwa bei Patentanmeldungen oder Habilitationen, und Drittmiteleinwerbungen erwiesen sich als schwieriger, da finanzkräftige Partner vor Ort seltener als in Westdeutschland waren (und sind).³⁸

Ein gesamtdeutscher Gewinn dagegen war zum Beispiel das Krebsregister, das 1953 in der DDR begonnen worden war. Durch seine historische Dauer lieferte es eine in Deutschland andernorts nicht verfügbare Datenbasis, die damit für die Forschung relevant ist. Mit einigen Anstrengungen – unter anderem hinsichtlich einer datenschutzrechtlich benötigten Sonderregelung – wurde seine Fortexistenz als Krebsregister der ostdeutschen Länder (einschließlich Berlin) gesichert (vgl. Eisinger/Stabenow 2001; GKR 2003). Für andere „sehr sauber geführte Datensammlungen, Grundvoraussetzung für epidemiologische Studien, die es im gesamten Westen nicht oder nur fragmentarisch“ gab, blieb die angestrebte Fortführung hingegen unerreichbar, so eine Ernährungsdatensammlung und eine Datensammlung zur Zuckerkrankheit. Die Wissenschaftsrats-Evaluationskommission für Medizin und Biowissenschaften hatte diese erhalten wollen, da in den kurz zuvor Empfehlungen zur Klinischen Forschung (Wissenschaftsrat 1986) die völlig fehlende Epidemiologie in Deutschland als ein schweres Handicap für die Forschung angesehen wurde. (Kern 2002: 53)

³⁸ S.o. E. 1. Aufwands- und Leistungsdaten 1990–2024

Die erwähnte Datensammlung zur Zuckerkrankheit blieb gemeinsam mit dem Institut für Diabetesforschung in Karlsburg bei Greifswald auf der Strecke. In der DDR fungierte dieses Institut als zentrale Einrichtung für das Fachgebiet und war direkt dem Ministerium für Gesundheitswesen unterstellt, also Ressortforschung. Es konnte auf beträchtliche Forschungs- und (im angeschlossenen Krankenhaus) Behandlungserfolge verweisen. So war die Erblindungsprävalenz von Diabetikern in der DDR mit 0,39 Prozent im internationalen Vergleich auffallend gering (Ratzmann/Gorr/Schneider 1994). In der Klinik für Gynäkologie und Geburtshilfe betrug die perinatale Sterblichkeit von Kindern diabetischer Mütter – diese lag vor dem Zweiten Weltkrieg bei rund 50 Prozent – bereits zum Ende der 50er Jahre nur noch rund zehn Prozent und Ende der 1980er Jahre 1,4 Prozent (Stiete 1994: 3–7). Doch „von den Beteiligten in Schwerin“ sei dies ignoriert worden (Winacker 2023a: 339). Wie manch anderes Institut wurde es mehrere Jahre hin und her geschoben. 1990 war der klinische Bereich durch das Land Mecklenburg-Vorpommern übernommen und dieser dann 1994 privatisiert worden. Der Forschungsbereich wurde 1992 als Institut für Diabetes „Gerhardt Katsch“ in die Medizinische Fakultät der Universität Greifswald überführt, um gemäß der Wissenschaftsempfehlung die Gründung eines Blauen-Liste-Instituts vorzubereiten. Zu letzterem kam es dann nicht, da es in der Blauen Liste (heute WGL) bereits ein Diabetes-Forschungsinstitut, das heutige Deutsche Diabetes-Zentrum in Düsseldorf, gab. Daraufhin wurde ein Teil der Diabetes-Forschung in ein Landesinstitut ausgegründet, wo seither – nach wie vor in Karlsburg – angewandte Diabetes-Forschung betrieben wird.³⁹

Ein anderer Fall, der sich exemplarisch nennen lässt, entstammt der Tierernährungsforschung: das „DDR-Futterbewertungssystem“.⁴⁰ Dieses war am Oskar-Kellner-Institut Rostock (innerhalb des Forschungszentrums für Tierproduktion Dummerstorf-Rostock) entwickelt worden, seit dort ab 1957 Experimente zur energetischen Tierfutterbewertung stattfanden, 1971 erstmals zusammenfassend publiziert. Das System bezog sich auf das gesamte Gebiet der Futterwirtschaft – Futterproduktion, Fütterung und Futterplanung, inhaltlich auf Protein- und Energiebedarfe, jeweils differenziert für die verschiedenen Nutztiere. Es schnitt im Vergleich mit anderen Futterbewertungssystemen im Ausland besser ab, insofern die Abweichungen zwischen Leistungserwartung und eingetretener Leistung am geringsten waren. In der Bundesrepublik wurde kein einheitliches Futterbewertungssystem genutzt, sondern z.B. in der Milchproduktion der Maßstab Nettoenergie Milch (in Rostock Nettoenergie Fett) und in der Rinderaufzucht und -mast die umsetzbare Energie, letzteres ein Rückschritt gegenüber dem er-

³⁹ vgl. zur DDR-Entwicklung Bruns et al. (o.J. [2004]: 22–43), zur Übergangszeit Wulfert (1996) und zur Gegenwart <http://www.diabetes-karlsburg.de/> (10.11.2024)

⁴⁰ das folgende nach Jentsch (2012: 262–265)

steren. In beide Systeme seien aber im Laufe der Zeit einige Ergebnisse des Rostocker Instituts eingearbeitet worden. Das Institut wurde dann 1991 positiv evaluiert und, mit Einschränkungen, die Arbeit an der Futterbewertung zur Fortsetzung empfohlen. Im Rahmen des neugegründeten Forschungsinstituts für die Biologie landwirtschaftlicher Nutztiere (heute Forschungsinstitut für Nutztierbiologie) erging dann aber die Anweisung, die Arbeiten zur Futterbewertung zu beenden. Das schloss auch die Pflege des vorhandenen Datenfundus ein. In den 90er Jahren versuchten verschiedenen Fachleute, eine Umstellung der Futterbewertung auf den Maßstab Nettoenergie zu erreichen. Doch führten die Bemühungen im Rahmen des Ausschusses für Bedarfsnormen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG) zu keinem Erfolg. 2003 veröffentlichten die an der Entwicklung des Rostockers Futterbewertungssystem Hauptbeteiligten dann zumindest noch eine zusammenfassende Darstellung, die in englischer, deutscher und chinesischer Sprache veröffentlicht werden konnte (Jentsch/Chudy/Beyer 2004).

Die Agrarwissenschaften und ihre Standorte waren auch im übrigen umkämpft wie kein anderes naturwissenschaftliches Fach. An der Universität Rostock wurde die Agrarwissenschaftliche Fakultät 1991 vom Wissenschaftsminister des Landes aufgelöst, was anschließend der Landtag wieder rückgängig machte (Hecker 2023: 85f.; vgl. Eckstädt/Riedel 2002). In Leipzig wurde der Bereich geschlossen (vgl. Schulze 2008 und 2012), dies auch im Blick auf die nahe gelegene Fakultät in Halle. In Berlin standen die Agrarwissenschaften gleich mehrfach zur Disposition, ohne dass es letztlich zu einer Schließung kam, allerdings zu einer Reduzierung: Aus der Fakultät ist inzwischen ein Institut geworden, das nun unter dem Dach der Lebenswissenschaftlichen Fakultät existiert (vgl. U. Schmidt 2012: 250). In Jena waren die Agrarwissenschaften 1969 geschlossen und im November 1989 wieder etabliert worden, was aber im Zuge der Universitätsumgestaltung keinen Bestand hatte (vgl. Dorn et al. 2016).⁴¹ Für die 47 Institute der Akademie für Landwirtschaftswissenschaften berichtete Gerhard Neuweiler die Ausgangslage anders:

„Zu Beginn lud mich der damalige Leiter der Zentralabteilung, Dr. Herward Schmidt, ins [Bundes-]Landwirtschaftsministerium und machte mir in sehr klaren Worten deutlich, dass das Landwirtschaftsministerium kein Geld habe und auch keine Forschung brauche und wir deshalb ‚da drüben‘ abzuwickeln hätten. Es war mir dann eine besondere Genugtuung, dass der Widerstand dieses Abteilungsleiters bereits bei der ersten Begehung angesichts der Forschungslage, der Argumente der Experten und der Argumente seiner eigenen Beamten dahinschmolz.“ (Neuweiler 2002: 58)

Die Lehre konnte in den Naturwissenschaften, wie erwähnt, im Grundsatz so fortgeführt werden, wie sie bis 1989 stattgefunden hatte. Zum Medizin-

⁴¹ vgl. insgesamt zu den Agrarwissenschaften an den ostdeutschen Hochschulen und außeruniversitär Kuntsche (2012: 209–260)

studium allerdings hatte es auch einen handfesten Ost-West-Streit gegeben, und zwar über die in Westdeutschland üblichen Multiple-choice-Prüfungen. Hier kämpften Ost-Studierende einmütig mit ihren Ost-Professoren für die Mündliche Prüfung, wenngleich letztlich erfolglos. Dabei erhielt die Sache auch eine eigenwillige Konnotation: Bald war die Mündliche Prüfung zum nicht mehr steigerungsfähigen Höhepunkt zwischenmenschlicher Begegnung im Studium stilisiert, und die Gefahr subjektiver Verzerrungseffekte, wie sie mündlichen Prüfungen notwendig eignet, spielte aus taktischen Gründen keine Rolle mehr.⁴² Zugleich gab es aber ebenso Bemühungen, medizinische Ausbildungsreformansätze in Ost- und Westdeutschland gemeinsam zu diskutieren, wobei auch die Studienreformdiskussionen in der DDR aufgegriffen wurden (vgl. Habeck/Schagen/Wagner 1993).

Zur naturwissenschaftlichen Forschung in den ostdeutschen Ländern ergab eine Auswertung relevanter Leistungsdaten für die Jahre um 2005 folgende regionale Verteilung von höheren Forschungsleistungen:⁴³

- In den Naturwissenschaften war Sachsen am stärksten aufgestellt, gefolgt von Thüringen. Abgestuft, aber auch relevant war Sachsen-Anhalt. Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern erwiesen sich seinerzeit als nicht auffällig.
- In den Ingenieurwissenschaften war wiederum Sachsen am stärksten, erneut gefolgt von Thüringen. Abgestuft war Brandenburg (BTU Cottbus) wahrnehmbar. Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern blieben unauffällig.

Eine Betrachtung über die verschiedenen Segmente der Forschungslandschaft und alle östlichen Bundesländer hinweg zeigte vier Fächer und Forschungsfelder mit hoher Forschungsdichte:

- Lebens- und Biowissenschaften, Biotechnologie
- Umwelt- und Agrarforschung
- Informatik und IuK-Technik
- Material- und Werkstoffforschung

Die Prüfung, wo mehrere Forschungssegmente – Hochschulen, außeruniversitäre Institute, Industrieforschung – an einer regionalen Verdichtung bestimmter Forschungsfelder beteiligt waren, erbrachte einige regionale Wissenschaftscluster:

- Biowissenschaften incl. Technischer Anwendungen und technologischer Verfahren in Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt und Sachsen

⁴² vgl. die Beiträge zum „Streitfall Multiple Choice“ in der Zeitschrift „hochschule ost“ 2/1994, S. 39–58 (URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1994_02.pdf, 21.3.2025) und Westhoff (1995)

⁴³ alle folgenden drei Aufzählungen zusammengefasst nach Pasternack (2007: 259–290)

- die Geo-, Umwelt- und Agrarforschung incl. Technischer Anwendungen in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg, Sachsen-Anhalt und Sachsen
- Informatik und IuK-Technik in Thüringen
- Material- und Werkstoffforschung in Sachsen-Anhalt und Sachsen sowie
- Maschinen- und Fahrzeugbau in Sachsen-Anhalt

4. Aufarbeitungen der DDR-Wissenschaftsgeschichte und Reflexionen des Umbaus

Zu den inhaltlichen Entwicklungen der Transformation gehörte auch, dass praktisch sofort historiografische Bemühungen einsetzten. Diesen lagen unterschiedliche Motive zugrunde: Interesse am Thema, der Anspruch, dass die ostdeutschen Hochschulen ihre eigene Vergangenheit als unverzichtbaren Erfahrungshintergrund betrachten, der ständig vor lauernden Fährnissen warnt, Interessen an der Dokumentation der je eigenen Perspektive, das Bedürfnis nach der Bewahrung individueller Lebenswerke, Institutsjubiläen, Skandalisierungen, die zur Aufarbeitung zwangen, Kontroversen über die Art des Wissenschaftsumbaus nach 1990 und schließlich die vergleichsweise beträchtliche Finanzierung von Forschungsprojekten zur DDR insgesamt.

4.1. Unterscheidungen

Transformationsbedingt, d.h. durch die konfliktreichen Umstände der strukturellen und personellen Umbauten 1990ff., ergab sich ein Zusammenhang zwischen der Deutungskompetenz zur DDR-Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte einerseits und der Gestaltungskompetenz in der ostdeutschen Wissenschaftspolitik andererseits. Die Beantwortung der Frage, welcher politische Umgang mit den ostdeutschen Hochschulen, Forschungseinrichtungen und ihrem Personal angebracht sei, war von den meisten Akteuren mit Deutungsmustern zur DDR-Wissenschaftsgeschichte munitioniert worden. Die Neugestaltung des ostdeutschen Wissenschaftssystems wurde von den Akteuren entweder in rigoroser Abgrenzung zum vorangegangenen DDR-System betrieben oder im Versuch der Fortführung als positiv bewerteter Elemente.

Ein Teil der Aufarbeitungs- und Dokumentationsanstrengungen sollte die Legitimität des damals aktuellen Umbaugeschehens begründen und unterstreichen – und umgekehrt widmeten sich konkurrierende Unternehmungen dem Anliegen, dessen Illegitimität zu belegen. Die Delegitimierung der DDR wurde im Fortgang der Jahre von vielen DDR-Wissenschaftler:innen zunehmend als Delegitimierung der eigenen Lebensleistungen wahrgenommen. Um dem etwas entgegenzusetzen, wurden beträchtliche Anstrengungen unternommen, die Geschichte der DDR-Wissenschaft zu dokumentieren. Dies hatte wesentlich das Ziel, gegen einen als übermächtig empfundenen Mainstream die eigene Lebensleistung zu dokumentieren, sich der eigenen Geschichte (wieder) zu bemächtigen und der Stabilität des jeweiligen individuellen Selbstkonzepts zu vergewissern. Dabei ging es wesentlich auch da-

rum, sich nach dem DDR-Zusammenbruch selbst intellektuelle Redlichkeit zu attestieren. Es liegt in der Natur der Sache, dass dies mal mehr und mal weniger berechtigt war: Immerhin gehörten die Wissenschaftler.innen sehr unterschiedlichen Fächern an, hatten differenzierte biografische Prägungen und verschiedene Erfahrungen, wollten das Land oder sich selbst voranbringen oder sahen zwischen beidem keinen Unterschied, waren konfliktscheu oder konfliktgeneigt usw. Hinzu trat, dass Wissenschaftler professionsbedingt eine verstärkte Neigung zur Verschriftlichung dessen, womit sie sich befassen, haben. Darauf ist ein beträchtlicher Teil der Publikationen zurückzuführen, die seit 1990 zur Geschichte der DDR-Wissenschaft erschienen sind. Allerdings nicht nur, denn hinzu traten Umstände, die einschlägige historiografische, dokumentarische und (auto)biografische Aktivitäten befeuert.

Der Quellenzugang ist seit 1990 nicht mehr politisch, sondern allenfalls durch das Archivrecht beschränkt. Das verbindet sich mit der Möglichkeit inhaltlich unzensurierter Quellenauswertung und deren Publikation. So entstand neben der Erinnerungsliteratur auch eine umfängliche Forschungsliteratur. Auch ermöglichte die Konjunktur der DDR-Forschung und -Aufarbeitung, nicht zuletzt durch deren vergleichsweise beträchtliche Finanzierung, sehr viele Projekte mit entsprechend vielen Ergebnispublikationen.

Die Behandlungen der Geschichte von DDR-Wissenschaft und -Hochschulen, soweit sie an Hochschulen und Forschungsinstituten stattfanden, waren lange analog zum massenmedialen Diskurs über die DDR gestaltet: gleichermaßen geprägt durch eine investigative, aufdeckungsorientierte Berichterstattung, den Kampf um Rehabilitierung und Entschädigung, die Fokussierung auf Tätigkeiten für die Staatssicherheit und die Verknüpfung zeitgeschichtlicher Fragen mit aktuellen politischen Entscheidungen. Dabei setzte sich ein binäres Opfer-Täter-Schema als zentrales Wahrnehmungsmuster durch. Anfangs gelegentlich vorhandene Ansätze zum Bekenntnis persönlicher Schuld erloschen vor diesem Hintergrund oder wurden im medialen Diskurs als bloße Manöver dechiffriert. Versuche, differenzierte Darstellungen von Graubereichen – wie loyaler Distanz oder kritischer Loyalität – zu thematisieren, fanden kaum Resonanz. Die Hochschulen insbesondere erschienen als monolithische Untertanenfabriken. Erst recht wurden Bemühungen, einzelne Elemente der DDR-Hochschule zu retten oder zu verteidigen, primär als Rückzugsgefechte der scheidenden Eliten gedeutet.⁴⁴

Inzwischen sind, von 1990 bis heute, rund 4.300 selbstständige Publikationen (Monografien, Sammelbände, Kataloge, CD-ROMs usw.) zur DDR-Wissenschaft erschienen – statistisch seit 33 Jahren aller drei Tage ein neuer Ti-

⁴⁴ vgl. aber unten F. 3. Einige Zeit später: neuerfundene Elemente des DDR-Hochschulsystems

tel.⁴⁵ Wer dies intensiver zur Kenntnis nehmen wollte, hätte sich auf die Lektüre von etwa einer Million Seiten einzustellen. Hinzu tritt eine unüberschaubare Zahl von Zeitschriftenaufsätzen und Artikeln in Sammelbänden. Diese Literatur stammt zu einem Großteil – etwa einem Drittel – von ehemaligen Protagonisten der DDR-Wissenschaft, die sich nun verpflichtet sahen, die Rolle der Zeitzeugen an- und wahrzunehmen.

Dies verweist darauf, dass sich prinzipiell zwei Entstehungskontexte der hier relevanten Darstellungen unterscheiden lassen: der Forschungs- vom Erinnerungskontext. Zwar gibt es im Einzelfall auch Überschneidungen, doch typischerweise können die meisten Veröffentlichungen einem dieser beiden Kontexte zugeordnet werden. Beide haben ihre Berechtigung, sind aber selbstredend unterschiedlich zu bewerten. Die Zeitzeugenbetrachtung liefert eher Erfahrungen, die aus der Unmittelbarkeit des Erlebens gespeist sind. Dagegen ist der Blick des forschenden Analytikers durch die Vor- und Nachteile der Distanz zum Gegenstand und der quellenvermittelten Kenntnisnahme gekennzeichnet:

■ Texte, die dem *Erinnerungskontext* entstammen, beziehen ihren Wert in der Regel aus ihrem zeitdokumentarischen Charakter, also der Authentizität des Erinnernten. Typische Textsorten sind hier Erlebnisberichte und Autobiografien. Sie können als Quellen genutzt werden, die häufig Informationen bereithalten, welche andernorts – etwa in Akten – nicht verfügbar sind. Sie liefern zudem Material zur Dekodierung von Akten und DDR-Originalveröffentlichungen. Das kann die Freilegung von Subtexten erleichtern. Gleichwohl ist hier zu beachten, dass sich die Autorinnen dieser Literatur häufig in einem hermeneutischen Dilemma befinden: Ist ihr zentrales Schreibmotiv subjektive Betroffenheit, dominiert dieses nicht selten die Betrachtungen qua impliziter Annahmen oder sozialisationsgesteuerter Ausblendungen. Dies wiederum kann die kognitiven Vorgänge in solcher Weise prägen, dass intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Betrachtungsergebnisse deutlich eingeschränkt oder unmöglich wird.

■ Bei Texten, die dem *Forschungskontext* entstammen, ist zum ersten auf die fachliche Herkunft der Arbeiten zu achten – denn in vergangenheitsbezogenen Selbstbeschreibungen der Einzeldisziplinen werden z.T. andere Konstruktionsweisen historischer Vorgänge gepflegt als in geschichts- oder sozialwissenschaftlichen Untersuchungen: Erstere integrieren häufig den Aspekt der Traditionsbildung, während letztere (überwiegend) jenseits affektiver Kontamination kühl analysieren. Zum zweiten muss im Einzelfall unterschieden werden, ob es sich um die Dokumentation oder Referierung

⁴⁵ zu den Gesellschaftswissenschaften bis zum Erscheinungsjahr 2015 bibliografisch dokumentiert und ausgewertet in Pasternack (2016), für die Naturwissenschaften und Medizin bis zum Erscheinungsjahr 2002 in Pasternack (2021). Fortsetzungen laufend in der Zeitschrift „die hochschule“ (https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/dhs_biblio_fortsetzung.pdf, 27.5.2025)

von Zeitzeugnissen oder um die analytische Durchdringung von Quellen handelt: Die dokumentarische Erschließung eines Themas kann wertvoll sein, ist aber noch keine historiografische Bearbeitung im Sinne der Erzeugung verdichtender Darstellung oder geschichtlicher Erklärung.

Dadurch wird eine weitere Unterscheidung bedeutsam: Die seit 1990 erschienene Literatur zur DDR-Wissenschaft dokumentiert zum einen Perspektiven auf der Basis allgemeinen Systemwissens. Diese fokussieren eher darauf, was von den Wissenschaftler:innen in der DDR unterlassen, nicht verändert und durchgesetzt wurde. Zum anderen finden sich die Perspektiven von Personen dokumentiert, die auf der Basis internen Betriebswissens schreiben. Sie heben hervor, was möglich war, daher auch unternommen wurde und dann fallweise gelang oder scheiterte. Das ist weitgehend mit der Differenz von Außen- und Innenblick synchronisiert: „die ehemaligen Akteure sehen, was sie *gemacht* haben, und Außenstehende das, was *unterblieb*“ (Fischer 2011: 70).

Hinsichtlich der inhaltlichen Positionierungen wird hier erkennbar, dass auch die Erforschung und Darstellung der DDR-Wissenschaftsgeschichte mit den gleichen Schwierigkeiten zu tun hat, wie sie die DDR-Aufarbeitung insgesamt kennzeichnet. Innerhalb des Gegenstandsfeldes lassen sich – in idealtypischer Unterscheidung – drei Diskursräume identifizieren: Der erste ist der Raum eines DDR-bezogenen *Legitimationsdiskurses* (exemplarisch Behrend 2003). In diesem wird der DDR und ihrem politischen System historische Legitimität zugewiesen. Dies geschieht über zwei Linien: einerseits gilt die DDR als Bestandteil einer aufklärungsbasierten Lösung der sozialen Frage, d.h. als Bestandteil der weltweiten kommunistischen Gesellschaftsexperimente; andererseits gilt sie als von den Deutschen selbst verschuldete Kriegsfolge.

Der zweite Diskursraum ist der eines *Delegitimierungsdiskurses* (exemplarisch Mehlig 1999). Innerhalb dessen wird der DDR historische Legitimität von Beginn an bestritten. Ihr letztlches Scheitern war in dieser Perspektive teleologisch und insofern nicht verwunderlich. Erklärungsbedürftig erscheint allenfalls, warum sich dieses Scheitern so lang hinzog. Im dritten Diskursraum findet ein *analytischer Diskurs* statt (exemplarisch Kocka/Mayntz 1998). In diesem gelten sowohl vermeintliche Gesetzmäßigkeiten historischer Formationsabfolgen als auch teleologische Zweckbestimmtheiten als belanglos. Stattdessen wird von einer grundsätzlichen Kontingenz sozialer Entwicklung ausgegangen – und erklärungsbedürftig ist nun ‚lediglich‘, warum Entwicklungen, die auch hätten anders verlaufen können, so verlaufen sind, wie es zu beobachten war bzw. im Nachhinein zu rekonstruieren sind, oder anders formuliert: warum alternative Entwicklungsoptionen nicht zum Zuge gekommen waren.

Diese drei Diskursräume des Nachlebens der DDR sind, wie erwähnt, idealtypisch. Real lassen sich Schnittmengen der Dimensionen beobachten. So

suchen sich ebenso die Sprecher des Legitimations- wie des Delegitimierungsdiskurses häufig argumentativ zu munitionieren, indem sie im Rahmen des analytischen Diskurses zu handeln bemüht sind. Dies hat mitunter durchaus partielle inhaltliche Berechtigung. In der Tat werden auch im Rahmen des Legitimations- und des Delegitimierungsdiskurses vielfach wertvolle analytische Beiträge erbracht. Ebenso ist der analytische Diskurs nicht durchgängig frei von legitimatorischem bzw. delegitimierenden Präjudiz. Das wiederum muss nicht zwingender Anlass für einen neu aufgelegten Werturteilsstreit sein, solange die Analytiker:innen sich die Fähigkeit erhalten, durch neue Informationen und Interpretationsangebote irritiert zu werden.

Daneben können, wie es nun geschehen soll, die DDR-wissenschaftshistorischen Bemühungen in den Disziplinen und die DDR-hochschulhistorischen Bemühungen der Hochschulen unterschieden werden – wobei beide jeweils ergänzt wurden durch historiografische Anstrengungen von Wissenschaftler:innen, die inzwischen jenseits institutioneller Zusammenhänge platziert waren und dennoch Beiträge zur Wissenschafts- bzw. Hochschulgeschichte lieferten.

4.2. Aktivitäten der Disziplinen

Ein wissenschaftsgeschichtlich ziemlich beispielloser Vorgang wie der ostdeutsche Wissenschaftsumbau gibt auch besonders intensiv Anlass zur disziplinären Selbstreflexion. Für das unmittelbare Transformationsjahrzehnt, die 90er Jahre, lassen sich vier unterschiedliche Fallgruppen festhalten:

- Disziplinen, die sich frühzeitig bemüht haben, ihre DDR-Geschichte aufzuarbeiten,
- solche, die ihren Umbau seit 1990 durch intensive fachinterne und ost-west-gemischte Debatten begleiteten,
- Disziplinen, die beides miteinander kombinierten, also sich sowohl mit der DDR als auch der Transformation befassten, und
- schließlich Communities, in denen nur wenig Geschichtsaufarbeitung und kaum oder keine Diskussion der seinerzeit aktuellen Umgestaltungen vorkamen.

Anhand dreier Kriterien lässt sich dies prüfen: Diskussionsintensität (1), thematische Debattenrichtungen (2) und beteiligte Akteure (3).

(1) Die *Diskussionsintensität* reichte in den 90er Jahren von unterhalb der Wahrnehmbarkeitsschwelle bis zu zeitweilig überdrehter Hysterie. In den Natur- und Ingenieurwissenschaften herrschte weitgehend selbstreflexive Stille. Die kleinen geisteswissenschaftlichen Fächer, die Sprach- und Literaturwissenschaften und die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften wurden

ebenso geräuscharm umgebaut, wie die Bemühungen um ihre DDR-Geschichte dort lange Zeit überschaubar blieben. Für diese diskursive Stille waren verschiedene Gründe festzustellen.

Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sahen sich nicht als eigentliche Erben ihrer DDR-Vorgänger. Das führte zu einer nur gering ausgeprägten Neigung, sich mit deren Vertretern auseinanderzusetzen.⁴⁶ Auch eine Debatte über die Modalitäten des Umbaus der Disziplinen erübrigte sich damit. Man ging von einem geplanten Gelände aus. Auf diesem konnte der rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Landschaftspark angelegt werden, ohne früheren Bewuchs ins Kalkül ziehen zu müssen. Die Sprach- und Literaturwissenschaften, Kleinen Fächer sowie Natur- und Ingenieurwissenschaften hingegen sahen sich hinsichtlich ihrer DDR-Vergangenheit keinen oder nur mäßigen politischen Anfragen ausgesetzt. Ihr wissenschaftliches Prestige war, im Unterschied zu einigen anderen Disziplinen, zumindest nicht in Grund und Boden diskreditiert. Es mangelte also an unmittelbarem Klärungsdruck.

Einige andere Fächer dagegen wurden – vergleichsweise – geradezu Epizentren disziplinärer Selbstreflexion: die Erziehungs- und die Geschichtswissenschaft, die Soziologie und die Medizin. Zwei dieser Fächer heben sich von den beiden anderen zusätzlich dadurch ab, dass sie nicht allein wissenschaftsintern debattiert worden sind. Geschichtswissenschaft und Medizin schafften auch den Zugang auf den freien Markt der Nachrichtenpublizistik.

Inhaltliche Gründe dafür lagen bei der Geschichtswissenschaft in deren zentraler Bedeutung für die DDR-Geschichtspolitik. Damit wurde auch die außerwissenschaftliche Öffentlichkeit wesentlicher Adressat diesbezüglicher Auseinandersetzungen. Infolgedessen war insbesondere das Feuilleton dankbarer Abnehmer entsprechender Themen und Texte. Ausgiebige Diskussionen zur Geschichte der Geschichtswissenschaft in der DDR verbanden sich dabei durchgehend mit der Auseinandersetzung um ihre Neugestaltung (vgl. z.B. Eckert/Küttler/Seeber 1992 und Eckert/Kowalczyk/Stark 1994). Die Grundlinien der Diskussionen verdichtend lässt sich dreierlei sagen: Zum ersten wurden von den involvierten westdeutschen Fachvertretern vornehmlich Schuleninteressen verfochten und Ressourcenverteilungskonflikte ausgetragen. Für einige der beteiligten West-Fraktionen waren dabei die ost-internen Auseinandersetzungen durchaus den eigenen Anliegen förderlich, und im übrigen gab es eine fraktionenübergreifende Fähigkeit zum Kompromiss bei der Aufteilung der Reviere.

Zum zweiten verharteten auch die innerostdeutschen Auseinandersetzungen um die Neugestaltung des Faches nicht bei symbolischer Prestigeverteilung. Zugespißt in der Frage „Wem gehört die DDR-Geschichte?“ brachte der 1990 gegründete Unabhängige Historikerverband (UHV) die Probleme auf

⁴⁶ etwas von den Fachüblichkeiten abweichend war hier nur die Rechtsphilosophie: vgl. Dreier (1996) zu Hermann Klenner sowie Klenner (2009)

einen personenbezogenen Punkt: Wer darf weiterhin öffentlich finanzierte Forschung betreiben? (Vgl. Eckert/Kowalczyk/Poppe 1995) Die Antwort schien nicht schwer. Denn zugleich hatte der UHV eine Gegenpolitisierung der Geschichtswissenschaft zu forcieren gesucht: Arbeiten zur DDR-Geschichte wurden unter der politischen, mithin vorwissenschaftlichen Prämisse der Illegitimität der DDR und ihres politischen Systems favorisiert. Auf der anderen Seite, zum dritten, beharrten vormals etablierte DDR-Historiker auf der ebenso vorwissenschaftlichen Prämisse der Legitimität der DDR und ihres politischen Systems. Das schränkte die Reichweite der Fragestellungen naturgemäß ebenso ein.

In solcherart bewegter See konnte die etablierte (westdeutsche) Zunft ihre Schiffe recht zielsicher in die ostdeutschen Häfen steuern. Am Ende hat keiner der Kapitäne umkehren müssen. Niemand ist völlig leer ausgegangen. Schnittmengen zwischen partikularen Ost- und West-Interessenlagen, die sich dabei ergaben, waren meist nur zeitweilig und eher taktischer Natur. Hatte es anfangs Interessenüberlagerungen zwischen einem Teil der westdeutschen Historiker und dem ostdeutschen Oppositionsverband UHV gegeben, so zeigte sich nach Auslaufen des Wissenschaftler-Integrations-Programms, von dem sowohl UHV- als auch Nicht-UHV-Mitglieder profitiert hatten: Der weitere Verbleib einzelner Wissenschaftler:innen, nun auf Etat- oder Drittmittelstellen, war jedenfalls nicht davon abhängig, ob sie nach 1990 Verbündete bei der Verabschiedung der DDR-Geschichtswissenschaft gewesen waren oder aber sich diesbezüglich eher zurückgehalten hatten. Stärker wirkte vielmehr, wieweit der Zugang zu den disziplineninternen Netzwerken gelungen war. Unter die Räder kamen letztlich ebenso die meisten etablierten DDR-Historiker wie die UHV-Aktivist:innen (vgl. Thijs 2015).

Bei der ostdeutschen Medizin war dreierlei wesentlich für ihre publizistische Karriere: Medizinische Themen stoßen grundsätzlich auf ein allgemeines Interesse, da sich jeder als potenziell betroffen von ihnen ansieht. In den konkreten Fällen öffentlicher Aufmerksamkeit handelte es sich um *Medizinskandale*, und solche sind vorzüglich zur Erhöhung des moralischen Komforts des Publikums geeignet. Einschlägige Fragen weckten hier besonderes Interesse: In welcher Weise waren die medizinische Forschung und Ausbildung politisch kontaminiert worden? Welche Resistenzen hatte die akademische Medizin gegen nichtfachliche Interventionen auszubilden vermocht? Wie gelang es ihr, den hohen politischen Stellenwert, den die sog. Volksgesundheit genoss, für ihre eigenen Anliegen zu instrumentalisieren? Desweiteren lassen sich medizinische Themen in aller Regel hinreichend anschaulich, also allgemeinverständlich aufbereiten. (Vgl. Pasternack 2015: 65–95) Wir werden das unten in einem Exkurs vertiefen.⁴⁷

⁴⁷ E. 4.4. Lerneffekte? > Die Untersuchungen zu westlichen Pharma-Tests in der DDR und „Die Toten von Marnow“

Die Erziehungswissenschaft stellte im Fächerspektrum in anderer Hinsicht eine bemerkenswerte Ausnahme dar: Sie hatte sich als einzige Disziplin dazu durchgerungen, ihren nach-1989er Auftritt in Ostdeutschland einer selbstorganisierten Evaluation zu unterziehen. Dies geschah in Gestalt einer entsprechenden Vorstandskommission der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, 1992 eingesetzt (vgl. Kell 1994), und einer nachfolgenden Enquête-Kommission, von 1994 bis 1996 arbeitend (vgl. Kell/Olbertz 1997). Die Mehrheit der westdeutschen Erziehungswissenschaftler:innen neigte im Ergebnis zu einer – „insgesamt betrachtet“ – Erfolgssicht auf den Umbau ihrer Disziplin. Eine unangepasste Fraktion (noch) Nichtetablierter nutzte ihr 1992 gegründetes Jahrbuch für Pädagogik, um die Kollegenschaft mit aktuellen Stellungnahmen und Dokumentationen zu den problematischeren Aspekten der Vorgänge zu ärgern.⁴⁸ Das war nicht nur der disziplininternen Repräsentation des vorhandenen Meinungsspektrums durchaus förderlich. Es verdeutlichte auch die Gründe, die zur Einsetzung einer DgE-Enquête-Kommission geführt hatten.

Zugleich kümmerte man sich in der Erziehungswissenschaft recht bald sehr intensiv um Bestandsaufnahmen der Disziplin in der DDR. Auch diese sind ausführlich dokumentiert (vgl. bibliografisch Pasternack/Hechler 2016: 461–502). Schwerpunkte der daraus entstandenen Literatur sind die Zusammenhänge zwischen den Entwicklungen der wissenschaftlichen Pädagogik und der pädagogischen Praxis, später dann auch Theoriekontroversen (bis hin zu einem eigenen Band über Schulbildungen in den DDR-Erziehungswissenschaften: Kirchhöfer/Uhlig 2011) und die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW, vgl. bibliografisch Pasternack/Hechler 2016: 464–466). Daneben haben fast alle lehrerbildenden Einrichtungen, jede Spezialpädagogik und die meisten Fachdidaktiken ihre Chronisten gefunden (vgl. ebd.: 469–486).

Sehr lange nach dem Ablauf des Transformationsjahrzehnts, aber wegen ihrer Exzeptionalität hier zu erwähnen ist eine Untersuchung der wissenschaftlichen Pädagogik in der DDR, die 2022 erschien. Heinz-Elmar Tenorth und Ulrich Wiegmann (2022) interpretieren dort die Disziplin nicht allein ideologiepolitisch und -kritisch als Erfüllungsgehilfin der SED-Bildungspolitik, sondern in ihrer eigenen Praxis als ein System differenter Wissensformen. Im Zeitverlauf habe sie sich demnach zunehmend mehr auch in ihrem Selbstverständnis zu einer forschenden Disziplin – in einem hochpolitisierten Kontext – entwickelt. Eine vergleichbare Untersuchung, die eine konkrete DDR-Gesellschaftswissenschaft als Wissenschaft und nicht vorrangig als Ideologieproduzentin in Augenschein nimmt, ist so gründlich bislang für keine andere Disziplin vorgelegt worden.

⁴⁸ Jahrbuch für Pädagogik 1992 und 1993; vgl. auch dessen nachfolgende Ausgaben, insbesondere, da bilanzierend, Keim/Kirchhöfer (2003)

Einen Sonderfall in mehrfacher Hinsicht stellte die (evangelische) Theologie dar. Sie stand ab 1990 zunächst unter politischer Protektion. Diese äußerte sich insbesondere im kapazitativen Ausbau des Faches in den ansonsten vornehmlich von Abbau betroffenen Universitäten. Sodann nahmen, wie die Pfarrer in der Politik, zahlreiche Theologen im Wissenschaftsumbau zentrale Positionen ein. Diese Exponiertheit weckte Aufmerksamkeit beim Publikum. Recht bald war die ostdeutsche Theologie in die kircheninternen Stasi-Debatten geraten. Aus dem Berliner Humboldt-Rektor Heinrich Fink hatte sie sich eine zentrale Projektionsfigur erschaffen (vgl. Politische Kultur im vereinigten Deutschland 1992; Fink/Malek 1992). An Fink arbeiteten die unterschiedlichen Fraktionen des Faches ihr jeweiliges Verhältnis zur DDR ab. Eine symbolische Überfrachtung war die Folge. Fink war nur noch entweder Lichtgestalt oder der Leibhaftige. Vermischt fand sich all dies mit institutionellen Konkurrenzen durch die Auflösung der Kirchlichen Hochschulen und ihre Überführung in die Universitätsfakultäten.⁴⁹ Im übrigen ging die ostdeutsche Theologie Debatten über interne Umgestaltungen eher aus dem Wege.

An den fünf Universitätsstandorten der Theologie außerhalb Berlins bemühte man sich um möglichst geräuscharme Entsorgung tatsächlicher oder vermeintlicher politischer Problemfälle. Wo es nicht zu vermeiden war und – ähnlich der Kirche – weitgehend aus einer Abwehrhaltung heraus, stritt man mit externen Anfragern um die Vergangenheit.⁵⁰ Der Heidelberger Kirchenhistoriker Gerhard Besier etwa gab hier mit seinen umfänglichen Auswertungen von MfS- und DDR-Staatsakten Anlässe zu Richtigstellungen (vgl. Besier 1993 und 1995). Solche wurden indes weniger vorgenommen, um die spezifische Hermeneutik Besiers zu hinterfragen (eine Ausnahme bildete Beyer 1993). Dafür hätte es immerhin einige Gründe gegeben. Vielmehr scheinen die Wortmeldungen aus der ostdeutsch-theologischen Insiderperspektive andere Motive gehabt zu haben: Der aktuelle Ausbau des Faches wurde wesentlich aus den Behinderungen in der DDR legitimiert, und Nichtreaktion auf Vorwürfe zur politischen Vergangenheit der ostdeutschen Theologie hätte die augenblicklich erfahrene politische Protektion gefährden können (vgl. Pasternack 1996b).

So beschränkten sich die Neugestaltungsdebatten in der Theologie inhaltlich auf zwei Dinge. Zum einen wurde die Ökumenik als Einfallstor des DDR-Staates in die Theologie identifiziert. Infolgedessen gab es diese Teildisziplin dann so nicht mehr; teils wurde sie ersetzt durch Missionswissenschaft. Zum anderen bewährte sich das Fach wie ein Mann in der Abwehr einer of-

⁴⁹ Beispielhaft ein Streit zwischen Berliner Sprachenkonvikt (dann Kirchliche Hochschule Berlin-Brandenburg) und Theologischer Fakultät der Humboldt-Universität, dok. in Pasternack (1996b: 197–240)

⁵⁰ vgl. exemplarisch Hildebrandt (1993) und Rat der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig (1992)

fenbar als existentiell empfundenen Zumutung: dem Ansinnen, feministischer Theologie und/oder theologischer Frauenforschung Wirkungsmöglichkeiten und Stellen zu eröffnen (vgl. Klank 1995).

(2) *Thematische Debattenrichtungen* waren zweierlei möglich: Die Auseinandersetzungen konnten sich auf die jeweilige DDR-Fachgeschichte und/oder den aktuellen Umbauprozess (und damit implizit auch die Zukunft) der Disziplin beziehen. Als auffällig erwies sich in einigen Disziplinen die organische Verbindung der beiden Debattenrichtungen. In all den Fächern, die ihren Umbau intensiver diskutiert hatten, war zugleich auch eine ausgiebige Befassung mit ihrer jeweiligen DDR-Geschichte zu beobachten: Erziehungs- und Geschichtswissenschaft, Soziologie und Medizin. Diesen vier Fächern war auch ein weiteres gemeinsam: Sie sahen sich publizistischen oder politischen Angriffen hinsichtlich ihrer DDR-Geschichte ausgesetzt.

Die Philosophie indes, gleichfalls Ziel solcher Angriffe, hatte sich bis 1995 einer Auseinandersetzung über ihren Umbau entzogen. Dort wurde die politisch, nämlich durch Abwicklung induzierte Neuordnung erst vollzogen, um sie hernach intensivst zu debattieren. Die Debatte fand mithin statt, als nichts mehr zu ändern war. Im Januar 1996 provozierte ein Beitrag in der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“ (Schneider 1996) eine mehr aufgelegte als abgeklärte Diskussion. Die Jahre zuvor hatte dagegen nahezu einhelliges Schweigen geherrscht – bei ost- wie westdeutschen Philosophen. Dann also 1996: Eine Disziplin, der gemeinhin eine besondere Neigung zum Nachdenken über sich selbst nachgesagt wird, veranstaltete nach sechs Jahren nicht stattgefundenen Gesprächs eine nachholende Debatte. Die verspätete Diskussion über den Umbau hatte freilich auch Vorteile: Die Betrachtung konnte von den Ergebnissen her geschehen.

Da die DDR-Philosophie jedenfalls prinzipiell final deaktiviert war, konnte die Umbaufolgenanalyse auf prozessuale Rücksichtnahmen verzichten: Ein „Augias-Stall“ sei „auszumisten“ gewesen, war von der Jenenser Neuberufung Klaus-M. Kodalle zu vernehmen (Kodalle 1996: 503). Der an der Dresdner TU Ostüberlebende Hans-Ulrich Wöhler informierte in der gleichen Zeitschriftennummer über die „Ahnungslosigkeit“ von Leuten, die „die getane Arbeit mit dem Ausmisten eines Augiasstalles verglichen“ (Wöhler 1996: 508). Der debattenauslösende Beitrag war von dem (aus Amerika nach Leipzig gekommenen, in der um sich greifenden tribalistischen Perspektive westdeutsch einzuordnenden) Assistenten Ulrich Johannes Schneider verfasst worden. Er hatte nach Veränderungen in der Philosophie infolge des deutsch-deutschen Umbruchs gefragt. Er sah keine. Der akademische Betrieb must go on. Schneider kritisierte, dass die deutsche Universitätsphilosophie „aus einer Selbstverständlichkeit in die andere ... geraten (scheint), ohne daß eine nicht bloß lokale Diskussion darüber stattgefunden hätte“ (Schneider 1996: 150). Dass die „Veränderung von den Philosophieprofessoren schweigend akzeptiert wurde, erweist sie alle, in Ost und West, als

gute Staatsbürger und disziplinierte Wissenschaftler, zu deren Wissenschaft es offenbar nicht mehr gehört, Probleme einer zwar friedlichen, aber radikalen Revolution aller Verhältnisse, gedanklich und im Hinblick auf das eigene Tun zu begleiten.“ (Ebd.: 158)

Schneider schien mit seinem Essay ein informelles Agreement verletzt zu haben. An ostdeutschen Instituten wurden aus Anlass des Artikels, doch noch vor seinem Erscheinen, eigens Sitzungen einzelner Professurbereiche einberufen – man ist geneigt zu sagen: wie früher. Ein vorbereitetes Grundsatzreferat gab die Linie der Gegenargumentation vor. Sodann fand sich die Versammlung aufgefordert, ergänzende Empörung zu artikulieren (Zill 1996), eine Dialektik von Erneuerung (der Inhalte) und Kontinuität (der Form). Am Ende aber mussten die benötigten Wortmeldungen dann doch selbst geschrieben werden (vgl. Herzberg 1996, 1996a, 1996b; Gerhardt 1996). Die Debatte darüber wanderte aus den Fachzeitschriften ins Feuilleton der Tages- und Wochenpresse. Zwei Jahre später endete sie infolge Ermattung ihrer Protagonisten, die sich zum großen Teil mehrfach zu Wort gemeldet hatten. Die Diskussionsbeiträge wurden zeitnah dokumentiert (Pasternack 1998a).

Der bissigste wie auch am besten lesbare Kommentar zur DDR-Philosophie nach 1989 aber war im gleichen Jahr erschienen, in dem diese Debatte begonnen hatte. John Erpenbeck – einst selbst AdW-Philosophieprofessor und daneben seit den 70er Jahren auch Belletrist – hatte ihn in Gestalt eines Romans geliefert. Beschrieben wird darin der Weg eines einst international angesehenen, nunmehr abgewickelten ostdeutschen Philosophie-Professors zum Gründer und Leiter eines kommerziellen „Instituts für wissenschaftliches Handlinienlesen“. Er hat damit, im Roman, einen atemberaubenden Geschäftserfolg, der ihm schließlich als erfolgreichstem Existenzgründer in Ostdeutschland das Bundesverdienstkreuz einträgt: Ein durch und durch satirischer Plot, der nahezu alle realsatirischen Momente des deutsch-deutschen Vorgangs der damals zurückliegenden Jahre fokussiert, bis hin zu veränderten Schwerpunkten aufklärerischen Wirkens: Für die durch die Lektüre unsicher Gewordenen ist dem Roman auch ein „Brevier der Chiromantie“ eingeheftet (und für die standhaft Bleibenden dies auf andersfarbigem Papier, des einfacheren Überblätterns wegen). (Erpenbeck 1996; vgl. Pasternack 2024b: 425–428)

Soweit es von ostdeutscher Seite bereits damals auch inhaltliche Analysen und Dokumentationen zur DDR-Philosophie gab, interessierte weniger philosophisches Denken, sondern vor allem philosophierendes Politisieren – allerdings nur dann, wenn es ein oppositionelles Politisieren war. Philosophie als reine Ideologie dagegen ist – auch später – kaum ein Gegenstand nachträglicher Aufklärungsanstrengungen geworden. Die Beiträge, welche manche in der DDR für die zentralen Leistungen der DDR-Philosophie hielten, waren als erste der wissenschaftshistorischen Entsorgungsanstalt überant-

wortet worden. (Vgl. Pasternack/Hechler 2016: 290–334; Pasternack 2017) Dass mit der Aufarbeitung ihrer DDR-Geschichte offenkundig Ersatzhandlungen für eine sorgfältig vermiedene Umbaudebatte betrieben wurde, betraf nicht nur die Philosophie bis 1995, sondern auch die Sprach- und Literaturwissenschaften, die Rechtswissenschaft sowie die Theologie.

So entbehrten die Darstellungen zu den Sprach- und Literaturwissenschaften nahezu vollständig einer reflektierenden Bezugnahme auf die nach-89er Entwicklung. Anfangs, 1990/91, waren gemeinsam mit westdeutschen Kolleg:innen Kolloquien zur Geschichte der DDR-Sprach- und Literaturwissenschaften durchgeführt worden, damit wohl nicht zuletzt Informationsbedarf auf West-Seite bedienend. Fachorgane öffneten der Dokumentation dieser Veranstaltungen ihre Seiten, sodass die Dinge übersichtlich vorliegen.⁵¹ Der Umbau selbst wurde als politischer Vorgang nicht und in fachlicher Hinsicht mäßig diskutiert.⁵² Es gab die fachüblichen Debatten über die systematische Ein- und Zuordnung der sprach- und literaturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen in den Korpus der Fakultäten. Daneben spielte die kulturwissenschaftliche Öffnung des Faches eine gewisse Rolle (vgl. Pasternack 1996: 125–144). An diesem Punkt fiel zufällig eine aktuelle westdeutsche Debatte mit dem Ost-Umbau zusammen, eine Debatte zumal, die 20 Jahre später angesichts uneingelöster Erwartungen ermüdet war und seither von einer philologischen Rückbesinnung überlagert wird.

Die Rechtswissenschaft hat ihre DDR-Geschichte intensiv aufgearbeitet. Thematische Schwerpunkte finden sich hier bei vier Themen: Babelsberger Konferenz, Rechtsgeschichte, Juristenausbildung und Akademie für Staat und Recht Potsdam (vgl. zur Literatur Pasternack/Hechler 2016: 560–568). Als Fachvertreter haben denkbar unterschiedliche Personen publizistische Aufmerksamkeit auf sich gezogen: Arthur Baumgarten (1884–1966),⁵³ Karl Polak (1905–1963)⁵⁴ und Hermann Klenner⁵⁵ (*1926). Die Neugestaltung

⁵¹ Erfurt/Gessinger (1990), Bochmann/Erfurt (1991), Drews/Lehmann (1991), Jahrbuch für Internationale Germanistik 1991 (1992) (das Jahrbuch behält die DDR-Germanistikgeschichte auch in den folgenden Jahren im Blick). Zum späteren DDR-historiografischen Publikationsgeschehen siehe Pasternack/Hechler (1996b: 422–436)

⁵² später sollte sich das ändern: vgl. Boden/Frank-Rutger (2005); Evaluation in den Geisteswissenschaften (2023), darin insbesondere Rottmann (2023)

⁵³ Baumgarten wirkte ab 1945 in der SBZ und blieb – als Schweizer Staatsbürger – bis zu seinem Tode in der DDR. Als Rechtsphilosoph vertrat er eine eigenständige Auffassung vom Zusammenhang zwischen Marxismus und Aufklärung, zwischen Sozialismus, Freiheit und Gleichheit, ohne damit allerdings in nennenswerte Konflikte zu geraten. Er war Chefredakteur der Zeitschrift „Staat und Recht“, und, neben Ernst Bloch, Mitherausgeber der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“. 1952–1960 amtierte Baumgarten als Präsident der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft Potsdam-Babelsberg, danach als Rektor der Landeshochschule Potsdam. Vgl. insbesondere Klenner/Oberkofler (2003) und Irrlitz (2008)

⁵⁴ Polak (1905–1963) war Berater Walter Ulbrichts in Fragen der Organisation des Staates und des Rechts und galt seit seiner Rückkehr 1946 nach Deutschland als einer der

der Rechtswissenschaften nach 1990 dagegen fand als inhaltlich aufzubereitendes Thema in der Literatur nur geringen Widerhall.⁵⁶ Insbesondere standen ihre Modalitäten kaum im Streit (vgl. Pasternack/Hechler 2016b: 573f.). Die Gründe dafür waren vergleichsweise einfach: Zum einen war die etablierte westdeutsche Rechtswissenschaft sich selbst sehr gewiss. Die Systematik des Faches galt weithin als unhinterfraglich. Gleiches war für die curriculare Gestaltung des Ausbildungsganges zu sagen, unbeschadet dessen, dass diese den außeruniversitären Repetitor zwingend erforderlich machte. Zum anderen galten den westdeutschen Juristen die ostdeutschen Kollegen nicht als solche.

(3) Auseinandersetzungen entstehen zwischen konfligierenden *Akteuren*. Dabei ist es hilfreich, wenn sich die Akteure als mehr oder weniger formelle Gruppen konstituieren, denn Einzelpersonen vermögen nicht unbedingt, ausdauernd wahrnehmbar zu bleiben. Zur Bildung von Akteursgruppen wiederum braucht es eine kritische Masse, d.h. hier eine Mindestpersonalstärke der jeweiligen Disziplin. Ohne diese minimale Personalstärke sind disziplininterne Fraktionierungen nur schwer möglich. Das erklärt zum Teil, warum es in den Kleinen Fächern kaum Diskussionen über ihren eigenen Umbau gegeben hat. Diese Fächer benötigten ihre gesammelten Kräfte, um sich in den Verteilungskämpfen der Umbauphase präsent zu halten.

führenden rechtstheoretischen Köpfe in der DDR. Er vertrat die Auffassung, Recht und Staat müssten Werkzeuge der Machtpolitik der Partei sein. Ab 1949 Professor an der Universität Leipzig, hatte er maßgeblichen Anteil an der Ausarbeitung der ersten DDR-Verfassung. Als Jude, der einigen seiner Studenten gar als Parteifeind erschien, war er heftigen Attacken ausgesetzt und erlitt 1951 einen Nervenzusammenbruch, der zum Ende seiner akademischen Laufbahn im gleichen Jahr führte. Er war dann wissenschaftlicher Mitarbeiter der Justizabteilung beim ZK der SED. In die Rechtsgeschichte der DDR ging Polak vor allem als Spiritus rector der berühmten Babelsberger Konferenz von 1958 ein, die letztlich zur Durchsetzung marxistisch-leninistischen Denkens in den DDR-Rechtswissenschaften führte, d.h. vor allem zur Definition des Rechts als Instrument der sozialistischen Politik. Vgl. insbesondere Howe (2002)

⁵⁵ Klenner, Rechtsphilosoph, gehört zu den exakt fünf ostdeutschen Rechtswissenschaftlern, denen die westdeutsche Disziplin Anerkennung über das Jahr 1989 hinaus zollte (die anderen waren Karl Bönninger, Uwe-Jens Heuer, Rolf Lieberwirth und Karl A. Mollnau). Klenner hatte ab 1956 eine Professur an der Humboldt-Universität inne, die er nach einer Maßregelung auf der Babelsberger Konferenz 1958 verlor. Für zwei Jahre war er Dorfbürgermeister im Oderbruch, dann Dozent an der Hochschule für Ökonomie in Berlin-Karlshorst und ab 1967 Professor an der Berliner AdW. Ein von ihm vorgelegter Lehrbuchentwurf führte zu seiner Einstufung als „rückfälliger Revisionist“, woraufhin seine Akademiearbeitsstelle 1969 geschlossen wurde. Er arbeitete fortan als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Akademie-Zentralinstitut für Philosophie, wurde 1978 ordentliches Akademiemitglied, war von 1984 bis 1986 Leiter der DDR-Delegation bei der UNO-Menschenrechtskonferenz in Genf und erhielt 1988 den Nationalpreis der DDR. Vgl. insbesondere Haney/Maihofer/Sprenger (1996)

⁵⁶ Ausnahme: C. Müller (2000); vgl. auch eine US-amerikanische Außensicht in Markovits (1993)

In Erziehungs- und Geschichtswissenschaft, Soziologie und Medizin hingegen gab es relativ festgefügte Fraktionierungen. Diese ließen sich einestails dies- und jenseits von Ost-West-Konfliktlinien verorten. Sie wurden andernteils – zumindest in Geschichtswissenschaft und Medizin – gebrochen durch Ost-Ost- wie West-West-Interessenkonflikte. Dabei sich ergebende Schnittmengen partikularer Ost-West-Interessenlagen waren meist nur zeitweilig und eher taktischer Natur, etwa in der Geschichtswissenschaft: Dort hatte es anfangs Interessenüberlappungen zwischen einem Teil der westdeutschen Historikerschaft und dem ostdeutschen Oppositionsverband Unabhängiger Historikerverband gegeben (vgl. Thijs 2015).

Die oben verhandelte Diskussionsintensität ist zwar ein Indiz für den Umfang selbstreflexiver Anstrengungen innerhalb einer bestimmten Wissenschaftsdisziplin. Sie sagt gleichwohl noch nichts über den Charakter der Debatten. Waren sie integrierenden oder ausschließenden Charakters? Bezogen sich die Wortmeldungen aufeinander? Bemühte man sich um den Eindruck, die Diskussionsbeteiligten seien gleichberechtigt? Eine Betrachtung der Diskussionsakteure ergibt auch hier Erhellendes.

In drei der vier Disziplinen, die sowohl ihre DDR-Geschichte als auch ihren Umbau in den 90er Jahren intensiver debattiert hatten – nämlich Erziehungs- und Geschichtswissenschaft sowie Soziologie – lag die Zieldefinitionsmacht für den Umbau nicht bei den ostdeutschen Fachvertreter:innen. Sie lag bei ostdeutschen Administrationen und westdeutschen Kolleg:innen. Gleiches traf für die Philosophie zu, die erst später als die anderen ihre ostdeutsche Umgestaltung debattiert. Diese asymmetrisch verteilte Zieldefinitionsmacht wirkte sich auch auf die Umbaudebatten aus: Es entstanden Debatantenhierarchien. Allein die Medizin unterschied sich hier: Dort lag einerseits die Zieldefinitionsmacht in relevantem Maße bei ostdeutschen Wissenschaftler:innen. Andererseits war der Umbau des Faches zugleich von Diskussionen begleitet. Alle anderen Fächer mit einem ähnlich hohen Maß an Selbstbestimmung hingegen – etwa die Naturwissenschaften – hatten selbstbestimmt auf eine Debatte ihres Umbaus verzichtet. Warum nun ausgerechnet in der ostdeutschen Medizin die Umgestaltung weitgehend autonom verlief und trotzdem nicht flächendeckend beschwiegen wurde? Dies ergab sich aus den dortigen Akteuren. Was bspw. In die Erziehungs- und Geschichtswissenschaften von außen hineingetragen wurde, weil es in vier Jahrzehnten DDR verschüttet war, das war in der ostdeutschen Medizin nach wie vor personell und habituell präsent: ein bürgerliches Element. Entsprechend gab es in der Medizin eine nahezu klinisch reine Spaltung der Akteure zwischen den (vormals) sozialistischen Professoren und den anderen.

Gründe für die unterschiedliche Verteilung der Zieldefinitionsmacht zwischen Ost und West waren im jeweiligen tatsächlichen oder zugeschriebenen Professionalitätsniveau der einzelnen Disziplinen zu sehen. Dieses korrespondierte in der Regel mit der Bindung der fachspezifischen Methodolo-

gie an das politische System, etwa durch außerwissenschaftliche Grundannahmen. Entsprechend intensiv oder gering gestalteten sich nach 1989 politische Anfragen an die einzelnen Fächer. Dem entsprach, inwieweit die westdeutschen Disziplinen jeweils eine Kontinuitätslinie vom DDR-Fach zum nun in Ostdeutschland zu etablierenden Fach sahen. Am deutlichsten wurde eine solche Kontinuität in der Rechts- und der Wirtschaftswissenschaft bestritten. Entsprechend waren hier nicht nur im Umbau, sondern auch in dessen öffentlicher Erörterung fast keine relevanten ostdeutschen Akteure zu entdecken.

Aus der asymmetrisch verteilten Zieldefinitions- und Diskussionsmacht und den Debattantenhierarchien entstanden in den einzelnen Disziplinen getrennte Diskussionsstränge. Die Trennung verlief an zwei Linien: zum einen an der zwischen Ost und West; zum anderen an jener Linie, die Etablierte (aus Ost wie West) und infolge des Wissenschaftsumbaus Herausgefallene – Abgewickelte, Gekündigte, Vorruhestandler – trennte. Letztere hatten sich dann vielfach in eingetragenen Vereinen zusammengeschlossen, die sich zur Zweiten Wissenschaftskultur verdichteten.⁵⁷ Massive Angriffe von außen hatten in den einstigen Gesellschaftswissenschaften aber auch Blockbildungen der Ostdeutschen zur Folge. Früher (wie anhaltend) bestehende interne Differenzen konnten in dieser Situation nicht mehr ausgetragen werden. Sie wären als Solidaritätsverweigerung aufgefasst worden und hätten zur individuellen Marginalisierung innerhalb des marginalisierten Kollektivs geführt. In der Geschichtswissenschaft hingegen gab es einen kombinierten Außen-Innen-Angriff: Nicht allein die westdeutsche Disziplin, sondern auch die ostdeutsche fachinterne Opposition hatten sich hier zu wahrnehmbaren Akteursgruppen konstituiert.

Die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften in der DDR wurde jedenfalls zum besonders umkämpften Feld. Sie ließ sich mit jeweils guten Gründen ganz gegensätzlich erzählen: Das eine Narrativ liefert die Beschreibung von Institutionen, die zu dem Zweck bestanden, wissenschaftliche Begründungen für bereits Feststehendes zu liefern – nämlich für den historischen Fortschrittsprozess, der von den Klassikern des Marxismus-Leninismus in den Grundzügen erschöpfend beschrieben worden sei und insofern nicht mehr in Frage stünde. Das andere Narrativ über Gesellschaftswissenschaften in der DDR liefert lauter Geschichten subkutaner Renitenz: Nicht Willfährigkeit gegenüber der politischen Obrigkeit habe den Alltag in den Institutionen bestimmt, sondern eine Art Katz-und-Maus-Spiel, mit dem man sich fortwährend darum bemühte, Freiräume zu verteidigen und zu erweitern.

Seinerzeit marginalisierte oder dissidentische DDR-Wissenschaftler:innen sahen den ostdeutschen Staat meist jenseits des Rubikons der universalisti-

⁵⁷ s.o. D. 2. Netzwerktätige: die Zweite Wissenschaftskultur

schen Wissenschaftsstandards. Für viele andere DDR-Wissenschaftler.innen dagegen traf es häufig nicht ihre Erfahrungswelt, wenn die DDR-Wissenschaft vorrangig als ein Subsystem beschrieben wurde, in dem es keinerlei individuelle und institutionelle Autonomie gegeben habe. Vereinzelt gab es hier Streit um Personen und deren politische Rolle in der DDR. In der Kunstgeschichte und Musikwissenschaft etwa waren einige der Arrivierten der Fächer ob ihrer Arriviertheit angegriffen worden. Sie revanchierten sich mit mehr oder weniger subtilen Hinweisen: Bei manchem der Kritiker habe der steckengebliebene Aufstieg auch andere als politische Gründe gehabt.⁵⁸

Schließlich war sehr bald auch begonnen worden, Datenbestände der DDR-Wissenschaft zu sichern. So hat die Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen (GESIS) eine zehnbändige Dokumentation „Sozialforschung in der DDR“ erarbeitet, welche einschlägige unveröffentlichte Studien nachweist und annotiert.⁵⁹ Zu diesem Zweck hatte GESIS eine mehrjährige Außenstelle in Berlin betrieben. Insgesamt konnten so 480 empirische Studien gesichert, archiviert und nachgewiesen werden – wobei fast jede einzelne, obgleich meist nicht repräsentativ angelegt, angesichts der insgesamt geringen empirischen Sozialforschung in der DDR wertvoll ist. Am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam bemühte man sich um die Sicherung der sozialstatistischen Datenüberlieferung der DDR (vgl. ZZF 1997). Erfasst wurden auch die sozialwissenschaftlichen Dissertationen und Habilitationen in der DDR (Friedrichs 1993) sowie die sog. Geheimen Dissertationen (Bleek/Mertens 1994a), d.h. solche mit einem Sperrvermerk für Aus- und Fernleihe, was auf Themen und Ergebnisse verwies, die aus politischer Sicht brisant waren (und von den Autoren der Bibliografie allerdings nicht als solche erkannt wurden, vgl. Bleek/Mertens 1994).

Die vorgelegten Darstellungen sind thematisch häufig sehr speziell angelegt, umfassen aber inzwischen auch eine ganze Reihe großer Bilanzierungen einzelner Disziplinen. Diese wurden überwiegend im Anschluss an das Transformationsjahrzehnt vorgelegt. Im Bereich der Gesellschaftswissenschaften gibt es Gesamtdarstellungen zur Philosophie (vier Bände), Logik, Wissenschaftsforschung, medizinischen Ethik, Militärgeschichte, Germanistik, Amerikanistik, Soziologie (zwei Gesamtdarstellungen), Kybernetik, Sexuologie, Kriminologie, Kriminalistik, Afrikawissenschaften, Wirtschaftstheorie, Arbeitsrecht, Erziehungswissenschaften (drei Bände) und die Pädagogische Psychologie. Zu naturwissenschaftlichen Fächern wurden von Zeitzeugen Gesamtdarstellungen zur Informatik (drei Titel), zu den Geowissenschaften (zwei Bände) und Agrarwissenschaften (zwei Titel, davon einer mit drei Bänden), zu Biologie, Chirurgie, Unfallchirurgie, Nierentransplantation, Diabeto-

⁵⁸ vgl. exemplarisch die Beiträge im Themenheft „Kunstgeschichte in der DDR“ der „kritischen berichte. Zeitschrift für Kunst- und Kulturwissenschaften“ 2/1991

⁵⁹ Schwefel et al. (1992–1996); zur Erschließung vgl. Brislinger/Riesel/Hausstein (1993), GESIS/ZA, (1997) und GESIS/FSU/ZES (1998)

logie, Pharmazie, Sportmedizin, Genetik und jeweils ein Band zu Psychologie, Psychoanalyse und Psychotherapie sowie zur Verfahrenstechnik publiziert.⁶⁰

4.3. Aktivitäten der Hochschulen

Den ostdeutschen Hochschulen wurde immer einmal wieder attestiert, sich nur unzureichend mit ihrer eigenen Vergangenheit in der DDR auseinanderzusetzen. Sie hätten während des politischen Umbruchs 1989 abseits gestanden⁶¹ und auch in den Jahren danach kaum etwas unternommen, um ihre Rolle in der DDR glaubhaft und kritisch zu untersuchen. Durchweg, hieß es, fehle der Wille zur Aufarbeitung. Anzumerken sei vielmehr, „dass fast nirgends die Uni-Leitungen in 20 Jahren diese Geschichte offensiv und öffentlich sichtbar beleuchteten. So hätten natürlich auch die Opfer der kommunistischen Politik nicht gewürdigt werden können. Alle Ansätze, die es in dieser Richtung gab, seien von außen in die Hochschulen hineingetragen worden.“⁶² Die Gründe lägen auf der Hand: Zum einen wolle man sich den Ruf nicht beschädigen lassen, und zum anderen gebe es ein hohes Maß an personeller Kontinuität in den Hochschulen und in der Bildungsbürokratie.“ Fazit: „Es fehlt schlichtweg der Wille zur Aufarbeitung.“ (Kowalczuk 2010)

Keine Aufarbeitung, „fast nirgends“: Eine direkte Linie ziehe sich vom Konformismus in der Diktatur zur fehlenden historischen Selbstbefragung nach der Friedlichen Revolution. Die Ursachen vermutete Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk in einem Schweigekartell, das von zwei unterschiedlichen Motiven zusammengehalten werde: Aus Selbstschutzgründen oder bloßer Ignoranz erfolge bei Hochschulakteuren, die bereits in der DDR aktiv gewesen waren, eine Abwehr der notwendigen Vergangenheitsklärung. Diese Haltung werde gestützt durch die Sorge um die Reputation der jeweiligen Einrichtung, welche auch nach 1990 hinzugekommene Akteure umtreibe. Solche Kritiken formulierten allerdings primär einen Eindruck, nicht das Ergebnis einer Analyse.

Der Eindruck wurde zeitnah irritiert, als die Debatte, in der die zitierten Kritiken formuliert worden waren, zu einer Tagung führte. Deren Dokumentation enthält 23 Beiträge zur DDR-Hochschulgeschichte (vgl. Schröder/Staadt 2011). Von diesen sind zwölf von Autor:innen verfasst worden, die ihre Analysen im institutionellen Kontext der jeweils untersuchten Hochschulen durchgeführt hatten. Die Hälfte der Beiträge dieser Tagung bezeugte also gerade das Gegenteil hochschulzeitgeschichtlicher Abstinenz zumindest die-

⁶⁰ überblicksweise verzeichnet in Pasternack (2016: 163f.) und ders. (2021: 124f.)

⁶¹ differenzierend dazu oben A. 2.1. Der gesellschaftliche Aufbruch und die Wissenschaft

⁶² realitätsnäher dazu oben C. 4.1. Rehabilitierungen

ser ostdeutschen Hochschulen. Um die fehlende Analyse zu liefern, hatten wir die einschlägigen Hochschulaktivitäten für die ersten zwei Jahrzehnte nach dem Beginn des Hochschulumbaus recherchiert (vgl. Hechler/Pasternack 2013). Die dabei ermittelten Daten zeigten: Es konnten kein prinzipielles Desinteresse oder überwiegende Inaktivität der Hochschulen im Hinblick auf ihre Zeitgeschichte – 48 der 54 ostdeutschen Hochschulen existierten, zum Teil über Vorgängereinrichtungen, bereits vor 1990 – konstatiert werden:

- Von 1990 bis 2010 erschienen 511 selbstständige Publikationen, in denen sich die ostdeutschen Hochschulen auf Eigeninitiative mit ihrer Zeitgeschichte auseinandersetzten (Tafel 62).

Tafel 62: Selbstständige Publikationen zur Zeitgeschichte einzelner ostdeutscher Hochschulen 1990–2010

Hochschultyp	Veranlassung		gesamt
	hochschulintern	hochschulextern	
Universitäten	424	294	718
künstlerische Hochschulen	39	7	46
Fachhochschulen	48	6	54
Gesamt	511	307	818

Quelle: Hechler/Pasternack (2013: 135)

- Mindestens 88 Ausstellungen der Hochschulen zu ihrer eigenen Zeitgeschichte waren in dieser Zeit erarbeitet und gezeigt worden (vgl. Übersichten ebd.: 204–209).
- An den ostdeutschen Hochschulen existierten 2010 16 Gedenkzeichen und Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus (neun davon stammen aus der DDR), fünf weitere erinnerten an Opfer des Realsozialismus. Darüber hinaus bestanden dort vier Gedenkzeichen, die explizit das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus und des Kommunismus verbinden. (Vgl. Übersichten ebd.: 214–216)
- Die Hochschuljournale der sechs traditionellen Universitäten (HU Berlin, Greifswald, Halle-Wittenberg, Jena, Leipzig, Rostock) berichteten regelmäßig, forschungsbasiert und kritisch über hochschulzeitgeschichtliche Themen.

Zugleich wurde allerdings am Ende des Untersuchungszeitraums eine gewisse Aversion gegenüber der publizistischen Begleitung hochschulbezogener Konfliktthemen sichtbar – die Universitätsjournale und Websites wurden nun zunehmend als primär für die Imagebildung zuständig betrachtet. Dementsprechend zielten sie häufig auf die Vermittlung einer positiven Identität. Das lässt sich allerdings auch als Normalisierung deuten, insofern geschichtsbezogene Selbstbeschreibungen von Hochschulen generell als orientierende Kraft institutioneller Identitätsbildung wirksam werden sollen. Als solche folgen sie einem Schema der Stabilisierung, nicht der Selbst-

irritation. Verwundern konnte es dennoch, dass im Jahre 2010 nur 37 von den 48 Hochschulen, die bereits in der DDR existiert hatten, die DDR-Zeit in ihrer Online-Geschichtsdarstellung thematisierten (Tafel 63).

Tafel 63: Zeitgeschichtliche Bezüge in den Internet-Selbstdarstellungen der ostdeutschen Universitäten 2010

Hochschule	Angabe Gründungsjahr	Angabe Vorgängereinrichtungen	eigenständige Geschichtsdarstellung	Chronologie / Fließtext	NS		SBZ / DDR	
					Thematisierung	Kennzeichnung des Diktaturcharakters	Thematisierung	Kennzeichnung des Diktaturcharakters
Humboldt Universität zu Berlin	☒	☐	☒	C+F	☒	☒	☒	☒
TU Chemnitz	☒	☒	☒	C+F	☒	☒	☒	☒
Brandenburgische TU Cottbus	☒	–	–	–	☐	☐	–	–
TU Dresden	☒	☒	☒	C/F	☒	☒	☒	☒
Universität Erfurt	☒	☒	☒	C+F	☐	☐	☒	☒
TU Bergakademie Freiberg	☒	☐	☒	F	–	–	–	–
E.-M.-A-Universität Greifswald	☒	☐	☒	C+F	☒	☒	☒	☒
MLU Halle-Wittenberg	☒	☐	–	–	–	–	–	–
Technische Universität Ilmenau	☒	☒	☒	F	–	–	☒	–
F.-Schiller-Universität Jena	☒	☐	☒	F	☒	☒	☒	☒
Universität Leipzig	☒	☐	☒	C+F	☒	☒	☒	☒
O.v.G.-Universität Magdeburg	☒	☒	–	–	☐	☐	☒	–
Universität Potsdam	☒	☒	–	–	☐	☐	–	–
Universität Rostock	☒	☐	☒	F	☒	☒	☒	☒
Bauhaus-Universität Weimar	☒	☒	☒	F	☒	☒	☒	☒

☒ direkt, ☒ indirekt, – nicht angegeben, ☐ keine Vorgängereinrichtung

C = Chronologie, F = Fließtext, C/F = Chronologie als Fließtext

Quelle: Desktop Research Daniel Hechler (HoF) 2010

Eine Tiefensondierung zu den Hochschulaktivitäten, die eigene Zeitgeschichte aufzuarbeiten, zeigte:

- Die Aktivitäten waren zwar durchwachsen und in der Regel wenig systematisch, zugleich aber auch durchaus breit gefächert. Ein generelles Desinteresse ließ sich nicht feststellen, eher ein erratisches Vorgehen, eine vergleichsweise hohe Jubiläumsabhängigkeit und die Schwierigkeit, Kontinuität aufrecht zu erhalten. Einschränkungen ergaben sich z.T. auch aus äußeren Umständen wie Ressourcenverfügbarkeit, dem (Nicht-)Vorhandensein historischer Expertise in der jeweiligen Einrichtung (vor allem an Fachhochschulen) oder objektiven Problemen, Basisdaten zu generieren, z.B. zu Repressionsopfern in der DDR.

■ Einer von zwei der wichtigsten Auslöser für Selbsterkundungen der eigenen Zeitgeschichte durch die ostdeutschen Hochschulen waren Hochschuljubiläen, die in den zwei Jahrzehnten nach 1989 anstanden. So verdankte sich z.B. die Hälfte der von den Universitäten veranlassten 424 selbstständigen Publikationen dazu solchen Jubiläen. Derartige Anlässe lassen wissenschaftliche Einrichtungen nur selten vorübergehen, ohne eine geschichtliche Publikation über sich selbst zu produzieren. Dies geschieht unabhängig von der wissenschaftlichen Bedeutung und Ausstrahlung, welche die jubiläumsbetroffene Institution in Vergangenheit und Gegenwart hatte und hat. Qua Einordnung in historisch bedeutsame (oder für bedeutsame erklärte) Linien lässt sich die eigene (Gegenwarts-)Relevanz steigern und die institutionelle Identitätsbildung fördern. Letzteres geschah meist – wo die jeweilige Institutionengeschichte so weit zurückreicht – für die Zeit bis 1933. Aber die DDR-Geschichte ließ sich dabei, da sie nun einmal vorhanden war, auch nicht ausblenden.

■ Zum zweiten wurden Selbsterkundungen zu einem relevanten Teil durch Skandalisierungen zeitgeschichtlich relevanter Vorgänge ausgelöst.⁶³ Ein auf diese Weise besonders intensiv verhandeltes Thema ist die Frage eines Wiederaufbaus der Pauliner-Universitätskirche Leipzig gewesen, die 1968 gesprengt worden war. Dies war in eine vielschichtige Auseinandersetzung um den erinnerungspolitischen Komplex am Augustusplatz eingebettet: Es ging nicht allein um die Kirche, sondern auch um den an gleicher Stelle errichteten Neubau der Universität von 1972 insgesamt (inzwischen ersetzt), das Karl-Marx-Relief am Hauptgebäude (inzwischen außerhalb der Innenstadt aufgestellt), Werner Tübckes Gemälde „Arbeiterklasse und Intelligenz“ im Hauptgebäude (im Neubau wieder ausgestellt, zusammen mit einem inhaltlich kontrastierenden Gemälde), schließlich den sakralen oder weltlichen Charakter der neuen Universitätskirche/-aula. Zwar herrschte hinsichtlich der Bewertung der Kirchensprengung zwischen den Konfliktparteien Einigkeit. Doch drehte sich die Debatte um die geeigneten Formen der Erinnerung, funktionale Bedürfnisse der heutigen Universität sowie das Verhältnis von moderner Gesellschaft, Wissenschaft und Religion – mithin um Aspekte, die den DDR-Bezug gelegentlich als akzidentell erscheinen ließen. (Vgl. Hechler/Pasternack 2013: 293–302)

■ In den (meist jubiläumsbedingt erschienenen) Gesamtdarstellungen der Geschichte einzelner Hochschulen gelangen nur im Ausnahmefall sowohl problembewusste als auch perspektivenreiche Darstellungen, die zeitgeschichtliche Ambivalenzen und Konflikte ausdrücklich nicht glätten, sondern aushalten.⁶⁴ Auch auf den Websites aller Hochschulen stand die Etablierung

⁶³ vgl. die Übersicht für die Jahre 1990–2010 in Hechler/Pasternack (2013: 107–109)

⁶⁴ Die Ausnahmen waren: TU Bergakademie Freiberg: Albrecht/Häfner/Kohlstock (2002), FSU Jena: Hoßfeld/Kaiser/Mestrup (2007) und Senatskommission zur Aufarbeitung der Jenaer Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert (2009), HU Berlin: Jarausch/ Mid-dell/Vogt (2012). Andere zeithistorische Darstellungen aus den ersten zwei Jahrzehnten

einer möglichst langen positiven Traditionslinie deutlich im Vordergrund. War eine Traditionslinie jenseits der Zeitgeschichte unerreichbar, so wurde auf geschichtliche Bezugnahmen mangels Attraktivität dessen, was dargestellt werden könnte, weitgehend verzichtet.

■ Große Unterschiede bestanden zwischen den einzelnen Hochschultypen. Eine Konzentration der hochzeitgeschichtlichen Aktivitäten war an den Universitäten – und hier wiederum bei den traditionellen Einrichtungen – festzustellen. Dort neigt man ohnehin stärker als an Fachhochschulen dazu, das nackte Gegenwartsinteresse mit Ehrwürdigkeitsbekundungen und Reminiszenzen an den Eigenwert der Geschichte zu drapieren. An den Fachhochschulen fanden sich zeitgeschichtliche Selbstthematisierungen dagegen nur selten. Zudem bestanden Inkonsistenzen: So wiesen manche sehr forschungsaktive Hochschulen unzulängliche Internetpräsentationen der eigenen Zeitgeschichte auf, während andere sehr aktiv im Ausstellungsgeschehen waren, aber auf zeitgeschichtsbezogene Skandalisierungen nicht angemessen zu reagieren vermochten.

Insgesamt ließen sich in den ersten beiden Jahrzehnten nach Beginn des Hochschulumbaus drei Zugangsweisen der Hochschulen zu ihrer Zeitgeschichte identifizieren:

(1) Dominant war die *Nutzung der Geschichte als Traditionsquelle und der Geschichtspolitik für das Hochschulmarketing*: Geschichte wurde genutzt, um ein positives Bild nach außen hin und positive interne Integrationseffekte zu erzeugen oder zu verstärken. Beides geschah meist über Traditionsstiftung bzw. Traditionserhalt, d.h. eine selektive Nutzung von positiv bewerteten Elementen der Hochschulgeschichte. Mit den Bemühungen um Anknüpfungen an die Geschichte wurde versucht, die Herausbildung einer institutionellen Identität zu fördern. Dazu bemühte man sich um die Konstruktion einer korporativen Einheit. Prägnant, affirmativ und in ihrer Conclusio auch ein wenig überraschend fand sich das 1996 durch einen amtierenden Prorektor der Universität Leipzig für seine Hochschule so formuliert:

„Bei all diesen Veränderungen galt es, den Identitätskern dieser Universität zu bewahren, der sich allen politischen Vereinnahmungsversuchen gegenüber resistent erwiesen hatte. // Die besondere Leipziger Identität ermöglichte selbst in den dunkelsten Perioden der immerhin 60 Jahre dauernden diktatorischen Vereinnahmungen, daß ein kritisch-aufklärerischer Geist dem universitären Alltag nicht völlig abhanden kam. Es handelt sich um die in Jahrhunderten entstandene integrative Fähigkeit dieser Universität, die Spezialisierungsschritte der Wissen-

seit Beginn des Hochschulumbaus waren: TU Ilmenau: Rittig (1994), TU Bergakademie Freiberg: Wagenbreth (1994), Uni Rostock: Universität Rostock (1994), TU Dresden: Technische Universität Dresden (o.J. [1997?]) und Pommerin (2003), MLU Halle-Wittenberg: Rupieper (2002), OVGU Magdeburg: Puhle (2003), TU Chemnitz: Hermes/Lambrecht/Luther (2003), Uni Greifswald: Alvermann/Spiess (2006), Uni Leipzig: Universität Leipzig (2010), Bauhaus-Uni Weimar: Simon-Ritz/Winkler/Zimmermann (2012).

schaften in der Universitas litterarum immer wieder aufzuheben ... Und wenn der interdisziplinäre Dialog hier und da ... ins Stocken kam, blieb als stabile integrative Plattform, auf der sich die Angehörigen der Universität immer treffen konnten, der gemeinsame Bezug zum Musischen, zur Musik, zur Kunst ..." (Geyer 1997: 11f.)

Die Martin-Luther-Universität in Halle (Saale) versuchte 1993, eine vermeintlich naheliegende Assoziation unmöglich zu machen, die eine unangenehme Erinnerung hätte heraufbeschwören können. Ihr Akademischer Senat beschloss damals, dass fortan auf die geläufige Universitätsabkürzung „MLU“ verzichtet werden solle, wegen des missverständlichen „ML“ darin (Lilie 1993). Man befürchtete wohl, hinfort durch die „Titanic“ und andere diskursbestimmende Medien als „ML-Universität“ durch den Kakao gezogen zu werden. Dieses Verbot vermochte sich indes nicht durchzusetzen.

An der TU Dresden dagegen wurde ein Selbstbewusstsein der Ingenieure zelebriert, das von einem ostentativ vorgetragenen Traditionsbewusstsein grundiert war. Dieses gruppierte und gruppiert sich wesentlich um den Begriff der Innovation: Die Geschichte der Hochschule stellt sich vor allem als das Wirken exzellenter Wissenschaftler dar, für die die DDR eine be-, aber nicht verhindernde Randbedingung ihres Handelns war. (Vgl. Hechler/Pasternack 2013: 247–252)

An der Hochschule Mittweida hatte man sich „eine Marketingstrategie aus unserem Archiv aufgebaut“. Die Hochschule arbeitete kontinuierlich und kohärent daran, eine traditionsfundierte Identität zu erzeugen und zu vermitteln. Dazu wurde eine aktive Imagepolitik betrieben, die sich inhaltlich auf die Zeit vor 1933 konzentrierte und funktional vorrangig gegenwartsbezogen war: Ehemalige – sei es als Arbeitgeber oder Lobbyisten – wurden über die Traditionsbildung an die Hochschule gebunden. Dazu fanden sich insbesondere Jubiläen in einer hohen Frequenz gefeiert, basierend auch auf kreativer Erfindung von Feieranlässen (etwa das 135jährige Gründungs’jubiläum’). Die Fusion von Marketing und Traditionsbildung mit Bezügen vorrangig bis 1933 bedeutet auch, dass die Jahrzehnte nach 1945 lediglich am Rande Aufmerksamkeit fanden. Dieser Umstand wurde jedoch kaum als Defizit wahrgenommen. (Vgl. ebd.: 279–285)

(2) Häufig vorkommend waren *Geschichte als Aufarbeitung und Selbstaufklärung*: Hierbei konnten sich Motive, die hohen wissenschaftlichen wie ethischen Ansprüchen entsprangen, mit solchen Motiven vereinigen, die institutionenpolitischer Gegenwartsbewältigung dienen. Die anspruchsvolle Integration zeithistorischer Selbstaufklärung in das Hochschulleben wurde insbesondere dann erkennbar, wenn Jubiläen zum Anlass für Selbstirritation wurden. Ebenso diente zeithistorische Selbstaufklärung häufig der reaktiven Bewältigung von Skandalisierungen, denen eine Hochschule ausgesetzt war. Ein vorausschauendes Motiv konnte dagegen das der proaktiven Skandalvermeidung sein, indem prophylaktisch Erkundungen zur eigenen

Zeitgeschichte unternommen wurden, um bei etwaigen Anfragen gewappnet zu sein. (Vgl. Hechler/Pasternack 2015a: 118–122)

Hier waren z.B. die Aktivitäten der TU Bergakademie Freiberg vorbildlich. Einmalig war, dass sie in Vorbereitung auf ihr 250-Jahres-Jubiläum ein eigenes Graduiertenkolleg eingerichtet hatte, das sich der wissenschaftlichen Aufbereitung der Freiburger Hochschulgeschichte im 20. Jahrhundert widmete.⁶⁵ Zugleich gab es aber eine deutliche Diskrepanz zwischen Forschungs- und Publikationsaktivitäten einerseits und der öffentlichen Selbstdarstellung, insbesondere im Internet, andererseits. So haben etwa die Ergebnisse des Graduiertenkollegs auf der Website der Hochschule keine besonderen Spuren hinterlassen.

Ein anderes herausstechendes Beispiel war die Charité. Dort gab es die intensivste Dauerbefassung mit der eigenen Zeitgeschichte, was sich erst nach dem Doppeljubiläum 200 Jahre Humboldt-Universität und 300 Jahre Charité 2009/2010 beruhigte. Gründe dafür waren die Prominenz der Einrichtung, die Annahme einer besonderen Nähe zu den politischen Regierungsinstanzen der DDR, die Konkurrenzsituation zwischen den erst drei, dann zwei Berliner Universitätsklinik, ein höchst agiles medizingeschichtliches Institut und die erwähnten beiden Jubiläen. Letztere ließen vor allem das Berliner Institut für Geschichte der Medizin zur Hochform auflaufen. Eine offenkundige Konkurrenz zwischen dem Charité-Vorstand, der die üblichen Jubiläumsschriftchen in Auftrag gab, und dem hauseigenen Geschichtsinstitut ging deutlich zu Gunsten der Medizinhistoriker aus: Wer wissen möchte, wie die Charité in der DDR funktioniert hat, muss die ebenso herrschafts-, alltags- und sozialgeschichtlich angelegten Publikationen des Medizingeschichtsinstituts zur Hand nehmen (vgl. im Überblick Pasternack 2021: 468–470) – zumal die wichtigste Vorstandspublication (Einhäupl et al. 2010) zurückgezogen werden musste, da sie vornehmlich aus Plagiaten bestand.

Aufschlussreich ist auch ein Vergleich zwischen der Friedrich-Schiller-Universität Jena (FSU), die als Hochschule galt, die sehr aktiv ihre Zeitgeschichte bearbeitet, und der Humboldt-Universität zu Berlin (HU), die diesbezüglich über erhebliche Defizite verfügt habe. Betrachtet man die Aktivitäten der beiden Universitäten im Detail, dann verschwimmen die kontrastiven Unterschiede, die in der geschichtspolitischen Öffentlichkeit des öfteren behauptet wurden: Die Friedrich-Schiller-Universität war hinsichtlich ihrer Zeitgeschichte in der Tat aktiv, doch die Humboldt-Universität war es durchaus ebenfalls. Die FSU ist zwar kleiner als die HU, was im Blick auf die Aktivitätsdichte berücksichtigt werden muss. Aber auch wenn man dies in Rechnung stellt, ist die merklich höhere Anzahl an zeithistorischen Ausstel-

⁶⁵ Dort entstanden in unserem Kontext relevante Arbeiten zu SED und Hochschule (Triebl 2015), zu den Verflechtungen von Bergakademie und Wirtschaft in der DDR (Geier 2015) und zur Bergakademie im Transformationsprozess 1989 bis 1993 (Lehmann 2013).

lungen, die an der Humboldt-Universität entstanden sind, auffällig. Die Universität Jena hatte sich demgegenüber auch mit dem studentischen Widerstand in der DDR befasst, was an der HU ein Desiderat darstellte. Frauen und Universität hingegen wurden an der FSU kaum als zeitgeschichtliches Thema bearbeitet, an der HU jedoch sehr intensiv. Die Publikationsaktivitäten insgesamt waren an beiden Universitäten vergleichbar umfangreich. In der Hochschulzeitschrift war Zeitgeschichte in Berlin intensiver präsent als in Jena. Universitätsjubiläen führten an beiden Hochschulen zu groß angelegten Forschungsaktivitäten. (Vgl. Hechler/Pasternack 2011)

(3) Selten vorkommend war *zeitgeschichtliche Abstinenz*: In den wenigen Fällen wurden Gegenwart und Zukunft betont bei gleichzeitiger Vermeidung, aus der Geschichte herrührende Schatten auf der Institutionsgeschichte zu thematisieren oder damit zusammenhängende Konflikte auszutragen. Als ein prägnantes Beispiel erwies sich hier die Hochschule Wismar. Sie verortet sich selbst in einer über einhundertjährigen Traditionslinie. Zwar erfolgte die FH-Gründung überwiegend aus der bestehenden TH Wismar heraus, doch den wichtigsten Ankerpunkt der historischen Selbstbeschreibung bildete die 1908 gegründete erste Vorläufereinrichtung der TH. Für die DDR-Zeit hatte man sich auf eine Darstellung von Tradition in Anekdoten verständigt.⁶⁶ Dieser eher instrumentelle Gebrauch der Zeitgeschichte, die nahezu ausschließlich in anekdotischen Zeugnissen erzählt wird, schloss an affektive Bedürfnisse insbesondere bei den Alumni an. Daneben fanden der Rückgriff auf die Vergangenheit stets im Horizont der Präsentation aktueller und zukünftiger Leistungsfähigkeit statt. Die Befassungen mit der DDR-Geschichte waren von einem identitären Gebrauch der Zeitgeschichte nach innen und einem marketingorientierten Verständnis nach außen geprägt. Es herrschte ein Pragmatismus, die historischen Dinge unkaskiert auf Tauglichkeiten für Gegenwart und Zukunft hin zu bewerten.

An der BTU Cottbus ist eine andere Ambivalenz prägend gewesen. Dort dominierte ein geschichtsloses Selbstbild und eine Marginalität zeitgeschichtlicher Bezüge. Die Hochschule stellte sich als geschichtslose nach-1989er Neugründung dar, die mit ihrer Cottbuser Vorgängereinrichtung, der Hochschule für Bauwesen, wenig verband. Allerdings pflegte die Hochschule einen sensiblen Umgang mit der aus der DDR überkommenen Bausubstanz und Kunst (vgl. BTU 1999 und 2013; Achermann/Seeber 2018). Während im medienvermittelten Bild der Hochschule die Vorgeschichte der Einrichtung kaum präsent ist, verleugnet die Gestaltung des Campus keineswegs dessen Entstehung in der DDR und ermöglicht derart Fühlungskontakte mit der Zeitgeschichte (vgl. Hechler/Pasternack 2013: 264–268).

⁶⁶ vgl. HS Wismar (o.J. [2008]), Müller (2008), Schubert/Stutz (2008); Hinkfoth et al. (2008)

In der Realität waren die Varianten (1) und (2) meist nicht klinisch sauber voneinander getrennt, sondern bildeten Mischformen mit unterschiedlichen Mischungsverhältnissen. Für alle drei Varianten galt: Sie wurden gefördert oder behindert je nachdem, welche Geschichtsrendite zu erwarten stand. Eine sozialwissenschaftlich informierte Deutung muss diese Ergebnisse im Lichte der organisationalen Charakteristika von Hochschulen betrachten. In normativ aufgeladenen Diskussionen wird häufig der zentrale Bezugspunkt jeder Organisationspolitik vernachlässigt: Organisationen sind generell mehr daran interessiert, ihren Nachschub an Aufgaben zu organisieren, als sich um die Lösung ihrer Aufgaben zu kümmern. Dafür bedarf es nicht zuletzt Legitimität. Legitimität wird durch die Schauseite der Organisation sichergestellt, die primär auf Anforderungen aus der Umwelt reagiert. Dazu gehört nur in Einzelfällen die Beschäftigung mit zeitgeschichtlichen Fragen.

Hingegen können Traditionsbezüge durchaus vertrauensstiftend wirken, ebenso wie umweltverträgliche Bekenntnisse zur Zeitgeschichte. Geschichtsabstinenz kann insoweit dann eine institutionenpolitisch attraktive Option darstellen, wenn geschichtsbezogene Gewinne – Prestige, Vertrauen, Legitimität etc. – nicht zu erwarten sind. Umgekehrt vermag ein offensiver Umgang mit der Geschichte bei erwartbaren Geschichtsrenditen attraktiv sein – z.B. Traditionsherstellung oder die prophylaktische Integration von Konflikten, die bei Nichtthematisierung von außen herangetragen werden könnten, in die eigene Darstellung und damit verstärkte Kontrolle über die institutionenbezogene Kommunikation. Widerstand gegen bestimmte Geschichtsaufarbeitungen wiederum kann die geschichtsbezogenen Gewinne überlagern und neutralisieren, indem die Auseinandersetzungen mehr Legitimität kosten als die Aufarbeitung Legitimität erzeugt. So sind positive geschichtliche Bezugnahmen in der Regel bis vor 1933 möglich und meist unproblematisch. Für die Jahrzehnte danach können sie (moralisch) kostenintensiv werden.

Die Medizinische Fakultät in Leipzig z.B. hatte gleich 1990 exemplarisch vorgeführt, wie die Differenz zwischen seriösen und eher der Imagebildung durch Geschichte verpflichteten Darstellungen aussehen kann. Der Anlass war ein etwas eigentümlich rundes Jubiläum am 4. Dezember 1990: Die Fakultät feierte an diesem Tag ihren 575. Gründungstag. Eine Merkwürdigkeit im Zusammenhang mit den Feierlichkeiten war, dass gleichzeitig zwei ausführlichere Publikationen zur Fakultätsgeschichte vorgelegt wurden. Beide kamen aus dem zur Fakultät gehörenden Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften und unterschieden sich deutlich voneinander. Ingrid Kästner und Achim Thom hatten eine offenkundig in langjähriger Arbeit verfasste solide Festschrift herausgegeben, in der die DDR-Periode eine historiografisch angemessene, also kontextualisierte und differenzierte Würdigung erfuhr (Kästner/Thom 1990: 203–291). Kurz vor den Feierlichkeiten wurde zusätzlich ein augenscheinlicher Schnellschuss in

Auftrag gegeben und mit Unterstützung einer Medizingerätefirma publiziert: In diesem Buch handeln Klaus Gilardon und Klaus-Dieter Mundt auf 37 Seiten und auf der Grundlage von achtzehn angegebenen Quellen die gesamte Fakultätsgeschichte (1415–1990) ab. Die Skizzierung bleibt dabei sehr grob und ist in bezug auf die DDR-Phase nicht frei von Ideologemen (vgl. Medizinische Fakultät Leipzig 1990: 36–49⁶⁷). Das allerdings fand offensichtlich Zuspruch in der Fakultätsleitung, denn den Teilnehmern der Festveranstaltung wurde genau dieses Buch überreicht. Eine Rolle mag dabei gespielt haben, dass der Band auch eine Porträtgalerie der seinerzeit amtierenden Leipziger Medizinprofessoren beinhaltet.

Dennoch zeigten sich die Hochschulen weitgehend offen für Initiativen von Opfergruppen und ihren Fürsprechern, wenn diese ihr Anliegen etwa über die Medien hinreichend nachdrücklich formulierten. Das positive Aufgreifen solcher Zeitgeschichtsproblematisierungen stand jedoch immer unter Vorbehalt der Finanzierbarkeit, der Sicherung von Legitimität wie der Funktionsfähigkeit in den hochschulischen Kernleistungsbereichen Forschung und Lehre. Zu berücksichtigen ist auch, dass Hochschulen als Expertenorganisation – aber auch auf Grund der Wissenschaftsfreiheit – nur bedingt fähig sind, durch Organisationsentscheidungen Forschende und Lehrende für die Befassung mit der Hochschulzeitgeschichte zu motivieren. Nötig sind daher häufig gesonderte Strukturen oder Anreizmechanismen. Beides verursacht Kosten und bedarf der Legitimation innerhalb der Hochschule. Eine solche ist ausreichend oftmals nur durch Jubiläen oder externen Druck, also meist Skandalisierungen, zu generieren. Zudem spielt eine Rolle, dass Wissenschaftler:innen mit Aktivitäten zur eigenen Hochschulgeschichte meist allenfalls lokale Reputation zu erwerben vermögen. Auch dies kann die individuelle Begeisterungsfähigkeit für hochschulzeitgeschichtliche Fragen dämpfen.

Allerdings gibt es einen Punkt, an dem die Hochschulen Erwartungen ausgesetzt sind, die sie schwerlich ignorieren sollten. Sie bildeten in der Diskussion 2010, mit der wir oben eingestiegen waren, einen Ankerpunkt. Die Hochschulleitungen, so monierte Jochen Staadt, seien nicht in der Lage, vergleichsweise einfache Fragen zur DDR-Geschichte ihrer Einrichtungen zu beantworten: „Wie viele Exmatrikulationen hat es gegeben? Wie viele davon aus politischen Gründen?“ (zit. In van Laak 2010).

Die Universität Jena hat das versucht, indem eine Übersicht zu den politisch verfolgten Studierenden 1945–1989 erstellt werden sollte. Der damit (höchst engagiert) Beauftragte schilderte dann auf immerhin 15 Druckseiten die zahlreichen Schwierigkeiten archivalischer, rechtlicher und ethischer Art, eine solche Liste zu erarbeiten. Neben dem Datenschutz erwiesen sich insbesondere die ethischen Fragen als dauerhafte Herausforderung. Proble-

⁶⁷ vgl. als kritischen Kommentar dazu Katsch (1991)

me entstünden etwa, wenn einzelne Biografien in sich Täter- und Opferaspekte vereinen. Die Kategorie der politisch verfolgten Studierenden umfasse sehr heterogene Lebensläufe und Widerstandsmotive, die es als schwierig erscheinen ließen, diese gegenüber den Betroffenen und der Öffentlichkeit als eine geschlossene Gruppe zu präsentieren. Er plädiert resümierend dafür, diese Übersicht „erst in weiterer Zukunft neu anzugehen“. (Morgner 2010: 372–387)

Vor diesem Hintergrund erscheint es einerseits plausibel, dass sich einzelne Autor:innen oder Autorengruppen eher konkreten Ereignissen, Personen oder klar eingrenzbaren Personengruppen zuwandten, um Widerständigkeit oder Oppositionshandeln und daraus folgende Repressionserfahrungen zu dokumentieren oder zu rekonstruieren. Diese Themen sind in größeren institutionengeschichtlichen Darstellungen auch regelmäßig präsent, aber dort meist auf sehr konkrete Ereignisse, Personen, Institute oder Fächer bezogen. Andererseits erschienen die Ergebnisse einer Umfrage des „Forschungsverbund SED-Staat“ an der FU Berlin nicht allzu überraschend. Erfragt worden war im Jahre 2010 bei den ostdeutschen Hochschulen, wieviele Entlassungen bzw. Exmatrikulationen aus politischen Gründen es in der DDR gegeben hatte; ob es politische Prozesse gegen Hochschulangehörige mit welchen Urteilen und Oppositionsgruppen und/oder signifikante Widerstandshandlungen gab; wie hoch die Anteile von SED-Mitgliedern unter Dozent:innen, Verwaltungsmitarbeiter:innen und Studierenden waren; welche Erkenntnisse es über die Anzahl Inoffizieller Mitarbeiter des MfS gibt (Böse 2011: 409f.). Die Fragen konnten nur in Ausnahmefällen substantiell beantwortet werden (ebd.: 411–424).

Allerdings scheint hier ein Problem sein, dass die Ergebnisse zeitgeschichtlicher Arbeiten in den Hochschulen selbst dann, wenn sie vorliegen, nicht hinreichend im Organisationsgedächtnis verankert sind. Denn immerhin lässt sich eine nicht völlig unerhebliche Liste an Publikationen zusammenstellen, in denen für einzelne Hochschulen seit 1990 auch das Repressionsgeschehen in der DDR aufbereitet worden ist. Das sind zum ersten Opferverzeichnisse,⁶⁸ zum zweiten eine ganze Reihe von Publikationen, die vor allem regionale bzw. lokale Detailstudien enthalten, dabei aber weniger auf die Ermittlung von quantitativen Opferzahlen abstellen,⁶⁹ zum dritten Do-

⁶⁸ VERS (1994), Blecher/Wiemers (2005), Gerstengarbe/Hennig (2009: 606–613), MLU (o.J. [2019ff.]). Vgl. zu den Inhalten oben A. 1.1. Zwischen Zusammenbruch und Mauerbau: 1945–1961

⁶⁹ Krönig/Müller (1994), Linke (1994), Voigt/Mertens (1995), Müller/Osterloh (1996), Herrmann/Steudel/Wagner (1997), Kowalczyk (1997), Kluge/Meinel (1997), Jäger/Raßbach (1998), Wiemers/Blecher (1998), Schoenemann (1998), Fritsch/Nöckel (2000), Buthmann (2000), Schmiedebach/Spiess (2001), Rupieper (2002), Lorke (2009), Wockenfuß (2003), Dokumentationszentrum am Moritzplatz (1997–2004), Mühlpfordt/Schenk (2004), Reichert (2007), Franke (2007), Lorke (2009), Klose (2010), Wolfram (2009), Morgner (2010), Gerhold (2010), Lienert (2011), Schröder/Staadt (2011), Kaiser/Mestrup

kumentationen und Studien zu einzelnen Hochschulangehörigen, die Repressionsopfer geworden waren.⁷⁰

4.4. Lerneffekte? Drei Beispiele

Bei aller Fülle dessen, was, einsetzend im Transformationsjahrzehnt, zum DDR-Wissenschafts- und Hochschulsystem publiziert wurde: Es gibt auch Leerstellen. Eine Geschichte der politischen Wissenschaftssteuerung in der SBZ und DDR 1945–1989 zum Beispiel liegt noch nicht vor, wäre aber wünschenswert und könnte auf zahlreichen Einzelstudien mit vergleichsweise eng fokussierten Themenstellungen oder Betrachtungszeiträumen aufbauen. Gleiches gilt für eine Gesamtgeschichte des DDR-Hochschulwesens oder, komplementär zu einer Geschichte der Wissenschaftssteuerung, eine Sozialgeschichte der DDR-Wissenschaft.⁷¹

Zu wichtigen Fragen gibt es bis heute lediglich plausible Vermutungen. Zum Beispiel solche zu den DDR-Gesellschaftswissenschaften: Die politisch bedingten Diskontinuitäten seien dort größer gewesen als Kontinuitäten, die sich aus dem Eigensinn des wissenschaftlichen Subsystems speisten. Die DDR-Gesellschaftswissenschaften hätten inhaltlich mehr unhaltbare Erkenntnisse produziert, als Geistes- und Sozialwissenschaften in anderen Ländern und Systemen produzieren. Der Status des in der DDR wissenschaftlich erzeugten Wissens sei vom systemischen Kontext abgeleitet gewesen, und daraus ergebe sich seine weitgehende Unbrauchbarkeit. Es wird üblicherweise angenommen, dass dies so war bzw. sei. Davon, dass wir es verlässlich wüssten, kann keine Rede sein.

Um es wissen zu können, brauchte es eine inhaltliche Prüfung, welche die Ergebnisse der DDR-Wissenschaft in den Kontext der jeweiligen internationalen Fachentwicklungen einordnet. Dann müsste sich eine Prüfung anschließen, wie es quantitativ ausschaute: Wie waren die Größenverhältnisse zwischen Normalwissenschaft und Spitzenforschung in der DDR? Wie verhielten sich systeminduzierte und systemresistente Wissenschaft quanti-

(2012), Luckas (2017), Begenau (2017), Lenski (2017), Voit/Stötzer (2018), Lorenz et al. (o.J. [2019]), Stengel (2019), Buthmann (2020)

⁷⁰ Köpke/Wiese (1990), Schottlaender (1993), Wiese/Bernitt (1994), Mielke/Kramer (1997), Scholz (1997), Gursky (1998), Kluge (1999), Ihmels (1999), Thulin (2004), Herrmann (o.J. [2007]), Franke (2007), Klose (2009), Wolfram (2009), Scheer (2019). Zu Robert Havemann und Rudolf Bahro als den prominentesten Repressionsopfern aus der Wissenschaft siehe die Nachweise der umfangreichen Literatur in Pasternack (2021: 378–384) zu Havemann und Pasternack/Hechler (2016: 524f.) zu Bahro.

⁷¹ Um dem zumindest vorläufig etwas abzuhelpen, wurde jüngst eine einführende Kompaktdarstellung zu Hochschule und Wissenschaft in der DDR 1945–1989 vorgelegt: Pasternack (2024c).

tativ zueinander? Und wie weit wich die DDR-Wissenschaft diesbezüglich vom internationalen Durchschnitt ab? Gleichwohl sind die DDR-Wissenschaften und das -Hochschulsystem in einer Dichte erforscht und dokumentiert, wie es wohl bei kaum einem anderen System nur dreieinhalb Jahrzehnte nach dessen Untergang der Fall ist.⁷² Ergaben sich dabei und daraus auch Lerneffekte? An drei anschaulichen Beispielen sei dies näher betrachtet.

NS und DDR

Da der Nationalsozialismus nicht allein der ehemaligen Bundesrepublik, sondern auch der DDR vorausgegangen war, gab es – wie sich in Anlehnung an Christoph Kleßmann formulieren ließe – eine Art asymmetrisch verflochtener Diachrongeschichte.⁷³ Insbesondere hatte es in beiden deutschen Staaten personelle Elitenkontinuitäten gegeben, wenn auch in der DDR deutlich weniger ausgeprägt. 1954 waren, nach Fächern differenziert, bis zu 46 Prozent der Universitätsprofessoren ehemalige NSDAP-Mitglieder (Jessen 2002: 48; 1999: 306). Für wünschenswert hielt man das selbstredend nicht, aber für einstweilen unvermeidlich.⁷⁴ Die Institute, auch die Universitätskliniken mussten weiterlaufen. Es dürfte der durch KZ-Haft und/oder Exil geprägten neuen Führungsschicht nicht leicht gefallen sein, eine Wissenschaftselite wieder in ihre Ämter einzusetzen, die in solchem Ausmaß, wie es zwischen 1933 und 1945 geschehen war, sämtliche Prägungen durch Bürgerlichkeit und humanistisches Gymnasium abzuwerfen vermocht hatte, um sich an einem einzigartigen Zivilisationsbruch und am bis dahin mörderischsten Krieg zu beteiligen.

Da die in der DDR bestehenden Elitenkontinuitäten zum Nationalsozialismus in der DDR selbst nicht aufgearbeitet worden waren, gab es hier einen Nachholebedarf. Dabei waren sehr unterschiedliche Umgangsweisen zu beobachten. Auch resultierten entsprechende Forschungen häufig aus externen, d.h. nicht aus der Forschung selbst kommenden Problematisierungen. Aus einer Fülle an Fällen seien hier einige herausgegriffen, um schlaglichtartig das Spektrum zu verdeutlichen, in dem das Thema seit den 90er Jahren verhandelt worden ist.

Vor allem in der Medizin verband sich mit den bürgerlichen Gelehrten ein spezielles Problem. Einerseits gaben diese sich gern unpolitisch, also allein

⁷² vgl. die Bibliografien Pasternack/Hechler (2016), Pasternack (2021) und die fortlaufenden Ergänzungen in der Zeitschrift „die hochschule“ (https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/dhs_biblio_fortsetzung.pdf, 4.4.2025)

⁷³ Kleßmann hat die deutsche Nachkriegsgeschichte als „asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte“ beschrieben; vgl. Kleßmann/Misselwitz/Wichert (1999).

⁷⁴ vgl. auch Kappelt (2009); Waibel (2012); Schroeder (2022)

der Wissenschaft verpflichtet. Andererseits waren gerade dort beträchtliche Teile der 1945 vorzufindenden Medizin-Professorenschaft nationalsozialistisch verstrickt gewesen: Fast drei Viertel der medizinischen Hochschullehrer hatten sich bis 1945 der NS-Partei angeschlossen (Ernst 1997a: 26). Der politische Wille der sowjetischen Besatzungsmacht und der SED war eine konsequente Entnazifizierung – angesichts von 20 Millionen sowjetischen Kriegstoten und den KZ-Erfahrungen der deutschen Kommunisten mehr als nachvollziehbar. Relativ bald aber sahen sich beide zu Konzessionen in dieser Frage genötigt, da es an Fachleuten fehlte, so auch an den Medizinischen Fakultäten. Bereits 1947 begann eine Phase der Reaktivierung von NS-belasteten Hochschullehrern (vgl. Ernst 1997: 146–170). Im Ergebnis hatte die medizinische Hochschullehrerschaft der frühen DDR die höchste NS-Verstrickungsdichte aufzuweisen. 1954 waren bei den naturwissenschaftlichen Professoren 31 Prozent NS-verstrickt gewesen, bei den Technikern 42 Prozent, in den gesellschaftswissenschaftlichen Fächern 17 und der Theologie sechs Prozent (Jessen 1999: 306). In der Medizin war es Mitte der 50er Jahre die Hälfte. Der Durchschnitt über alle Fächer hinweg betrug 18 Prozent. Zum endgültigen Abbruch der Hochschullehrerlaufbahn hatte die Entnazifizierung bei weniger als 15 Prozent der Medizinprofessoren geführt (Ernst 1997a: 26).

Ein Fall, der Ende der 90er Jahre für Aufregung sorgte, war Jussuf Ibrahim (1877–1953), seit 1914 Kinderarzt an der Universität Jena und vor, während und nach dem Nationalsozialismus Vorstand bzw. Direktor der Kinderklinik. Er war bis in die 90er Jahre im Gedächtnis der Jenaer Öffentlichkeit als ungewöhnlich gebildeter, verständnisvoller und moralisch integrierender Arzt bewahrt. Dann kam der Verdacht auf, Ibrahim sei in das NS-Euthanasie-Programm involviert gewesen. Auf die Forderung, die Kinderklinik solle deshalb den Namen Ibrahims ablegen, setzte eine erregte Debatte in der Öffentlichkeit ein. Mehrheitlich wurde zunächst für die Beibehaltung des Namens votiert. Nachdem sich der Verdacht erhärtet hatte, war der Name nicht mehr haltbar. (Vgl. FSU 2000; Liebe 2006; Beileites 2008)

Kontrastreich dazu war etwa eine Veröffentlichung der Zahnärztekammer Sachsen-Anhalt, die den Namenspatron ihres Fortbildungsinstituts – Erwin Reichenbach – würdigt. Dessen zwei Jahre währenden, mit NS-Verstrickung begründeten Verlust des Professorenamtes von 1945 bis 1947 wird dort weichgezeichnet zu „Nach Beendigung des Krieges kam es zu einer Unterbrechung seiner Hochschultätigkeit“. Dem entspricht, dass zuvor auch seine Tätigkeiten bis 1945 nur formal benannt werden. (Zahnärztekammer 2001: 18) Während die Universität Jena souverän Konsequenzen zog – der Name „Yussuf Ibrahim“ wurde gestrichen –, holte man in Sachsen-Anhalt nach, was Konrad Adenauer für die ehemalige Bundesrepublik bereits 1950 dekretiert hatte: „Wir wollen und wir werden die Entnazifizierung abschließen, weil sie weitgehend nicht geeignet war, die echte menschliche Schuld festzustellen und zu ahnden“ (Adenauer 1950). „Abschließen“ meinte nicht zu

einem Ende bringen, sondern abbrechen. Die Befassung mit Erwin Reichenbach wurde jedenfalls in Sachsen-Anhalt auch nicht zu einem Ende gebracht (siehe aber Schwanke 2018).

Die Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus und der DDR wies nach 1990 auch markante Unwuchten auf, nämlich wenn verglichen wird, was ab 1990 zur Bearbeitung der DDR-Jahre nach 1945 möglich gemacht wurde und auf welche Probleme, im Kontrast dazu, die NS-Aufarbeitung noch stoßen konnte. So hatte 1993 Klaus Dörner, Gütersloher Medizinhistoriker und Psychiater, bei der Bundesärztekammer finanzielle Unterstützung für ein ambitioniertes Projekt beantragt. Er wollte die Akten des Nürnberger Ärzteprozesses 1946/47 aufarbeiten und, da bis dato nicht vorliegend, in deutscher Sprache edieren. Die Antwort erfolgte nach zwei Jahren Zeitspiel 1995: Dieses Vorhaben sei „weder mit den satzungsgemäßen Aufgaben der Bundesärztekammer noch mit den in den Heilberufsgesetzen geregelten Aufgaben der Landesärztekammern vereinbar“.⁷⁵ Nicht sehr lange zuvor indessen, gleich nach der deutsch-deutschen Vereinigung, war von derselben Bundesärztekammer ein anderes Forschungsprojekt in Auftrag gegeben worden: „Ärztliches Handeln und politische Verfolgung von Ärzten in der SBZ/DDR“ (Müller 1994). Dieses – zeitgeschichtlich wertvolle und Erinnerungsverschüttungen vorbeugende – Projekt hatte ohne Zeitverzögerungen, satzungsrechtliche Bedenken, gesetzliche Hemmnisse oder finanzielle Mangelerscheinungen gefördert werden können.

2014 wurde eine Straße auf dem Campus der heutigen Hochschule Merseburg in „Günther-Adolphi-Straße“ umbenannt. 2019 beschloss der Stadtrat von Merseburg, den Straßennamen erneut zu ändern. Zuvor hatte die Hochschule Merseburg die NS-Verstrickung Adolphis (1902–1982) aufarbeiten müssen, nachdem der Straßename in der Lokalzeitung problematisiert worden war (vgl. Bertram 2015). Adolphi, Verfahrenstechniker, war 1943 bis 1945 für die I.G. Farben in Leuna und in Auschwitz tätig gewesen. Er baute dort in leitender Funktion ein Werk auf, zu dem ein eigenes Konzentrationslager der I.G. Farben in Auschwitz-Monowitz gehörte, um direkten Zugriff auf die Häftlinge zu haben. Diese waren an der Selektionsrampe der sofortigen Ermordung entgangen, weil ihre Arbeitskraft noch ausgepresst werden sollte. Ihre verbleibende Lebensdauer betrug im Durchschnitt sieben bis neun Monate. Die Errichtung des Werkes kostete zwanzigtausend von ihnen das Leben.⁷⁶

⁷⁵ Zit. nach Engert (1995). Die Akten konnten dann auf Basis einer Spendenaktion dennoch publiziert werden (vgl. Ebbinghaus/Dörner/Linne 1999). Eine vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (der sich auch selbst finanziell beteiligte) koordinierte Aktion hatte sich mit einem entsprechenden Aufruf an alle niedergelassenen Ärzte in der Bundesrepublik gewandt. 7.912 Ärztinnen und Ärzte beteiligten sich und spendeten 1,4 Mio. DM für das Projekt (Jachertz 2013).

⁷⁶ Der Enkel Adolphis, Wolfram Adolphi, hat die Ereignisse in einem Roman eng entlang des Realgeschehens dargestellt (Adolphi 2020).

Wie sich in den Nachforschungen herausstellt, hatte Adolphi, der in der DDR geblieben und 1946 SED-Mitglied geworden war, nach dem Krieg in allen Fragebögen seine Tätigkeit in Auschwitz angegeben. Als in Frankfurt a.M. 1964 ein Prozess gegen I.G.-Farben-Verantwortliche stattfand, sorgte sich die Staatssicherheit darum, dass Adolphis Name fallen könnte. Unter den Akteuren der regionalen Hochschulgeschichte genoss er auch 2019 hohe Wertschätzung als derjenige, der 1958 dafür gesorgt hatte, dass die chemische Verfahrenstechnik reguläres Studienfach wurde – „nicht in München, Köln oder Frankfurt am Main ..., sondern hier“, d.h. in Merseburg (Adolphi 2020: 58).⁷⁷ Adolphi gilt als Begründer des Faches; er wurde 1961 Professor für Verfahrenstechnik an der neu gegründeten TH Leuna-Merseburg. Der lokale Geschichtsverein war es auch, der 2014 die Straßenbenennung vorgeschlagen hatte.

Der Rektor der Merseburger Hochschule bekundete nach den Zeitungsberichten über den Namensgeber, dass, auch wenn es kaum zu glauben sei, es doch stimme: Man sei von den Artikeln so überrascht gewesen, wie man nur überrascht sein könne. Nichts habe man von einer Auschwitz-Zeit Adolphis gewusst. „Und noch schlimmer ... sei, dass sie gar nicht gewusst hätten, dass es da überhaupt etwas geben könnte, das zu wissen unerlässlich war.“ (Ebd.: 27) Die Recherchen der Hochschule wurden zunächst durch ein Lehrforschungsprojekt getragen und später durch ein externes Fachgutachten ergänzt.⁷⁸ Das studentische Projekt hatte den Betrachtungshorizont über die Person Adolphi hinaus auf die Frage erweitert, inwieweit das Chemiewerk Leuna seinerzeit von dem Werk in Auschwitz profitiert habe. Damit gerieten die Studierenden in gehörige Turbulenzen, denn diese Frage störte sowohl die Vorbereitungen des Chemieparks auf das Jubiläum „100 Jahre Chemie in Leuna“ als auch die gängige Erinnerungskultur. Ein alter Chemiewerker sagte zum Enkel Adolphis: „Es ging und geht in dieser Auseinandersetzung nicht um die Nazizeit, sondern um die DDR. Wäre dein Großvater in den Westen gegangen ...: Ehre und Anerkennung wären ihm sicher.“ Immerhin, so lässt sich recherchieren, gibt es in deutschen Städten jede Menge Ferdinand-Porsche-Straßen, ebenso Straßen (u.a. in Merseburg) und ein Max-Planck-Institut, die nach Fritz Haber benannt sind, dem Erfinder des Gaskriegs 1915, und Carl-Bosch-Straßen (u.a. in Leuna und Merseburg), benannt nach dem I.G.-Farben-Chef bis 1935 und -Aufsichtsratsvorsitzenden bis zu seinem Tod 1940.

Am Ende standen im 320seitigen Prachtband zu „Leuna – 100 Jahre Chemie“ (Karlsch 2016) einige wenige Zeilen zur Auschwitzer Außenstelle der I.G. Farben. Die Bundeskanzlerin erwähnt in ihrer Festrede zum Jubiläum

⁷⁷ vgl. auch die DDR/BRD-vergleichende Darstellung zur Etablierung der Verfahrenstechnik von Pieper/Handel (2003)

⁷⁸ <https://www.hs-merseburg.de/hochschule/information/neuigkeiten/details/dr-stefan-hoerdler-stellt-gutachten-ueber-guenther-adolphi-der-oeffentlichkeit-vor/> (12.12.2021)

weder Auschwitz-Monowitz noch die I.G. Farben. Sie sprach zwar immerhin davon, dass während des Krieges Zwangsarbeiter in Leuna arbeiten mussten. Aber, so räsionierte Adolphs Enkel, mit welchen Worten: „Allzu viele“ von den Zwangsarbeitern seien entkräftet zu Tode gekommen oder ermordet worden (Merkel 2016: 2). „Was sollte man darunter verstehen?“, fragte der sich, als er das las. „Wäre es, wenn es nicht *allzu viele* gewesen wären, sondern nur *viele*, tolerierbar gewesen?“ (Adolphi 2020: 364)

Psychiatisierung politischer Gegner in der DDR?

Ein ausgesprochen sensibler Vorwurf hatte sich 1990 flächendeckend gegen eine ganze Fachdisziplin gerichtet: Es sei gang und gäbe gewesen, politische Gegner der DDR zu psychiatrisieren. Das wiederum hätte das Regime nicht allein tun können, dazu sei die aktive Mitwirkung von Psychiatern nötig gewesen. Die Zeitschrift „Dr. med. Mabuse“ berichtete über die Ergebnisse einer Untersuchung von Vorwürfen, die im „Stern“ gegen die Nervenklinik Waldheim erhoben worden waren:

„Obwohl man in einigen Fällen die Vorwürfe entkräften konnte, bleiben noch genügend Feststellungen, die ungeheuerlich sind. [...] Dr. Seidel referierte den Bericht der medizinischen Sachverständigen und stellte fest, der pauschalierende Vorwurf, Waldheim sei eine ‚Stasi-Klinik‘ gewesen, werde der Realität nicht gerecht. [...] Von Dr. Poppe [dem früheren Klinik-Chef, P.P.] muß allerdings auch in diesem Punkt vorauseilender Gehorsam gegenüber der Sicherheitsdoktrin der Machthaber angenommen werden. Aus Waldheimer Akten geht unverschleiert hervor, daß das ehemalige Ministerium für Staatssicherheit als Einweisungsbehörde und Kooperationspartner gedient hat.“ (Schröter 1990: 24)⁷⁹

Fünf Jahre und weitere Recherchen – nun auch in den 1990 noch nicht zur Verfügung stehenden MfS-Akten – später hatte sich erwiesen, dass auch der letzte Satz zumindest nicht das besagt, was der unvertraute Leser daraus⁸⁰ entnehmen musste: Sonja Süß, Mitglied mehrerer Untersuchungskommissionen, wurde gefragt, wie es zu erklären sei, daß „im Westen zwar eine ganze Anzahl schwerwiegender Fälle von politischem Mißbrauch der Psychiatrie in der Sowjetunion öffentlich bekannt geworden waren, nicht aber Vorgänge ähnlicher Art in der DDR?“. Ihr Antwort: „Das ist ganz einfach zu erklären: weil es in der DDR keinen politischen Mißbrauch der Psychiatrie wie in der Sowjetunion gegeben hat. Damit meine ich, daß es in der

⁷⁹ Prominentestes Beispiel vermeintlicher Psychiatisierung aus politischen Gründen war der nachmalige sächsische Innenminister Heinz Eggert. Nachdem sich die Vorwürfe in Wohlgefallen aufgelöst hatten, äußerte sich H. Eggert dann nicht mehr zum Thema. Gleiches traf für die zuvor sehr engagierte Presse zu.

⁸⁰ und in der Zusammenschau mit dem redaktionellen Vorspruch zu dem Artikel: „... eindeutigen Mißbrauch des Faches [Psychiatrie, P.P.] zu politischen Zwecken in Form von Einweisungen durch die Stasi ...“ (Dr. med. Mabuse 68, 1990, S. 22)

DDR keine Psychiatisierung von psychisch gesunden Dissidenten gab.“ (Süß 1995: 500f.)

Was es hingegen gegeben habe, seien „der politischen Diktatur geschuldete Unregelmäßigkeiten“ (Süß 1997: 75) So seien psychisch Kranke anlässlich von Staatsfeiertagen als potenzielle Störer vorübergehend in psychiatrische Krankenhäuser eingewiesen worden (Süß 1998: 523ff., 571ff.). In diesem Sinne fielen auch die Berichte dreier Untersuchungskommissionen aus, die in Berlin, Brandenburg und Sachsen eingesetzt worden waren.⁸¹ Ihren Berichten zufolge habe es politisch motivierte Zwangspsychiatisierungen von gesunden Dissidenten in der DDR nicht gegeben. Jedoch seien schwerwiegende Einzelfälle anderer Art offenbar geworden.

Die sächsische Kommission hatte den Hauptakzent ihrer Arbeit auf die subtile Prüfung von Einzelfällen gelegt. 216 Fälle wurden psychiatrisch und juristisch begutachtet. Die Ergebnisse auch hier: Einen systematischen Missbrauch der DDR-Psychiatrie habe es nicht gegeben. In neun Fällen wurde ein Missbrauch festgestellt, in 20 Fällen Rechtswidrigkeiten, in etwa einem Dutzend war ein politischer Hintergrund erkennbar. Einzelne Psychiater hätten als Ims Patienteninformationen an das MfS weitergegeben. Die Berliner Kommission äußerte nicht allein ihr Befremden über die Verletzung der Schweigepflicht durch Ärzte als Inoffizielle Mitarbeiter des MfS, sondern auch über das folgenlose und nicht hinterfragte Weiterpraktizieren derselben Ärzte in der Gegenwart.

Zu erwähnen ist aber auch, dass es Einschätzungsdifferenzen über die Qualifizierung von „systematischem Psychiatriemissbrauch“ gibt. Die Walter-von-Baeyer-Gesellschaft für Ethik in der Psychiatrie (GEP) sieht hier einen semantischen Trick angewandt, indem das „Systematische“ abgestritten und damit der Missbrauch insgesamt verharmlost oder grundsätzlich bestritten werde:

„Dabei war und ist politischer Psychiatriemissbrauch immer und grundsätzlich systematischer Mißbrauch. Es kann von systematischem Mißbrauch gesprochen werden, wenn dieser, erstens, von Machthabern im Rahmen vorherrschender Ideologie und Machtverhältnisse veranlaßt wird, wenn er, zweitens, im Zusammenspiel mehrerer staatlicher Instanzen, insbesondere von Medizin und Justiz, stattfindet, wenn dabei, drittens, die Wissenschaft benutzt und ‚verbogen‘ wird, und, viertens, wenn die Maßnahmen und Repressionen häufiger in ähnlicher Weise gegen Mißliebige zum Einsatz kommen, wobei nicht alle diese Bedingungen, insbesondere letztere, jeweils in gleicher Weise erfüllt sein müssen.“ (Weinberger 2009: 125)

Zwar gebe es „neben den (relativ wenigen) echten Mißbrauchsfällen auch viele Menschen ..., die sich selbst als ‚Opfer‘ staatlicher Willkür fühlen und

⁸¹ Kommission Ost-Berliner Psychiatrie (1995), Kommission Brandenburger Psychiatrie (o.J. [1996]), Kommission Psychiatriemissbrauch Sachsen (1997)

sich als solche ausgeben – zu Unrecht, weil es sich bei ihnen eben doch um Kranke handelt“. Ebenso seien systematische Psychiatriemissbräuche abzugrenzen von individuellen Fehldiagnosen und -praxen, die vorkommen können. Doch die von der GEP bis 2009 dokumentierten über zwanzig Fallberichte zeigten auf, „daß und wie Männer und Frauen aus Gründen oppositioneller Äußerungen oder Handlungen sehr wohl auch in der DDR in psychiatrische Kliniken gesteckt worden sind“. Unter Zugrundelegung der o.g. Definition müsse dies systematischer Psychiatriemissbrauch genannt werden. (Ebd.: 125f.)

Es lässt sich zusammenfassen: Zur Frage eines systematischen Missbrauchs der Psychiatrie für politische Zwecke gibt es anhaltende Bewertungsdifferenzen. Die staatlicherseits eingesetzten Kommissionen und die einschlägige wissenschaftliche Untersuchung von Sonja Süß (1998) verneinten die Systematik solchen Missbrauchs. Einvernehmen herrscht darüber, dass es aber durchaus Fälle professionsethischer Grenzüberschreitungen gegeben habe. Unterschiede der Bewertung bestehen darin, inwiefern diese Fälle Einzelfälle gewesen oder als *systematischer* Missbrauch zu kategorisieren seien. Kritiker sehen hier ein Kartell von Standesorganisationen und Presse, das entsprechende Aufklärungen behindere (Weinberger 2009: 120f.).

Die Untersuchungen zu westlichen Pharma-Tests in der DDR und „Die Toten von Marnow“

„Jemand hat auf der Intensivstation bei Herrn Krohn die Stöpsel gezogen und irgendwie dafür gesorgt, dass dabei der Alarm nicht ausgelöst worden ist“ (Schmidt 2020: 347). Stefan Krohn ist das vierte Opfer einer Mordserie in Mecklenburg, die sich Ende der 2010er Jahre ereignet habe. Er war Mitarbeiter des Landeskriminalamtes Mecklenburg-Vorpommern, aber nicht so unbescholten, wie dieser Umstand es nahelegen könnte. Das erfährt man in dem Kriminalroman „Die Toten von Marnow“ von Holger Karsten Schmidt (2020). Stefan Krohn ist eine fiktive Figur, aber die Handlung selbst und ihre zeithistorischen Hintergründe wurden als nahe an Realentwicklungen beworben. Mit Berechtigung? Die Prüfung geht in vier Schritten vor: Erstkandalisierung 1991 und Untersuchungen (1), Re-Skandalisierung 2013 und Untersuchungen (2), gab es in der DDR tatsächlich Tote von Marnow? (3) und Schlussbewertungen (4).

(1) Erstkandalisierung und Untersuchungen: Im Februar 1991 war in der Presse erstmals der Vorwurf aufgekommen, DDR-Universitätskliniken seien an unethischen Arzneimittelstudien westlicher Pharma-Unternehmen beteiligt gewesen. „Jahrelang haben westliche Pharmaunternehmen ... aggressive Arzneimittel in Kliniken der damaligen DDR getestet. Die Wirkung war oft verheerend. Patientenaufklärung fand – wenn überhaupt – nur mangelhaft

statt. Der SED-Staat kassierte für die Menschenversuche in harter Währung“, hieß es im „Spiegel“ (Der Spiegel 1991: 80).

Die betroffenen Universitäten bzw. ihre Klinika hatten sich öffentlich zu rechtfertigen. Die Berliner Senatsgesundheitsverwaltung setzte eine Untersuchungskommission ein, um die Vorwürfe für die Charité zu prüfen. Ergebnis: „Die der Kommission vermittelten Informationen bieten keinen Anhalt dafür, daß bei klinischen Arzneimittelprüfungen in der ehemaligen DDR grundlegend andere Maßstäbe und Vorgehensweisen als in der alten Bundesrepublik zur Anwendung kamen“ (zit. In Holm 1991: 56f.). Der vermeintliche „Spiegel“-Scoop, also die exklusive Story, die man vor allen anderen Medien bringt, erwies sich als Falschmeldung.

Nun gehört es zu den Aufgaben von Massenmedien, die Gesellschaft mit Irritationen zu versorgen: In einer auf Kontinuität orientierten Welt der Organisationen erzeugen sie so eine gewisse Sensibilität gegenüber gesellschaftlichen Problemlagen (Luhmann 1996: 149f.). Um die Irritationen zu erzeugen, ist mitunter ein gewisses Maß an Übertreibung vonnöten. Dabei wiederum ist die Jagd nach dem Scoop ein wichtiger journalistischer Antrieb. Faktenchecks oder Bestätigungen aus zwei voneinander unabhängigen Quellen fallen diesem Zwang zur Geschwindigkeit manchmal zum Opfer. Infolgedessen kommt es immer wieder vor, dass nicht tatsächliche, sondern vermeintliche Missstände skandalisiert werden: Auch diese können Aufmerksamkeit, Reputation als Aufklärer und Absatz erzeugen. Hier machen es die medialen Resonanzbedingungen nachvollziehbar, wenn sich Berichtserstattung auf Konfliktthemen und skandalisierungsfähige Normverstöße konzentriert. Eine kunstvolle Skandalisierung informiert dabei nicht einfach über einen faktischen (oder vermeintlichen) Missstand, sondern bettet diesen in eine sinnstiftende Erzählung ein und verschafft ihm so eine moralische Aufladung (vgl. Hondrich 2002: 40). Diese sinnstiftende Erzählung gelingt am ehesten, wenn Einzelfälle in eine Serie ähnlicher Fälle eingeordnet werden können. So auch hier.

Kurz nach der Skandalisierung der Pharma-Tests folgten öffentliche Anschuldigungen, an der Charité seien Lebendpatienten Spenderorgane entnommen worden, und zwar zur Verwendung wahlweise für greise Führungsfunktionäre oder devisenbringenden Organhandel (vgl. „Horror-Klinik“ 1991). Auf einer Mitarbeiterversammlung im September 1991 wird von einer „Rufmordkampagne“ gesprochen. Dekan Harald Mau bezeichnet die „Medienkampagne“ als eine „vorsätzliche Schädigung des Ansehens der Charité durch Übelmeinende, die die Sachverhalte kriminalisieren“. Man ist überzeugt, Opfer einer gelenkten Kampagne zu sein. Diese ziele darauf, hernach problemlos dem Erhalt der beiden West-Berliner Hochschulklinika dargebracht werden zu können: „Die Leitung der Charité sieht hier eine gezielte Aktion, mit der die Existenz des Universitätsklinikums in Frage gestellt werden soll. In einer wirtschaftlich schwierigen Situation mit riesigen Fi-

nanzdefiziten käme die Schließung eines Universitätsklinikums gelegen“ (Charité 1991). Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen werden aufgefordert, gegenüber einer Kommission des Fakultätsrates „Vermutungen über von ärztlichen Regeln abweichende Handlungen vorzutragen, wobei ihnen Diskretion zugesichert ist“ („Rufmordkampagne...“ 1991).

Dann folgte eine nächste Skandalisierung: Vor allem an der Medizinischen Akademie Erfurt und an der Charité seien Frühgeborene in Wassereimern ertränkt worden.⁸² Die Charité-Leitung verweist darauf, dass 1975 in ihren Kliniken nur zehn Prozent der unter 1.000 Gramm geborenen Säuglinge überlebt hätten, es 1989 aber 70 Prozent gewesen seien. Zu danken sei das einer immer besseren Ausstattung gewesen (Charité 1992) – zu der keine Wassereimer zählten, wie sich anfügen lässt. Am Ende qualifizierten alle eingesetzten Untersuchungskommissionen die erhobenen Vorwürfe durchweg als im Grundsatz nicht stichhaltig (vgl. Stein 1991; 1991a).⁸³ Die Vorwürfe haben sich also in überraschender Eindeutigkeit als, wenn man es neutral formulieren möchte, Recherchefehler herausgestellt.

(2) Re-Skandalisierung und Untersuchungen: Allerdings drangen die entlastenden Botschaften nur schwer durch. So konnte der „Spiegel“ 2013 seine Skandalisierung der Arzneimittel-Testreihen von 1991 aktualisieren (vgl. „Systematische Tests“ 2013), obgleich sich neue Aspekte nicht ergeben hatten. Es scheint sich um eine der anlassfreien Titelstorys gehandelt zu haben, die in Redaktionen auf Halde liegen, bis sich mal kein aktuelles Thema als Aufmacher anbietet. Nun aber war die Durchschlagskraft der Berichterstattung nochmals heftiger. Zwar identifizierte ein kritischer journalistischer Gegencheck der „Zeit“ recht schnell höchst bedenkliche Schwächen des „Spiegel“-Artikels (Grabar 2013). Eine Recherche entsprechend herkömmlicher journalistischer Standards, so legte diese Prüfung nahe, konnte hier kaum stattgefunden haben. Doch die öffentliche Resonanz auf die Skandalisierung ließ es geraten erscheinen, die Sache sehr gründlich zu durchleuchten. Also wurden mehrjährige Forschungsprojekte aufgelegt.

Als erste publizierte 2014 eine Autorengruppe einen Vergleich der rechtlichen Regelungen, die in den beiden deutschen Staaten zu klinischen Studien bestanden (vgl. Klammt et al. 2014). Die wesentlichen Ergebnisse waren: In der Bundesrepublik gab es keine Genehmigungspflicht für klinische Studien, ebenso keine gesetzliche Regelung zu einer Beratungspflicht für

⁸² vgl. Schattenfroh (1992); „Weiter Empörung...“ (1992); „Vorwürfe nicht wiederholen“ (1992)

⁸³ Vgl. dazu auch die ausführliche journalistische Darstellung von Knut Holm (1991) unter dem Titel „Das Charité-Komplott“. Deren emotionalisiert-polemischer Stil gibt zwar keine Sicherheit in der Frage, ob man über den Gesamtkomplex korrekt informiert wird. Sie enthält aber zumindest eine verdienstvolle Aufbereitung der seinerzeitigen Tagespublizistik und referiert auch die einschlägigen Untersuchungsberichte, die z.T. unveröffentlicht geblieben waren.

die Studiendurchführenden. Klinische Studien mussten nach § 67 Arzneimittelgesetz lediglich bei der zuständigen Landesbehörde angezeigt werden, und eine Beratungsempfehlung stand seit 1985 (seit 1988 als Beratungsverpflichtung) nur in der (Muster-)Berufsordnung für Ärzte, also einem Dokument der Bundesärztekammer. In der DDR waren 1976 konkrete Anforderungen an die klinische Prüfung von Arzneimitteln gesetzlich festgelegt worden, wie sie sich auch in der Richtlinie für „Gute klinische Praxis“ der International Conference on Harmonisation (ICH) fanden. So war unter anderem geregelt, dass der Prüfplan durch den Zentralen Gutachterausschuss beim Ministerium für Gesundheitswesen auf die Gewährleistung der Probandensicherheit und der notwendigen personellen und sachlichen Voraussetzungen hin zu prüfen ist. (Ebd.: 2.012)

Nun müssen rechtliche Regelungen und deren tatsächliche Umsetzung nicht übereinstimmen. Wie weit die gesetzlichen Normierungen in der DDR auch angewandt wurden, war Gegenstand mehrerer Studien, deren Ergebnisse sich ab Ende 2016 vorgelegt fanden. Ein Forschungsteam an der Charité hatte ermittelt, dass in der DDR insgesamt rund 320 klinische Auftragsuntersuchungen für westliche Pharmahersteller durchgeführt worden waren. Das staatliche Motiv dafür war, Devisen für das Gesundheitswesen zu erwirtschaften. Entgegen der anderslautenden Vorwürfe sei es dabei aber nicht zu einem systematischen Missbrauch von DDR-Bürgern als Testpatienten westlicher Pharmafirmen gekommen (Hess et al. 2016). Für die beteiligten Ärztinnen und Ärzte waren die Tests häufig die einzige Möglichkeit, anders unbehandelbare Krankheiten mit westlichen Präparaten behandeln zu können (Mau 2014).

Eine Forschungsgruppe an der Universität Halle-Wittenberg konnte dokumentieren, dass zwischen 1983 und 1990 nachweislich 163 westliche Arzneimittel an ca. 16.000 Frauen, Männern und Kindern in der DDR klinisch geprüft worden waren. In vier Fallstudien werden die klinischen Prüfungen von fünf westlichen Arzneimitteln auf der Basis von behördlichen Dokumenten, Fachpublikationen und Interviews mit beteiligten Prüfärzten systematisch aufgearbeitet. Die überprüften Arzneimittelstudien werden hinsichtlich medizinethischer und juristischer Normverstöße untersucht und in den zeithistorischen Kontext des DDR-Gesundheitswesens eingeordnet. Ergebnis: Trotz gelegentlicher Ausnahmen in Detailfragen habe der Probandenschutz Priorität gehabt. Boten die klinischen Studien auch Vorteile für Auftraggeber und DDR-Staat, so seien sie doch nicht zuletzt den Patienten zugute gekommen. (Werner et al. 2016)

Zuvor bereits hatte die in den Medienberichten von 2013 konkret angesprochene Schweizer Firma Roche ihr Firmenarchiv geöffnet und eine Kommission mit der Prüfung der Vorwürfe gegen Boehringer Mannheim (1998 von Roche gekauft) beauftragt. Das Ergebnis entsprach denen der o.g. Forschungsprojekte: „Die ... Recherche ... ergab, dass im Zeitraum von 1980 bis

1990 46 klinische Prüfungen mit insgesamt 2 247 Patienten aus der DDR durchgeführt wurden. In dieser Recherche fanden sich keine Hinweise, dass bei der Durchführung dieser klinischen Prüfungen gegen damaliges DDR-Recht oder international anerkannte ethische Grundsätze sowie international anerkannte Leitlinien und Grundsätze der klinischen Forschung verstoßen wurde.“ (Roche Deutschland Holding 2013) Vergleichbar fielen die Resultate einer Auswertung von DDR-Unterlagen im Bundesarchiv zu den Tests aus, die für Boehringer Mannheim durchgeführt worden waren (Retzar 2016: 126–155, 164f.), ebenso die einer Fallstudie zu einem am Universitätsklinikum Jena getesteten Psychopharmakon (Steger/Jeskow 2018).

(3) Tote von Marnow?: Das Thema wurde 2020 zum Gegenstand des eingangs erwähnten Kriminalromans (Schmidt 2020) sowie einer darauf basierenden TV-Serie (Herzog 2021), beide unter dem Titel „Die Toten von Marnow“. Wie schon vermerkt, ist Stefan Krohn, der fiktive Mitarbeiter des Landeskriminalamtes, dort das vierte Opfer einer Mordserie in Mecklenburg. Die anderen, ebenso fiktiven Opfer waren der ehemalige Forschungsleiter eines westdeutschen Pharmaunternehmens, ein früherer Leutnant des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) und der gewesene Leiter des Gutachter-Ausschusses, der bei der Ethikkommission des DDR-Ministeriums für Gesundheitswesen angesiedelt war. Später fallen der tötungsintensiven Romanhandlung auch noch die Chefin des betreffenden Pharmaunternehmens, der frühere Chefarzt einer mecklenburgischen Klinik, ein amtierender Staatssekretär im Landesgesundheitsministerium, einst Verbindungsmann des Gutachter-Ausschusses zum MfS, und einige weitere zum Opfer.

Die ermittelnden Kommissare brauchen eine ganze Weile, um den – wenn auch alsbald vermuteten – Zusammenhang zwischen den Mordfällen tatsächlich erkennen zu können. Doch dann wird immer deutlicher: Irgendwie waren alle Opfer in die Medikamententests involviert, die westliche Pharmafirmen in DDR-Kliniken hatten durchführen lassen. Ganz überwiegend wurden diese an Universitätskliniken realisiert, wenngleich die Geschehnisse des Krimis in eine mecklenburgische Provinzlinik verlegt sind. Die Tests, um die es hier geht, fanden in den 1980er Jahren statt. 1983 stand die DDR ökonomisch vor der Pleite, brauchte dringendst Devisen, und alle Wirtschaftszweige waren aufgefordert, entsprechende Reserven zu erschließen. Für das Gesundheitswesen waren das die Medikamententests (und daneben der Verkauf von Blut und Blutprodukten). Infolgedessen wurden die Medikamententests in der 1980er Jahren deutlich intensiviert. Nun, über dreißig Jahre später, ereignet sich in dem Roman die Mordserie, die damit in irgendeinem Zusammenhang steht.

Die kriminalistischen Ermittlungen interessieren hier nicht weiter, aber die Frage nach der zeithistorischen Realitätsverankerung. Diese ist, vorsichtig gesagt, etwas lose. Die ARD hat zur TV-Serie online Begleitmaterial bereitgestellt, unter anderem eine zeitgeschichtliche Einordnung durch den Berli-

ner Medizinhistoriker Rainer Erices. Darin wird der DDR-Teil der erzählten Geschichte in seinen zentralen Elementen dementiert: „Die gesetzlichen Rahmenbedingungen für eine solche klinische Testung ... waren in der DDR ähnlich denen in der Bundesrepublik. Man könnte sogar sagen, es war in der DDR schwieriger, da jede Prüfung vom Gesundheitsministerium abgesegnet werden musste“ (Erices o.J.).

Das habe im wesentlichen so ausgesehen, dass der westliche Hersteller einen detaillierten Prüfplan einreichen musste, der dann die staatlichen DDR-Gremien durchlief. „Zwingend vorgeschrieben war bei jeder Testreihe, dass die Probanden aufgeklärt werden mussten.“ Dies sei sowohl von westlicher als auch von DDR-Seite vorgeschrieben gewesen. Mit anderen Worten: Die DDR verlangte die Probandenaufklärung, bevor der jeweilige Test durchgeführt wurde, und das Herkunftsland der Pharmafirma verlangte die Probandenaufklärung, um den Test als Voraussetzung einer Präparatzulassung akzeptieren zu können. (Ebd.)

Etwas kryptisch führt Erices aus, dass sich in den unzähligen Akten zu den Tests keine Nachweise darüber fänden, „dass oder ob die Patienten tatsächlich aufgeklärt wurden“, aber es gebe Nachweise, „dass die Prüfarzte an den Kliniken mit ihren Patienten über die Tests sprachen“. Da die Probandenaufklärung vorgeschrieben war, dürfte es sich bei diesen Nachweisen also wohl um deren Dokumentation gehandelt haben. Schließlich geht es noch um die Testfolgen: „Tatsächlich starben bei einigen Tests etliche Patienten. [...] Soweit nachweisbar, waren die Opfer schwerstkrankte Patienten, vor allem mit einem bösartigen Bluthochdruck oder nach einem Schlaganfall. Dass die Probanden durch die Teilnahme an den Tests verstarben oder wegen deren Nebenwirkungen dauerhaft geschädigt wurden, ließ sich ... nicht nachweisen“ (ebd.).

Erices Einschätzungen speisen sich aus den oben genannten Untersuchungen, die zu den Tests seit 2014 publiziert worden waren. Der Autor des Krimis dankt Erices auch im Buch, allerdings nicht für Sachinformationen, sondern „für seine Hilfe, die korrekten Signaturen beim Bundesamt für Stasi-Unterlagen zu beantragen“ (Schmidt 2020: 479; eine Formulierung, die auch noch zwei Fehler enthält: beantragt werden nicht Signaturen, sondern die Einsicht in Akten, die Signaturen tragen; die Dienststelle des BstU war kein Bundesamt, sondern hatte eine originelle Rechtsstellung als Bundesoberbehörde mit dienstaufsichtlicher Zuordnung zum Bundesinnenministerium, an das aber nicht berichtet wurde, vielmehr an den Bundestag – Feinheiten, ohne deren Kenntnis man auch durchs Leben kommen kann, aber dann typischerweise nicht darüber schreibt).

Wenn in dem Buch „Die Toten von Marnow“ steht, die Probanden seien davon ausgegangen, „dass die Medikamente kurz vor der Zulassung standen und deshalb an Menschen getestet werden dürfen. Aber das durften sie zu diesem Zeitpunkt nicht“, dann ist das ein fiktionales Element – wird als sol-

ches allerdings nicht erkennbar. Ebenso wenig hat es den Untersuchungsausschuss des Bundestags zum Thema je gegeben, der in einem Epilog des Krimis erwähnt wird, als würden noch wichtige zeithistorische Details nachgereicht (ebd.: 475–477). Auch existierte der dort erwähnte Ausgleichsfonds, in den angeblich zwei Pharma-Unternehmen eingezahlt hätten (ebd.: 475), nicht – es war nichts auszugleichen.

So bleibt es ein Rätsel, dass Buch und Film als Beiträge zur zeithistorischen Aufarbeitung beworben wurden, im Falle des Filmes mit den Geldern der Rundfunkgebührenzahler. Der verantwortliche Norddeutsche Rundfunk (NDR) schrieb einerseits auf seiner Website: „Der Krimi beruht auf wahren Tatsachen“; die Ermittler versuchten, „alle Puzzleteile zusammenzusetzen“; sie deckten „Verbindungen aus mehr als drei Jahrzehnten zurückliegenden Ost-West-Zeiten auf“; sie würden „mit Seilschaften konfrontiert, die immer noch funktionieren“ (NDR 2021). Letzteres kann schon deshalb kaum sein, weil Akteure, die bereits in der DDR eine Rolle spielten, 30 Jahre danach Mitte siebzig sind.

Andererseits produzierte derselbe NDR eine einstündige Hörfunkdokumentation, die sämtliche dieser „wahren Tatsachen“ als fiktiv überführt (vgl. Naedler/Stippe Kohl 2021), und stellte auch deren Datei in seiner Mediathek auf die Seite zum Film. So recht weiß man nicht, was man davon halten soll. War der Film in Auftrag gegeben worden, ohne dass der NDR zu diesem Zeitpunkt wusste, dass dessen Handlung auf Falschinformationen beruht? Dann wirft dies ein problematisches Licht auf die Selbstdarstellung des öffentlichen-rechtlichen Rundfunks, er sei der Garant für exzellent recherchierten Journalismus – eines der Hauptargumente in den Debatten um die Rundfunkgebühren, also unter anderem um die Ausstattung mit Recherchekapazitäten. Denn als der Film beauftragt wurde, lagen die oben genannten wissenschaftlichen Studien bereits vor.

Eine Volte der beiden Journalisten, welche die Hörfunkdokumentation verantworteten, macht die ganze Sache nicht besser. Dass der Film mit Falschdarstellungen operiert, verdeutlichen sie, wie erwähnt, zwar. Doch soll er offenbar irgendwie als ein dennoch berechtigter Beitrag zur zeitgeschichtlichen Aufklärung gerettet werden. Und zwar so: „... wenn wir über Studien und Menschenexperimente in der Medizin reden, dann gibt es ... da noch eine wirklich dunkle Seite der DDR, und die betrifft den Sport.“ Die nächsten Sendeminuten geht es um Doping und darum, „dass in der DDR Dopingmittel für den Leistungssport zunächst an Freizeitsportlern getestet wurden“ (ebd.).

Dazu ist jeder Beitrag zur Aufklärung zu begrüßen, doch gab es keine Verbindung zwischen dem Doping und den westlich beauftragten Pharma-Tests (und wird in der Hörfunkdokumentation auch keine behauptet). Dieses journalistische Vorgehen ist in etwa so, als würde der öffentlich-rechtliche Rundfunk einen Film über Plagiate in Frank-Walter Steinmeiers Dissertation

produzieren – einen entsprechenden Vorwurf gegen den damaligen Bundesaußenminister hatte es tatsächlich gegeben, er erwies sich aber sofort als vollständig gegenstandslos (vgl. Leibfried 2013) –, und dies mit folgender Information rechtfertigen: Zwar sei die Sache im konkreten Fall Steinmeier Fiktion, gleichwohl sei es korrekt, sie als faktenbasiert zu bewerben. Denn sie könne in einem höheren Sinne Wahrheit beanspruchen, da es ja bei anderen Bundesministerinnen und -ministern tatsächlich Plagiate gegeben habe.

Da wir aber gerade beim Thema Doping sind, soll ein Sachverhalt nicht unerwähnt bleiben: Die vielfach vermuteten Doping-Experimente an DDR-Leistungssportler:innen und die wissenschaftliche Fundierung des DDR-Doping-systems, also ein tatsächlicher Forschungsskandal, war lange Zeit kein Gegenstand systematischer Untersuchungen geworden.⁸⁴ Der Grund war durchaus apart. Es gab vor allem ein Institut, das zur Aufhellung hätte beitragen können: das Forschungsinstitut für Körperkultur und Sport (FKS) in Leipzig (aber nicht an der dortigen Sporthochschule DHfK), führendes DDR-Institut für Leistungssport und dessen parareguläre Erfolgssicherung. Das FKS aber wurde durch Umwandlung ins Institut für Angewandte Trainingswissenschaft (IAT), finanziert durch das Bundesministerium des Innern, aus der öffentlichen Schusslinie genommen (vgl. „Kopf runter“ 1992).⁸⁵ Dessen Wissen, das Olympiagold wert ist, wollte sich das für die Sportförderung zuständige Ministerium offenkundig nicht entgehen lassen. Erst in jüngerer Zeit ist auch die wissenschaftliche Beteiligung am DDR-Doping-System intensiver analysiert worden (z.B. Haupt 2017).

(4) Schlussbewertungen: In der Perspektive wissenschaftskommunikativer Bewältigungen von Skandalisierungen zeigten „Die Toten von Marnow“ – Roman und Film – zunächst eines: Krisenkommunikative Anstrengungen, die von umfangreichsten forschungsgestützten Bemühungen begleitet werden, führen keineswegs zwingend dazu, dass ein einmal skandalisierter Vorgang nach erfolgter Aufklärung korrekt dargestellt wird. Nun ist zwar durchaus bekannt, dass Skandalisierungen meist schnell an Kraft verlieren und sich die leidenschaftliche Anteilnahme des Publikums verflüchtigt. Auch wenn durch anschließende Forschungen „wesentliche Tatsachen zutage gefördert werden, die, wären sie im Augenblick des akuten Skandals bekannt geworden, den Dingen eine andere Wendung gegeben hätten“, belebe das den Skandal nicht wieder (Schütze 1985: 29). Die Umkehrung einer inzwischen etablierten Deutung scheitert typischerweise daran, dass sich das Interesse der Öffentlichkeit nicht neu entflammen lässt, da die Antworten auf

⁸⁴ Was hingegen aufgearbeitet wurde, ist das Dopingsystem im Spitzensport an sich, d.h. die Mechanismen seiner Durchsetzung im sportlichen Alltag, wobei regelmäßig die Verantwortung von Sportfunktionären und Trainern im Mittelpunkt stand, nicht jedoch die der Wissenschaft.

⁸⁵ vgl. auch die unverfänglich wirkende Selbstdarstellung der „Sportwissenschaftliche(n) Ergebnisse“ des FKS in Reinwald (1990)

die Frage nach der Faktizität der angeprangerten Missstände oder nach der Kohärenz der vorgeschlagenen Sinndeutung erst mit einigem zeitlichen Abstand auf die öffentliche Empörung folgten.

Mit „Die Toten von Marnow“ wurde indes eine andere Qualität erreicht, nämlich die der Falschinformation. Hier wurde ein Interesse der Öffentlichkeit am bereits vergessenen Vorgang durch popularisierende Darstellung neu angefacht, dies aber unter Nichtkenntnisnahme der inzwischen gegebenen Informationslage durch Personen, die sich professionell mit der Aufbereitung kontroverser Themen befassen. Zu trennen sind dabei die Verantwortlichkeiten des Krimiautors und des filmproduzierenden NDR.

Der Autor Holger Karsten Schmidt hatte sich entweder so wenig ins Thema eingelesen, dass er die vorliegenden dementierenden Sachaufklärungen übersah. Dabei müssten ihm ebenso der Berliner Kommissionsbericht von 1991 wie die „Zeit“-Recherche zur „Spiegel“-Nichtrecherche von 2013 wie die seit 2014 vorgelegten wissenschaftlichen Studien entgangen sein. Das wäre zwar nur bei oberflächlichster Arbeitsweise denkbar, aber dafür würden immerhin zwei Umstände sprechen. Erstens dankt der Autor, wie erwähnt, in seiner Danksagung dem Medizinhistoriker Rainer Erices nicht für Auskünfte, sondern für BstU-Signaturen. Zweitens scheint er dann zwar tatsächlich im BstU-Archiv gewesen zu sein, hat aber dort und danach nicht verstanden, dass er nichts in der Sache Weiterführendes gefunden hat: Jedenfalls präsentiert er als alleinige Fundstücke aus den Stasi-Unterlagen zwei faksimilierte Blätter mit dem Titel „Besucheraufstellung“, die nichts weiter belegen als Gespräche zwischen westlichen Pharmafirmen und Vertretern des DDR-Gesundheitsministeriums (vgl. Schmidt: 478). Diese geschäftsanbahnenden Gespräche sind allseits unbestritten und für sich genommen kein Beleg für illegales Handeln. Schließt man aber zu Gunsten des Autors die Vermutung oberflächlichster Arbeitsweise aus, dann bleibt nur etwas ebenso wenig Schmeichelhaftes: Holger Karsten Schmidt muss sämtliche Informationen, welche die Fundamente seines Plots zerstört hätten, systematisch ausgeblendet, das heißt vorsätzlich ignoriert haben. Wie man es auch dreht, es bleibt problematisch, zumal Schmidt im Gewerbe kein blutiger Anfänger ist: 2010 und 2014 hatte er für andere Krimi-Drehbücher jeweils den Grimme-Preis bekommen.⁸⁶

Gleichwohl war es noch mehr die Beteiligung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks an einer so offenkundigen wie offensiven Falschdarstellung, die erstaunte. Der Kriminalroman wäre ein überschaubares Ereignis mit vielleicht 100.000 Lesern geblieben. Indem der NDR dessen Verfilmung beauftragte und diese mit „Der Krimi beruht auf wahren Tatsachen“ bewarb, machte er sich um eine Fake-News-Verbreitung mit Millionenpublikum ver-

⁸⁶ vgl. <https://www.grimme-preis.de/archiv/2010/preistraeger/p/d/moerder-auf-amrum-zdf> und <https://www.grimme-preis.de/archiv/2014/preistraeger/p/d/mord-ineberswalde-wdr> (6.6.2022)

dient. Sämtliche Rezensenten des TV-Mehrteilers verwiesen auf die Ausstrahlung (und die Mediathek) mit dem Hinweis, dass die Story auf tatsächlichen Geschehnissen beruhe. Das ließ sich nicht anders verstehen als: inklusive der Darstellung, dass die Tests illegal gewesen seien (vgl. etwa Locke 2021; Dössel 2021). Werden aber selbst solche Handlungen, in denen sich die DDR korrekt verhalten hatte, nachträglich kriminalisiert, dann können Glaubwürdigkeitsprobleme, die hinsichtlich sowohl des öffentlich-rechtlichen Rundfunks als auch der DDR-Aufarbeitung im Osten des Landes verbreitet sind, kaum überraschen.

Insgesamt: Buch und Film „Die Toten von Marnow“ stehen für mangelnde Unterscheidungsfähigkeit. Zwei andere Fragen indes beziehen sich in diesem Kontext auf die auftragserteilenden westlichen Pharmaunternehmen. Zum einen müssen diese sich fragen lassen, inwiefern es ethisch vertretbar war und ist, Medikamententests jenseits der eigenen Rechtsordnung durchzuführen. Diese Frage stellt sich bis heute, wenn deutsche Firmen etwa in indischen Slums Testreihen durchführen (vgl. exemplarisch Baars et al. 2014; Broich o.J.). Zum anderen ließe sich an die Pharmaunternehmen auch die Frage richten, inwiefern es ethisch vertretbar war, Medikamententests an – anders als die DDR-Probanden – nicht einwilligungsfähigen Kindern, Psychiatriepatienten und Klienten der Behindertenhilfe durchzuführen, wie es in westdeutschen Kinderheimen und anderen stationären Einrichtungen bis Ende der 1970er Jahre routinemäßig geschah.⁸⁷ Womöglich waren es diese Fragen, auf die Autor und ARD/NDR mit Buch und Film in sehr subtiler antikapitalistischer Raffinesse eigentlich hatten hinweisen wollen.

⁸⁷ vgl. Wagner (2016), Hähner-Rombach/Hartig (2019), Kaminsky/Klöcker (2020), Beyer et al. (2021)

F.

Schlussbetrachtungen

1. Zentrale Vorgänge und handlungsprägende Deutungen

Unter Einbeziehung des letzten Jahres der DDR – oben als Teil der Vorgeschichte des eigentlichen Wissenschaftsumbaus verhandelt – lassen sich für die Entwicklung der ostdeutschen Wissenschaft seit dem Herbst 1989 vier Phasen festhalten (wobei die Industrie- und die Ressortforschung nicht einbezogen sind, da sie bereits Anfang der 90er Jahre weitgehend verschwunden waren):

■ Die erste kann als eine *romantische Phase des Aufbruchs* gekennzeichnet werden. Sie ist zeitlich grob auf das letzte Jahr der DDR – 1989/90 – zu datieren, endete jedoch mit unterschiedlich langen Desillusionierungsetappen. Romantisch läßt sich diese Phase nennen, insofern sie von emotionaler Leidenschaftlichkeit getragen wurde, die Hochschulen in dieser Zeit romanisierend und mit republikanischer Attitüde einem Autonomiebegriff anhängen, der mit einer permanent repetierten Bezugnahme auf die Humboldtischen Ideen legitimiert wurde, diese legitimatorische Berufung im eigentlichen eher eine romantische Flucht war, an der sich wissenschaftskulturelle Rückwärtsgewandtheit und Regeneration akademischer Rituale beobachten ließen, und insofern all dies aber ebenso mit einer authentischen Orientierung an Werten wie Gerechtigkeit oder Freiheit vorgetragen und betrieben wurde, deren Reiz sich auch eine nachträgliche Betrachtung nicht vollständig entziehen kann. In dieser romantischen Phase wurden Initiationen in zuerst basisdemokratische, dann repräsentativdemokratische Handlungs routinen geleistet. Hier dominierte die endogene Entwicklung – einschließlich endogen verursachter Stillstands- und Blockademomente.

■ Die zweite Phase des Wissenschaftsumbaus war jene der *strukturierten Umgestaltung der Hochschulen und Akademien*. Sie begann mit den Abwicklungsbeschlüssen im Dezember 1990 sowie den systematischen Evaluationen der Akademieinstitute 1991, setzte sich fort mit der Schaffung gesetzlicher Grundlagen für den Hochschulumbau, den Hochschulstrukturplanungen und deren Umsetzung sowie den Abwicklungen, Um- und Neugründungsprozessen außeruniversitärer Forschungsinstitute. Seitens der internen Akteure war diese Phase durch eine erhebliche Pragmatisierung der Ansprüche und des Handelns gekennzeichnet. Nun dominierte die exogene Steuerung bei vornehmlich endogener Programmumsetzung. Die Hochschulen und Akademieinstitute definierten selbst keine wesentlichen Erneuerungsziele (mehr), sondern waren nur noch an der Ausgestaltung der Instrumentierung und, per Anweisung, dem Programmvollzug beteiligt. Zeitlich eingrenzen läßt sich die Phase der strukturierten Umgestaltung auf die erste Hälfte der 90er Jahre mit Ausläufern in deren zweite Hälfte. Ihr

schloss sich dann eine Entwicklung an, die als transformationsbewältigend aufgefasst werden kann:

■ Im Laufe der zweiten Hälfte der 90er Jahre wurden die Problemlagen der ostdeutschen Wissenschaft denen in Westdeutschland weitgehend ähnlich. Ab dem Jahr 2000 begann die im eigentlichen Sinne *gesamtdeutsche Phase der Wissenschaftsentwicklung*. Seither war die Entwicklung vornehmlich dadurch gekennzeichnet, dass die ostdeutschen Hochschulen rigiden finanziellen Zwängen unterlagen. Sie waren dann in erster Linie damit beschäftigt, die Ergebnisse des Hochschulumbaus – z.B. Ausstattungen und Fächer(re)etablierungen – zu verteidigen. Dabei wurde auch eine Reihe der anfänglich zupackenden Strukturetablierungen korrigiert. Die inhaltlichen Entwicklungen der ostdeutschen Wissenschaftseinrichtungen blieben im überregionalen Vergleich unterdurchschnittlich.

■ Seit dem Ende der 2010er Jahre löst eine neue Generation an Wissenschaftler:innen sukzessive die in den 90er Jahren an die ostdeutschen Einrichtungen Berufenen ab. Derart begann eine *transformationsunbeeinflusste Phase*. Die Leistungsentwicklungen normalisieren sich, indem die ostdeutschen Hochschulen und Forschungsinstitute zunehmend so auf der Normalverteilungskurve abbildbar sind, wie das auch für westdeutsche Einrichtungen gilt.

Die anfänglich formulierten Ansprüche an die Transformation hatten sich innerhalb der wissenschaftlichen Einrichtungen, insbesondere in den Hochschulen, in einem Begriff verdichtet: *demokratische Erneuerung*. Dieser Begriff wurde zum politischen Leitmotiv. Mit ihm war einerseits implizit eine entscheidende Frage formuliert: Wie lässt sich von wissenschaftlichen Einrichtungen, in denen demokratische Routinen nicht tradiert sind, mit demokratischen Verfahren zu einer ‚Hochschule in der Demokratie‘ gelangen? Andererseits war damit der Vorgang normativ erheblich beladen. Die Meinungen von Akteurinnen und Beobachtern gingen und gehen gravierend auseinander, ob die politische Gestaltung des Vorgangs dem hehren Anspruch gerecht geworden ist.

Hierbei ergaben sich Ambivalenzen zunächst in Folge zweier Umstände, die aus politischen, nicht zuletzt Wählerentscheidungen resultierten: Der Systemwechsel in Ostdeutschland musste zwar in einer Geschwindigkeit durchgeführt werden, in der ein solcher üblicherweise nur durch gewalttätige Revolutionen gelingen kann. Zugleich aber konnte – was hier nicht bedauert werden soll – nicht auf das Arsenal gewalttätiger revolutionärer Instrumente zurückgegriffen werden. Kurz: In revolutionärer Geschwindigkeit war ein evolutionärer Wandel umzusetzen. Dies mündete in Kompromisse zwischen Unverträglichkeiten: Aus dem Charakter des Systemwechsels als eines grundstürzenden Vorgangs konnten einerseits revolutionäre Forderungen – etwa: radikaler Elitenwechsel – abgeleitet werden. Dem stand andererseits

das Gebot legalen Handelns, also die Forderung nach Rechtsbindung jeglicher Prozesselemente, gegenüber.¹ Beide waren zu bedienen, irgendwie.

1990, im letzten Jahr der DDR, hatten die politischen Instanzen vornehmlich Insuffizienzen in den Erneuerungsprozessen der Einrichtungen gesehen. Der Vorwurf insbesondere an die Hochschulen lautete, sie würden keine zureichenden Anstrengungen zur Selbsterneuerung unternehmen. Was unter zureichenden Anstrengungen zu verstehen gewesen wäre, kann nur im Rahmen eines Werturteils festgestellt werden. Verlässliche Parameter für eine objektivierende Betrachtung stehen dafür nicht zur Verfügung, da der betrachtete Vorgang recht beispiellos dasteht. Festgestellt werden kann aber: Die Hochschulen hatten 1990 durchaus Selbstreformversuche unternommen, die jedoch – in der Tat – zumindest gebremst waren. Wie ist diese Gebremstheit zu erklären?

Die Aktionskapazitäten der hochschulischen Akteure wurden durch zweierlei absorbiert: Zum einen galt es, die Arbeitsfähigkeit der Einrichtungen aufrechtzuerhalten. Zum anderen wurden neue Strukturen und Verfahren zunächst mit großem Aufwand debattiert, waren dann gegen Widerstände umzusetzen und hernach – da neu – auch erst zu trainieren. Eine soziologisch informierte Betrachtung offenbart zudem ein Dilemma für die Akteure in den Einrichtungen: Es wurde von politischer Seite eine solche Selbsterneuerung verlangt, die eine soziale, berufliche, akademische Perspektive für die potenziellen Erneuerer weder garantierte noch kalkulierbare Prognosen darüber ermöglichte. Als bald war hingegen zu vermuten, daß die Wissenschaftler.innen mehr zu verlieren hatten als ihre Ketten. Nicht allein der Genuss wissenschaftlicher Freiheiten stand ins Haus. Es drohte auch, zumindest für einen Großteil, der Verlust des Arbeitsplatzes.

Man wird zur Erklärung aber wohl auch auf die begrenzten Eigenreformpotenziale von Hochschulen überhaupt (und namentlich der deutschen) hinweisen müssen. Doch gab es eine Differenz zwischen ost- und westdeutschen Hochschulen, die deren Reformschwächen unterschiedlich begründete: Wo in der westdeutschen verbeamteten Wissenschaft die *Abgesicherung* der individuellen Positionen dazu führt, daß Flexibilität und Innovation nicht erzwungen werden, da lähmte in Ostdeutschland die *Unsicherheit* der Perspektive eine flächendeckende Ausbreitung von Reformneigungen. Schließlich ist daran zu erinnern, dass nach 1989 nicht nur die DDR-Wissenschaft einer sehr grundsätzlichen Infragestellung ausgesetzt war, sondern der gesamte ideologierelevante Überbau: Der Literaturstreit² und der Bil-

¹ Damit befassen sich, meist über die Hochschulen und Forschungseinrichtungen hinausgehend, einige juristische Untersuchungen zu Kündigungen und Personalüberleitungen im Zuge des Transformationsprozesses: P. Meyer (1993); Opolony (1996); Trute (1997); Catenhusen (1999); Müller (2000) und Teymour (2021)

² vgl. Deiritz/Krauss (1991); Anz (1995); Wittek (1997); Grohl (2016)

derstreit³ sind die öffentlichkeitswirksamsten gewesen. Allerdings konnte nur in der Wissenschaft arbeitsrechtlich operiert werden – und wurde dann operiert.

Die politischen Instanzen akzentuierten an der an der demokratischen Erneuerung vor allem die Erneuerung, während diejenigen ohne amtsbewehrten politischen Einfluss das Demokratische darin betonten. Für die einen bedeutete das Leitbild demokratische Erneuerung primär die Beschreibung eines zu erreichenden Zustandes. Die Hochschulen sollten erneuert werden, um hinfort demokratische sein zu können. Dabei müsse ggf. eine zeitweilige Suspendierung demokratischer Regeln um des übergeordneten Zweckes willen in Kauf genommen werden. Für die anderen beschrieb demokratische Erneuerung nicht allein die Zielprojektion, sondern auch bereits den dorthin zurückzulegenden Weg. Die Hochschulen könnten nur dann demokratische werden, wenn der Erneuerungsvorgang selbst schon den Maßstäben genüge, die diesbezüglich billigerweise anzulegen seien.

Dieser Dissenz war zwar nicht allein einer zwischen Hochschulen und politischen Entscheidungsträgern, sondern ging durch die Hochschulen selbst hindurch. Er bildete sich gleichwohl besonders deutlich an der Grenze zwischen Hochschulen und Politik ab. Das wurde in gut illustrierender Weise am Beispiel der Humboldt-Universität deutlich: Stand sie von Beginn an im Lichte besonderer öffentlicher Aufmerksamkeit, so sah sie sich selbst als Hauptstadt- und größte ostdeutsche Hochschule augenscheinlich auch in einer symbolischen Rolle. Die spezifische Berliner West-Ost-Situation brachte konfliktorische Zuspitzungen mit sich. Stärker als andere ostdeutsche Hochschulen war die Humboldt-Universität mit der Differenz von demokratischen Ansprüchen eines elementaren gesellschaftlichen Aufbruchs einerseits (Ostdeutschland) und administrativen Routinen eines politisch nicht infragegestellten Entscheidungsstruktursystems andererseits (West-Berlin) konfrontiert. Wo die Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung nach effizientem und damit schnellem Zugriff auf die um ein Selbstverständnis ringende Universität strebte, da antwortete ebendiese mit dem Anspruch: „Erneuerung ... nicht nur, aber auch mit den vorhandenen Menschen!“ (Fink 1991)

Damit ist der zentrale politische Konflikt der Anfangsphase der Transformation benannt: Hielten es die einen für eine unerlässliche Bedingung der Herstellung demokratischer Verhältnisse, das demokratische Ziel mit demokratischen Verfahren zu erreichen, so sahen die anderen mit genau diesen demokratischen Verfahren das demokratische Ziel gefährdet. Hans Joachim Meyer, letzter DDR-Bildungs-, dann sächsischer Wissenschaftsminister, rückblickend:

³ vgl. Bestgen (2000); Rehberg/Kaiser (2013)

„Von ungleich größerer Bedeutung für die zu treffenden Entscheidungen war das außerordentlich kritische Urteil weiter Teile der ostdeutschen Öffentlichkeit in Bezug auf die Situation an den Hochschulen. Diese Sicht war vor allem durch den nicht unbegründeten Eindruck motiviert, an den Hochschulen gäbe es einflußreiche Kräfte, die diese als Bollwerk gegen die demokratische Erneuerung im Osten Deutschlands nutzen wollten.“

Die „Kräfte“ unterschied er in „zwischen den Kräften des gestürzten Herrschaftssystems, die sich an ihre Positionen klammerten, und jenen Vertretern sozialistischer und radikaldemokratischer Vorstellungen, die zur zusammengebrochenen Ordnung in mehr oder weniger klarem Dissens standen“. (H.J. Meyer 1997: 512) Aus solchen Wahrnehmungen resultierten externe Interventionen, mit denen die politischen Administrationen steuernd einzugreifen versuchten.

Abwicklungen, Hochschulerneuerungsgesetze, Evaluationen usw. – bei all dem ging es dann zwar immer auch um Strukturen, doch der am stärksten konfliktbehaftete Teil dieser Prozesse war der Personalumbau. Hinsichtlich der Abwicklungen und Integritätsprüfungen wurde er zeitgenössisch meist unter Gerechtigkeitsaspekten oder mit rechtspositivistischen Argumenten kritisiert. Letzteres geschah einerseits durch die alte akademische Funktionselite, die darin die einzig verbliebene Strategie erkannte, mit der noch ggf. wirkungsvoll auf den Angriff aus dem politischen Raum reagiert werden könne. Andererseits traten Akteure, die von diesem Angriff individuell nicht betroffen waren, betont rechtspositivistisch auf. Sie sahen in der Auflösung überkommener rechtlicher Standards Gewaltenteilungsbilanzen außer Kraft gesetzt und infolgedessen institutionelle Voraussetzungen des bestehenden politischen Systems gefährdet (z.B. Konzen 1991).

Scharf davon abgesetzt waren gleichsam jakobinisch inspirierte Positionen: „Die Abwicklungen sind ein hochpolitischer Befreiungsschlag, der arbeitsrechtliche Zwänge beseitigt“, so der Leipziger Kirchenhistoriker Kurt Nowak (1991: 337). Der Berliner Wissenschaftssenator Manfred Erhardt dokumentierte ein zupackend-differenzierendes Rechtsstaatsverständnis, als er ein Gerichtsurteil mit dem Satz kommentierte: „Es gibt ordentliche Gerichte, und es gibt Arbeitsgerichte“ (in „Der entlassene Rektor Fink“ 1992). Ebenfalls in Berlin hieß es 1991 von einem Erneuerungsaktivisten, ein Ergänzungsgesetz zum Hochschulgesetz solle die „Demokratie zum Teil aussetzen“, damit die Hochschulerneuerung gelinge. Der bis dahin hochschulpolitisch zurückhaltende Kanzler der Humboldt-Universität, ein westdeutscher Jurist, klärte daraufhin entgeistert darüber auf, dass es zum Wesen von Grundrechten gehöre, dass sie nicht auszusetzen sind (Küpper 1993: 79).

In den Interventionen der ‚Jakobiner‘ drückte sich das Interesse der Benachteiligten des DDR-Systems aus, einen Strafanspruch gegen die seinerzeitigen Systemträger durchzusetzen. Schlichtweg zurückweisen ließ sich dies kaum, jedenfalls wenn bedacht wird, dass dahinter häufig genug mut-

willig beschädigte Biografien standen. Es kann daher nicht verwundern, dass die moralischen Anteile an den Bewertungen der Umbauprozesse auf allen Seiten vergleichsweise hoch waren (und sind), die Kontroversität demgemäß auch. Das zeigt sich besonders augenfällig darin, wie völlig gegensätzlich die Legitimität der Vorgänge auch von beteiligten ostdeutschen Akteuren selbst bewertet wurde:

■ Die einen behaupteten die Vollkompatibilität mit demokratischen Erfordernissen, denn die „legitimierten Vertreter des Volkes, des eigentlichen Souveräns, sitzen im Landtag“ – und also nicht an den Hochschulen, wie etwa ein sächsischer Erneuerungsaktivist betonte (Reinschke 1992: 71). Auch der Leipziger Kirchenhistoriker Kurt Nowak befürwortete die Abwicklungsbeschlüsse, weil diese ihre Legitimation aus den „Prinzipien der repräsentativen parlamentarischen Demokratie“ bezögen. Dagegen würden die Gegner der Beschlüsse ihr Demokratieverständnis, nämlich das der direkten Demokratie, setzen. (Nowak 1991: 373f.)

■ Andere diagnostizierten beim Wissenschaftsumbau die Demokratie im Koma. So stellte ein „Ostdeutsches Memorandum“, zum 3. Oktober 1992 von 29 ostdeutschen Organisationen vorgelegt, „häufig zu beobachtende grundgesetzwidrige und auch dem Einigungsvertrag widersprechende Praktiken bei der Schließung wissenschaftlicher Einrichtungen, bei der Kündigung von Wissenschaftlern ... sowie bei der Aberkennung der ‚persönlichen Eignung‘“ fest. Es forderte daher „demokratisches Mitbestimmungsrecht der Wissenschaftler, Studenten und Angestellten bei der Erneuerung der Wissenschaft ..., umgehende Überwindung der Bevormundung und Entmündigung“ (Ostdeutsches Memorandum 1993).

■ Dritte schließlich sahen Defizite, die freilich der Übergangszeit geschuldet seien und mithin zeitlicher Begrenzung unterlägen. Beispielsweise stellte sich nach Ansicht eines Akteurs in Sachsen-Anhalt „die sehr kritische Frage, wie die personelle Zusammensetzung der [Personalüberprüfungs-]Kommissionen zustande gekommen ist. Die Antwort ist: Nicht so demokratisch, wie man sich das wünschen könnte“. Doch: „Hätten wir die Personalkommissionen wirklich frei gewählt, dann hätten wir auch die Parteistrukturen wieder einsetzen können. Es wäre weitgehend identisch gewesen.“ (Olbertz 1992: 28) Hans Joachim Meyer gab zu den von ihm vorangetriebenen Abwicklungsentscheidungen an, er habe gewusst, dass es ein harter Schritt sei, „ein Urteil über Gerechte und Ungerechte, über Kompetente und Inkompetente“. Doch auf „die Ansätze zur Selbstheilung zu vertrauen, schien vermessen, sie scheinbar zu ignorieren war gleichwohl hart und für den Einzelnen wohl ungerecht.“ (H.J. Meyer 1992: 33)

Gleichwohl war die Notwendigkeit eines Umbaus im Grundsatz von niemandem streitig gestellt worden. „Es war zumindest öffentlich keine Stimme vernehmbar, die für den Erhalt des Status quo der Jahre 1989/90 plädierte. Insofern gab es über die sich bildenden Lager hinweg einen gemeinsamen

Ausgangspunkt“, so Friedhelm Neidhardt (1994: 34). Das gilt auch entgegen der Außenwahrnehmung mancher hochschulinterner Bestrebung als restaurativer. War die Neustrukturierung innerhalb der Hochschulen im Grundsatz auch nicht strittig, so musste doch die Einschätzung ihrer notwendigen Gründlichkeit naturgemäß sehr unterschiedlich ausfallen: nämlich abhängig von der jeweiligen Prognose individueller sozialer Betroffenheit. Der Reformeifer der „management- und politikerfahrenen alten Kader“ etwa musste „dadurch gebremst sein, daß sich nicht wenige von ihnen selber hätten abschaffen müssen, wenn sie mit der Selbsterneuerung ernst gemacht hätten“ (ebd.: 38). In aller analytischen Unterkühltheit: Auch wer in der DDR im Interesse staatssozialistischer Herrschaftssicherung demokratische Entscheidungserzeugung und Machtkontrolle für entbehrlich gehalten hatte, musste nun keineswegs heucheln, wenn er jetzt demokratische Prozesse als situationsadäquat betonte. Schließlich, so das schwer zu widerlegende Argument, seien ja veränderte Rahmenbedingungen gegeben.

Zu diesen Rahmenbedingungen gehörte, dass es alsbald starke Einflussnahmen bundespolitischer, vulgo: westdeutscher Akteure gab. In der Folge geriet auch der Erneuerungsbegriff zu einer ambivalenten Formulierung: Er wurde einerseits von den internen Akteuren der wissenschaftlichen Einrichtungen genutzt, um die Abkehr vom heteronom-zentralistischen DDR-Wissenschaftssteuerungsmodell zu bezeichnen, also einen *Transformations*prozess. Andererseits hatte es sich auch bei den externen Akteuren – Politikern und politischen Administrationen sowie gastweise engagierten westdeutschen Wissenschaftlern – eingebürgert, mit dem Erneuerungsbegriff zu operieren. Sie aber benannten damit die Übertragung des bundesdeutschen Modells auf die Wissenschaft im ostdeutschen Siedlungsgebiet, d.h. einen *Transfer*prozess.

Nicht handlungsprägend war ein früherer Ansatz geworden, der aber aus Vollständigkeitsgründen zu erwähnen ist. Ihn vertrat das Erlanger Institut für Gesellschaft und Wissenschaft (IGW), das seit den 70er Jahren mit der Analyse des DDR-Wissenschaftssystems befasst war und infolgedessen dazu in Westdeutschland über die dichteste Materialsammlung und Kenntnis verfügte. Es plädierte für eine Herangehensweise, die eine Fusion der Wissenschaftssysteme statt eines einseitigen Transfers unternimmt (vgl. Burrichter/Förtisch 1991). Faktisch war dies bereits passé, als Art. 38 Einigungsvertrag die „Einpassung der ostdeutschen Wissenschaft ins westliche System“ als Norm gesetzt hatte. Ein in der Bundesadministration in die Vorgänge Involvierter sprach indes 1993 davon, dass das westliche „System“ zur siegreichen geschlossenen Ordnung geworden sei, zum übertragbaren Modell, dem sich das östliche anzugleichen habe, obgleich doch jedes Wissenschaftssystem „historisch gewachsen und insofern chaotisch und nicht logisch“ sei (Ziegler 1993: 694). Dem IGW wurde dann vom damaligen BMFT die institutionelle Finanzierung gestrichen, so dass es 1992 aufgelöst werden musste (BMFT 1992b). Stattdessen setzten sich die Vertreter des Trans-

fers von West nach Ost durch. Renate Mayntz lieferte bereits 1994 mit ihrem Buchtitel „Aufbruch und Reform von oben“ eine prägnante Zusammenfassung der Vorgänge.

Der Wissenschaftsratsvorsitzende Dieter Simon hatte zuvor schon, in einem Interview vom Juni 1992, die Effekte der Arbeit seines Gremiums höchst kritisch evaluiert. Frage: Stellt Sie das Ergebnis zufrieden? Simon: „Natürlich nicht. ... Mit unseren Empfehlungen hätte man durchaus leben können, wären sie von der Politik umgesetzt worden.“ Frage: Das heißt, daß die Forschungslandschaft im Osten ausblutet? Simon: „Ja, das denke ich auch ... die Gefahr, daß das Niveau der Forschung im Osten sinkt, ist eher größer als kleiner geworden.“ Selbstkritik fehlt auch nicht: „Wir haben vielleicht bei manchen unserer Empfehlungen die Lage falsch eingeschätzt.“ Die Sachen seien viel zu übereilt entschieden worden. „Das gilt etwa auch für das Fernstudium, das haben wir im Grunde aufgelöst. Wir versuchten gar nicht erst, etwas davon zu retten ... Vielleicht gab es im Osten eine Möglichkeit, die wir nicht geprüft haben.“⁴ (Simon 1992)

Im Zentrum der Auseinandersetzungen (wie der heutigen Erinnerung) standen, wie gesagt, die personalbezogenen Prozesse, und die Wahrnehmung dominierten dabei die Entwicklungen an den Hochschulen. Hierzu ist jenseits der heftig diskutierten Integritätsüberprüfungen eine Korrektur angezeigt. Tatsächlich war die personelle Ausstattung der DDR-Hochschulen im Verhältnis zu den Studierendenzahlen sehr komfortabel. Allerdings relativiert sich die daraus verallgemeinernde Annahme einer generellen Überbesetzung der DDR-Wissenschaft deutlich, sobald man alle Wissenschaftssegmente – also Hochschulen, außeruniversitäre und Industrieforschung – in die Ost-West-vergleichende Betrachtung einbezieht. Setzt man deren Personal insgesamt ins Verhältnis zu Gesamtbevölkerung und allgemeiner Beschäftigtenzahl, dann gab es in der DDR etwa zehn Prozent mehr wissenschaftliches Personal als in der Bundesrepublik (Meske 1993: 11). Bezieht man zugleich ein, dass in der DDR apparative Ausstattungsdefizite durch erhöhten Personaleinsatz kompensiert wurden, dann lässt sich von einem ungefähren Gleichstand der relationierten Wissenschaftlerbeschäftigung in ehemaliger BRD und DDR sprechen.

Für das wissenschaftliche Personal bedeuteten die Vorgänge, dass 65 Prozent aus öffentlichen akademischen Beschäftigungsverhältnissen exkludiert wurden – und unter Einbeziehung der Industrieforschung 72 Prozent. Die damit verbundenen Abstiegsmobilitäten rührten unter anderem daher, dass die unhinterfragte Übertragung westdeutscher Wissenschaftsstrukturen auch die Normen für Wissenschaftlerbiografien einschloss. Zwar wurde zeitweise in Besetzungsverfahren ein Ostbonus angewandt, von dem einzel-

⁴ siehe dazu unten F. 3. Einige Zeit später: neuerfundene Elemente des DDR-Hochschulsystems

ne profitierten. Doch vor allem war es die Stunde für wissenschaftliche Durchschnittsbegabungen mit Stallgeruch, also: nicht für Ostdeutsche. Hier wurde ein Zusammenspiel habituellem Eigenheiten, fehlender Netzwerkeinbindungen und des (noch) unzulänglichen Beherrschens der neuen Spielregeln wirksam, das nachteilig für die ostdeutschen Wissenschaftler:innen ausschlug. Dies öffnete die Vorgänge dem Einfluss klientelistischer Interessen. Die westdeutsche Generationsblockade, verursacht durch die Kohortenberufungen der 70er Jahre, ließ sich so unverhofft auflösen.

Für diejenigen, die (vorerst) in akademischer Beschäftigung verbleiben konnten, ergab sich zu großen Teilen eine Veränderung ihrer bisher unbefristeten Beschäftigungsverhältnisse, indem diese in befristete umgewandelt wurden. Abseits der individuellen Folgen brachte hier der Hochschulumbau einen bisher nahezu unbeachteten Systembruch in der Personalstruktur: Nach 1990 wurde für die ostdeutschen Hochschulen postuliert, die Einführung der neuen Personalstruktur nach dem HRG und der Annäherung an die Personalausstattung der westdeutschen Hochschulen sei notwendig damit verbunden, dass lediglich etwa 20 Prozent des Mittelbaupersonals unbefristet beschäftigt werden dürften, dagegen etwa 80 Prozent befristet werden müssten. Dies darf in der Rubrik „Mythen des Hochschulumbaus“ verbucht werden. Denn das Verhältnis zwischen befristeten und unbefristeten Mittelbaustellen bzw. Qualifikations- zu Dauerstellen betrug 1990 im Mittel der westdeutschen Hochschulen ohne Drittmittelbeschäftigte etwa 50 : 50. Die 80-20-Regel für die Relation befristeter und unbefristeter Beschäftigten war also keineswegs eine bestehende westdeutsche Normalität. Stattdessen wurde mit der Vereinigung hochschulpolitisch eine Gelegenheit genutzt, um mit dieser Regel eine (vermeintliche) Mobilisierung des Hochschulsystems zu erwirken. Wenn nun, reichlich drei Jahrzehnte später, zu besichtigen ist, dass damit vor allem die Prekarisierung wissenschaftlicher Beschäftigung unterhalb der Professur bewirkt wurde, so lässt sich hier eine Wirkung des Vereinigungsprozesses konstatieren. Diese war aber gerade keine Übertragung einer westdeutschen Struktur in den Osten, sondern ein anschließend vorgenommener Ost-West-Import.

Tatsächlich von West- nach Ostdeutschland importiert worden war hingegen ein im internationalen Vergleich ungewöhnlicher Aspekt der Hochschulpersonalstruktur: Diese ist in Deutschland allein auf die Professur ausgerichtet und kennt keine quantitativ relevante Zwischenebene selbstständig Lehrender und Forschender. In anderen Hochschulsystemen beträgt das Verhältnis von Qualifizierungsstellen und sämtlichen Stellen, auf denen selbstständig gelehrt und geforscht wird, etwa 25 zu 75 Prozent. In Deutschland hingegen ist diese Relation in etwa umgekehrt.

Zeitnah hatten auch begleitende Analysen der Vorgänge eingesetzt. Sie ergänzten die Wortmeldungen der Zeitzeugen, die sich als bewertende Autor:innen häufig in einem hermeneutischen Dilemma befanden: Ihre zentrale

untersuchungsleitende Motivation war meist subjektive Betroffenheit; diese Betroffenheit dominierte die Betrachtungen über implizite Annahmen, sozialisationsgesteuerte Ausblendungen und dgl.; das prägte die kognitiven Vorgänge in solcher Weise, dass Objektivierung und damit intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Betrachtungsergebnisse vielfach unmöglich wird. Doch immerhin liegt auch mit dem Schrifttum der unmittelbaren Beteiligten und Betroffenen reichhaltiges Material vor, etwa in dem Band „Hochschule im Umbruch. Zwischenbilanz Ost“, den Hilde Schramm 1993 im Auftrag der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft herausgab. Dieser mischt politische bzw. interessengruppenspezifische Analyse mit prozessbegleitend gewonnenen Ergebnissen der Hochschul- und Wissenschaftsforschung. Allein die Beteiligung von 72 Autorinnen und Autoren sichert dabei Perspektivenvielfalt und dokumentiert wesentliche Positionen von Akteuren und Beobachtern. (Schramm 1993)

Am Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin (WZB) arbeitete bis 2002 eine kleine Forschungsgruppe „Wissenschaftsstatistik“ (deren Mitglieder aus dem früheren AdW-Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft stammten). Für die Hochschulen gelangte man dort auf der Grundlage einer empirischen Ressourcen- und Potenzialanalyse zu der Einschätzung: „Die Zielstellung, in den ostdeutschen Ländern ein gegenüber den westdeutschen kleineres, aber in seinen Strukturen ebenbürtiges Abbild zu schaffen, geht an wichtigen Gegebenheiten vorbei“. So sei es dahin gekommen, „daß man eine erste Phase von Strukturbrüchen und Personalauswechslungen statt für einen Start für die Essenz von Erneuerung hält“. Dabei habe man aber zunächst nur eine neue Bewegungsrichtung eröffnet, „nicht mehr“. (Hg. Meyer 1993: 71)

Die Fehldeutungen folgten einer Ziel-Dichotomie des ostdeutschen Hochschulumbaus: zum ersten die Ausdehnung des Hochschulwesens der westdeutschen Länder auf die ostdeutschen, d.h. im eigentlichen kein Transformations-, sondern eine Transferprozess; zum zweiten eine nachträgliche funktionale Politisierung der Hochschulen, in den Worten Meyers: „Das ostdeutsche Hochschulwesen, statt es von den politischen Vereinnahmungen des DDR-Regimes zu befreien, wurde nachträglich politisch überwölbt: Es wurde als wissenschaftliches System verworfen, und es wurde als Verortung einer abzuschaffenden wissenschaftlichen Elite wahrgenommen.“ (Ebd.: 73) Hinzu sei getreten, daß die Akteure dem Hochschulumbau kein orientierendes Potenzialkonzept oder Kapazitäten-Modell beigegeben hatten (was durch den vorherrschenden Flächenbezug nicht habe hinreichend substituiert werden können). So lasse sich zusammenfassend sagen, dass

„die Kompatibilität der im Verlauf der 90er Jahre sodann erneuerten ostdeutschen Hochschulen mit den Hochschulen der westdeutschen Länder nicht kapazitiv und nicht strukturell ausgelegt sein wird, sondern ‚nur‘ ordnungspolitisch, d.h. vor allem durch Nachgestaltung des föderalen Prinzips, das die Wissenschaftsministerien in den Ländern zu den maßgeblichen Entscheidungsgremien

macht, und durch die auf deren Akzeptanz gegründete Anpassung der neuen Länder-Hochschulgesetze an das altbundesdeutsche Hochschulrahmengesetz. | Insofern damit auch die innere Verfaßtheit der Hochschulen mitbetroffen ist ..., kann man ... sagen, daß es in Teilbereichen eine strukturelle Kompatibilität der Hochschulen der westdeutschen Ländern mit denen in Ostdeutschland geben wird.“ (Ebd.: 80)

Aus geografischer (und biografischer) Distanz hatte das Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung Köln während eines mehrjährigen Forschungsprogramms mehrere umfänglich angelegte, organisationssoziologisch und implementationstheoretisch orientierte Projekte zum ostdeutschen Wissenschaftsumbau realisiert (Mayntz 1994). Im Ergebnis der dort geleisteten Fallstudien werden vornehmlich exogene Reformprozesse diagnostiziert, wofür zunächst die Akteurskonstellation verantwortlich gewesen sei. Das Fehlen einer „entschlossenen und durchsetzungsfähigen Erneuerungsgruppe“ habe Außeninterventionen erforderlich gemacht (Mayntz 1994a: 301). Trotz extremer Überforderung hätten die Landesregierungen, innerhalb derer zugleich nicht selten verschiedene Ziele verfolgt wurden, keinen Steuerungsverzicht geleistet. Die sich daraus ergebende Abhängigkeit der Universitäten sei „durch die unkoordinierte Pluralität der auf sie einwirkenden externen Akteure nicht wesentlich gemildert“ worden (ebd.: 295). Eine differenzierte Einschätzung der wesentlichen hochschulpolitischen Akteure (BMBW, KMK, Fakultätentage und Fachverbände, HRK, Wissenschaftsrat und Hochschulstrukturkommissionen) kommt zu der Bewertung, dass „alle alt-bundesdeutschen Akteure ... im Sinne ihrer etablierten funktionellen Identität handelten: Sie verfolgten dieselben Ziele bzw. nahmen dieselben Aufgaben wahr wie immer. [...] Das Ergebnis mußte die oft konstatierte Tendenz zum Institutionentransfer sein“ (ebd.: 293f.).

Gegen die an dieser Tendenz vielfach geäußerte Kritik stellt Mayntz fest: Es sei zu einer konservativen Zieldefinition gekommen, deren Verfolgung zwar für Ostdeutschland „einen kurzfristig zu bewerkstellenden, radikalen Wandel“ bedeutete. Doch hätten für eine umfassende, d.h. darüber hinaus gehende Reformanstrengung „alle wesentlichen Voraussetzungen“ gefehlt. Diese Anstrengung hätte

„einen entsprechenden Reformwillen und ein Reformkonzept vorausgesetzt; bei fehlendem Konsens unter den direkt und indirekt (über ihr Widerstandspotential) an einer solchen Reform Beteiligten hätte es eines durchsetzungsfähigen dominanten Akteurs bedurft, der die Reform planen und ihre Implementation sichern konnte. Die bloße Tatsache, daß das bundesdeutsche Hochschulwesen vor der Vereinigung als eminent reformbedürftig galt, genügte nicht, da unter den wichtigsten Entscheidungsbeteiligten kein Konsens über die zentralen Ursachen der Mängel, über die Reformziele und über die zu ergreifenden Maßnahmen bestand.“ (Ebd.: 308f.)

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte auch der Heidelberger Soziologe Wolfgang Schluchter, der seine als Akteur in Ostdeutschland gesammelten Er-

fahrungen in mehreren kleineren Studien analytisch verdichtet hatte (Schluchter 1996). Er erkannte im ostdeutschen Hochschulumbau eine im Kern strukturelle Anpassung an die westdeutschen Hochschulen, was zunächst ein nachholender Modernisierungsschritt, daneben aber auch „nahezu unvermeidlich“ gewesen sei: „Dies ist nicht im Sinne eines akteursfreien Determinismus, sondern im Sinne einer Abwägung akteursbezogener Handlungschancen gemeint“ (ebd.: 86). Fünf tieferliegende Gründe sah Schluchter dafür: Die DDR gab ihre Eigenstaatlichkeit selbst auf; die Wissenschaftsinstitutionen standen in einem Gefüge, das ihnen keine eigenständige, politikentlastete Entwicklung erlaubte; der Umbruch der DDR-Gesellschaft habe nicht institutionenbildend gewirkt, da „er von einer spontanen und basisdemokratischen Bewegung ohne strategisch operierende Eliten bewirkt wurde und weil die Selbstanpassung an die Bundesrepublik Deutschland schon vor der Vereinigung einsetzte“; die Architekten der Vereinigung hatten den Umbau unter extrem kurze Fristen gestellt; für den Neubau hätte man auch Abwicklungen im Westen ernsthaft ins Auge fassen müssen, „angesichts des durch Kartelle gesicherten Strukturkonservatismus der westdeutschen Gesellschaft ein nahezu aussichtsloses Unterfangen“ (ebd.: 63f.).

In Berlin-Karlshorst dokumentierte bis 1996 die BMW-finanzierte „Projektgruppe Hochschulforschung“ den Hochschulumbau (und war zusammengesetzt aus früheren Mitarbeiter:innen des Zentralinstituts für Hochschulbildung Berlin). Ihr Entstehen 1991 resultierte wesentlich aus einem Interesse des Bundesbildungsministeriums, über die anstehende Hochschultransformation in den ostdeutschen Ländern systematisch informiert zu sein – also über einen Vorgang, der an sich Angelegenheit der Länder war, die nur bedingte Neigungen hatten, sich in die Karten schauen zu lassen (vgl. Pastermack 2019: 267–271). Diese Bindung der Projektgruppe an das BMW erzeugte eine problematische diskursive Anordnung. Ulrich Teichler, Kasseler Hochschulforscher und Beiratsvorsitzender der Projektgruppe, beschrieb sie so: Jede Deutung der Situation seitens der Projektgruppen-Wissenschaftler:innen „konnte leicht als heikle politische Option mißverstanden werden“, und dauerhaft habe die Arbeit der Projektgruppe in einer Falle gesessen: Das Akzeptieren des westlichen Modells hätte die Arbeit der Gruppe obsolet, der Hinweis auf gewisse Stärken des DDR-Systems dagegen suspekt gemacht. (Teichler 2000: 18f.)

Immerhin aber stellte die Mitherausgeberin des Abschlussbandes der Projektgruppe, Gertraude Buck-Bechler, dann resümierend fest, „daß in einer unvergleichlichen Umgestaltungsleistung bei laufendem und erweitertem Studienbetrieb die Rechtseinheit im gesamtdeutschen Hochschulwesen hergestellt und ein Hochschulsystem nach dem Modell der alten Länder in den neuen Ländern aufgebaut worden ist. Dabei wurden mit allen Vorzügen einer freiheitlich-demokratischen Ordnung auch wesentliche Mängel des altbundesrepublikanischen Systems übernommen.“ (Buck-Bechler 1997: 43)

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (BBAW) musste einen produktiven Umgang damit finden, dass ihre jüngste Vorgängereinrichtung die DDR-Akademie der Wissenschaften war, und setzte eine Arbeitsgruppe „Wissenschaften und Wiedervereinigung“ ein. Diese realisierte ein aufwendiges Forschungsprogramm, nachdem sie 1994 eine Forschungslücke hinsichtlich „der kognitiven Dimensionen der Wissenschaften im Vereinigungsprozeß“ diagnostiziert hatte. Daher rückte sie „Fragen nach dem paradigmatischen Zuschnitt und den theoretisch-methodischen Orientierungen der Wissenschaften in den Vordergrund“ und fragte nach dem Schicksal wissenschaftlichen Wissens unter der Bedingung des abrupten politischen Wandels (Kocka 1998a: 10, 12).

Der Ost-Berliner Sprachwissenschaftler Manfred Bierwisch bemühte sich um die Zusammenschau der Einzelstudien hinsichtlich dessen, was ihnen zum Wandel des inhaltlichen Charakters der Wissenschaft im Zuge der Transformation zu entnehmen ist. Er resümierte vier Punkte:

- Der Wegfall von inneren und äußeren Barrieren habe die Rückkehr zu „allgemeiner wissenschaftlicher Normalität“ bedeutet.
- Themen und Methoden, „die im Prinzip immer schon den Kriterien und Orientierungen allgemeiner Wissenschaftsentwicklung gehorcht haben“, würden weitergeführt, „sofern nicht institutionelle Änderungen die Kontinuität einschränken oder aufheben“.
- Themen und Verfahren, „die Wissenschaft nur in politikabhängig deformierter Weise darstellen“, seien weggefallen.
- Themen und Entwicklungen, die zur genuin marxistischen Tradition gehören, „verlieren aufgrund kompromittierender Deformationen ihre Geltungskraft und werden weitgehend suspendiert“ (Bierwisch 1998: 502)

Letztgenanntes sah Bierwisch im übrigen nicht mit Begeisterung: Eigentlich ginge es darum, Marx von seinen falschen Freunden zu befreien und den Grundimpetus marxistischer Geschichts- und Wissenschaftsauffassung von Verkrustungen und Verzerrungen zu befreien. In seiner Abschlussbilanz der methodisch-inhaltlichen Gewinne und Verluste formuliert er einen „ziemlich eindeutig ... moderaten Gewinn von deutlich konservativem Charakter – konservativ in dem Sinn, daß der Erhalt des bestehenden Kanons der Bundesrepublik das dominierende Moment darstellt, und zwar in den alten *und* neuen Ländern“. (Ebd.: 501, 505).

Nun mag man einen inhaltlich „moderaten Gewinn“ angesichts der hohen – sowohl finanziellen und individualbiografischen wie sozialen und sozialpolitischen – Transformationskosten als nicht sonderlich eindrucksvolles Ergebnis bewerten. Bierwisch erkennt hier jedoch kein Verschulden, das den Umbaumodalitäten anzulasten wäre. Zwar habe „der Aufbruch, das Überraschungsmoment der Vereinigung“ auch in inhaltlicher Hinsicht nicht stattgefunden. Ob er jedoch aus „der Begegnung des Verschiedenartigen, sich

wechselweise Verfremdenden“ hätte hervorgehen können, erscheine eher fraglich. „Denn die sogenannte Wende in der DDR hatte Ansätze hervorgebracht, die neu vornehmlich im Vergleich zur vorherigen Reglementierung waren, kaum aber im Vergleich zur internationalen Wissenschaftsentwicklung. Themen wie Frauenemanzipation, Kulturwissenschaften oder Klimaforschung waren ja keine den ostdeutschen Besonderheiten zu verdankenden Gegenstände.“ (Ebd.: 506)

Das wesentlichere Problem sieht Bierwisch darin, ob der Einigungsprozess nicht Themen blockiert habe, die längst vor diesem Prozess aufgetaucht seien. Die Änderungen, denen die Struktur der Gesellschaft über die deutschen Probleme hinaus unterliege, der Wandel der Arbeit und der Wissensbestände, auf denen sie beruhe, seien vermutlich gravierender als das, was die Reflexion auf den Einigungsprozess ins Auge fallen lasse. „Sofern dies der Fall ist, wäre die Wiedervereinigung selbst ... ein retardierendes Moment für den kognitiven Gehalt der Wissenschaft ... – ein fragwürdiger Aspekt des Einigungsprozesses, der möglicherweise nicht auf die Wissenschaft beschränkt ist“ (ebd.: 506f.).

Die öffentliche Debatte, die dazu auch über die Hochschulen hinaus geführt wurde, war in zwei einander ausschließende Diskurse zerlegt. In dem einen Diskurs, so der Soziologe Detlef Pollack, werde der Vereinigungsprozess im großen und ganzen als gelungen angesehen. Probleme der Vereinigung würden auf die Altlasten des DDR-Systems zurückgeführt, die Ostdeutschen zu mehr Geduld aufgefordert, „und es wird ihnen Aktivitätszurückhaltung, Institutionenskepsis und Autoritarismus vorgeworfen“. Die gegenteilige Position halte „Mahnwache vor den bedrohten Beständen der ostdeutschen Lebenswelt, fordert von den Westdeutschen eine höhere Opferbereitschaft, rechnet Vereinigungsprobleme der kolonialisierenden Form der Wiedervereinigung zu und sieht den Vereinigungsprozeß als überstürzt und im großen und ganzen als mißlungen an“. (Pollack 1996: 412)

Mitte der 2000er Jahre gab es dann in den ostdeutschen Flächenländern 44 staatliche Hochschulen zuzüglich acht Verwaltungsfachhochschulen (und in den östlichen Stadtbezirken Berlins sechs Hochschulen). Alle östlichen Länder hatten deutliche Hochschulkapazitätserweiterungen vorgenommen, so dass rund 286.000 Studierende immatrikuliert waren (1989: 131.000, davon 109.500 im Direktstudium); das entsprach 15 Prozent aller in Deutschland Studierenden (StatBA 2009). Daneben gab es Mitte der 2000er Jahre 79 gemeinschaftsfinanzierte außeruniversitäre Einrichtungen, zzgl. dreier Akademien der Wissenschaften, davon eine Neugründung (BBAW) und eine 2008 zur Nationalen Akademie ernannt (Leopoldina). In allen öffentlich finanzierten wissenschaftlichen Einrichtungen zusammen waren 39.500 wissenschaftlich Beschäftigte tätig – 26.000 an Hochschulen und 13.500 an den Forschungseinrichtungen (darunter selbstredend nicht mehr nur Ostdeutsche). Das entsprach – bei einem damals sechzehnprozentigen Bevölke-

rungsanteil der ostdeutschen Flächenländer – Anteilen am gesamtdeutschen Wissenschaftspersonal von 15 Prozent für die Universitäten, 17 Prozent für die Fachhochschulen und 18 Prozent für die außeruniversitäre Forschung. (Pasternack 2007: 43–45, 168, 251) Die Ressortforschung hingegen war weitgehend aufgegeben worden – also nicht einmal geschlossen, da nicht evaluiert –, und die wirtschaftsgebundene Forschung in Ostdeutschland machte 2003 nur sechs Prozent des gesamtdeutschen FuE-Personals im Wirtschaftssektor aus.

Auf dem Weg dahin hatte es Aktivitäten gegeben, die der Rettung von personellen Potenzialen dienen sollten. In der wirtschaftsgebundenen FuE waren das zahlreiche Förderprogramme, deren Resultate aber eher bescheiden blieben – aufgrund unzulänglicher Programmierung durch die miteinander konkurrierenden Bundesministerien für Technologie und für Wirtschaft sowie infolge mangelnder Unterstützung der Treuhand-Anstalt. Hinsichtlich des Personals aus Akademien-Instituten gab es mehrere Stufen von Rettungsversuchen: Von der Max-Planck-Gesellschaft waren 28 MPG-Arbeitsgruppen und sieben temporäre Forschungsschwerpunkte, aus denen dann sechs Geisteswissenschaftliche Zentren wurden, gegründet worden. Beide Organisationsformen siedelte man an Universitäten an, da die Überzeugung herrschte, dass an diese die Forschung „zurückgeführt“ werden müsse. Dieser Überzeugung folgte auch das sog. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP), mit dem zirka 1.700 Wissenschaftler:innen aus den vormaligen Akademien in die Hochschulen integriert werden sollten. Der Geburtsfehler dieser Initiativen bestand dabei in einer grundfalschen Prämisse: Die ostdeutschen Hochschulen würden sich, da bislang vermeintlich nahezu ohne Forschung, nichts sehnlicher wünschen als die Aufnahme richtiger ausgebildeter Forscher:innen. Doch war die geforderte „Wiederherstellung der Einheit von Forschung und Lehre“ im vom Wissenschaftsrat gemeinten Sinne nicht notwendig, da Forschung und Lehre nicht so wie unterstellt getrennt gewesen waren. Das WIP wurde daher zu einem seminaristisch höchst geeigneten Beispiel für eine politische Fehldefinition von Zielen und Problemverschiebung.

Dass die Hochschulen im Vergleich zu den Akademie-Instituten weniger forschungsaktiv und -produktiv gewesen seien, hatten wir oben als Mythos dekonstruieren können.⁵ Ebenso war darauf zu verweisen, dass dieser Mythos bei den Akteuren des Wissenschaftsumbaus unausrottbar war und bis heute ist. Diese so hartnäckig verteidigte Ahnungslosigkeit – inszeniert als ein tieferes Wissen, das die in der DDR Beteiligten nicht haben konnten – vermochten die westdeutschen Transformationsakteure retrospektiv nicht mehr aufzugeben: Nur so ließ sich die eigene Integrität schützen, nachdem der Umbauvorgang, an dem man sich beteiligt hatte, inzwischen in vielfälti-

⁵ s.o. B. 2.1. Ausgangsstrukturen und Forschungsproduktivität im Vergleich zu den Hochschulen

Tafel 64: Datenblatt zum ostdeutschen Wissenschaftsumbau

Anzahl der Hochschulen in den ostdeutschen Flächenländern							
	Uni	universitätsgleichgestellte HSen			KüHS	HAW (ohne Verwaltungs-FHs)	Summe
		PH	TH/IHS	Sonstige			
1989	7	9	15	6	9	--	46
2024	15	--	--	--	9	20	44
Statusveränderungen im Zuge des Hochschulumbaus (incl. Ost-Berlin)							
ersatzlose Schließung	Statusabstieg	Statuskonstanz	Statusaufstieg	Neugründungen (ohne Verwaltungs-FHs)			
1	12	22	13	5			
gemeinschaftsfinanzierte Forschung in den ostdeutschen Flächenländern 2002							
	MPG	Helmholtz	WGL	Fraunhofer	Summen		
					Institute, Zentren	Außenstellen	
Institute/ Zentren	17	3	26	8	54	--	
				Anwendungs- zentren: 2	2	--	
Außenstellen	2	6	5	10	--	23	
wissenschaftliches Personal in Ostdeutschland 1989 und 2000 (incl. Ost-Berlin)							
	ohne Industrieforschung			mit Industrieforschung			
1989	61.950			96.950			
2000	21.495			26.745			
Abwicklungen an Hochschulen (Dezember 1990, incl. Ost-Berlin)							
betroffene Wissenschaftler:innen			Anteil am gesamten wissensch. Hochschulpersonal				
4.100			10,5 %				
Abbau und Verbleib des wissenschaftlichen Personals 1990–1999 (incl. Ost-Berlin)							
	Abbauquote	Gesamt		Verbleibsquote	Gesamt		
öffentliche Hochschulen	55 %	65 %	72 %	45 %	35 %	28 %	
Sonderhochschulen	95 %			5 %			
AdW	60 %			40 %			
weitere Akademien	85 %			15 %			
Ressortforschung	95 %			5 %			
Industrieforschung	85 %			15 %			
Verbleib des naturwissenschaftlichen Personals (incl. Ost-Berlin)							
	Anzahl 1989	Verbleibsquote	Anzahl 2000				
öffentliche Hochschulen	24.400	70 %	17.100	Verbleibsquote öffentlicher Bereich: 49 %			
Sonderhochschulen	3.350	5 %	150				
AdW	6.000	40 %	2.400				
weitere Akademien	4.200	15 %	650				
Ressortforschung	3.700	5 %	200				
Industrieforschung	35.000	15 %	5.250				
Summe	76.650	34 %	25.750				

FuE-Personal (incl. wissenschaftsunterstützendes) im Wirtschaftssektor 2003					
			VZÄ	Anteil an Deutschland	
Deutschland			298.073	100 %	
ostdeutsche Länder (incl. Gesamt-Berlin)			18.133	6,1 %	
Anteile der Wissenschaftsaufwendungen der ostdeutschen Flächenländer im Vergleich mit sozioökonomischen Referenzdaten 2003/2004					
sozioökonomische Referenzdaten			Wissenschaftsaufwendungen		
Anteile an allen deutschen Ländern					
Bevölkerung	Erwerbstätige	BIP	öffentliche (Länder)	private	öffentliche + private
16,3 %	14,5 %	11,6 %	15,9 %	4,3 %	7,8 %
Patentanmeldungen aus ostdeutschen Flächenländern 2004					
Anzahl Patentanmeldungen		Patente pro 100.000 Einwohner			
Deutschland gesamt	48.448	gesamtdeutscher Durchschnitt		59	
ostdt. Flächenländer	2.536 = 5 %	Durchschnitt ostdt. Flächenländer		18	
Antragserfolge in Exzellenzinitiative/-strategie					
		Graduiertenschulen	Exzellenzcluster	Zukunftskonzepte	
2006, 2007, 2012 summiert: Anteil ostdt. Flächenländer am Gesamt		6 %	5 %	5 %	
Exzellenzstrategie 2025: Anteil ostdt. Flächenländer am Gesamt		--	10,5 %	Berechtigung zur Antragstellung: 8 %	

ge Zweifel getaucht worden war. Während dabei getroffene Personalentscheidungen, Fächerschließungen oder vergleichbare Entwicklungen niemals gänzlich frei von normativen Aspekten sein konnten, sich also so oder so bewerten ließen, traf dies für die Frage nach nennenswerter Forschung an Hochschulen nicht zu: Diese gab es entweder, dann war eine zentrale Grundannahme des Wissenschaftsumbaus falsch, oder sie gab es nicht.

Betrachtet man die neu entstandenen Strukturen hinsichtlich ihrer Fächerspezifik, so blieben die naturwissenschaftlichen Bereiche an den Universitäten erhalten und wurde das dortige Fächerspektrum zum Teil ausgebaut; fanden sich von den neun hochschulmedizinischen Standorten acht fortgeführt (wobei zwei jeweils doppelte Universitätsmedizinstandorte, in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt, als schwer finanzierbar gelten, anders als im dichter besiedelten Sachsen, und Brandenburg lange Zeit ohne Universitätsmedizin blieb); wurden die natur- und ingenieurwissenschaftlichen Bereiche der Spezialhochschulen überwiegend in neu- bzw. umgegründeten Fachhochschulen fortgesetzt; ergaben sich im Akademiebereich mehr positive Evaluationsbewertungen als erwartet, sodass sich nicht allein die eingeführten Forschungsorganisationen MPG, Fraunhofer-Gesellschaft und Arbeitsgemeinschaft der Großforschungseinrichtungen (heu-

te Helmholtz-Gemeinschaft) herausgefordert sahen, in den ostdeutschen Ländern Institute zu gründen, sondern durch die Gründung von Blaue-Liste-Instituten auch eine vierte Forschungsorganisation, die heutige Leibniz-Gemeinschaft, entstand, deren Einrichtungen fast zur Hälfte ihren Sitz in Ostdeutschland haben; gibt es sechs Standorte starker Verdichtungen wissenschaftlicher Einrichtungen, wobei die Stadt(region) Dresden bundesweit nach Berlin die höchste Konzentration aufweist. Lediglich die Ressortforschung des Bundes war nach Abschluss des Transformationsjahrzehnts im Osten unterrepräsentiert. Den völligen Negativkontrast zu all dem bildete die Industrieforschung, die weitgehend zusammengebrochen war.

In den Geistes- und Sozialwissenschaften waren die einschlägigen Institute der Akademie der Wissenschaften infolge der Empfehlungen des Wissenschaftsrates komplett aufgelöst worden. Die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften fiel der Abwicklung anheim. Erhalten blieb der Zusammenhang der an der Akademie der Künste zu Berlin [Ost] praktizierten archivalischen Sammlungstätigkeit, editorischen Bearbeitung und kunstwissenschaftlichen Forschung. Für jeweils kleine Bereiche, Arbeitsgruppen und Einzelpersonen der zur Auflösung bestimmten Akademien-Institute wurde empfohlen, Möglichkeiten innerhalb neuer Strukturen zu finden. So wurden z.B. 31 Forschungs- und Editionsprojekte in die gemeinsame Förderung des Akademienprogramms aufgenommen. Gesichert werden konnte das Institut für sorbische Volksforschung Bautzen. Einige neugegründete außeruniversitäre Forschungsinstitute übernahmen kleinere Arbeitszusammenhänge aus gesellschaftswissenschaftlichen Instituten der Akademien. Die Gründung von sieben Geisteswissenschaftlichen Zentren sollten unter anderem der Sicherung von personellen Potenzialen dienen, was unterschiedlich intensiv gelang (und die strukturelle Innovation der GWZ an sich war nicht von Dauer, insofern sie 2018/19 in die Leibniz-Gemeinschaft überführt wurden). Durch den Ausbau von Universitäten wurden die geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungspotenziale und Studienangebote erheblich erweitert. Die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/O. und die Universität Erfurt fanden sich als sozial- und geisteswissenschaftliche Spezialhochschulen errichtet. Mit der Neugründung von Fachhochschulen – in der Regel aus nichtgesellschaftswissenschaftlichen Vorgängereinrichtungen heraus – ergab sich auch eine Verbreiterung sozialwissenschaftlicher Angebote. Nicht genutzt wurde die naheliegende Innovationschance, auf verwaltungsinterne Hochschulausbildungen zu verzichten, wie es in den 90er Jahren gesamtdeutsch weitgehender Konsens war (außer in den Innenverwaltungen). Für die Ausbildung der Staatsbeamten setzte man auch in Ostdeutschland auf verwaltungsinterne Einrichtungen (Ausnahme Sachsen-Anhalt) statt auf die erneuerten öffentlichen Hochschulen.

Die institutionelle Hochschulausstattung sicherte und sichert eine flächendeckende Versorgung mit Studienangeboten. Nur der Korridor Nord-Sachsen-Anhalt, Süd-Mecklenburg-Vorpommern und Nord-Brandenburg bildet

einen nahezu wissenschaftsfreien West-Ost-Streifen (was mit einer geringen Bevölkerungsdichte korrespondiert). Die Länder Sachsen, Thüringen, Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt räumen der Wissenschaft in ihrer Ausgabenpolitik einen hohen Stellenwert ein. Allerdings vermag es selbst diese Ausgabenpolitik nicht, den bis heute dramatisch geringen Umfang der ostdeutschen Industrieforschung zu kompensieren.

2. Retrospektive Einschätzungen und Analysen

Eine überraschende Facette der Kontroversität fand sich rund ein Jahrzehnt nach Umbau-Beginn dokumentiert, als 2002 Wissenschaftsrat, Stifterverband und VolkswagenStiftung die Tagung „10 Jahre danach“ veranstalteten. Dort bilanzierten west- und ostdeutsche Akteure ihr seinerzeitiges Tun und dessen seitherige Wirkungen (vgl. Stifterverband 2002). Im ganzen fiel die Rückschau positiv aus, etwa seitens des Mannheimer Politikwissenschaftlers Max Kaase: „Integration gelungen“ und „unter den gegebenen Rahmenbedingungen haben wir unsere Aufgabe einigermaßen gut erledigt. Dabei haben wir die Menschen zu keinem Zeitpunkt aus dem Auge verloren“ (Kaase 2002 und 2002a). Doch schloss dies bei einer Reihe von Beteiligten deutliche Selbstzweifel und kritische Anmerkungen ein: „Schuld habe man auf sich geladen“ und sich „an einer ganzen Generation versündigt“ (Horst Franz Kern, aus Marburg stammender Ko-Vorsitzender der Evaluationskommission für Medizin/Biowissenschaften des Wissenschaftsrats). Ungerechtigkeiten seien zu konstatieren gewesen (Leopoldina-Präsident Benno Parthier) und „persönliche Tragik“ (den 1991–1996 amtierende Berliner Wissenschaftssenator Manfred Erhardt) in einem „schmerzlichen Prozess“ (Jens Reich, Molekularbiologe und Neue-Forum-Mitbegründer). Durch die Empfehlungen des Wissenschaftsrates bewirkt, sei es zu „persönlichem Unrecht“ gekommen (Jürgen Mittelstraß), „eine Katastrophe für die Betroffenen“ (der Rostocker Mathematiker Gerhard Maeß, 1990–1998 Rektor seiner Universität). Es habe „gelegentliche Fehlentscheidungen der Ehrenkommissionen“ gegeben (Erich Thies, 1992–1998 Berliner Wissenschaftsstaatssekretär) und „ungerechtfertigte Härten“ (Richard Schröder, evangelischer Philosoph und 1990 SPD-Fraktionsvorsitzender in der Volkskammer). (Wegelin 2002) Am deutlichsten formulierte in dieser Hinsicht der Konstanzer Philosoph Jürgen Mittelstraß:

„Wenn ich als altes Wissenschaftsratsmitglied, das sowohl im Evaluationsausschuss als auch im Strukturausschuss und in vielen Kommissionen beider Ausschüsse gedient hat, einen Wunsch frei haben sollte, dann den, dass wir – und sei es auch nur auf eine mehr oder weniger symbolische Weise – gutzumachen versuchen, was damals, bewirkt durch die Empfehlungen des Wissenschaftsrates, an persönlichem Unrecht geschah gegenüber Akademieangehörigen, die, obgleich von bewiesener Leistungsfähigkeit, freigestellt, unzureichend weiterfinanziert und schließlich doch fallengelassen wurden. Und ebenso gegenüber Hochschullehrern, die wiederum trotz dokumentierter Leistungsfähigkeit der Abwicklung ihrer Einrichtungen zum Opfer fielen. Hier ist in zu vielen Fällen nicht nur fahrlässig mit der Ressource Geist umgegangen worden, sondern auch Würde und Leben einzelner Wissenschaftler verletzt worden.“

Mittelstraß schloss mit den Worten: „Raffen wir uns auf, hier noch einmal – das Endliche im Blick und das Versöhnliche im Herzen – etwas Selbstverständliches zu tun.“ (Mittelstraß 2002) In der Diskussion präziserte er, was er damit meinte: „Laßt uns noch einmal gemeinsam über die Bücher gehen und gutzumachen suchen, was damals an persönlichem Unrecht geschah“ (zit. in Wegelin 2002: 15; vgl. auch Mittelstraß 2002a). Folgen ergaben sich aus dieser Intervention nicht, abgesehen davon, dass sie sich seither, so wie hier, zitieren lässt, um das Unbehagen nicht nur zu behaupten, sondern auch belegen zu können.

Manche Differenzen in den nachträglichen Deutungen von Umbauverantwortlichen resultierten aus zwei verschiedenen Rollen, die dabei wahrgenommen worden waren. Es hatte gleichsam Architekten und Bauleiter des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus gegeben. Die ‚Architekten‘ saßen vor allem in den Kommissionen des Wissenschaftsrates, während die ‚Bauleiter‘ die Wissenschaftsministerien der ostdeutschen Länder, die von ihnen berufenen Strukturkommissionen⁶ und die vor Ort tätigen Gründungsdekane für neu zu errichtende (zuvor meist abgewickelte) Einrichtungen waren. Die ‚Architekten‘ suchten funktionale Flexibilität, stilistische Vielfalt und bauliche Eleganz in den Mittelpunkt ihrer Entwürfe zu rücken. Die ‚Bauleiter‘ gingen weit traditioneller von Überlegungen zu Baumaterial und Statik aus, leiteten davon alles weitere ab, und als elegant galten dann vor allem einheitliche Traufhöhen. Die ostdeutschen Landesregierungen und die von ihnen beauftragten Expert:innen sahen sich als engagierte Sachwalter der Kultushoheit und betonten daher gern den *Empfehlungs*charakter der Wissenschaftsrats-Papiere. Vor allem das westdeutsche Gründungspersonal für die neu aufzubauenden Institute hatte meist einige eigene Ideen und lehnte eine ‚Bevormundung‘ durch die Wissenschaftsratsempfehlungen ab. Hatten die ‚Architekten‘ die einmalige Chance zu systemischen Korrekturen gesehen, so die ‚Bauleiter‘ die zur Selbstverwirklichung. Die ‚Architekten‘ wurden später zu kenntnisreichen Analytikern einer vertanen großen Gelegenheit, die ‚Bauleiter‘ häufig Ehrendoktoren ihrer jeweiligen Hervorbringung.

Deutlich anders war und ist dies nageliegenderweise bei denjenigen, die Ziele nicht definierten, sondern zur Kenntnis zu nehmen hatten. Soweit sie von den Entwicklungen negativ betroffen waren, erinnern sie primär erfahrene Gerechtigkeitsdefizite. Diese seien zudem in der dominierenden Erzählung unterrepräsentiert, erscheine doch dort der Transfer westdeutscher Strukturen auf die ostdeutschen Einrichtungen als alternativlose und letztlich erfolgreiche Normalisierungsgeschichte. Es zeigt sich aber auch anschaulich, welche Wahrnehmungsdifferenzen aus den individuellen Platzierungen im sozialen Raum resultieren können. Manche Ostdeutsche, die in den 90er Jahren wesentlich durch Zufälle gut platziert wurden, beschreiben

⁶ vgl. zur Arbeit der Hochschulstrukturkommissionen der Länder die Darstellung von Teichler (1994)

die Vorgänge mitunter, als sei einzig und allein individuelle Leistungsfähigkeit ausschlaggebend gewesen: „die, die einigermaßen fit waren, sind durchaus auf die Füße gefallen [...] Überraschenderweise – auch wenn einige Ossis anderen Ossis das nicht zugestehen wollen – sind einige so ‚fit‘ gewesen, dass sie heute auf Stellen, gar Professuren in Berlin, Potsdam, Frankfurt/Oder, Erfurt, Göttingen, Gießen, Erlangen, Marburg, ja selbst in Kanada, England und den USA zu finden sind“, so eine HU-Professorin ostdeutscher Herkunft. Insbesondere für die jüngeren Ost-Wissenschaftler:innen wäre es, hieß es in der Wortmeldung weiter, auch kein schmeichelnder Befund, wenn es stimmen würde, dass es ihnen schwerfiel, sich neu zu etablieren. „Mit Zahlen und Fakten der Verbleibs- und Wanderungsprozesse zwischen Ost und West hat das wenig zu tun, viel allerdings mit Deutungen, Mythen, Vorurteilen“ (Nickel 2004). Zwanzig Jahre später dann das Dementi:

„hätte ich den Wechsel an die Universität nicht rechtzeitig geschafft, hätte ich zu den vielen ‚abgewickelten‘ ostdeutschen Wissenschaftler:innen gehört, die kaum eine Chance bekommen haben ... Das bewegt mich noch heute und ist zum Teil auch immer noch mit Scham besetzt. [...] Ich gehörte zu den ‚Vereinigungsgewinner:innen‘, während andere abgestürzt oder ins Bodenlose gefallen sind. Mein Beispiel macht auch deutlich, dass es nachwirkende Struktureffekte im Vereinigungsprozess gab, die bis heute kaum reflektiert worden sind“ (Nickel 2024: 261).

Umgekehrt werden inzwischen auch Einschätzungen Zugereister publiziert, die umfeldbezogene Reflexionsleistungen dokumentieren. Ein Beispiel ist die „relativierende Überlegung“ des Neuzeithistorikers Wolfgang Hardtwig (*1944), 1991 aus Westdeutschland an die Humboldt-Universität gekommen, die ihn immer einmal wieder geplagt habe: „ob ich wohl selbst als Historiker im SED-Staat wirklich mit einer blütenreinen Weste davongekommen wäre“ (Hardtwig 2024: 231). Wie gering Widerstandsfähigkeit gegen Gruppendruck auch unter westdeutschen Professoren ausgeprägt ist, hatten wir oben anhand der Wittenberger Senatsumzüge im Talar besichtigen können.⁷ Die Beweiskraft dieses Beispiels ist insofern nicht nur anekdotisch, als es sich für inzwischen mehrere (immer mehrheitlich westdeutsche) Berufungskohorten der Universität Halle-Wittenberg seit 1992 alljährlich wiederholt.

Die zweimal angesprochene Berliner Universität Unter den Linden spielte vor der DDR, in der DDR und nach deren Ende immer eine herausgehobene Rolle. Daraus ergaben sich auch im und nach dem ostdeutschen Herbst 1989 ein starkes Selbstbewusstsein der Universität einerseits und beträchtliche Interessen seitens der Politik andererseits. Sven Vollrath (2009) komprimierte diese Spannung im Titel einer Untersuchung des Umbaus der

⁷ D. 1.3. Vereinigung im Symbolischen: die Reanimation traditionaler akademischer Formen

HUB: „Zwischen Selbstbestimmung und Intervention“. Zugleich war damit das analytische Muster seines Zugriffs formuliert: Es habe zunächst ein „Modell der selbstbestimmten Erneuerung“ und hernach ein „interventionistisches Erneuerungsmodell“ gegeben. Beide hätten sich während einer längeren Phase im Untersuchungszeitraum (1989–1996) überlappt, z.T. vergleichbare Ergebnisse erzeugt und z.T. voneinander profitiert. (Ebd.: 147ff., 207ff., 365)

Eine Besonderheit habe dabei allein schon der Umstand dargestellt, dass es überhaupt zwei widerstrebende und elaborierte Erneuerungskonzepte gab – was an praktisch allen anderen ostdeutschen Hochschulen in dieser Zeit nicht gegeben gewesen sei. Beide Umbaumodelle hätten über eine Gemeinsamkeit verfügt, indem sie „auf neue Akteure jenseits der vorhandenen Gremienstrukturen“ setzten. Ihr zentraler Unterschied habe darin bestanden, dass das hochschuleigene Umbaukonzept durch große Akzeptanz bei den Beschäftigten hohe interne Orientierungs- und Integrationsleistungen erbrachte, während das interventionistische Konzept der Berliner Wissenschaftsverwaltung in den Ordnungs- und Steuerungsleistungen überlegen war. (Ebd.: 364, 366)

Neu war dann in Vollraths Analyse die Deutung des Verhältnisses beider Erneuerungskonzepte: Das hochschuleigene Modell habe die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass das staatliche Umbaumodell „schneller und letztlich auch erfolgreicher zu Ergebnissen kam, als wenn es in einer Erneuerung ablehnenden Umwelt implementiert worden wäre“ (ebd.: 370). Das interne Reformmodell war also, so das Ergebnis dieser Untersuchung, zwar in seinen eigenen Zielsetzungen im wesentlichen gescheitert. Es habe aber immerhin dem konkurrierenden Konzept zu größerer Durchschlagskraft verholfen, und zwar gerade nicht durch sein Scheitern, sondern durch seine kleinportionierten Teilerfolge: Indem das interne Erneuerungsmodell in der HUB eine Aufgeschlossenheit für den Erneuerungsgedanken überhaupt erzeugt habe, sei es gleichsam zu einem Katalysator des externen Reformmodells geworden. Sven Vollrath gelingt hier eine Deutungspointe, die sich sichtbar machen lässt, indem wir das Ergebnis seiner Analyse von allen einordnenden Nebenbedingungen befreien: Das Streben nach Selbstbestimmung fand seinen Erfolg darin, der Fremdbestimmung zur Geltung zu verhelfen.

Ein anderer analytischer Zugriff mit innewohnenden Synthetisierungschancen kann darin bestehen, im Rahmen eines Vorher-Nachher-Vergleichs die Strukturen und Funktionsbreite der einzelnen Hochschulen in den Blick zu nehmen. Auf diesem Wege hat der Jenenser Historiker Jürgen John eine Typologie des Hochschulumbaus Ost vorgeschlagen, die den Weg für binnenvergleichende Betrachtungen eröffnen könnte. Sie basiert darauf, dass die Hauptkomponenten und „ein bestimmter Grundrhythmus mit stark exogen bestimmten Handlungsmustern“, mehrere Einzelabläufe sowie die wichtigs-

ten endo- und exogenen Akteure bekannt sind (John 2021: 34f.). Unter Konzentration auf die heutigen 16 ostdeutschen Universitäten bildet John vier Fallgruppen:

- die sechs älteren, durch die Transformation erweiterten Voll- und Traditionsuniversitäten (Humboldt-Universität, Leipzig, Halle, Rostock, Jena und Greifswald);
- die drei in der DDR gebildeten, durch Strukturintegration ausgebauten Technischen Universitäten, von denen Dresden und Chemnitz jeweils eine Pädagogische Hochschule aufnahmen und bei Beibehaltung des Namens „TU“ disziplinär erweitert wurden, während Magdeburg unter Integration der ortsansässigen PH und Medizinischen Akademie reguläre Universität wurde;
- die nach 1990 neugebildeten drei Technischen Universitäten, wobei Cottbus und Ilmenau jeweils aus einer umgebildeten Hochschule hervorgingen und die Bergakademie Freiberg den TU-Status erhielt;
- vier Universitäten, die umgegründet (Potsdam, Bauhaus-Universität Weimar) oder neugegründet (Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder, Universität Erfurt) wurden und unterschiedliche Profile, Gründungs- und Ausgestaltungs-konstellationen aufweisen (John 2021: 40).

Handeln unter Zeitdruck mag als ein Parameter aller Wissenschaftsumbauprozesse manches erklären.⁸ Hinzu seien, so der Wiener Historiker Mitchell G. Ash, Finanzdruck und Legitimationsdruck getreten. „In einem derart vielschichtigen Prozess war eine Koordinierung der verschiedenen Handlungsfelder und -ebenen kaum zu leisten.“ Das stehe auch einer Deutung entgegen, die den Wissenschaftsumbau als „Ergebnis eines großen Plans“ betrachte. (Ash 2024: 31f.) Ash hat stattdessen sein Analysemodell „Wissenschaft und Politik als Ressourcen füreinander“ erprobt, und zwar am vereinigungsbedingten Handeln der Max-Planck-Gesellschaft. Dieses interaktionistische Modell beschreibt Wissenschaft und Politik als Ressourcenensembles, die wechselseitig mobilisierbar seien: Wissenschaftler:innen können ebenso Ressourcen aus der politischen Sphäre für ihre Zwecke mobilisieren, wie Politiker die Wissenschaft und ihre Ressourcen für ihre Zwecke zu benutzen versuchen können, sodass sich die Beziehung von Wissenschaft und Politik als die Gestaltung von Ressourcenkonstellationen entfaltet (Ash 2002: 33).

In einer sozialpsychologischen West-Ost-Perspektive ist es aufschlussreich, wie gründlich das, was Ash aus der MPG-Überlieferung herausgearbeitet hat, missverstanden werden konnte. Er räume, so eine F.A.Z.-Rezension des Ash-Buches „Die Max-Planck-Gesellschaft im Prozess der deutschen Vereinigung 1989–2002“ (2023), „mit dem Mythos der wissenschaftspolitischen

⁸ so auch schon mehrere Beiträge in den frühen Analysen bei Mayntz (1994)

Kolonialisierung des Ostens durch den Westen auf“, denn die Empirie sei diesbezüglich ziemlich eindeutig: „Während im Westen im Zuge der Vereinigung renommierte Max-Planck-Institute ... schließen mussten, profitierte der Osten von einer gigantischen Expansion der Max-Planck-Institute.“ (Steinmayr 2024) Richtig daran ist, dass Ash den Begriff der Kolonisierung für ungeeignet hält (Ash 2023: z.B. 348). Fraglich ist, ob die Verschiebung von 16 Prozent Max-Planck-Mitteln aus dem Westen in den Osten eine „gigantische Expansion“ war: Sie entsprach zum einen knapp dem ostdeutschen Anteil an der gesamtdeutschen Bevölkerung, und überdies wurden der MPG „Aufbau Ost“-Mittel für die Neugründungen zur Verfügung gestellt, gab es bis 2001 kontinuierliche Budgetzuwächse, und sowohl im Vergleich zu den strukturell unterfinanzierten Universitäten als auch den anderen außeruniversitären Forschungsorganisationen konnte „von einem Geldmangel der MPG insgesamt ... nicht die Rede sein“ (ebd.: 335, 337).

Ebenso fraglich ist schließlich, ob die Ansiedlung von nahezu ausschließlich westdeutsch geleiteten und ganz überwiegend westdeutsch besetzten Instituten im Osten ein Beitrag zur Einheit sein konnte – oder nicht vielmehr das Kolonisierungs-Narrativ befeuern musste: „Von den 65 Leiter*innen von MPI-Einrichtungen in den NBL, die von 1991 bis 2002 berufen wurden, waren nur vier Ostdeutsche“ (ebd.: 346). Auch auf der Mitarbeiterebene seien in den neuen MPIs „nur vereinzelt WissenschaftlerInnen aus dem Osten beschäftigt“ gewesen. So erinnerte sich z.B. die Direktorin des MPI für Kognitions- und Neurowissenschaften Leipzig nur an einen einzigen ostdeutschen Mitarbeiter, und dieser wurde „wegen seiner Kompetenz im Umgang mit NMR- und anderen Geräten angestellt“. (Ash 2020: 296, 211) Am 1999 gegründeten MPI für ethnologische Forschung in Halle (Saale) sollte es sechs Jahre dauern, bis erstmals eine Wissenschaftlerin ostdeutscher Herkunft eingestellt wurde.⁹

Eine weitere F.A.Z.-Rezension des Ash-Buches zur MPG bringt die personenbezogenen Wahrnehmungsdissonanzen so deutlich auf den Punkt, dass es genügt, sie hier zu zitieren, ohne zu kommentieren, da sie sich gleich selbst dementiert. Zunächst bewertend, dann Ash referierend heißt es in dieser: „Viele ostdeutsche Wissenschaftler ... glauben bis heute, die deutsch-deutsche Vereinigung sei vor allem zu ihren Lasten gegangen. Das ... trifft aber ganz sicher nicht auf die Max-Planck-Gesellschaft (MPG) zu [...] Die massive Erweiterung der MPG in den neuen Bundesländern habe sich fast ohne ostdeutsche Wissenschaftler vollzogen.“ (Schmoll 2024)

Auch wenn manches in den beiden Rezensionen dem Zeitdruck des journalistischen Alltagsgeschäfts geschuldet sein mag:¹⁰ Mit den enthaltenen

⁹ schr. Mittlg. der Betreffenden, 19.2.2022

¹⁰ So schreibt einer der beiden Rezensenten in seinem Text: „Das Hochschul- und Wissenschaftssystem in der DDR war Teil des ‚gesamtgesellschaftlichen Produktionsprozesses‘ (Peer Pasternack)“, als sei der vermeintlich Zitierte der Urheber des Begriffs (Stein-

Missverständnissen offenbart sich, wie grundlegend unbegriffen die ostdeutschen Entwicklungen seit 1990 in den westdeutsch dominierten Zirkeln der Meinungsbildung bis heute sind, und dies trotz aller Debatten der jüngeren Zeit. Man liest Dirk Oschmann oder eben Mitchell Ash, findet das alles sehr bedenkenswert und im einzelnen entweder zu einseitig (Oschmann 2023 – während der alternative ausgewogene Tonfall zuvor nur zur Nichtwahrnehmung entsprechender Befunde geführt hatte) oder allgemeine Wahrnehmungen durch Empirie dementierend (Ash), letzteres fälschlicherweise: Denn das Drama des Vereinigungsprozesses in der Wissenschaft wurde dadurch, dass man in Ostdeutschland nahezu komplett westdeutsche Institute angesiedelt hat, nicht gemildert, sondern verschärft (man stelle sich probeweise vor, welches Image ein nahezu komplett aus Ostdeutschen bestehendes Institut in z.B. Baden-Württemberg hätte). Hier bleibe dann nur, die „realen Existenzverluste vieler Menschen, die von den ... Maßnahmen betroffen waren, und ihre emotional geprägten Erinnerungen, die sich über Jahrzehnte tradiert haben, ... mit Respekt anzuhören“ (Ash 2024: 32).

Erstaunlich kenntnisfrei ist auch eine Beschreibung des Berufungsgeschehens an den ostdeutschen Hochschulen, wie sie der 2018–2023 amtierende HRK-Präsident Peter-André Alt formuliert hat: „An manchen Standorten vermied man Konflikte, indem die Hochschulleitung für Kontinuität sorgte und die meisten Professuren über sogenannte Hausberufungen besetzte. Man nahm dabei in Kauf, den jeweiligen Grad der früheren politischen Verstrickung nicht entscheidend zu gewichten, da man hoffte, dass der natürliche Generationswechsel das Problem lösen werde“ (Alt 2021: 43). Allerdings: Damals beriefen weder die Hochschulleitungen (sondern die Ministerien), noch wurden die meisten Professuren aus der jeweiligen Hochschule heraus besetzt (in Mecklenburg-Vorpommern z.B., wo auf generelle Neuausschreibungen verzichtet worden war, hatte ein komplexes Überleitungsverfahren mit Überleitungskommissionen, die ausschließlich aus westdeutschen Wissenschaftlern bestanden, zur Entlassung von, je nach Fach, 70 bis 90 Prozent der vorhandenen Professor.innen geführt; vgl. Hecker 2023: 88, 91), noch wurden die politischen Verstrickungen ignoriert,¹¹ noch hatte damals jemand im Blick, wie die Altersstruktur des Personals aussah (die einzige diesbezügliche Berechnung – Deregoski/Scherer/Wardezki 1990 – war augenscheinlich unbekannt oder aber unbeachtet geblieben, denn das Thema blieb in den zeitgenössischen Debatten vollständig unerwähnt; demnach wären innerhalb des ersten Jahrfünfts nach der Vereinigung 30 Prozent und innerhalb des ersten Jahrzehnts 59 Prozent der 1990 vorhanden gewesenen Professoren und Dozentinnen verrentet worden).

mayr 2024). Tatsächlich stammt dies aber aus der Paraphrasierung eines DDR-Diskurses (vgl. Pasternack 2021: 208).

¹¹ s.o. C. 3.3. Integritätsüberprüfungen

Schließlich lässt sich ein letztes anschauliches Beispiel nennen, an dem sich zeigt, wie die einmal etablierte dominante Deutung des Wissenschaftsumbaus kontiniert wird – oder anders gesagt: wie sich Umbaubeteiligte und -beobachter nun ebenso störrisch einer Korrektur aufgrund neuer Einsichten verweigern, wie das umgekehrt Ostdeutschen gern in Bezug auf die DDR zum Vorwurf gemacht wurde. Das Beispiel ist eine Kommentierung des Romans „Verwirrnis“ von Christoph Hein (2018) durch den – das ist hier bedeutsam – ursprünglich Bremer, dann Leipziger Literaturwissenschaftler Ludwig Stockinger (2019). Diese Kommentierung wäre besser nicht zum Druck befördert worden, wie sich zeigen lässt, aber da sie nun einmal vorliegt, kommt man auch beim besten Willen nicht daran vorbei. Zunächst sei der Roman vorgestellt, damit verständlich wird, worum es geht (1), dann die Kommentierung Stockingers (2), und schließlich lässt sich Einordnungsrelevantes zu seiner Person mitteilen (3).

(1) Der Roman „Verwirrnis“ bilanziert eine fiktive Lebensgeschichte über die gesamte Zeit der DDR und das nachfolgende Umbruchsjahrzehnt. Friedeward Ringeling, einst Assistent von Hans Mayer, hat sich 1965 habilitiert, gilt fortan als Leistungsträger der Leipziger Germanistik, muss aber bis 1980 auf eine Berufung zum Professor warten: Er ist kein SED-Mitglied. 1985 soll er – auch dies eine Romanfiktion – zum 75. Geburtstag von Hans Mayer auf dessen Wunsch hin in Wien die Laudatio halten. Daraufhin sucht ihn jemand auf, der angeblich vom DDR-Innenministerium kommt. Er habe beim Staatssekretär eine Reisegenehmigung erwirken können; das Ministerium verlange im Gegenzug lediglich einen Bericht über den Verlauf der Reise und die in Wien erfolgten Gespräche.

Ringeling ist empört über dieses Ansinnen. Dann wird der Ministeriumsmitarbeiter undeutlich-deutlicher: „Sehr verehrter Herr Professor Ringeling, wir müssen uns nichts vormachen. Wir sind gut über Sie unterrichtet, und ich versichere Ihnen, wir haben tiefstes Verständnis für sie. Mehr noch, wir sind Ihnen gerne dabei behilflich, Ihre kleine, nun sagen wir, *Besonderheit* weiterhin in einen Mantel des Schweigens gehüllt zu lassen.“ Die „Besonderheit“ ist Ringelings Homosexualität. Er fährt nach Wien. Anschließend überträgt er das offizielle Tagungsprogramm samt Uhrzeiten und den angegebenen Pausen auf seinen Kopfbogen, schreibt „Reisebericht“ darüber und unterzeichnet. Bei der Übergabe des „Berichts“ an den Ministeriumsmitarbeiter sagt dieser, gut, wir brauchten einen Bericht, und wir haben ihn bekommen. „Danke für Ihre Bereitschaft. Ich hoffe auf eine weitere gute Zusammenarbeit.“ Ringeling: „Leben Sie wohl und behelligen Sie mich nicht weiter.“ Letzteres tritt dann auch tatsächlich ein, die Sache scheint erledigt. (Hein 2018: 273, 278f.)

1993 erreicht ein Schreiben der sächsischen Landesregierung die Universitätsleitung: Man habe beim Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen ein Dokument gefunden, dass die Zusammenarbeit von Herrn Professor

Ringeling mit dem MfS zweifelsfrei belege. Er werde daher als Inoffizieller Mitarbeiter eingestuft. Da er wahrheitswidrig in Fragebögen das Gegenteil angegeben habe, müsse er entlassen werden. Als „Beweis“ liegt eine Kopie von Ringelings „Reisebericht“ bei, darauf eine handschriftliche Bemerkung, dass der Führungsoffizier von einer weiteren Kontaktaufnahme mit dem Professor abrate. Nachdem Ringeling die Sache hatte richtigstellen können, zeigt sich der Wissenschaftsminister aufgeschlossen. Er brauche nur eine schriftliche Darstellung des Vorgangs, zur Absicherung. Diese Darstellung werde er so gut wie möglich unter Verschluss halten. Der Universitätsrektor ordnet das Ganze im Gespräch mit Ringeling korrekt ein: Ja, der Minister habe versprochen, es keinem zu zeigen. Aber:

„wenn es für ihn eng werden sollte, wenn die Behörde gegen seinen Entscheid protestiert, wenn ein Journalist deinen Reisebericht in die Hand bekommt und aufjault oder einer dieser wildgewordenen Bürgerrechtler, dann wird er nicht eine Sekunde zögern und deinen Brief hervorholen, um sich zu rechtfertigen. Um zu beweisen, dass du nicht Täter, sondern Opfer bist. [...] Er wird deinen Brief der Öffentlichkeit vorlegen, um seinen Posten zu retten, seinen Hals.“ (Ebd.: 295f.)

„Des allen müd bin ich gegangen. Friedewald Ringeling. Leipzig, am 18. Juni 1993, 22:30“ (ebd.: 299). Dieser Brief findet sich auf seinem Schreibtisch, bevor sein Leichnam zur gerichtsmedizinischen Untersuchung abtransportiert wird. Die tragische Pointe dieser Handlung ist, wodurch und wann der entscheidende und finale biografische Schlag erfolgt: nicht durch die vom Protagonisten erduldeten DDR, sondern im Zuge der politischen Usancen, nach denen die Umgestaltung der sächsischen Hochschulen in den 90er Jahren erfolgte.

(2) Ludwig Stockinger war 1994 auf die Professur für Neuere Deutsche Literatur der Universität Leipzig gelangt. Nach seiner Pensionierung 2011 schrieb er einen Erfahrungsbericht zu diesen Leipziger Jahren, der fortlaufende Bemühungen und gescheiterte Bemühungen dokumentiert, sich auf das neue Umfeld einzulassen. Da nun Hein die Handlung von „Verwirrnis“ am Germanistischen Institut der Universität Leipzig angesiedelt hatte, bleibt der Roman nicht unerwähnt. Das Faszinierende ist der Tenor dieser Erwähnung: In diesem ist die in den 90er Jahren erzeugte Stimmung – die, erzählerisch plausibel, zu Ringelings Suizid führte – konserviert. Stockinger weiß über Heins Buch folgendes zu sagen (Stockinger 2019: 109), was jeweils sogleich wiederum kommentiert sei, damit der Faden bei so viel Richtigstellungsbedarf nicht verloren geht:

■ Stockinger: „Verwirrnis“ handele von einem Germanistikprofessor namens Ringeling, der „wegen seiner Homosexualität von der Staatssicherheit zur Mitarbeit als IM gezwungen wird“. Kommentierung: Tatsächlich hatte sich Ringeling einer MfS-Mitarbeit entzogen und die ihm abverlangte Verpflichtungserklärung nicht unterschrieben. Nebenbei liegt mit Stockingers

Satz eine prädikatenlogische Havarie vor: Ringeling sollte als IM nicht *wegen* seiner Homosexualität gewonnen werden, sondern um Informationen über Auslandsreisen zu liefern. Seine Homosexualität war das *Mittel* des Anwerbungsversuchs, indem ihm angedroht wurde, diese ggf. öffentlich werden zu lassen. Richtig gewesen wäre also: „Unter Ausnutzung seiner Homosexualität ...“.

■ Stockinger: „Im Zusammenhang mit den ... Überprüfungen nach der ‚Wende‘ wird er enttarnt“. Kommentierung: Tatsächlich konnte Ringeling nicht enttarnt werden, da er sich nicht hatte verpflichten lassen. Stattdessen wurde er fälschlicherweise einer IM-Tätigkeit beschuldigt, weil man bei der Gauck-Behörde damals noch nicht die Hermeneutik des MfS-Aktenlesens beherrschte (was sie freilich nicht davon abhielt, „gründliche Prüfung“ der Einzelfälle zu behaupten, wie es der Wissenschaftsminister dann zunächst auch weitergab – im Roman wie im Leben; zu den behördlichen Verstehensfertigkeiten dieser Zeit siehe Pasternack 1998).

■ Stockinger: Ringeling „verliert seine Stelle“. Kommentierung: Tatsächlich war ihm angekündigt worden, dass er seine Stelle verlieren werde, wenn er die Erpressung durch das MfS nicht detailliert schriftlich darstelle, was zugleich bedeutet hätte: seine Homosexualität potenziell durch den Wissenschaftsminister öffentlich verwertbar mache.

■ Stockinger: Hein suggeriere den Eindruck, „als habe es in der Zeit der ‚Wende‘ tatsächlich in der Sektion Germanistik den Selbstmord eines Professors gegeben“. Kommentierung: Tatsächlich hieß die „Sektion“ zum besagten Zeitpunkt bereits wieder Institut für Germanistik. Tatsächlich hat es an der Universität Leipzig zumindest den Freitod eines Biologieprofessors gegeben (vgl. Abbott 1995) sowie andernorts weitere (vgl. Hecht 2002: 144; Behling 2014), und im übrigen hat Hein keine Dokumentation, sondern einen Roman geschrieben.

Soweit die notwendigen 33 Zeilen, um 17 Zeilen aus Ludwig Stockingers Erfahrungsbericht zu reparieren. Nun wird man unterstellen dürfen, dass ein Literaturprofessor über die Fähigkeit präzisen Textverständnisses verfügt. Daher ist wohl zu Stockingers Gunsten anzunehmen, dass er hier Meinungsfreude entfaltete, die lediglich auf Diagonallektüre basierte. Auch wenn diese Lektüretechnik dem Textverständnis im Wege stand, so doch nicht dem selbstbewussten Referieren des falsch Verstandenen. Schließlich schrieb Stockinger noch, „Verwirrnis“ sei „das authentische Dokument einer in bestimmten Gruppen verbreiteten Deutung der Geschichte des Endes der DDR und des Bedeutungsverlustes ihrer intellektuellen Eliten“ (Stockinger 2019: 109). Er scheint über Christoph Hein, bevor er nach immerhin 25 Jahren in Leipzig über ihn schrieb, weder informiert gewesen zu sein noch sich kundig gemacht zu haben.¹²

¹² Das korrespondiert einerseits mit einer Beobachtung, die Hein selbst bereits 1986 mitgeteilt hat: „In den nichtdeutschsprachigen Ländern, in denen Bücher und Stücke von mir

(3) Um nun auch noch das letztere, für einen Literaturwissenschaftler ungewöhnliche Versäumnis zu verstehen, kann es hilfreich sein, sich zu vergegenwärtigen, wer da Bedeutungsgewinn als Teil einer neuen intellektuellen Elite erfahren hatte: Die Leipziger Berufung war Stockingers „letzte Chance“, und sie erfolgte auf Basis einer Publikationsliste, die „vergleichsweise schmal“ war, wobei die Habilitationsschrift darin fehlte, da Stockinger selbst sie „für so verunglückt“ hielt, dass er sie lieber nicht publizierte (ebd.: 16, 19).

Dass sich für diese Informationen dankenswerterweise auf Selbstauskünfte zurückgreifen lässt, versöhnt ein wenig mit dem Ressentiment, das sich bei Stockinger anlässlich des „Verwirnis“-Buches Bahn gebrochen hatte. Denn derart ließ sich hier – ohne nur auf Hörensagen von Zeitzeugen¹³ zurückgreifen zu müssen – am konkreten Beispiel ein gewichtiger Aspekt der Hochschultransformation plausibilisieren. Das allgemeine Bild, in das Berufungen wie die Ludwig Stockingers eingeordnet waren, lässt sich auch noch mit einer pikanten Information vervollständigen: Die seit 1990 bundesweit *erste* Professurbesetzung mit einer Person ostdeutscher Herkunft, die es im sehr großen Fach der Germanistischen Literaturwissenschaft gab, erfolgte 2010. Ein aus Westdeutschland stammender Romanistik-Professor kommentierte das damals abgründig-ironisch: „Für den Ossi gibt’s nur eine W2 – im Osten.“ (Oschmann 2024: 284)

veröffentlicht wurden, reagierte die Kritik verschieden, aber stets reagierte sie auf meine Literatur. In Westdeutschland rezensierte ein großer Teil der professionellen Kritik nicht meine Arbeiten, man besprach meine politische Haltung bzw. das, was man als mein politisches Credo auszumachen glaubte.“ Andererseits war das wiederum wenigstens halbwegs informierter als bei Stockinger: „Ich habe Rezensionen erhalten, in denen tatsächlich auf einer halben Zeitungsseite nicht mehr mitgeteilt wird, als daß ich ein mutiger und kritischer Mann bin.“ (Hein 1987 [1986]: 133)

¹³ „Nicht zuletzt aufgrund des großen Zeitdrucks“, so der seinerzeit zuständige Referatsleiter im Wissenschaftsrat Wilhelm Krull (1994: 215), „ist es nur teilweise gelungen, den internationalen Standards entsprechende Berufungsverfahren durchzuführen.“ Vergleichbar s.a. Schluchter (1993: 13), Simon (1995: 39), Gebhard Rusch in Jung (1995) oder Elsenhans/Lange (2004: 171).

3. Einige Zeit später: neuerfundene Elemente des DDR-Hochschulsystems

Anfangs, 1990/91, war mitunter gefragt worden, ob und wie sich die einmalige Situation der Zusammenführung zweier Wissenschaftssysteme produktiv zum beiderseitigen Vorteil nutzen lasse: Gebe es Aspekte des DDR-Hochschulwesens, die eine gesamtdeutsche Bereicherung sein könnten, da auch die westdeutschen Hochschulen seinerzeit als dringend reformbedürftig galten? Die Debatten über die akute Reformbedürftigkeit des westdeutschen Hochschulsystems versandeten zunächst. Es folgte erst einmal die Anpassung an das vermeintlich Bewährte, also: „Wie im Westen so auf Erden“ (Simon 1991).

Wesentlich dafür waren der erzeugte Zeitdruck, der Umstand, dass die DDR-Hochschulen sehr schnell als Struktur insgesamt als diskreditiert galten, die Haushaltsprobleme der ostdeutschen Länder, welche kostenträchtigen Spezifika entgegenstanden, die dominante Besetzung der Entscheidungspositionen in Hochschulpolitik und Hochschulen durch zugereistes Personal, das keine Kenntnis von den DDR-Hochschulen hatte, und die geringe Durchsetzungsfähigkeit, z.T. auch -willigkeit der ostdeutschen Erneuerergruppen, die vor allem „Deutschlandkompatibilität“ herstellen wollten. Insbesondere, so Mitchell G. Ash, die „Verbindung von forciertem Strukturwandel und Finanzdruck wirkte sich vielfach innovationshemmend aus. Auch in nicht abgewickelten Fächern setzte man bei der Neugestaltung der Studiengänge und der Denomination der Professuren auf vermeintlich Bewährtes aus dem Westen und vergab damit die Chance, positive Aspekte von DDR-Studiengängen und andere Innovationsvorschläge aufzugreifen“ (Ash 2024: 28).

Zwar hatte das BMBW von 1991 bis 1996 eine Forschungsgruppe finanziert, die aus ostdeutschen Expert.innen bestand und unter anderem entsprechende Erfahrungen sichern sollte. Doch sah sich diese einem Dilemma gegenüber, wie ein Beobachter bezeugt, der aus Erfahrungen naher Distanz schöpfte (er war Vorsitzender des Beirats der Forschungsgruppe): „Die wissenschaftliche Arbeit der Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karls horst saß – jenseits der ‚Wahrheit‘ – in einer Falle: Das Akzeptieren des westlichen Modells machte die Arbeit der Gruppe obsolet, der Hinweis auf gewisse Stärken des DDR-Systems dagegen machte ihre Arbeit – für manche Westler wie für ‚prinzipienlose Wendehälse‘ im Osten – supekt. Der Wunsch, eine vorurteilsfreie Suche nach dem Optimum antreten zu können, war immer überschattet von dem Gedanken, daß man ohnehin damit rechnen müsse, mißverstanden zu werden.“ (Teichler 2000: 19)

Ab dem Ende der 90er Jahre wurden dann aber gesamtdeutsche Hochschulreformentwicklungen initiiert, die nichts mit der Transformation im Osten

zu tun hatten, sich jedoch so mit den Transformationswirkungen überlagerten, dass sie zumindest zum Vergleich herausfordern. Das waren zunächst Governance-Reformen, die das Konzept des New Public Management zu adaptieren suchten (vgl. Pasternack 2014: 33–40, 69–90, 103–113), und dann die große Studienstruktureform unter dem Namen Bologna-Prozess (vgl. Pasternack 2014a). Dabei nun war auffällig, dass man sich in den so ausgelösten Reformentwicklungen einer erstaunlich langen Reihe von Merkmalen der DDR-Hochschulen wiederbegegnete, allerdings ohne Bezugnahmen auf die DDR, sondern als vermeintliche Neuerfindungen. Das betraf darüber hinaus auch einige Veränderungen, die andere als hochschulreformerische Gründe hatten. Ob es sich dabei jeweils um Gewinne oder Verluste handelt, liegt im Auge des Betrachters.

Solche Neuerungen betrafen zunächst allgemeine Strukturen und Orientierungen:

- Profilierung ist ein Schlagwort der bundesdeutschen Hochschulreform seit Ende der 90er Jahre. Es bezeichnet die Konzentration auf vorhandene oder zu entwickelnde Schwerpunkte – und das gleichzeitige Vermeiden einer Verzettlung in zu vielen Feldern. Wie auch einige andere ambivalent zu bewertende Reformmaßnahmen erinnert dies an das DDR-Hochschulwesen, und unabhängig davon, für wie sinnvoll man manchen damaligen und späteren Profilierungsexzess halten mag: Auffällig ist, dass wenige Jahre zuvor die durchprofilierten Spezialhochschulen des überkommenen DDR-Hochschulwesens als „überspezialisiert“ entprofiliert worden waren.
- Forschungsplanung wird häufig für ein Thema gehalten, das ganz und gar DDR- oder sozialismustypisch gewesen sei. In der Tat genoss es in der zugespitzten Planungsrationale der DDR einen besonderen Stellenwert. Indes war und ist Forschungsplanung ebenso in Wissenschaftssystemen anzutreffen, die eigentlich dem Mythos der fortwährenden disruptiven Innovation anhängen. Die Exzellenzinitiative, 2006 gestartet, brachte deren Wiedergeburt unter den Namen „Forschungsstrategie“ oder „Exzellenzkonzept“. Aber auch die Planungsrealität legt Ähnlichkeiten zwischen der DDR und den heutigen Üblichkeiten nahe: „Wollte man den Papieren trauen, waren wissenschaftliche Weltrekorde abzuhakende Alltäglichkeiten“, ironisierte Helga Königsdorf (1988: 9f.) für die DDR, was Jürgen Kaube für die Exzellenzinitiative sarkastisch als „Wettbewerb im Antrageschreiben“ mit einem „Zwang zum institutionalisierten Backenaufblasen“ markierte (Kaube 2007; 2007a).
- 1990/91 hatte man mehrere an ostdeutschen Hochschulen existierende Arbeitsgruppen der soziologischen Studentenforschung „mangels Bedarf“ aufgelöst. Sie erfüllten zuvor der Sache nach Aufgaben einer *institutional research*, d.h. einer systematisch-forschenden Selbsterkundung der Hochschulen mit dem Ziel, Studiengänge und -abläufe wissensge-

stützt zu optimieren (vgl. Rochlitz 1999; Starke 1999; Volprich 1999). 15 Jahre später wurden dann an allen deutschen Hochschulen Qualitätsmanagement-Einheiten mit ähnlichen Aufgaben aufgebaut, als Innovationen gefeiert und mit beträchtlichen Fördermitteln ermöglicht.

- An der Humboldt-Universität hatte es die Sektion Wissenschaftstheorie und -organisation (WTO) gegeben, die einen Studiengang „Wissenschaftsorganisation“ betrieb (vgl. Fuchs-Kittowski et al. 2010). Nachdem die Sektion „mangels Bedarf“ aufgelöst worden war, setzten in den 2000er Jahren aufgrund Bedarfs Gründungen vergleichbarer Studiengänge – für Wissenschaftsforschung, Hochschulmanagement, Wissenschaftskommunikation u.ä. – wieder ein, unter anderem an der HU.
- Auch im außeruniversitären Bereich wird man fündig: Die Leibniz-Gemeinschaft ähnelt heute verblüffend der DDR-Akademie der Wissenschaften, die 1990 als Forschungskombinat mit unklarer Struktur galt. Ähnlich wie die AdW bemüht sich die Leibniz-Gemeinschaft, ihre innere Heterogenität durch fünf thematische Sektionen zu bändigen. Hier lässt sich als Pointe notieren, dass eine Struktur entstand, die der abgewiesenen Lösung – Fortführung der AdW – nicht unähnlich ist, dies nun aber hälftig finanziert durch die Gemeinschaft aller Länder.

Seit den 2000er Jahren gab es auch personalbezogene Reformen:

- In den gesetzlich neu eingeführten (wenngleich wenig genutzten) Personalkategorien wie Lecturer, Dozentin oder Lehrprofessur kann man den DDR-Lehrer im Hochschuldienst (LHD) wiederentdecken. Die LHDs leisteten vor allem standardisierte Lehre, deren Inhalte so unabdingbar wie meist über viele Jahre stabil waren, etwa in der Fremdsprachen- oder Ingenieurausbildung.
- Die seit einiger Zeit bestehenden Bemühungen, hochschuldidaktische Zertifikate als Teil der Postdoc-Qualifizierung durchzusetzen, können daran erinnern, dass in der DDR eine hochschulpädagogische Qualifizierung Voraussetzung für die Lehrberechtigung war (vgl. Keil/Pasternack 2010).
- Ein recht häufiges Phänomen in der DDR waren Ehepaare, die als Wissenschaftler.innen an derselben Einrichtung tätig waren (was auch in nichtwissenschaftlichen Betrieben vergleichsweise oft vorkam). Als 1990 Berater, dann Stellenbesetzer aus der ehemaligen Bundesrepublik eintrafen, beäugten sie dieses Phänomen misstrauisch: vermutlich wohl Nepotismus, wie er überall vorkomme, wo die Vormoderne noch nicht vollständig überwunden sei. Inzwischen ist das, was damit bereits realisiert worden war, wissenschaftspolitische Leitlinie, der sich keine Einrichtung mehr entziehen kann: Dual Career.
- In der DDR produzierten Texten hätte man entnehmen können, warum die leistungsorientierten Komponenten der W-Besoldung, die 15 Jahre nach dem Ende der DDR eingeführt wurden, kaum funktionieren wür-

den. Immerhin pflegte die DDR ein ausgeprägtes Leistungsprämiensystem, genannt „der materielle Hebel“. Es wird vor allem als Feilschen geschildert, um keinesfalls benachteiligt zu werden. Im Ergebnis blieben die Differenzen zwischen den Begünstigungen von symbolischer Größenordnung. (Vgl. Blankenburg 1988: 23–30 und Helm 2007: 46f.)

Die Bologna-Studienreform brachte in ihrer formalistischen deutschen Umsetzung (vgl. Pasternack 2014a) einige allgemeine Neuerungen in den Studienprogramm-Gestaltungen:

- Die Einführung der Bachelor-Stufe erzeugte im Zusammenhang mit der Modularisierung und der lebensfremd-rigiden Leistungspunkte-Bewertung eine Verschulung im Sinne kanonisierter Wissensvermittlung (vgl. z.B. Kühl 2012). Das erinnert an die Kritik, die an den DDR-Studiengangsgestaltungen mit zentral vorgegebenen Studienplänen und geringen Wahlfreiheiten geübt worden war.
- Die Bologna-Anforderung, jedes Modul solle mit einem Leistungsnachweis abgeschlossen werden, wurde in Deutschland gründlich missverstanden als „Jede Lehrveranstaltung endet mit einer Prüfung“. Infolgedessen wurde die allsemestrige Prüfungsdichte der DDR-Studiengänge wieder erreicht und teils überboten.
- In der Ursprungserklärung des Bologna-Prozesses von 1999 war beiläufig erwähnt worden, dass Hochschulbildung auch zu „employability“ im Sinne von Beschäftigungsfähigkeit führen solle, und die erste Abschlussstufe wurde als „relevant to the European labour market“ definiert (Bologna Declaration 1999: 2). In Deutschland fand sich das zu einem vermeintlichen Bologna-Sachzwang erhoben. Es gäbe nun eine Verpflichtung zur berufsbefähigenden Gestaltung der Bachelor-Studiengänge. Das wirkt wie aus den Zieldefinitionen für DDR-Studiengänge abgeschrieben.
- Eine intensive fachliche Studierendenbetreuung, ein höherer Stellenwert der Lehre und der Regelstudienzeit-Einhaltung sind (bislang uneingelöste) Hochschulre formanliegen bereits seit Mitte der 90er Jahre (zeitgleich wurden die an den ostdeutschen Hochschulen noch bestehenden personellen Voraussetzungen für die Umsetzung dieser Anliegen durch Budgetkürzungen abgeschafft). Inzwischen wird, eine Folge der Bologna-Reform, das Lernen in kleineren Gruppen zumindest in vielen Master-Programmen realisiert.

Zwei strukturelle Neuorientierungen mit DDR-Anklängen sind außerhalb der Regelstudiengänge zu entdecken:

- Ein Echo des in der DDR flächendeckend angebotenen Fernstudiums könnte man in den Bemühungen entdecken, an den Hochschulen berufsbegleitende Weiterbildungsprogramme zu etablieren, die mit regulären Studienabschlüssen enden.

- Das 1990 zunächst ersatzlos gestrichene DDR-Forschungsstudium wurde seit den 2000er Jahren in Gestalt strukturierter Doktorandenausbildung neu erfunden.

Unabhängig von der Bologna-Reform lassen sich einige konkrete Studienprogramm-Gestaltungen finden, die Erinnerungen an die DDR-Hochschule wecken können:

- In den Lehramtsstudiengängen wurden nach langen Diskussionen über die Art und Weise der Theorie-Praxis-Verflechtung seit den 2000er Jahren Praxissemester eingeführt, wenn auch meist erst im Masterstudium. In der DDR hatten alle pädagogischen Studierendenjahrgänge von Studienbeginn an jeweils eine Partnerschule, in der sich die Kandidatinnen und Kandidaten regelmäßig studienbegleitend erproben konnten und damit Kontakt zu ihrem künftigen Berufsfeld aufnahmen.
- Ebenfalls in der Lehrerbildung wird heute Sprecherziehung und Stimm-bildung eingeführt. In der DDR war dies bereits Standardbestandteil des Curriculums.
- In den Hochschulausbildungen für Malerei und Grafik war in der DDR das realistische und gegenständliche Paradigma vorherrschend, wenn auch nicht alleinig existent. Das verband sich mit einer sehr soliden handwerklichen Ausbildung. An der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig z.B. hat man dann, nach 1990, etwas ähnliches unternommen wie an der Hochschule für Architektur und Bauwesen, später Bauhaus-Uni in Weimar: mehr auf Medien setzen, Medientheorie, Medienpraxis, Verbreiterung des Kunstbegriffs usw. Es wurden entsprechende Professuren geschaffen, denn Medienaspekte in künstlerischen Ausbildungen galten als innovativ. In den nächsten Jahren allerdings kam in der Malerei wie auch in der Fotografie die realistische Schule erneut zum Zuge, und nun wurde auch wieder das Traditionelle des Leipziger Kunststudiums hervorgehoben. Zuvor hatte der Wissenschaftsrat (1992d: 9) festgehalten, dass die DDR-Studiengänge der bildenden Künste „in ihrem künstlerischen Entwicklungsstand vielfach stehengeblieben waren und in ihrer Isolierung den Anschluß an die künstlerische Entwicklung verloren hatten“. Anhand dieses Beispiels lässt sich nach innovierenden Wirkungen des Hochschulumbaus fragen: War es eine Innovation, dass sich am Ende etwas Traditionelles durchgesetzt hat? Oder war der Innovationsversuch, die Leipziger Kunstausbildung medienorientiert aufzurüsten, vielleicht etwas abwegig für diesen Ort? Jedenfalls ist die handwerkliche Orientierung der bildkünstlerischen Hochschulausbildungen, wie sie in der DDR prägend war und nach 1990 als konservativ geschmäht wurde, zurückgekehrt, da Ausstellungsbetrieb und Kunstmarkt hier deutliche Umwertungen vorgenommen haben.
- Hinsichtlich der praktischen Orientierung des Medizinstudiums, insbesondere in der vorklinischen Phase, ähnelt das, was von den Reformstu-

diengängen seit den 2000er Jahren verallgemeinert wurde (vgl. Bendorf/Rohland/Schagen 2001; Elsenhans 2015), stark den DDR-Üblichkeiten.

Diese Listen vermögen, invertiert gelesen, erstens etwas dazu zu sagen, was das DDR-Hochschulwesen bei aller Politisierung auch war: ein Versuch, in mancher Hinsicht auf rationale Weise und unter erheblichem Einsatz engagierter Beteiligter die Hochschulen schrittweise zu modernisieren. Zweitens geben die Listen Hinweise für die Beantwortung der Frage, wie sachgerecht die weitgehend umstandslose Anpassung der ostdeutschen Hochschulen an die anfangs der 90er Jahre zum Importschlager erklärten westdeutschen Üblichkeiten war. Betrachtet man die auch enthaltenen offensichtlichen Unsinnigkeiten, so illustrieren sie drittens, dass eines vielleicht doch nicht so klug war: völlig darauf zu verzichten, das auszuwerten, was schon in der DDR nicht richtig funktioniert hatte. So dokumentiert der Umstand, dass diese Wiedererfindungen in der Wahrnehmung ihrer Erfinder Neuerfindungen waren, vor allem eines: Lernchancen, die sich aus dem Vorliegen der DDR-Erfahrungen hätten ergeben können, sind weder in positiver noch negativer Hinsicht genutzt worden.

4. Fazit und Diskussion

Die retrospektive Betrachtung des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus nach 1989 leidet typischerweise unter der formalen Inkompatibilität zweier Perspektiven: Die eine erinnert zu viel, die andere zu wenig. Die eine löst sich nicht von den Details, und damit finden sich viele Anlässe, um anhaltend empört zu sein – wahlweise über die Schonungslosigkeit des Aufräumens oder über die Nachsicht mit alten Kadern. Die andere Perspektive löst sich zu sehr von den Details, konzentriert sich auf große Entwicklungslinien, und damit lässt sich in den Vorgängen nur eine Normalisierungsgeschichte entdecken: Am Ende sei doch alles gut geworden. Die Kunst der angemessenen Beurteilung bestünde darin, eine mittlere Perspektive zu entwickeln: hinreichend nahe am Realgeschehen, um die problematischen Aspekte nicht zu übersehen, und hinreichend vom Realgeschehen distanziert, um die Entwicklungslinien der Prozesse in ihren Ambivalenzen erkennen zu können. Eine solche mittlere Perspektive dürfte zudem am ehesten geeignet sein, um nicht nur den Ablauf des Wissenschaftsumbaus zu erklären, sondern auch seine Ergebnisse. Dies ist hier unternommen worden.

Dabei zerlegte die Darstellung den Gegenstand in seine vier Dimensionen. So sehr diese Differenzierung die Optik zu schärfen vermag, so wenig ist dabei eine klinische Reinheit der Abgrenzungen möglich: Die Strukturveränderungen hatten reduzierende Auswirkungen auf den Umfang des Personals und gingen einher mit einer West-Ost-Durchmischung der neuen Belegschaften. Letzteres führte zu Kollisionen zwischen zwei akademischen Kulturen, die dem Ost-Personal teils erhebliche Adaptionsleistungen abverlangten, da dessen kulturelles Kapitel entwertet war, teils es zusätzlich marginalisierten. Die kulturellen Aspekte waren aber auch bedeutsam dafür, ob und wie die Wissenschaftseinrichtungen zur Instanz der Herausbildung ostdeutscher Funktionseliten wurden, und welche regionale Akzeptanz vor allem die Hochschulen zu gewinnen vermochten, obwohl ihre öffentlichkeitswirksamen Rollen sehr häufig mit erkennbar Zugereisten besetzt waren. Die inhaltlichen Veränderungen – vor allem die Pluralisierung des Forschungs- und Lehrbetriebs – waren an die strukturellen und personellen gekoppelt: Sie ergaben sich nicht nur aus dem Wechsel des Gesellschaftssystems, sondern auch aus den transferierten Strukturen mit den damit einhergehenden neuen Schwerpunktsetzungen, Organisations- und Förderlogiken wie aus den nun dominierenden Trägergruppen des wissenschaftlichen Mainstreams und deren Relevanzkriterien.

Einige Mythen hatten im Laufe der Darstellungen dekonstruiert werden können. Ein solcher Mythos ist, dass die Vereinigung dem Osten die Wissenschaftsfreiheit beschert habe. Hier wird vergessen, dass es ein Jahr zuvor eine friedliche Revolution und im letzten Jahr der DDR an deren Hoch-

schulen und Forschungsinstituten bereits selbstinitiierte Veränderungen gegeben hatte: Auflösung der SED- und FDJ-Strukturen, Entsorgung ideologischer und (para-)militärischer Studienanteile, Wiederherstellung der studentischen Selbstverwaltung, Wahl von Gremien der akademischen Selbstverwaltung, Aufhebung von Kommunikationsbeschränkungen, Herstellung des freien Studienzugangs.

Ein anderer Mythos hatte sich in dem Begriff „Wüste“ verdichtet. Er wurde (und wird bis heute) Hans F. Zacher, Jurist und 1990–1996 MPG-Präsident, als Aussage zugeschrieben, die DDR-Wissenschaft sei eine Wüste. Das stimmt so nicht ganz. Zwar hatte Zacher den Begriff tatsächlich gebraucht, aber damit nach Reimar Lüst (2015: 18) den Zustand der juristischen Wissenschaft, nach Mitchell G. Ash (2022: 136) „einen Teil der Sozial- und Geisteswissenschaften“ beschrieben. Die F.A.Z. veröffentlichte jedoch am 21.6. 1990 eine kurze AP-Meldung darüber, die nahelegte, dass die Metapher als Aussage über die gesamte DDR-Wissenschaft gemeint gewesen sei („Wüste“ 1990). Indem dieser Meldung die redaktionelle Überschrift „Wüste“ verpasst wurde, entwickelte der Begriff ein Eigenleben. Zwar berichtete wiederum die F.A.Z. ein Jahr später von zwischenzeitlich – durch die Evaluationen des Wissenschaftsrates – entdeckten „Oasen“ (Seibt 1991). Doch auch diese Metapher verblieb im nun bereits diskursiv etablierten Bewertungsrahmen: Oasen sind Vegetationsflecken in einer Wüste.

Unabhängig vom Ausgangspunkt der Begriffskarriere wurde „Wüste“ jedenfalls ein geflügeltes Wort, dabei gelegentlich, aber nicht immer auf die Geistes- und Sozialwissenschaften eingeschränkt. Doch auch mit dieser Einschränkung ist der Begriff unter die handlungsleitenden Mythen des Wissenschaftsumbaus zu rubrizieren. Denn wie sich herausstellte, waren die „Oasen“ großflächiger als ursprünglich angenommen. Jenseits der reinen ML-Forschung und der Wald-und-Wiesen-Forschung, wie sie in allen Wissenschaftssystemen anzutreffen ist, zeigte sich das an den Hochschulen in vergleichsweise zahlreichen (Wieder-)Berufungen in den Sprachwissenschaften, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, den Geschichtswissenschaften bis zur Frühen Neuzeit und den nichtgermanistischen Literaturwissenschaften. Die Gründung der Geisteswissenschaftlichen Zentren und die Übernahmen von positiv evaluierten Geisteswissenschaftler:innen ins Wissenschaftler-Integrations-Programm dokumentierten auch im Akademieberreich das Vorhandensein von mehr „Oasen“ als ursprünglich angenommen. Und selbst im Bereich der AdW-Sozialwissenschaften empfahl die mit diesen befasste Wissenschaftsrats-Arbeitsgruppe ein Drittel der Wissenschaftler:innen „zur Weiterführung“, wie es etwas technokratisch hieß (Kaase 1995: 330).

Für die ab Mitte 1990 ins Auge gefasste strukturelle Neugestaltung der Wissenschaft in den ostdeutschen Regionen hatte es prinzipiell drei Optionen gegeben:

- die Übertragung der westdeutschen Struktur nach Ostdeutschland, unterfüttert mit Personentransfer und sich daraus erhofften inhaltlichen Veränderungen in den ostdeutschen Einrichtungen;
- die Gunst der Stunde nutzend, eine sachlichen Gesichtspunkten folgende, die Großinnovation anzielende und dabei ost- und westdeutsche Elemente integrierende gesamtdeutsche Neugestaltung;
- eine isolierte, auf das ostdeutsche Siedlungsgebiet beschränkt bleibende Strukturinnovation, die Westliches und Östliches optimierend verbindet.

Für die Umsetzung der eingriffstiefsten zweiten Variante, die gesamtdeutsche Neugestaltung, fehlten zentrale Voraussetzungen. Am Ende ist strukturell weitgehend Normalität hergestellt worden, d.h. es dominierte Variante 1, der Struktur- und Personaltransfer. Dieser wurde stellenweise durch einige Elemente der Variante 3, also ostisolierter Strukturinnovationen, ornamentiert. Die Innovationen waren dabei nicht nur überschaubar, sondern alle von temporärer Art. Sie wurden meist auch so von Beginn an beschrieben – denkt man etwa an die MPG-Arbeitsgruppen und -Forschungsschwerpunkte, die an Universitäten eingerichtet worden waren, oder die KSPW. Die Geisteswissenschaftlichen Zentren wurden letztlich zu Leibniz-Instituten. Strukturweiternde Folgen der Vereinigung waren allein die Bildung der Leibniz-Gemeinschaft als vierter Säule der öffentlich finanzierten außeruniversitären Forschung (die allerdings aus nichtintendierten Eigendynamiken innerhalb der Blauen Liste resultierte) und die Etablierung von vergleichsweise zahlreichen Wissenschaftsparks mit ihren integrierten Standortkonzepten (die eine aus dem Ausland importierte Idee waren).

Omnipräsent war in den 90er Jahren die Aussage, man habe keine Zeit. Es müssten möglichst schnell leistungsfähige Hochschulen und Forschungsinstitute entstehen. Nur so könnten die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass sich eine konkurrenzfähige Wissenschaft auch in Ostdeutschland entfalten könne. Dieses Zeit-Argument wischte alle anderen, die es zu relativieren versuchten, beiseite. Empirisch wurde das Argument der Dringlichkeit durch die nachfolgenden Entwicklungen allerdings erst einmal deutlich dementiert.

Kriterien für wissenschaftliche Leistungsfähigkeit sind nicht Effizienz, sondern das Maß des wissenschaftlichen Erfolgs, also Effektivität. Dafür stellt die Wissenschaftsforschung Methoden zur quantitativen und qualitativen Leistungsbewertung bereit, mit deren Hilfe sich über Surrogatindikatoren ein relational objektiviertes Qualitätsurteil gewinnen lässt. Hier hatte eine Sekundärauswertung von gesamtdeutschen und internationalen Leistungsvergleichen, in die insgesamt 66 verschiedene Indikatoren einbezogen waren, ergeben: 2005 war die Leistung der ostdeutschen Forschung (ohne Berlin) in den mit hoher Reputation belegten Sektoren – Universitäten und außeruniversitäre Forschung – weithin durchschnittlich bzw. unterdurch-

schnittlich (Pasternack 2007). Die ostdeutsche Wissenschaft stellte sich insofern nach ihrer radikalen Umgestaltung und einem knappen Jahrzehnt in halbwegs konsolidierten Strukturen als überwiegend leistungsgedämpft dar. Erst Ende der 2010er Jahre veränderte sich das Bild in Richtung Normalisierung, d.h. nach Ablauf des üblichen akademischen Generationswechselzeitraums, der immer schon nötig war, um grundlegende Veränderungen kulturell einsickern zu lassen. Voraussetzung dieser Normalisierung war mithin das Ausscheiden der 90er-Jahre-Berufungskohorte. Insofern hatte die Hochgeschwindigkeitstransformation im Blick auf *schnell* zu erreichende Leistungsfähigkeit nicht viel gebracht.

Unter Nutzung einer Unterscheidung von David Lockwood (1969 [1964]) lässt sich sagen, dass in den 90er Jahren eine – nicht zu vermeidende – Systemintegration der ostdeutschen Wissenschaft vollbracht wurde, die allerdings nur sehr beschränkt mit einer Sozialintegration einherging. In der Retrospektive auf die Vorgänge kann festgehalten werden:

- Der Umbau hatte sich als ein Anpassungsprozess an das normsetzende und strukturtransferierende westdeutsche Wissenschaftssystem vollzogen.
- Er war gestützt durch beträchtliche west-östliche Finanztransfers.
- Ebenso charakterisierte ihn eine Pluralisierung der Lehr- und Forschungsinhalte, insbesondere die Überwindung der inhaltlichen wie methodologischen Monokultur des Marxismus-Leninismus.
- Am stärksten konfliktbeladen waren alle personalbezogenen Vorgänge. Sie prägten auch die Erinnerungen der Beteiligten nach wie vor am deutlichsten.
- Der Vollzug war charakterisiert durch Schwächen der Problemdefinition, in ihrem Anspruchsniveau stark differierende Zielsetzungen, Delegitimierungsanstrengungen hinsichtlich der Ausgangsstruktur, asymmetrische Organisiertheit der konfligierenden Interessen, dadurch dominierender Einfluss klientelistischer (westdeutscher) Interessenstrukturen, schließlich einen unangemessenen Zeitrahmen, defizitäre Transformationsbewältigungskapazitäten des politischen Systems und alsbald einsetzende Sparzwänge in Deutschland insgesamt und in den neugebildeten ostdeutschen Ländern.
- Diese prozessbestimmenden Elemente bewirkten Neustrukturierungsvorgänge, die bürokratisch von Steuerungshavarien und demokratisch von Legitimitätsdefiziten geprägt waren.
- In ihren Ergebnissen führten sie zu einem nicht vollständigen, aber weitgehenden akademischen Elitenwechsel, zur Verwestlichung wie Vermännlichung des Personals, zu einer international unüblichen Relation von selbstständig und unselbstständig tätigem Personal (ein Viertel zu drei Vierteln, andere Hochschulsysteme bewegen sich bei einer etwa re-

ziproken Relation) sowie einem auch für Westdeutschland völlig neuen Verhältnis von befristeten und unbefristeten Stellen im wissenschaftlichen Mittelbau (an den westdeutschen Hochschulen lag dieses 1990 bei 50 : 50) und zu einer Struktur, die auch in ihren (beschränkten) Innovationen – als Förderung des Noch-nicht-Mehrheitsfähigen – allzu deutliche Konventionsverstöße eher mied.

- Ein spezifisches Ergebnis der Entwicklungen ist eine unzulängliche Präsenz ostdeutscher Sprecher und Sprecherinnen in den öffentlichen Debatten des vereinten Deutschlands. Sie besteht unter anderem deshalb, weil Ostdeutsche dort marginalisiert waren und sind, wo durch öffentliche Finanzierung das Nachdenken professionell betrieben werden kann und dessen Ergebnisse verstetigt in die öffentliche Meinungsbildung eingespeist werden: im Wissenschaftsbetrieb.

Hatte es bei all dem zunächst vornehmlich ostinterne Konfliktlinien gegeben, so wurden diese alsbald überlagert durch einen westdeutschen Transfer von Funktionseleiten in den Osten. Das galt nicht allein für die Wissenschaft, sondern für alle gesellschaftlichen Bereiche. In der Folge waren, wie Steffen Mau (2019: 15) schreibt, „Deklassierungs- und Entmündigungserfahrungen ... an der Tagesordnung, und dies zu einem Zeitpunkt, an dem man gerade zum ersten Mal die beglückende Erfahrung kollektiver Handlungsfähigkeit gemacht hatte“. Es galt allerdings für die Wissenschaft in besonders ausgeprägtem Maße. Wie sich das beschreiben ließ, hatten wir oben mit Wolfgang Kaschubas Felddtagebuch-Persiflage zitiert: „Fremde rücken in das Gebiet einer indigenen Stammeskultur vor, sie übernehmen dort die Schlüsselpositionen der Häuptlinge und Medizinmänner“ usw., ein klassischer interethnischer Kulturkonflikt, nur halt nicht in Papua-Neuguinea, sondern in Berlin, Unter den Linden (Kaschuba 1993).

Im Rückblick wird häufig gefragt, was den Durchmarsch der westdeutschen Strukturen und des westdeutschen Personals gerade im Wissenschaftsbereich so leicht und gründlich gemacht habe. Manche vermuten, dass sich ein antikommunistischer Furor Bahn gebrochen habe, der die Ideologieproduzenten und Karrieristen des DDR-Sozialismus vor allem in der Wissenschaft entdeckte. Andere dagegen meinen, der Umbau müsse doch zumindest dann als sehr zivil vonstatten gegangen bewertet werden, wenn man sich vorstelle, wie es im umgekehrten Falle insbesondere den westdeutschen Geistes- und Sozialwissenschaftler:innen ergangen wäre. Wieder andere sehen die Ursachen vor allem in der komfortablen personellen Ausstattung der DDR-Wissenschaft, die man auch beim besten Willen nicht habe aufrechterhalten können. Schließlich wird auf das Wirksamwerden der wissenschaftstypischen Konkurrenzstrukturen verwiesen, innerhalb derer die neu Hinzugekommenen die Spielregeln halt schlechter beherrscht hätten. Keine der vier Einschätzungen geht vollständig an den Tatsachen vorbei, und keine erklärt jeweils für sich genommen allein die Vorgänge.

Den antikommunistischen Furor hat es gegeben, aber er hätte nicht erfolgreich sein können, wenn seine Motive nicht auch empirisch unterfüttert gewesen wären – und damit überwiegend einleuchtete. Denn es gab in der DDR unter den Hochschullehrer:innen auch die Betonköpfe, denen Ideologie als Wissenschaft galt, die keine Scheu hatten, dem MfS über Kollegen und Studentinnen zu berichten, und die bereitwillig an jeder politischen Straffaktion mitwirkten, die von und in den Hochschulen verlangt wurde.

Moralische Entlastung konnte es in der Tat verschaffen, wenn man sich hypothetisch die umgekehrte Situation vorstellte. Gerhard Zwerenz – linker Schriftsteller mit Leipziger Philosophiestudium in den 50er Jahren und 1957 vor Drangsalierungen nach West-Berlin geflohen – thematisierte es so: „Angenommen, sagte Herr Z., nicht der Oststaat sei untergegangen, sondern der Weststaat müsse um Hilfe und Vereinigung nachsuchen, wie verführen die drüßigen Sieger dann mit uns Flüchtigen? Wie begegneten die drüßigen Staatswohldichter unsereinem? Das Modell lässt mich schaudern.“ (Zwerenz 1997: 34f.)

Welche Situation wäre zu erwarten gewesen, wenn z.B. im philosophischen Revier nicht die postmodernpoststrukturalistischneopragmatischsozialkonstruktivistischanalytischen Philosophien, sondern der Historische und Dialektische Materialismus übriggeblieben wäre? Angesichts der in Scharfrichter-Manier zu den Akten gegebenen Sortierungen der nicht-marxistisch-leninistischen Theorieproduktion nach deren jeweiligen kognitiven Verfehlungen, wie sie bis dato als steter Fluss aus den DDR-Gesellschaftswissenschaften gekommen waren: Hätte dann etwa ein Jürgen H. die Chance bekommen, nach seiner Evaluierung als „entwicklungsfähig“ am Lehrstuhl eines Hans St. (vormals Parteihochschule „Karl Marx“ in Berlin/DDR und nun in Frankfurt am Main auf der Eckprofessur für Historischen Materialismus) eine auf drei Jahre befristete Oberassistenten-Stelle zu besetzen, um sich für eine etwaige Dauerstelle (außerordentliche Dozentur) im Bereich „Kritik der bürgerlichen Soziologie“ zu qualifizieren? Oder hätte man H. eine Umschulung zum Agitationstexter oder Betriebsökonom zugewiesen? Oder ihn in die Produktion geschickt, auf dass er einen Zugang zum herrschaftsprallen Diskurs der herrschenden Arbeiterklasse finden möge?

Dass die Wissenschaft in Ostdeutschland 1990 „überbesetzt“ gewesen sei, war eine allgemein geteilte Ansicht. Tatsächlich galt die aber nur für die Hochschulen, jedenfalls im Vergleich mit den westdeutschen Hochschulen. Nimmt man alle Wissenschaftssegmente zusammen, dann gab es in der DDR im Verhältnis zu Gesamtbevölkerung und allgemeiner Beschäftigtenzahl etwa zehn Prozent mehr wissenschaftliches Personal als in der Bundesrepublik. Das ist ‚erfolgreich‘ bereinigt worden: Verfügt man die westdeutschen Länder Ende der 90er Jahre über 31 Wissenschaftler:innen je 10.000 Einwohner, so waren es in den ostdeutschen Ländern incl. Ost-Berlin 18.

„Kolonialisierung“ waren die Vorgänge bereits früh in polemischer Absicht genannt worden. Zu Recht? Nach Jürgen Osterhammel weise der „moderne“ Kolonialismus zwei entscheidende Merkmale auf. Das sei zum einen die Ausübung von Herrschaft über eine Gesellschaft und die mit damit verbundene Fremdsteuerung ihrer Entwicklung. Zum anderen bestehe ein Unwille der neuen Herren, den unterworfenen Gesellschaften kulturell entgegenzukommen. Von den Kolonisierten werde eine weitgehende Akkulturation an die Werte und Gepflogenheiten der Kolonisatoren erwartet. „Damit verbinden sich ... sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen.“ (Osterhammel/Jansen 2012: 19f.)

Eines ist für den Tatbestand selbst dabei unerheblich: Ob die in einem solchen Sinne Tätigen meinen, das Beste für die unter Vormundschaft Genommenen zu tun. Es kommt auf die Folgen an. Nehmen wir, was diese Folgen auch über den Wissenschaftsbereich hinaus betrifft, nur die Massenabwanderung in der 90er Jahren, die den Arbeitsplätzen folgte, also aus dem Osten in Richtung Westen ging. Sie war höchst selektiv. Die äußerlich Mobilen sind meist auch die innerlich Mobilen, also qualifiziert, aufstiegsorientiert, lebensstiloffen. Indem sie gegangen sind, ging auch ein großer Teil der Basis einer stabilen Zivilgesellschaft. Diese selektive Abwanderung hatte weithin eine Residualbevölkerung zurückgelassen. Sie litt zu beträchtlichen Teilen unter Prekarisierung – und, wo nicht, unter Abstiegsängsten –, der Erosion sozialer Beziehungen und Bildungsarmut, konnte aber z.B. auch am Aufwachsen ihrer in Westdeutschland lebenden Enkelkinder nicht teilhaben.

Es ließe sich gleichwohl diskutieren, ob der Begriff „Kolonialisierung“ nicht einige Nummern zu heftig sei, um die ostdeutschen Entwicklungen zu beschreiben. Es stellt sich hier wohl die Frage, wie (über)deutlich Begriffe sein müssen, um diskursive Reaktionen auszulösen. Da könnte die Erfahrung mit Dirk Oschmanns „Der Osten: eine westdeutsche Erfindung“ (2023) herangezogen werden. Erst Oschmanns sprachliche wie inhaltliche Drastik hat seinen Inhalten Durchschlagskraft verschafft. Die Inhalte waren, wie Oschmann selbst betont, seit Jahren bekannt und veröffentlicht, aber offenbar zu differenziert (Oschmann 2023a). Solange z.B. von „struktureller Majorisierung“ des Ostens durch den Westen geschrieben wurde (Kreckel 2004: 285) oder von „diskursiver Subalternisierung der Ostdeutschen“ (Kollmorgen/Hans 2011: 131), hatte es keine Durchschlagskraft. Als die AfD antrat, war man nur voller Verwunderung, dass sie im Osten so stark wurde (und vergaß darüber längere Zeit die gleichfalls beunruhigenden Zustimmungswerte im überwiegend saturierten Westen).

Die Unzufriedenen erfahren die Wahl der AfD als Empowerment-Erlebnis mit einem grandiosen Verhältnis von geringen Kosten und hohem Nutzen, indem der etablierte Betrieb aufgescheucht wird. Woher kommt der Bedarf nach einem solchen Selbstermächtigungsgefühl? Eine Antwort hat Ilko-Sa-

scha Kowalczuk (2019a) gegeben: „Seit 30 Jahren wird den Ostdeutschen gesagt, sie hätten die demokratischen Spielregeln nicht verstanden und würden sich benehmen wie Kinder. Wer so etwas über Jahrzehnte zu hören bekommt, wird irgendwann wütend – und wählt auch so.“ Behandelt man eine Bevölkerung wie unaufgeklärte Kinder, die der fortwährenden Belehrung bedürfen, dann riskiert man – in sich logisch – infantile, also politisch: regressive Reaktionen. Dabei kann man in den ostdeutschen Ländern geradezu froh sein, dass die Wahlbeteiligungen meist niedrig sind (was ansonsten als bedauerliche Verabschiedung aus dem demokratischen Prozess gilt). Nehmen wir probeweise an, es gäbe in Deutschland, wie z.B. in Australien oder Belgien, Wahlpflicht: Dann hätte die AfD in einigen Bundesländern die absolute Mehrheit, denn dafür müsste sie nur von etwa der Hälfte der bisherigen Nichtwähler die Stimmen gewinnen. Da es sich bei diesen eher um frustrierte als frohgestimmte Menschen handelt, liegt das wohl im Rahmen des realistisch Annehmbaren.

Im Wissenschaftsbereich muss man vor allem einem Vorgang Langzeitwirkungen bis in die heutige Gegenwart zuschreiben: dem Verlust der Beschäftigung für 72 Prozent der ostdeutschen Wissenschaftler:innen (die angesichts dieser Größenordnung selbstredend weit überwiegend keine Stasi-Zuträger oder willfähige Büttel des Regimes waren¹⁴), verbunden damit, dass von diesen anschließend sehr viele beruflich nicht mehr adäquat Fuß fassen konnten. Das war ein Vorgang, der – neben anderen – in seiner Konfliktintensität und seinen Nachwirkungen heranzuziehen ist, wenn man die anhaltenden Verwerfungen innerhalb der ostdeutschen Teilgesellschaft verstehen möchte.

Man hat sich angewöhnt, dies als „Entwertung der Lebensleistungen der Ostdeutschen“ zu formulieren, aber das ist fast zu rational. „Im eigenen Leben nicht mehr mitspielen zu dürfen, ist hart“, wurde das in einem Interview auf den Punkt gebracht (zit. in Apelt/Zierke 2019). Die Bekundung der „Entwertung“ durch Dritte fängt die stetig nagende Wirkung des Gefühls, für überflüssig erklärt oder unerwünscht zu sein, nicht ein (vgl. Müller 2024). Dieses Gefühl wurde erst kollektiviert und dann intergenerationell weitergegeben. „Viele Wunden sind, man täusche sich nicht, bis heute nur oberflächlich oder noch gar nicht vernarbt und schwären – vom kommunikativen Gedächtnis der Erlebnissgeneration ins kollektive Gedächtnis wandernd – auch in der ostdeutschen Gegenwart weiter“, so der Jenaer Historiker Stefan Gerber (2025). Indem dies nicht nur wissenschaftliches Personal betraf, sondern auch andere Berufsgruppen, erklärt es zwar nicht allein die heute sichtbar werdende Abwendung vom importierten politischen System

¹⁴ Die schnelle Sedimentierung genau der gegenläufigen Perspektive zeigte sich beispielhaft in der Unbefangenheit, mit der bereits 1996 eine juristische Dissertation von einer „personellen *Reinigung* des öffentlichen Dienstes des Beitrittsgebietes“ sprach (Opolony 1996: 21, Herv. P.P.).

der Bundesrepublik. Aber es erklärt einen Großteil der diesbezüglichen Differenz zwischen West und Ost. Denn auch, wenn Entwicklungen in der Wissenschaft üblicherweise keine Massen mobilisieren: Der Umstand, dass öffentliche Wortmeldungen aus ostdeutschen Hochschulen und Forschungsinstituten nahezu ausschließlich von – meist bereits dialektal identifizierbaren – Zugereisten kommen, erinnert Ostdeutsche permanent an den personellen Aderlass in diesem Bereich und dessen vermuteten Zusammenhang zu ihrer bis heute anhaltenden öffentlichen Unterrepräsentanz.

Man kann einen hypothetischen Perspektivenwechsel unternehmen, um die Sache anschaulicher zu machen. Nehmen wir an, es wäre 1989 die Meinung mehrheitsfähig geworden, auch in Bayern sei ein Systemwechsel erforderlich. Die jahrzehntelange Kaperung des öffentlichen Lebens durch CSU und „Bayernkurier“ sowie deren Vorfeldorganisationen wie Trachten- und Jagdvereinen, die Bündnisse des soeben verstorbenen Ministerpräsidenten Strauß mit Diktatoren aller Art, von Pinochet bis Honecker – all das erfordere eine grundlegende Erneuerung. „Wir werden dort eine Wende einleiten“, verkündete folgerichtig der Bundeskanzler. Dazu müsse Bayern auf seine ursprüngliche Kernkompetenz zurückgeführt werden, also die Landwirtschaft, zumal ein Großteil seiner Industrie nur durch Subventionen und politische Patronage überlebensfähig sei. Die anderen Bundesländer verständigten sich also auf eine Treuhandanstalt, die der Konkurrenz aus Baden-Württemberg und Niedersachsen den Zugriff auf die Anlagen organisieren soll. Gesagt wurde: die solche Arbeitsplätze sichern werde, die auch ohne Subventionen funktionieren.

Eine konsequente Erneuerung sei ebenso bei den politischen, Verwaltungs-, juristischen und kulturellen Eliten vonnöten. Dafür käme vor allem preußisches Personal infrage, da zeitgleich im Osten freigesetzt, also verfügbar, daneben auch ein paar Nordwestdeutsche mit steckengebliebener Karriere, aber nur, sofern sie protestantisch seien. Von den Einheimischen verwendbar sei allenfalls Gerhard Polt, da schon immer im inneren Exil, nun wohl geeignet als Kultusminister. Symbolische Erneuerung tue gleichfalls not. So gehörten die Kruzifixe in den öffentlichen Einrichtungen abgenommen, um auch die bayrischen Landstriche endlich am Zeitalter der säkularen Aufklärung teilhaben zu lassen. Ebenso werde der selbstverliehene Titel „Freistaat“ wohl den Wandel nicht überleben können, da er ziemlich anmaßend sei. Die anderen Bundesländer seien ja wohl keine Unfreistaaten. Frage: Welche Stimmung herrschte unter diesen Bedingungen – deindustrialisiert, zwangssäkularisiert, vorwiegend durch protestantische oder agnostische Preußen regiert und verwaltet, symbolisch entkernt – heute wohl in Bayern? These: Womöglich eine Stimmung wie in Ostdeutschland. Und die bayrischen Bürgerinnen und Bürger würden möglicherweise sagen, sie seien kolonialisiert worden.

Der Haupteinwand gegen den Kolonialisierungsvorwurf ist bis heute, dass die Ostdeutschen im März 1990 mit einer relativen Mehrheit die „Allianz für Deutschland“ gewählt hatten und damit den schnellen Weg zur Einheit. Daraus habe sich dann alles folgende ergeben. Hartmut Elsenhans und Andreas Lange haben in einer Untersuchung des Leipziger Universitätsumbaus einen Vorschlag gemacht, der sich als ein Kompromissvorschlag lesen lässt: Man könne die Vorgänge als eine Art „Kolonisierung auf Einladung“ beschreiben. Sie ähnelten durchaus dem europäischen Kolonialismus im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, indem die ‚Kolonisatoren‘ die einladende Gruppe hätten respektieren müssen. Das neue, importierte Personal sei daher eine Allianz mit Teilen des alten Ost-Personals eingegangen, „die sich auf der Basis einer bevorzugten Behandlung durch die neuen Machthaber ergab“. Auch die „Begleichung offener Rechnungen durch Beschuldigung“ wurde „den lokalen Eliten überlassen, um nicht als grob und aggressiv zu gelten“. In allem übrigen aber habe der Wille der neuen Herrschaft gegolten. (Elsenhans/Lange 2004: 158, 160) „Kolonisierung auf Einladung“ also: Darauf müsste man sich vielleicht verständigen können.

Einige Zeit lang hatte es bei der Einschätzung des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus nur die Polarisierung von „Erfolgsstory“ (Rüttgers 1996: 182) und „Wissenschaftskatastrophe“ (Richter/Wipperfürth o.J. [1992]) gegeben. Die Erfolgsstory erzählten verantwortlich gewesene Wissenschaftspolitiker und soziale Gewinnerinnen des Vorgangs; von Katastrophe sprachen Oppositionspolitikerinnen und soziale Verlierer. Dann aber setzte sich eine ambivalente Reflexion des Wissenschaftsumbaus durch – „Erneuerung mit Bedauern“ nannte sie Mitchell G. Ash (2010: 45). Die Abläufe gelten seither als suboptimal, während die letztlichen Ergebnisse als akzeptabel bis positiv eingeschätzt werden. Die *Abläufe* werden auf der Prozessebene betrachtet und fördern dort allerlei unschöne Details, Peinlichkeiten und schlichte Rechtsstaatsverletzungen zutage. Die *Ergebnisse* werden auf Systemebene betrachtet, und dort sieht man inzwischen Hochschulen und Forschungsinstitute in Ostdeutschland, für die man sich überwiegend nicht schämen muss. So verfügt heute z.B., berechnet man es pro Einwohner, ebenso Ostdeutschland inklusive Berlin über mehr Exzellenzcluster als Bayern, wie das auch für Ostdeutschland ohne Berlin im Verhältnis zu Bayern ohne München gilt.

Um die kognitive Dissonanz zu mindern, die mit der Trennung von Abläufen und Ergebnissen des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus einhergeht, hat sich eine rhetorische Erklärungsfigur aus zwei Teilen durchgesetzt. Benötigt wurde diese von denjenigen, die aus der (meist westdeutschen) Wissenschaft zieldefinierend und zielrealisierend an den Evaluationen und Umbauten beteiligt waren. Sie sahen sich, je mehr Details bekannt wurden, desto intensiver wissenschaftsinternen Nachfragen nach rechtfertigenden Gründen ihres nicht sehr gut belemundeten Mittuns ausgesetzt.

Der erste Teil der Erklärung ist die erwähnte Unterscheidung von Abläufen und Ergebnissen, die mit Bekundungen von Empathie für ungerecht behandelte Personen verbunden wird, was Selbstentlastung verspricht. In den Worten des damaligen Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft, Hubert Markl: Einerseits müsse man Fehler anerkennen, die im einzelnen gemacht worden seien, „die auch verletzt haben, die Personen betroffen haben, die es verdient hätten, anders behandelt zu werden“. Andererseits sei der Weg im Grundsatz richtig gewesen, da „fast jede denkbare Alternative ... zu schlechteren Ergebnissen geführt hätte“ (Markl 1997: 31). Der zweite Teil der Erklärung: Die Ursache dafür, eine solch ambivalente Bewertung treffen zu müssen, wird externalisiert. Die „Zusammenführung der Wissenschaft in diesem raschen Holterdipolter“ (ebd.) wird äußeren Bewegungskräften zugeschrieben, wahlweise der Politik oder der geschichtlichen Dynamik. Diese Externalisierung von Verantwortung gleicht den argumentativen Strategien, mit denen ostdeutsche Wissenschaftler ihr Handeln in der DDR nachträglich rationalisierten. Auf dieser Ebene zumindest hatte also die innere Einheit hergestellt werden können.

Wirft man einen Blick auf die Gegenwartssituation des Jahres 2025, so lässt sich abschließend auf eines hinweisen: Nimmt man zum einen den exemplarischen Vergleich zwischen Ostdeutschland mit und ohne Berlin und Bayern mit und ohne München hinsichtlich ihrer Erfolge in der Exzellenzinitiative bzw. -strategie, zum anderen die inzwischen sehr deutlichen ost-internen Differenzierungen, so gibt es inzwischen auch gute Gründe, die Betrachtungen vom Ost-West-Schema zu lösen. Von einer „ostdeutschen Wissenschaftslandschaft“ lässt sich nur noch bedingt sprechen. Vielmehr gibt es 16 Wissenschaftslandschaften, von denen fünf (und Berlin) im Osten der Republik liegen. In einer solchen Perspektive geht es neben allem Exzellenzhype vorrangig um eines: Möglichst überall sollte Solidität der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeiten gegeben sein. Da „exzellent“ nur das grandios Überdurchschnittliche ist, versteht es sich von selbst, dass die meisten Einrichtungen nicht exzellent sind. Deswegen sind sie noch nicht schlecht, doch solide sollten sie möglichst alle sein. Genau dafür Anreize zu schaffen, würde voraussichtlich mehr Bewegung ins System bringen. Angereizt werden könnte daher künftig das Bemühen um Klassenverbesserungen, also: aus der vierten Liga in die dritte, aus der dritten in die zweite aufzusteigen. So etwas zu fördern, wäre zwar nicht so schlagzeilenträchtig, wie es Exzellenzentscheidungen sind. Es stärkte aber das Fundament, das nötig ist, um auch Exzellenz zu entwickeln und zu verstetigen.

Verzeichnis der Tafeln

Tafel 1:	Untersuchungsmatrix	28
Tafel 2:	Die vier Dimensionen des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus	29
Tafel 3:	Geschlechterverteilung innerhalb der Studierendenschaften in der ehemaligen Bundesrepublik und der DDR, 1950 und 1989	50
Tafel 4:	Das DDR-Wissenschaftssystem	58
Tafel 5:	Die deutsch-deutsche Wissenschaftsentwicklung der Nachkriegsjahrzehnte in Stichworten	62
Tafel 6:	Die Sonderhochschulen	88
Tafel 7:	Protest gegen die Abwicklung der Hochschule für Ökonomie Berlin-Karlshorst im Dezember 1990	93
Tafel 8:	Studentischer Protest gegen die Abwicklung an der Leipziger Universität, 20. Dezember 1990	94
Tafel 9:	Hochschultypen in den ostdeutschen Flächenländern 1989 und 2025	103
Tafel 10:	Hochschulwesen in den ostdeutschen Ländern 1989 und 2024	104
Tafel 11:	Statusveränderungen der Einrichtungen im Zuge des Hochschulumbaus	108
Tafel 12:	Bevölkerungszuwächse und -verluste 1990–2003 nach Bundesländern	109
Tafel 13:	Wanderungsbewegungen deutscher Studienanfänger zwischen west- und ostdeutschen Ländern: Wintersemester 1991/92 bis 1998/99	110
Tafel 14:	Regionale Herkunft der Studienanfänger an deutschen Hochschulen im Wintersemester 1999/2000 in Prozent	111
Tafel 15:	Schrumpfende Hochschulen in Deutschland zum Ende des Hochschulpakts 2007–2020	115
Tafel 16:	Höhe der Landeszuschüsse für die Hochschulmedizin im Jahr 2000	118
Tafel 17:	Ausstattung der Medizinischen Fakultäten mit Professuren im Jahr 2000	119
Tafel 18:	Höhe der Drittmiteleinwerbungen in der Hochschulmedizin im Jahr 2000	120
Tafel 19:	Höhe der Hochschulmedizin-Drittmittel in Relation zum Landeszuschuss im Jahr 2000	121
Tafel 20:	Struktur des Institutsbereichs der Akademie der Wissenschaften (1989)	127
Tafel 21:	Gesamtpersonal und forschendes Personal an den wissenschaftlichen Akademien	128
Tafel 22:	Vergleich der Personalressourcen und internationalen Publikationen der Naturwissenschaften an DDR-Hochschulen und Instituten der Akademien	130
Tafel 23:	Die außeruniversitäre geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungslandschaft in Ostdeutschland 2025	137
Tafel 24:	Institute, Zentren und Außenstellen der gemeinschaftsfinanzierten Forschung in Ostdeutschland 2002	140
Tafel 25:	Außeruniversitäre Forschungslandschaft in Ostdeutschland 2002 (gemeinschaftsfinanzierte Institute und Ressortforschung des Bundes)	141
Tafel 26:	Institute, Arbeitsgruppen und Außenstellen der MPG in den ostdeutschen Ländern	145
Tafel 27:	Anzahl der Leibniz-Institute in Ostdeutschland und Gesamt 2025	147
Tafel 28:	Struktur der Ressortforschung in der DDR	148
Tafel 29:	Branchenstruktur der wirtschaftsgebundenen Forschung gemäß Beschäftigungszahlen (1989)	158
Tafel 30:	Fördermittel des Bundes für Forschung, Technologie und Innovation in den ostdeutschen Ländern 1990–1998	160
Tafel 31:	FuE-Personal im Wirtschaftssektor in regionaler Aufteilung (2003)	164
Tafel 32:	ZHB-Abteilung Hoch- und Fachschulbau: Mängelliste zum Wissenschaftlichen Gerätebau an Hochschulen	166
Tafel 33:	Unterschiedliche Berechnungen der DDR-FuE-Personalkapazität	174

Tafel 34:	DDR-Wissenschaftssystem nach Wissenschaftssegmenten (1989)	175
Tafel 35:	Fächergruppeneinteilung des wissenschaftlichen Personals 1989	176
Tafel 36:	Internationaler Personalstrukturvergleich.....	180
Tafel 37:	Strukturgebundener Personalabbau: die subjektive Perspektive	185
Tafel 38:	Abschätzung des Verbleibs naturwissenschaftlichen Personals im Zuge des Wissenschaftsumbaus	222
Tafel 39:	Berufungen zwischen 1990 und 1995 in MINT- und GSW-Fächern an ostdeutsche Universitäten.....	223
Tafel 40:	Anzeige in der Süddeutschen Zeitung, 8./9.2.1992	228
Tafel 41:	Die Platzierungen der ostdeutschen Länder im CEWS-Gleichstellungsranking für Hochschulen 2001 bis 2011	235
Tafel 42:	Hochschullehrerschaft der FSU Jena: Gründe des Ausscheidens vom 1.1.1990 bis März 1994	257
Tafel 43:	Hauptelemente und intervenierende Faktoren des Personalumbaus in Stichworten	259
Tafel 44:	Ostdeutsches wissenschaftliches Personal 1989 und dessen Abbau bis 1999.....	260
Tafel 45:	Aufstellung zum alljährlichen Umzug des Akademischen Senats der MLU durch Wittenberg anlässlich des Reformationstages (hier 2019).....	286
Tafel 46:	Anteil Ostdeutscher an der deutschen Wissenschaftselite 1995–2023	303
Tafel 47:	Reduzierung des Pools ostdeutscher Kandidat:innen für akademische Führungspositionen 1990–2025 ¹⁾	306
Tafel 48:	Entwicklung der Habilitationszahlen in den ostdeutschen Ländern 1995–2004 (ohne Humanmedizin)	314
Tafel 49:	Entwicklung der ostdeutschen Habilitationszahlen in der Humanmedizin 1995–2004.....	314
Tafel 50:	Verteilung der Patentanmeldungen nach Bundesländern 2004	315
Tafel 51:	Wissenschaftsaufwendungen der ostdeutschen Flächenländer im Vergleich mit sozioökonomischen Referenzdaten 2003/2004	316
Tafel 52:	Finanzielle Aufwendungen für Wissenschaft nach Abschluss der ostdeutschen Strukturtransformationen.....	317
Tafel 53:	DFG-Bewilligungen an außeruniversitäre Empfänger in Ostdeutschland nach Bundesland 1999 bis 2001	319
Tafel 54:	Hochschulaufwendungen der Länder pro Kopf der Bevölkerung 2009	322
Tafel 55:	Kumulierte Ergebnisse der Exzellenzinitiative 2006, 2007, 2012: erfolgreiche Anträge (Hauptantragsteller)	322
Tafel 56:	Ergebnisse der Exzellenzstrategie 2025: erfolgreiche Exzellenzcluster-Anträge.....	324
Tafel 57:	Geistes- und sozialwissenschaftliche Forschungsschwerpunkte der ostdeutschen Universitäten.....	332
Tafel 58:	Das Bild zur Töpfchentese	346
Tafel 59:	Positive Bewertungen naturwissenschaftlicher Akademie-Institute durch den Wissenschaftsrat 1991.....	353
Tafel 60:	Neuordnung der außeruniversitären biomedizinischen Forschungslandschaft in Ostdeutschland	356
Tafel 61:	Zitationen von ost- und westdeutschen Naturwissenschaftler:innen 1980–2006	360
Tafel 62:	Selbstständige Publikationen zur Zeitgeschichte einzelner ostdeutscher Hochschulen 1990–2010.....	382
Tafel 63:	Zeitgeschichtliche Bezüge in den Internet-Selbstdarstellungen der ostdeutschen Universitäten 2010.....	383
Tafel 64:	Datenblatt zum ostdeutschen Wissenschaftsumbau.....	426

Literatur

- Abbott, Alison (1995): Leipzig professor's death stirs bitter feeling, in: *Nature* Vol. 378, 4.12. 1995, S. 530. URL <https://www.nature.com/articles/378530a0.pdf> (31.3.2025).
- Abgedankt, in: *Universitätszeitung [der Universität Leipzig]*, 2.6.1991.
- Achermann, Jo/Melanie Seeber (Red.) (2018): *Kunst und Campus*. Brandenburgische Technische Universität Cottbus-Senftenberg, Regensburg.
- Achilles, W. A./D. Enderlein/E. Steiner (2015): *Beiträge zur Militärmedizin in der DDR. Die Militärmedizinische Sektion an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald 1995–1990*, Greifswald.
- Adam, Wolfgang/Holger Dainat/Gunter Schandera (Hg.) (2003): *Wissenschaft und Systemveränderung. Rezeptionsforschung in Ost und West – eine konvergente Entwicklung?*, Heidelberg.
- Adenauer, Konrad (1950): 25. Dezember 1950: Weihnachtsansprache über alle deutschen Rundfunksender. URL <https://www.konrad-adenauer.de/quellen/weihnachtsansprachen/1950-12-05-weihnachtsansprache> (12.11.2020).
- Adlershof Aufbaugesellschaft (Hg.) (1999): *Straßen, Plätze, Parks. Der öffentliche Raum in der Wissenschaftsstadt, BAAg Berlin*, Berlin.
- Adolphi, Wolfram (2020): *Hartenstein. Bd. 2: Im Zwielficht der Spuren*. Roman, Berlin.
- AdW, Akademie der Wissenschaften der DDR AdW (Hg.) (1990): *Jahrbuch 1989*, Berlin.
- AiF, Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungsvereinigungen (Hg.) (1991): *Industrienahe Forschungsinstitute der neuen Bundesländer stellen sich vor*, Berlin.
- AiF, Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungseinrichtungen „Otto von Guericke“ (Hg.) (o.J. [1992]): *Selbständige wirtschaftsnahe Forschungseinrichtungen in den neuen Bundesländern. Stand: 01.01.1992*, Berlin.
- AiF, Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungsvereinigungen „Otto von Guericke“ (Hg.) (o.J. [1996]): *Industrielle Gemeinschaftsforschung in den neuen Bundesländern. 1990–1995*, Berlin.
- AiF, Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungsvereinigungen AiF „Otto von Guericke“ (Hg.) (o.J. [1996a]): *Personalförderung Ost – PFO 1992–1995*, Berlin.
- AIV, Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin (Hg.) (2004): *Berlin und seine Bauten. Teil V. Band B: Hochschulen*, Petersberg.
- Akte zeigt Gaucks Distanz zur Stasi, in: *Die Welt*, 23.4.1991.
- AK Hopo Öffentlichkeit, Arbeitskreis Hochschulpolitische Öffentlichkeit (Hg.) (1992): Jürgen Teller Honorarprofessor (=hochschule ost 2/1992), Leipzig. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1992_02.pdf (24.3.2025).
- Albrecht, Helmuth/Frieder Häfner/Harald Kohlstock (2002): *Technische Universität Bergakademie Freiberg 1965–2002. Festgabe zum 300. Jahrestag der Gründung der Stipendienkasse für die akademische Ausbildung im Berg- und Hüttenfach zu Freiberg in Sachsen. Beiträge zur Geschichte der TU Bergakademie Freiberg*, Freiberg.
- Alt, Peter-André (2021): *Exzellent!?* Zur Lage der deutschen Universität, München.
- Althaus, Peter (Interview) (1993): *Mir geht es wieder gut*, in: *Wochenpost*, 28.1.1993, S. 39.
- Alvermann, Dirk/Karl-Heinz Spiess (Hg.) (2006): *Universität und Gesellschaft. Festschrift der 550-Jahrfeier der Universität Greifswald 1456–2006*, 2 Bände, Rostock.
- Aly, Götz (1990): *Abwicklung. Die Hochschulen der ehemaligen DDR haben ihre Chance für einen Neuanfang verspielt*, in: *tageszeitung (taz)*, 20.12.1990, S. 10.
- Aly, Götz (1991): *Einfallsloser Bürokrat. Die Regierung Biedenkopf hat sich hochschulpolitisch in die Sackgasse manövriert*, in: *tageszeitung (taz)*, 12.1.1991, S. 10.
- Anatomische Gesellschaft (Hg.) (o.J. [2011]): *125 Jahre Anatomische Gesellschaft (1886–2011). Jubiläumsausgabe. Erinnerungen, Ereignisse, Erkenntnisse, Betrachtungen, unvergessliche Erfahrungen und wissenschaftliche Projekt von Mitgliedern der Anatomischen Gesellschaft*, o.O. [Erlangen].

- Angelow, Jürgen (2017): *Entsorgt und ausgeblendet. Elitenwechsel und Meinungsführerschaft in Ostdeutschland*, 2. erw. Auflage, Potsdam.
- Anz, Thomas (Hg.) (1995): „Es geht nicht um Christa Wolf“. Der Literaturstreit im vereinten Deutschland, Frankfurt a.M.
- Anzeige [o.T.], in: Frankfurter Rundschau, 11.9.2002, S. 11.
- Apelt, Maja/Irene Zierke (2019): „Im eigenen Leben nicht mehr mitspielen zu dürfen, ist hart.“ Wirkungen der Umgestaltung an einer ostdeutschen Hochschule“, in: Deutschland Archiv, 29.5.2019. URL www.bpb.de/292891 (2.6.2019).
- APW, Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (Hg.) (1990): *Informationen und Leistungsangebote der Institute für Bildungsforschung und Erziehungswissenschaft*, Berlin.
- Arbeitsgruppe Fernstudienbrückenkurse Chemnitz der Technischen Fachhochschule Berlin (Hg.) (1992): *Studieninformation für Ingenieure, Ökonomen, Ingenieurökonomen zum Erwerb des akademischen Grades Diplom (FH)*, Chemnitz.
- Arnold, Karl-Heinz (1967): *Was bringt uns die wissenschaftlich-technische Revolution?* Berlin [DDR].
- Ash, Mitchell G. (2002): *Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander*, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahme zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart, S. 32–51.
- Ash, Mitchell G. (2010): „Wie im Westen so auf Erden“? Die Vereinigung der deutschen Hochschul- und Wissenschaftssysteme als Prozess, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.), *Wissenschaft und Wiedervereinigung. Bilanz und offene Fragen. Dokumentation des Symposiums im Rahmen des Wissenschaftsjahres „Forschungsexpedition Deutschland“*, 24.– 25. November 2009, Berlin, S. 45–55. URL https://edoc.bbaw.de/files/852/DOKUMENTATION_Symposium_Wissenschaft_und_Wiedervereinigung.pdf (12.12.2024).
- Ash, Mitchell G. (2020): *Die Max-Planck-Gesellschaft im Kontext der Vereinigung 1989–1995*, Berlin. URL http://gmpg.mpiwg-berlin.mpg.de/media/cms_page_media/2/GMPG-Preprint_13_Ash_NEU_2020.pdf (12.2.2022).
- Ash, Mitchell G. (2022): *Die Arbeitsgruppen der Max-Planck-Gesellschaft an den Universitäten der Neuen Bundesländer 1991–1998. Ein Forschungsbericht*, in: *die hochschule 1–2/2022*, S. 134–151. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/22_1/ash.pdf (13.5.2025).
- Ash, Mitchell G. (2023): *Die Max-Planck-Gesellschaft im Prozess der deutschen Vereinigung 1989–2002. Eine politische Wissenschaftsgeschichte*, Göttingen.
- Ash, Mitchell G. (2024): *Hochschul- und Wissenschaftspolitik im Prozess der deutschen Vereinigung. Eine „Übernahme“ mit unerwarteten Folgen*, in: Franziska Bomski (Hg.), *Inventur. Der Personalumbau in den ostdeutschen Wissenschaften nach 1989 (=die hochschule 1/2024)*, Halle-Wittenberg, S. 19–36. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/24-1/02_ash.pdf (13.5.2025).
- Aulinas, Lluís Roura/Manuel Chust Calero (2010): *La ilusión heroica. Colonialismo, revolución e independencias en la obra de Manfred Kossok, Jaume (Spanien)*.
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (o.J. [2012]): *Bildungsbericht 2012*, o.O. URL <http://www.bildungsbericht.de/zeigen.html?seite=10218> (19.7.2013).
- Baars, Christian/Christina Berndt/Katja Riedel (2014): *Alles – außer Kontrolle. Manipulationen bei Medikamententests*, in: *Süddeutsche Zeitung online*, 5.12.2014. URL <https://www.sueddeutsche.de/gesundheit/manipulationen-bei-medikamententests-alles-ausser-kontrolle-1.2251937> (22.6.2022).
- BAK, Bundesassistentenkonferenz (1968): *Kreuznacher Hochschulkonzept*, Bonn.
- Bahro, Rudolf (1977): *Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus*, Köln/Frankfurt a.M.
- Baltes, Paul B. (2003): *Grußworte und Laudatio für Friedhart Klix*, in: *Leibniz intern Nr. 16/15.1. 2003*, S. 6f. URL <https://leibnizsozietaet.de/wp-content/uploads/2012/10/LI-16.pdf> (8.4.2024).
- Bandemer, Stephan von/Bernhard Blanke/Frank Nullmeier/Göttrik Wewer (Hg.) (1998): *Handbuch zur Verwaltungsreform*, Opladen.

- Barck, Karlheinz/Martin Fontius/Friedrich Wolfzettel/Burkhart Steinwachs (Hg.) (2000–2005): *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*, Stuttgart/Weimar.
- Barck, Simone/Silvia Schlenstedt/Tanja Bürgel/Volker Giel/Dieter Schiller (Hg.) (1994): *Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945*, unt. Mitarb. v. Reinhard Hillich, Stuttgart/Weimar.
- Barkleit, Gerhard (2000): *Mikroelektronik in der DDR. SED, Staatsapparat und Staatssicherheit im Wettstreit der Systeme*, Dresden.
- Barkleit, Gerhard (2006): *Manfred von Ardenne. Selbstverwirklichung im Jahrhundert der Diktaturen*, Berlin.
- Bartz, Olaf (2007): *Der Wissenschaftsrat. Entwicklungslinien der Wissenschaftspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1957–2007*, Stuttgart.
- Bastian, Bärbel (1994): *Aus dem Senat*, in: CRASH! Die Greifswalder Studentenzeitung 6/1994, S. 5.
- Baum, Anja (1995): *Ohne festen Boden. Frauenforschung Ost auf der Suche nach dem Feminismus östlichen Typs*, in: unikonkret 2/1995, S. 9–11.
- Bayerl, Günter/Hermann Borghorst/Walther Ch. Zimmerli (Hg.) (2011): *20 Jahre Brandenburgische Technische Universität Cottbus, Münster/New York/München/Berlin*.
- Becher, Gerhard/Werner Meske/Wilhelm Ruprecht (1996): *Ergebnisse der Maßnahme Auftragsforschung West-Ost (AWO). Endbericht der PROGNOSE AG, Basel*, in Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Berlin, Forschungsgruppe „Wissenschaftsstatistik“, Basel.
- Begenau, Jutta (2017): *Staatssicherheit an der Charité. Der IM „Harald Schmidt“ und die „Sicherheitspolitik von Partei und Regierung“ an der Charité 1972–1987*, Berlin.
- Behling, Klaus (2014): *„Plötzlich und unerwartet ...“. Selbstmorde nach Wende und Einheit*, Berlin.
- Behrend, Hanna (2003): *Demokratische Mitbestimmungsrechte unter DDR-Bedingungen. Die ambivalenten Strukturen an den Universitäten*, Berlin.
- Behrmann, Laura/Markus Gamper/Hanna Haag (Hg.) (2024): *Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen*, Bielefeld.
- Beleites, Eggert (Hg.) (2008): *Menschliche Verantwortung gestern und heute. Beiträge und Reflexionen zum nationalsozialistischen Euthanasie-Geschehen in Thüringen und zur aktuellen Sterbedebatte*, Jena.
- Belitz, Heike/Herbert Berteit/Frank Fleischer/Andreas Stephan (2001): *Wirksamkeit der Programme zur Förderung von Forschung, Technologie und Innovation für die Entwicklung der ostdeutschen Wirtschaft. Gutachten des DIW Berlin in Kooperation mit der SÖSTRA GmbH Berlin im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie*, Berlin.
- Bentley, Raymond (1992): *Research and Technology in the former German Democratic Republic*, Boulder.
- Berger, Stefan (2002): *Was bleibt von der Geschichtswissenschaft der DDR? Blick auf eine alternative historische Kultur im Osten Deutschlands*, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 11/2002, S. 1016–1034.
- Bernhardt, Christoph (2017): *Vorwort des Herausgebers zur erweiterten Neuauflage*, in: Bruno Flierl, *Kritisch Denken für Architektur und Gesellschaft. Arbeitsbiographie und Werkdokumentation 1948–2017*, Erw. Neuaufl., Erkner. URL <http://ddr-planungsge-schichte.de/wp-content/uploads/2017/03/Bruno-Flierl-Kritisch-denken-f%C3%BC-Architektur-und-Gesellschaft-2017.pdf> (9.6.2019).
- Bernhardt, Christoph (Hg.) (2012): *Die Wissenschaftlichen Sammlungen des Leibniz-Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS) zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR*, unt. Mitarb. v. Anja Pienkny, Frankfurt a.M.
- Berth, Hendrik/Elmar Brähler/Markus Zenger/Yve Stöbel-Richter (Hg.) (2012): *Innenansichten der Transformation. 25 Jahre Sächsische Längsschnittstudie (1987–2012)*. Prof. Dr. Peter Förster zum 80. Geburtstag gewidmet, Gießen.
- Berteit, Herbert (1994): *Defizite und Chancen der Industrieforschung in Ostdeutschland*, in: Institut für Wirtschaftsforschung Halle IWH (Hg.), *Defizite und Chancen der Industrieforschung in Ostdeutschland. Dokumentation einer Veranstaltung auf dem Leipziger Innovationsforum am 09. März 1994*, Halle/S., S. 11–19.

- Bertram, Hans (Hg.) (1997): Soziologie und Soziologen im Übergang. Beiträge zur Transformation der außeruniversitären soziologischen Forschung in Ostdeutschland, Opladen.
- Bertram, Hans (1997a): Transformationsprozesse. Die Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (KSPW), in: Diskurs 1/1997, S. 59–63. URL https://www.pedocs.de/volltexte/2013/6607/pdf/Diskurs_1997_1_Bertram_Transformationsprozesse.pdf (4.12.2024).
- Bertram, Hans/Raj Kollmorgen (2001): Die Transformation Ostdeutschlands und ihre Erforschung. Eine Einführung in die Arbeit der KSPW und in die Beiträge des Bandes, in: dies. (Hg.), Die Transformation Ostdeutschlands. Berichte zum sozialen und politischen Wandel in den neuen Bundesländern. Opladen, S. 9–30.
- Bertram, Michael (2015): Vorwürfe gegen Günther Adolphi. Manfred Linck findet brisante Dokumente, in: Mitteldeutsche Zeitung, 13.3.2015. URL <https://www.mz.de/lokal/merseburg/vorwurfe-gegen-gunther-adolphi-manfred-linck-findet-brisante-dokumente-2040955> (13.8.2022).
- Besier, Gerhard (1993): Die kaderpolitische Entwicklung an den theologischen Fakultäten (1952–1963), in: ders., Der SED-Staat und die Kirche, München, S. 381–418.
- Besier, Gerhard (1995): Protestantische Kaderbildung. Zur Geschichte der Theologischen Sektionen (1969–1989), in: ders., Der SED-Staat und die Kirche 1969–1990, Berlin/Frankfurt a.M., S. 548–589.
- Bestgen, Ulrike (Hg.) (2000): Der Weimarer Bilderstreit. Szenen einer Ausstellung. Eine Dokumentation, Weimar.
- Beyer, Christof/Cornelius Borck/Jonathan Holst/Gabriele Lingelbach (2021): Wissenschaftliche Untersuchung der Praxis der Medikamentenversuche in schleswig-holsteinischen Einrichtungen der Behindertenhilfe sowie in den Erwachsenen-, Kinder- und Jugendpsychiatrien in den Jahren 1949 bis 1975. Abschlussbericht, Lübeck. URL https://www.imgwf.uni-luebeck.de/fileadmin/medien/Dokumente/Abschlussbericht_Medikamentenversuche-komprimiert.pdf (9.6.2022).
- Beyer, Marcus (2015): Außenpolitische Deutungsverwaltung im SED-Regime. Das Institut für Internationale Beziehungen der DDR, Frankfurt a.M.
- Beyer, Michael (1993): Vergangenheitsbewältigung zu wessen Bedingungen? Gerhard Besier und die Leipziger Theologische Fakultät, in: Die Zeichen der Zeit 3/1993, S. 100–109.
- Bierwagen, Marion (Red.) (1994): Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung Frankfurt am Main. Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung Berlin. Wiedereröffnung am 2. März 1994. Dokumentation, Berlin.
- Bierwisch, Manfred (1966): Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden, in: Kursbuch 5/1966, S. 77–152. URL https://www.leibniz-zas.de/fileadmin/media/Dokumente/Personen/Bierwisch/Bierwisch_Strukturalismus_8MB.pdf (21.11.2021).
- Bierwisch, Manfred (1998): Wissenschaften im Vereinigungsprozeß. Versuch einer Bilanz, in: Jürgen Kocka/Renate Mayntz (Hg.), Wissenschaft und Wiedervereinigung, Berlin, S. 485–507. URL https://edoc.bbaw.de/files/264/28AOFY555Dvg_223.pdf (10.2.2024).
- Blankenburg, Karl-Heinz (1988): Der Prämienfonds an Universitäten und Hochschulen – ein ökonomisches Instrument zur Stimulierung hoher Leistungen? Teil II: Die Verwendung des Prämienfonds an den dem MHF unterstellten Hochschulen von 1975 bis 1985, Berlin [DDR].
- Blasczyk, Sascha Alexander/Peer Pasternack (2020): Input- und Leistungsdaten der Hochschulen in den ostdeutschen Flächenländern unter besonderer Berücksichtigung der Universitäten, Halle-Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab_113.pdf (20.3.2020).
- Blecher, Jens (2008): Wolfgang Natonek. Zum 60. Jahrestag seiner Verhaftung am 12. November 2008, in: Universität Leipzig (Hg.), Jubiläen 2008. Personen – Ereignisse, Leipzig, S. 77–81.
- Blecher, Jens/Jürgen John (Hg.) (2021): Hochschulumbau Ost. Die Transformation des DDR-Hochschulwesens nach 1989/90 in typologisch-vergleichender Perspektive, Stuttgart.
- Blecher, Jens/Gerald Wiemers (2005): Namenliste der verhafteten Studenten der SBZ/DDR nach Hochschulorten, in: dies. (Hg.), Studentischer Widerstand an den mitteldeutschen

- Universitäten 1945 bis 1955. Von der Universität in den GULAG. Studentenschicksale in sowjetischen Straflagern 1945 bis 1955, Leipzig, S. 298–333.
- Blecher, Jens/Gerald Wiemers (Hg.) (2005a): Studentischer Widerstand an den mitteldeutschen Universitäten 1945 bis 1955. Von der Universität in den GULAG. Studentenschicksale in sowjetischen Straflagern 1945 bis 1955, hrsg. für das Universitätsarchiv Leipzig, Leipzig.
- Bleek, Wilhelm/Lothar Mertens (1994): DDR-Dissertationen. Promotionspraxis und Geheimhaltung von Doktorarbeiten im SED-Staat, Opladen.
- Bleek, Wilhelm/Lothar Mertens (1994a): Bibliographie der geheimen DDR-Dissertationen. Bd. 1: Bibliographie. Bd. 2: Register, München/New Providence/London/Paris.
- BLK, Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (1994): Wissenschaftler-Integrationsprogramm erfolgreich fortgeführt. Pressemitteilung, 25.2.1994, Bonn.
- BLK, Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (2006): BLK-Bildungsfinanzbericht 2004/2005, Bonn.
- Bloch, Roland/Peer Pasternack (2004): Die Ost-Berliner Wissenschaft im vereinigten Berlin. Eine Transformationsfolgenanalyse, Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_2_2004.pdf (2.4.2024).
- BMBF, Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.) (2004): Bundesbericht Forschung 2004, Bonn/Berlin.
- BMBF, Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hg.) (2006): Forschung und Innovation in Deutschland 2006, Bonn/Berlin.
- BMBW, Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hg.) (1991): Grund- und Strukturdaten. Ausgabe 1991/92, Bonn.
- BMBW, Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (1992) (Hg.): Fernstudienbrückenkurse in den neuen Ländern. Ein Studienkonzept zum Erwerb des Fachhochschul-Diploms, Bonn.
- BMFT, Bundesminister für Forschung und Technologie (Hg.) (1992): Wirtschaftsbezogene Forschungsförderung in den neuen Bundesländern, Bonn.
- BMFT, Bundesministerium für Forschung und Technologie (Hg.) (1992a): Förderung von Forschung und Entwicklung in der Wirtschaft der neuen Bundesländer durch den BMFT, Bonn.
- BMFT, Bundesministerium für Forschung und Technologie (1992): Schreiben an den Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Zeitgeschichtliche Fragen e.V., Bonn, 03.09.1992, dok. in: igw-report 4/1992, S. 148f.
- BMFT, Bundesminister für Forschung und Technologie (Hg.) (1994): Wirtschaftsbezogene Forschungsförderung in den neuen Bundesländern, Bonn.
- BMFT, Bundesministerium für Forschung und Technologie (Hg.) (1994a): Förderung von Forschung und Entwicklung in der Wirtschaft der neuen Bundesländer durch das BMFT, Bonn.
- BMFT/BMA, Bundesministerium für Forschung und Technologie Bonn/Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (Hg.) (1991): Öffentliche Auftaktveranstaltung der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (KSPW) am 9. Dezember 1991, 10.00 Uhr im Auditorium Maximum der Martin-Luther-Universität zu Halle, Nürnberg.
- BMWi, Bundesministerium für Wirtschaft (Hg.) (o.J. [1993?]): Forschung, Entwicklung und Innovation in der ostdeutschen Wirtschaft. Ein Wegweiser zu öffentlichen Beratungshilfen und finanzieller Unterstützung. Stand: Januar 1993, o.O. [Bonn].
- BMWi, Bundesministerium für Wirtschaft (Hg.) (1998): Bericht zur Entwicklung und aktuellen Situation der Industrieforschung in den neuen Bundesländern, o.O.
- BMWi/TVA, Bundesministerium für Wirtschaft / Technologie-Vermittlungs-Agentur Berlin (Hg.) (1996): Standortübersicht: Agenturen für Technologietransfer und Innovationsförderung. Technologieorientierte und branchenspezifische Transferzentren, Berlin.
- Boch, Ralph (2008): Der Potsdamer Telegrafenberg. Ein traditionsreicher Forschungsstandort zwischen DDR und wiedervereinigtem Deutschland, Potsdam. URL bib.gfz-potsdam.de/pub/telegrafenberg_1989.pdf (15.3.2025).

- Bochmann, Klaus/Jürgen Erfurt (Hg.) (1991): Romanistik zwischen Engagement und Verweigerung, Oldenburg.
- Bock, Ulrich (2000): Achtundsechziger. Jenaer Studenten proben den Aufstand, Gudensberg-Gleichen.
- Boden, Lutz (1990): Zur bisherigen Tätigkeit der Rehabilitierungskommission, in: Universität Leipzig 24/1990, S. 3.
- Boden, Petra (2014): So viel Wende war nie. Zur Geschichte des Projekts „Ästhetische Grundbegriffe“ – Stationen zwischen 1983 und 2000, Bielefeld.
- Boden, Petra/Hausmann, Frank-Rutger (Hg.) (2005): Evaluationskultur als Streitkultur (=Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 4/2005), Bielefeld.
- Böick, Marcus (2018): Die Treuhand. Idee – Praxis – Erfahrung 1990–1994, Göttingen.
- Bollinger, Stefan (2002): Die Übersprungenen, in: ders./Ulrich van der Heyden (Hg.), Deutsche Einheit und Elitenwechsel in Ostdeutschland, Berlin, S. 11–13.
- Bologna Declaration (1999): The Bologna Declaration of 19 June 1999. Joint declaration of the European Ministers of Education. URL http://www.ond.vlaanderen.be/hogeronderwijs/bologna/documents/MDC/BOLOGNA_DECLARATION1.pdf (12.5.2008).
- Bomski, Franziska (Hg.) (2024): Inventur. Der Personalumbau in den ostdeutschen Wissenschaften nach 1989 (=die hochschule 1/2024), Halle-Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/22_1/dhs_2024_1.pdf (11.3.2025).
- Börner, Heinz (2012): Der Komet Halley und die Stasi. Erinnerungen eines Wissenschaftlers an das 20. Jahrhundert, Dinslaken.
- Bösch, Frank (2024): Deals mit Diktaturen. Eine andere Geschichte der Bundesrepublik, München.
- Böse, Pamela (2011): Auswertung der Befragung zu Repression, Opposition und Widerstand an den Hochschulen der SBU/DDR, in: Benjamin Schröder/Jochen Staadt (Hg.), Unter Hammer und Zirkel. Repression, Opposition und Widerstand an den Hochschulen in der SBZ/DDR, Frankfurt a.M., S. 409–424.
- Brachert, Matthias/Reint E. Gropp/Steffen Müller/Mirko Titze (2020): Zum Geleit, in: Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (Hg.), Ostdeutschland – Eine Bilanz. Festschrift für Gerhard Heimpold, Halle (Saale), S. 6–15. URL https://www.iwh-halle.de/fileadmin/user_upload/publications/sonstint/2020_Ostdeutschland_%E2%80%93_Eine_Bilanz.pdf (12.12.2021).
- Brand, Alexander (1999): Gestalten und Verwalten. Ein Rückblick auf die Arbeit des Studentenrates der Technischen Universität Dresden von 1989 bis 1999, Dresden.
- Brandt, Götz (2003): Die Abwicklung der Bauakademie der DDR 1989–1991. Dokumentation aus eigenem Erleben, Berlin.
- Brather, Sebastian (2023): Archäologie und Denkmalpflege in der DDR. Institutionen – Gremien – Personen, Berlin.
- Braun, Volker (1972): Das ungezwungne Leben Kasts, Berlin [DDR].
- Braun, Volker (1988): Rimbaud. Ein Psalm der Aktualität, in: ders., Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie. Schriften, Leipzig, S. 95–183.
- Braun, Volker (1988a): Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie. Schriften, Leipzig.
- Braun, Volker (1995): Der Wendehals. Eine Unterhaltung, Frankfurt a.M.
- Braunheim, Lisa/Ayline Heller/Claudia Helmert/Christoph Kasinger/Manfred E. Beutel/Elmar Brähler (2024): Frühkindliche Betreuung in der ehemaligen DDR und psychische Belastung im Erwachsenenalter, in: Deutsches Ärzteblatt 6/2024, S. 182–187. DOI: 10.3238/arztebl.m2023.0276
- Brehmer, Ludwig (Hg.) (2017): Von der Hochschulstadt in Sanssouci zur Universität Potsdam. Mitgestalter der Gründergeneration schildern den Problem beladenen Übergangsprozess von der BLH zur UP, Potsdam.
- Brendler, Gerhard (1983): Martin Luther. Theologie und Revolution, Berlin [DDR] (amerik. Ausgabe: New York/Oxford 1991).
- Brie, Michael (1988): Die Erarbeitung einer Konzeption des modernen Sozialismus. Thesen in der Diskussion, in: Humboldt-Universität zu Berlin, Forschungsprojekt Philosophische

- Grundlagen der Erarbeitung einer Konzeption des modernen Sozialismus, Berlin [DDR], S. 33–56.
- Brie, Michael/Rainer Land/Hannelore Petsch/Dieter Segert/Rosemarie Will (1989): Studie zur Gesellschaftsstrategie, Berlin [DDR].
- Brill, Ariane (2017): Von der „Blauen Liste“ zur gesamtdeutschen Wissenschaftsorganisation. Die Geschichte der Leibniz-Gemeinschaft, Leipzig. URL https://zeitgeschichte-digital.de/doks/files/1115/brill_geschichte_leibniz_2017.pdf (12.8.2019).
- Brocke, Bernhard vom (1996): Das verschenkte Erbe. Über die Vernachlässigung der Wissenschaftsgeschichte in Deutschland, in: Neue Horizonte. Ein Forum der Naturwissenschaften 95/96, München, S. 109–155.
- Brocke, Rudolf Horst/Eckart Förtsch (1991): Forschung und Entwicklung in den neuen Bundesländern 1989–1991. Ausgangsbedingungen und Integrationswege in das gesamtdeutsche Wissenschafts- und Forschungssystem, hrsg. vom Institut für Gesellschaft und Wissenschaft (IGW) an der Universität Erlangen-Nürnberg, Stuttgart.
- Brockhaus. Die Enzyklopädie in 24 Bänden, 20. Aufl., Bd. 10, Leipzig/Mannheim 1997.
- Brockhaus-Enzyklopädie in 30 Bänden, 21. Aufl., Bd. 12, Leipzig/Mannheim 2006.
- Broich, Karl (Interview) (o.J. [2014]): „Das ist keine heile Welt“, in: Bundesverband der Pharmazeutischen Industrie (Hg.), Hilfe! Klinische Studien, Hamburg, S. 32–37.
- Bruch, Rüdiger vom (1984): Universitätsreform als soziale Bewegung. Zur Nicht-Ordinarienfrage im späten deutschen Kaiserreich, in: Geschichte und Gesellschaft 1/1984, S. 72–91.
- Bruns, Waldemar/Konrad Seige/Ruth Menzel/Günther Panzram (o.J. [2004]): Die Entwicklung der Diabetologie im Osten Deutschlands von 1945 bis zur Wiedervereinigung, o.O. [Böchum].
- Bruyn, Günter de (1993): Dieses Mißtrauen gegen mich selbst, in: F.A.Z., 18.2.1993, S. 27.
- BStU, Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes (1992): Die Inoffiziellen Mitarbeiter. Richtlinien, Befehle, Direktiven, 2 Bde., Berlin.
- BStU, Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes (1993): Das Wörterbuch der Staatssicherheit. Definitionen des MfS zur „politisch-operativen Arbeit“, Berlin.
- BStU, Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes (1995): Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes: Zweiter Tätigkeitsbericht, o.O. [Berlin] 1995.
- BStU, Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes (1997): Dritter Tätigkeitsbericht, o.O. [Berlin].
- BTU, Brandenburgische Technische Universität, Kommission Kunst am Bau (Hg.) (1999): Kunst auf dem Campus. Bestandsaufnahme, Cottbus.
- BTU, Brandenburgische Technische Universität Cottbus (Hg.) (2013): Architektur der BTU. Campus-Reader, Cottbus.
- Buchholz, Arnold (1969): Historischer Materialismus und wissenschaftlich-technische Revolution, Köln.
- Buchmann, Kirsten (1998): Mit Beffchen und Barett. Die Talare werden entstaubt: Dekane werfen sich wieder in Schale, in: Süddeutsche Zeitung, 24.1.1998.
- Buck-Bechler, Gertraude (1997): Das Hochschulsystem im gesellschaftlichen Kontext, in: dies./Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut (Hg.), Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Weinheim, S. 11–45. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Hochschulen-in-den-neuen-L%C3%A4ndern-der-BRD_Handbuch.pdf (16.3.2024).
- Buck-Bechler, Gertraude/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.) (1997): Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Weinheim. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Hochschulen-in-den-neuen-L%C3%A4ndern-der-BRD_Handbuch.pdf (16.3.2024).
- Buck-Bechler, Gertraude/Heidrun Jahn/Dirk Lewin (1997): Strukturen der Hochschullandschaft im Jahre 1989, in: Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.), Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Weinheim, S. 48–81. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/d>

- ateien/pdf/Hochschulen-in-den-neuen-L%C3%A4ndern-der-BRD_Handbuch.pdf (16.3.2024).
- Buddin, Gerd/Hans Dahlke/Adolf Kossakowski (Hg.) (1994): Unfrieden in Deutschland 3. Weißbuch. Bildungswesen und Pädagogik im Beitrittsgebiet, Berlin.
- Bulaty, Milan (1993): Vorwort, in: Othmar Feyl, Zur Geschichte der öffentlichen Arbeit und Resonanz der Universitätsbibliothek Berlin [1980], Berlin, S. 3. URL <https://edoc.hu-berlin.de/bitstre-am/handle/18452/5665/56.pdf?sequence=1&isAllowed=y> (12.9.2021).
- Bultmann, Torsten (1997): Wissenschaft als nationales Hochleistungsprojekt, in: Forum Wissenschaft 2/1997, S. 34–37.
- Bundes-Angestelltentarifvertrag vom 23. Februar 1961, zuletzt geändert durch den 78. Änderungstarifvertrag vom 31. Januar 2003. Tarifvertrag zur Anpassung des Tarifrechts, Manteltarifliche Vorschriften (BAT-O) vom 10. Dezember 1990, zuletzt geändert durch den 13. Änderungstarifvertrag vom 31. Januar 2003. URL <https://vertretungen.hu-berlin.de/de/pe-rsonalrat/tarif/battext> (16.4.2022).
- Bunselmeyer, Elisabeth/Marc Holland-Cunz/Katrin Dribbisch (2013): Projektbericht „Entscheidungsträger in Deutschland: Werte und Einstellungen“, hrsg. vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Berlin.
- Burchardt, Axel (1991): Vielfalt sichert Freiheit. Die Universität ehrte den Philosophen Prof. Dr. Dr. Hans Leisegang, in: Alma Mater Jenensis, S. 1, 7.
- Burchardt, Arnulf (1998): Dreizehn auf einen Streich. Die personelle Veränderung der Professorenschaft an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Universität Leipzig 1990 bis 1993, Leipzig.
- Burkhardt, Anke (1995): „Besser als befürchtet – schlechter als erhofft“. Zum Stand des Berufungsgeschehens an ostdeutschen Hochschulen aus Frauensicht, in: hochschule ost 2/1995, S. 107–121. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1995_02.pdf (21.3.2025).
- Burkhardt, Anke (1997): Stellen und Personalbestand an ostdeutschen Hochschulen 1995. Datenreport, Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/AB_5_1997.pdf (26.2.2019).
- Burkhardt, Anke (2000): Militär- und Polizeihochschulen in der DDR. Wissenschaftliche Dokumentation, Halle-Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/2000_2-Burkhardt-Sonderhochschulen.pdf (13.3.2025).
- Burkhardt, Anke/Doris Scherer (1991): Personalbestand an Hochschulen der ehemaligen DDR 1989 und 1990, Berlin.
- Burkhardt, Anke/Doris Scherer (1997): Wissenschaftliches Personal, in: Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.), Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Weinheim, S. 283–355. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Hochschulen-in-den-neuen-Ländern-der-BRD_Handbuch.pdf (8.10.2024).
- Burkhardt, Anke/Uta Schlegel (2004): Frauen an ostdeutschen Hochschulen – in den gleichstellungspolitischen Koordinaten vor und nach der „Wende“, in: L'Homme Z.F.G. 1/2004, S. 11–32.
- Bürklin, Wilhelm (1997): Die Potsdamer Elitestudie von 1995. Problemstellungen und wissenschaftliches Programm, in: ders./Hilke Rebenstorf (Hg.), Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration, Opladen, S. 11–34.
- Burrichter, Clemens/Eckart Förtsch (Hg.) (1991): Fusion der Wissenschaftssysteme. Erfahrungen, Ergebnisse, Perspektiven. XIX. Erlanger Werkstattgespräche in Bonn (7. bis 9. November 1990), Erlangen.
- Buthmann, Reinhard (2000): Hochtechnologien und Staatssicherheit. Die strukturelle Verankerung des MFS in Wissenschaft und Forschung der DDR, Berlin.
- Buthmann, Reinhard (2001): Abwanderung und Flucht von Eliten aus der SBZ/DDR am Beispiel der wissenschaftlichen Intelligenz, in: Gerhard Schulz (Hg.), Vertriebene Eliten. Vertreibung und Verfolgung von Führungsschichten im 20. Jahrhundert, München, S. 229–265.
- Buthmann, Reinhard (2020): Versagtes Vertrauen. Wissenschaftler der DDR im Visier der Staatssicherheit, Göttingen.

- Catenhusen, Hanns-Christian (1999): Die Stasi-Überprüfung im öffentlichen Dienst der neuen Bundesländer. Die arbeits- und beamtenrechtlichen Grundlagen und ihre Umsetzung in der Verwaltungspraxis, Berlin.
- Carl-Ludwig-Institut für Physiologie der Karl-Marx-Universität (1990): Aufruf an alle Angehörigen des Bereiches Medizin der KMU. 17.5.1990, in: Olaf Herold/Alexandra Lübcke/Peer Pasternack/Gesine Zuchanke (Red.), Eine Uni wendet sich. Die (Karl-Marx-)Uni Leipzig zwischen Herbst '89 und Abwicklung. Textsammlung. Unkommentiert, Leipzig, S. 39.
- CEWS, Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung (2003ff.): CEWS Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten, Bonn und Köln. URL <https://www.gesis.org/cews/cews-publikationen/cewspublik> (24.3.2024).
- Chan, Ho Fai/Vincent Lariviere/Donata Schilling/Naomi Moy/Ali Sina Önder/Benno Torgler (2022): Science after Communism. Structural Change, Peers, and Productivity in East German Science, Portsmouth. URL https://papers.ssrn.com/sol3/Delivery.cfm/SSRNID4023366_code1660162.pdf?abstractid=3961712&mirid=1 (12.9.2023).
- Charité (1991): Im Zusammenhang mit den Pressemitteilungen zur Organspende teilt das Universitätsklinikum Charité mit, in: Humboldt Universität, 19.9.1991, S. 4.
- Charité (1992): Presseerklärung, in: Humboldt Universität 11–1991/92, S. 3.
- Charité: Die „ordentlichen“ Professoren: der Fortgang der Ereignisse, in: UnAufgefordert 12/ 23.5.1990, S. 11.
- Chemie gibt Brot, Wohlstand, Schönheit. Chemiekonferenz des Zentralkomitees der SED und der Staatlichen Plankommission in Leuna am 3. und 4. November 1958, Berlin [DDR] 1958.
- Crome, Erhard (Hg.) (2009): Die Babelsberger Diplomatschule. Das Institut für Internationale Beziehungen der DDR, Potsdam.
- Crüger, Herbert (1990): Verschwiegene Zeiten. Vom geheimen Apparat der KPD ins Gefängnis der Staatssicherheit, Berlin.
- Cwik, Christian/Dale Tomich/Michael Zeuske (Hg.) (2015): Manfred Kossok: Toward a historical social science (=Review 1–2/2015), Binghamton. URL <https://www.jstor.org/stable/pdf/90017833.pdf?refreqid=excelsior%3A961fb12c816f34ff5e2424933106b22b> (12.8.2023).
- Czerwon, Hans-Jürgen/Frank Havemann (1991): Deutsche physikalische Zeitschriften im Science Citation Index, in: Physikalische Blätter 7/1991, S. 645–647.
- Czerwon, Hans-Jürgen/Günter Hartung/Frank Havemann/Hildrun Kretschmer/Heinrich Parthey/Wolfgang Schütze (1991): Bibliometrische Analysen der Publikationstätigkeit ausgewählter Institute der Akademie der Wissenschaften der DDR in den Jahren 1984 bis 1989, Berlin.
- Dahlke, Ernst/Holger Becker/Bernd Bludau (Hg.) (1991): Abwicklung von Einrichtungen der Wissenschaft und des Hochschulwesens der ehemaligen DDR. Eine Dokumentation, Berlin.
- Dahrendorf, Ralf (1965): Bildung ist Bürgerrecht, Hamburg.
- Damkowski, Wulf/Claus Precht (1998) (Hg.): Moderne Verwaltung in Deutschland. Public Management in der Praxis, Stuttgart.
- Daniel, Hans-Peter (1991): Die biotechnologische Forschung in der ehemaligen DDR und in der Bundesrepublik Deutschland im Spiegel bibliometrischer Indikatoren (1986–1990), Konstanz.
- Daniel, Hans-Peter (1991a): Die chemische Forschung im östlichen und westlichen Teil Deutschlands im Spiegel bibliometrischer Indikatoren. Eine Rückschau auf die letzten drei Jahre. – Die physikalische Forschung im östlichen und westlichen Teil Deutschlands im Spiegel bibliometrischer Indikatoren. Eine Rückschau auf die letzten drei Jahre. – Die biomedizinische Forschung im östlichen und westlichen Teil Deutschlands im Spiegel bibliometrischer Indikatoren. Eine Rückschau auf das Jahr 1990, Konstanz.
- Dath, Dietmar (2015): Deutsche Demokratische Rechnung. Eine Liebeserzählung, Berlin.
- David, Reiner (2012): Meine Akte. DDR 1969 bis 1975, Berlin.
- Decker, Gunnar (2015): 1965. Der kurze Sommer der DDR, München.
- Deiritz, Karl/Hannes Krauss (Hg.) (1991): Der deutsch-deutsche Literaturstreit oder „Freunde, es spricht sich schlecht mit gebundener Zunge“. Analysen und Materialien, Hamburg/Zürich.

- Der Ehrenausschuß als Mittel der Vergangenheitsbewältigung?, in: UnAufgefordert 67/6.6. 1995, S. 15.
- Der entlassene Rektor Fink muß weiter beschäftigt werden, in: F.A.Z., 3.4.1992, S. 2.
- Der Spiegel (1991): „Das ist russisches Roulett“. Schmutzige Geschäfte mit westlichen Pharmakonzernen brachten dem SED-Regime Millionen, in: Der Spiegel, 4.2.1991, S. 80–90.
- Deregoski, Angelika/Doris Scherer/Sabine Wardezki (1990): Standpunkte zur Entwicklung des Hochschullehrerbestandes, hrsg. vom Zentralinstitut für Hochschulbildung (ZHB), Berlin.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2001): Drucksache 14/6694. Bericht des Ausschusses für Wahlprüfung, Immunität und Geschäftsordnung (1. Ausschuss) zu dem Überprüfungsverfahren des Abgeordneten Dr. Heinrich Fink gemäß § 44b Abs. 2 des Abgeordnetengesetzes (AbGG) (Überprüfung auf Tätigkeit oder politische Verantwortung für das Ministerium für Staatssicherheit/Amt für Nationale Sicherheit der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik), Bonn.
- DFG, Deutsche Forschungsgemeinschaft (2003): Förder-Ranking 2003. Institutionen – Regionen – Netzwerke. DFG-Bewilligungen und weitere Basisdaten öffentlich geförderter Forschung, Bonn.
- DFG, Deutsche Forschungsgemeinschaft (2006): Förder-Ranking 2006. Institutionen – Regionen – Netzwerke. DFG-Bewilligungen und weitere Basisdaten öffentlich geförderter Forschung, Bonn.
- Dieckmann, Friedrich (1996): Blochs Tellheim. Der Philosoph Jürgen Teller wird siebzig, in: F.A.Z., 12.9.1996, S. 45.
- Dienel, Christiane/Angela Jain/Jenny Schmithals/Susanne Thies (2005): Rückwanderung als dynamischer Faktor für ostdeutsche Städte. Analytischer Literaturbericht, Berlin.
- Diers, Michael/Stefan Grohé/Cornelia Meurer (Hg.) (1999): Der Turm zu Jena. Architektur und Zeichen, Jena.
- Diestel, Peter Michael (1993): Gauck als IM-Vorlauf. Lügen MfS-Akten ganz, teilweise oder gar nicht?, in: Neues Deutschland, 31.12.1993, S. 3.
- Dietel, Manfred (2022): Medizin, Wissenschaft, Politik. Charité – Aufbruch nach der Wende. Eine Innenansicht, Berlin.
- Dokumentationszentrum am Moritzplatz (Hg.) (1997–2004): Die Medizinische Akademie Magdeburg und das Ministerium für Staatssicherheit, 11 Bde., Magdeburg.
- Doll, Jörg/Rosemarie Mielke/Michael Mentz (1994): Formen und Veränderungen wechselseitiger ost-westdeutscher Stereotypisierungen in den Jahren 1990, 1991 und 1992, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 3/1994, S. 501–514.
- Dorn, Wolfram/Gerhard Breitschuh/Uwe Hoßfeld/Petra Reinhold (2016): Zur Geschichte der Landwirtschaftlichen Fakultät an der Jenaer Universität und der gescheiterte Versuch ihrer Wiederbegründung im Jahre 1989, in: Georgy S. Levit/Uwe Hoßfeld/Petra Reinhold (Hg.), Meilensteine aus 200 Jahre Thierarzneykunst in Jena (1816–2016), Gießen, S. 183–188.
- Dornhof, Dorothea/Peer Pasternack/Gerd Zimmerman (Interview) (2022): „Eine eindeutig vermachete Situation“. Über den Umbruch in der ostdeutschen Wissenschaftslandschaft seit 1989 und die Folgen bis heute. Ein Gespräch mit Manuela Klaut und Jana Mangold, in: Zeitschrift für Medienwissenschaft 2/2022, S. 132–152. URL <https://zfmedienwissenschaft.de/online/eine-eindeutigvermachete-situation> (12.10.2023).
- Dössel, Christine (2021): Einsatzzentrale Seenplatte. „Die Toten von Marnow“, in: Süddeutsche Zeitung, 16.3.2021. URL <https://www.sueddeutsche.de/medien/die-toten-von-marnow-ar-d-krimi-serien-1.5237620> (26.6.2022).
- DPMA, Deutsches Patent- und Markenamt (2005): Jahresbericht 2004, München.
- Dreier, Ralf (1996): Der Untergang der DDR und die Rechtsphilosophie, in: Gerhard Haney/Werner Maihofer/Gerhard Sprenger (Hg.): Recht und Ideologie. Festschrift für Hermann Klenner zum 70. Geburtstag, Freiburg/Berlin, S. 263–284.
- Drews, Jörg/Christian Lehmann (Hg.) (1991): Dialog ohne Grenzen. Beiträge zum Bielefelder Kolloquium zur Lage von Linguistik und Literaturwissenschaft in der ehemaligen DDR, Bielefeld.
- Dürkop, Marlis (1996): Rechenschaftsbericht der Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin 1992 bis 1995. Vorgelegt dem Konzil im Januar 1996, Berlin.

- Ebbinghaus, Angelika/Klaus Dörner/Karsten Linne (Hg.) (1999): Der Nürnberger Ärzteprozeß 1946/47. Wortprotokolle, Anklage- und Verteidigungsmaterial, in Zusammenarbeit mit Karl Heinz Roth und Paul Weindling, München.
- Eckert, Joachim (1991): Personelle und inhaltliche Transformationsprozesse nach Systemwechseln. Eine vergleichende Untersuchung zwischen der Restitution der Göttinger Universität nach 1945 und der Abwicklung an der Humboldt-Universität zu Berlin im Zuge der deutschen Vereinigung. Diplomarbeit, FB Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin, Berlin, unveröff.
- Eckert, Rainer (1990): Die Berliner Humboldt-Universität und das Ministerium für Staatssicherheit, in: Deutschland Archiv 7/1990, S. 770–785.
- Eckert, Rainer (2024): Von der Außenlinie zum Elfmeterpunkt, in: Laura Behrmann/Markus Gamper/Hanna Haag (Hg.), Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ost-deutscher Professor*innen, Bielefeld, S. 161–181.
- Eckert, Rainer/Ilko-Sascha Kowalczyk/Ulrike Poppe (Hg.) (1995): Wer schreibt die DDR-Geschichte? Ein Historikerstreit um Stellen, Strukturen, Finanzen und Deutungskompetenz. Tagung vom 18.–20.3.94 in Zusammenarbeit mit dem Unabhängigen Historikerverband im Adam-von-Trott-Haus in Berlin-Wannsee, o.O. [Berlin].
- Eckert, Rainer/Ilko-Sascha Kowalczyk/Isolde Stark (Hg.) (1994): Hure oder Muse? Klio in der DDR. Dokumente und Materialien des Unabhängigen Historiker-Verbandes, Berlin.
- Eckert, Rainer/Wolfgang Küttler/Gustav Seeber (Hg.) (1992): Krise – Umbruch – Neubeginn. Eine kritische und selbstkritische Dokumentation der DDR-Geschichtswissenschaft 1989/90, Stuttgart.
- Eckstädt, Hartmut (Bearb.)/Wolfgang Riedel (Hg.) (2002): Festbroschüre anlässlich des 60-jährigen Bestehens der Fakultät 1942–2002. Rückblick – Einblick – Ausblick, Rostock.
- Eichhorn, Wolfgang Peter (1976): Gesellschaftswissenschaften, in: Georg Klaus/Manfred Buhr (Hg.), Philosophisches Wörterbuch, Leipzig, S. 487–490.
- Eilsberger, Rupert/Joachim Venghaus/Rudi Wendorf (Hg.) (1996): Geschichte und Geschichten der Fachhochschule Stralsund, Stralsund.
- Einhäupl, Karl Max (Interview) (2019): „Wir müssen die Patienten erziehen“, in: F.A.S., 25.8.2019, S. 19.
- Einhäupl, Karl Max/Detlev Ganten/Jakob Hein (2010): 300 Jahre Charité – im Spiegel ihrer Institute, unt. Mitarb. v. Falko Hennig, Berlin/New York.
- Einigungsvertrag (1990), Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik über die Herstellung der Einheit Deutschlands – Einigungsvertrag – vom 31. August 1990, in: Gesetzblatt der DDR Teil I Nr. 64 vom 28.9.1990.
- Eisinger, Bettina/Roland Stabenow (2001): Das Gemeinsame Krebsregister 1995–1999. Sonderbericht, Berlin. URL <https://digital.zlb.de/viewer/api/v1/records/15762167/files/media/sonderbericht.pdf> (24.3.2025).
- Eisenhans, Hartmut/Andreas Lange (2004): Die Transformation der ostdeutschen Universität. Unvollständige Kolonisierung und Reformblockade am Beispiel der Universität Leipzig, in: die hochschule 2/2004, S. 158–175. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/04_2/Eisenhans_Lange_Transformation.pdf (5.8.2024).
- Eisenhans, Ines (2015): Modellstudiengänge und Reformstudiengänge für Medizin, o.O. URL <https://m.thieme.de/viamedici/vor-dem-studium-infos-zum-medizinstudium-1493/a/modellstudiengaenge-und-reformstudiengaenge-medizin-26229.htm> (13.10.2023).
- EMAU, Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Der Rektor (Hg.) (1991): „Emigration als Herausforderung“. Ehrenpromotion Hildegard Emmel. Am 15. November 1991 an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald.
- Engelberg, Ernst (1985/1990): Bismarck. Bd. 1: Urpreuße und Reichsgründer. Bd. 2: Das Reich in der Mitte Europas, Berlin [DDR].
- Engert, Klaus (1995): „... nicht vereinbar“, in: konkret 6/1995, S. 28.
- Engler, Wolfgang (1999): Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land, Berlin.
- EP [Eduard von Pechmann] (1999): Fränkisch feierlich. Der neue Talar des Rektors zeigt Würde, in: Journal der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald April 1999, S. 13.

- Erb-Szymanski, Marcus (1994): Zur Beendigung der Lehrtätigkeit Jürgen Tellers am Philosophischen Institut, in: Universität Leipzig 2/1994, S. 31. URL <https://core.ac.uk/download/pdf/226103136.pdf> (12.2.2024).
- Erdmenger, Thomas/Peer Pasternack (2011): Hochschulen, demografischer Wandel und Regionalentwicklung. Der Fall Sachsen-Anhalt, Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/WZW_Arbeitsberichte_2_2011.pdf (26.1.2025).
- Erfurt, Jürgen/Joachim Gessinger (Hg.) (1990): Gesellschaft und Sprachwissenschaft. Das ‚Schrittmaß der achtziger Jahre‘ in der DDR und BRD, Oldenburg.
- Erhardt widerspricht Fink, in: F.A.Z., 15.5.1991, S. 4.
- Erhardt, Manfred (2002): Der Erneuerungsprozess – Stärken und Schwächen, in: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hg.), 10 Jahre danach. Zur Entwicklung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und Berlin. Dokumentation des gemeinsamen Symposions von Wissenschaftsrat, Stifterverband und VolkswagenStiftung am 8. und 9. Februar 2002 im Berliner Rathaus, Essen, S. 6–11. URL <https://www.hof.uni-halle.de/documents/t841.pdf> (14.5.2025).
- Erices, Rainer (o.J. [2021]): Dr. Rainer Erices (Medizinhistoriker) zum historischen Hintergrund. URL <https://www.daserste.de/unterhaltung/serie/die-toten-von-marnow/interviews/die-toten-von-marnow-historischer-hintergrund-100.html> (18.1.2022).
- Ernst, Anna-Sabine (1997): „Die beste Prophylaxe ist der Sozialismus“. Ärzte und medizinische Hochschullehrer in der SBZ/DDR 1945–1961, Münster.
- Ernst, Anna-Sabine (1997a): Doppelstaatsbürger von Partei und Fach? Das soziale und politische Profil der DDR-Medizinprofessoren in den 50er Jahren, in: hochschule ost 2/1997, S. 25–38. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1997_2.pdf (6.5.2025).
- Erpenbeck, John (1996): Aufschwung. Roman, Berlin.
- Ette, Ottmar/Martin Fontius/Gerda Haßler/Peter Jehle (Hg.) (1999): Werner Krauss. Wege. Werke. Wirkungen, Berlin.
- Ettl, Wilfried/Jürgen Jünger (1991): Evolutionäre Transformation der Zentralverwaltungswirtschaft, in Michael Brie/Dieter Klein (Hg.), Umbruch zur Moderne? Kritische Beiträge, Hamburg, S. 35–57.
- Ettrich, Frank (1992): Soziologie in der DDR. Hilfswissenschaft zwischen ideologischer Delegitimierung und partieller Professionalisierung, in: Soziologie und empirische Sozialforschung in der DDR. Eine kritische Bilanz (=Berliner Journal für Soziologie 3–4/1992), Berlin, S. 447–472.
- Etzold, Sabine (1999): Aufgetakelt. Deutsche Rektoren greifen wieder zum Ornat, in: Die Zeit, 6.5.1999.
- Evaluation in den Geisteswissenschaften (=Zeitschrift für Germanistik 1/2023), Bern. URL <https://www.ingentaconnect.com/content/plg/zfg/2023/00000033/00000001> (25.5.2025).
- Ewert, Günter/Rolf Hornei/Hans-Ulrich Maronde (2015): Militärmedizinische Sektion 1955–1990. Bildungsstätte für Militärärzte, Militärzahnärzte und Militärapotheker an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Berlin.
- FAB, Forschungsagentur Berlin (o.J. [1994]): Die Beschäftigtenentwicklung in der Wirtschaftsforschung in den neuen Bundesländern 1994. Ein Faktenbericht, Berlin.
- FAB, Forschungsagentur Berlin (o.J. [1996]): Beschäftigtenentwicklung in der wirtschaftsnahen Forschung der neuen Bundesländer 1995, Berlin.
- Fachtagung Medizin, AG Studiengestaltung in den fünf neuen Bundesländern (Hg.) (o.J. [1993]): Der Ostreader. Versuch über Medizinstudium und studentische Interessenvertretung der Medizinstudierenden in den neuen Bundesländern, Leipzig.
- Faust, Siegmars (1980): In welchem Lande lebt Mephisto? Schreiben in Deutschland, München/Wien.
- Feyl, Renate (1992): Ausharren im Paradies. Roman, Köln.
- FG, Forschungsgruppe Wissenschaftsstatistik (1994): Wissenschaft und Industrie im Osten, in: WZB-Mitteilungen 66/Dezember 1994, S. 59–62.

- FG Wissenschaftsstatistik, Forschungsgruppe Wissenschaftsstatistik am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (1994), in: hochschule ost 5/1994, S. 16–25. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1994_05.pdf (24.3.2025)
- FhG, Fraunhofer Gesellschaft zur Förderung der angewandten Forschung (Hg.) (2002): Erfolg im Osten. 10 Jahre Fraunhofer-Gesellschaft in den neuen Bundesländern, München.
- FhG, Fraunhofer-Gesellschaft (Hg.) (2017): Erfolge, die in die Zukunft weisen. 25 Jahre Fraunhofer in den neuen Bundesländern (=Fraunhofer-Magazin „weiter.vorn“ Sonderausgabe 2/2017), München. URL <https://www.fraunhofer.de/content/dam/zv/de/publikationen/Magazin/2017/weiter-vorn-Sonderausgabe-Mai-2-2017-web.pdf> (6.4.2025).
- Fink, Heinrich (1991): Thesen zur Entwicklung der Humboldt-Universität, in: Bündnis 2000 23/1991, Berlin, S. 7.
- Fink, Heinrich/Bernd Malek (1992): Sich der Verantwortung stellen, Berlin.
- Fischer, Christin (2011): Soziologische Lehre und Studium in der DDR. Zwischen politischer Staatsideologie und wissenschaftlicher Gesellschaftsaufklärung. Untersucht am Beispiel der Martin-Luther-Universität. Diplomarbeit, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Philosophische Fakultät I: Sozialwissenschaften und historische Kulturwissenschaften, Halle (Saale), unveröff.
- Fischer, Gunter (1993): „Noch vor wenigen Jahren keinen Platz im Saal“. Dankesrede von Gunter Fischer aus Halle, in: forschung – Mitteilungen der DFG 1/1993, S. 26–27.
- Fischer, Heinz-Joachim (1996): Bischof Bengsch war auf seine Intelligenz und Schnoddrigkeit angewiesen, in F.A.Z., 25.11.1996, S. 3.
- Fischer, Ulrike (1993): Zur Situation industrienaher selbständiger F+E-Einrichtungen in den neuen Bundesländern, Düsseldorf.
- Fix, Ulla (1995): Die Akten des MfS. Erfahrungen aus der Arbeit der Personalkommission, in: Universität Leipzig 1/1995, Leipzig, S. 19–22.
- Flemming, Bert (1994): Bericht über die Arbeit des Ehrenausschusses, in: Humboldt Universität 8–1994/95, S. 3.
- Flemming, Bert (1995): Bericht über die Arbeit des Ehrenausschusses, in: Humboldt Universität 8–1994/95, 9.6.1995, S. 3.
- Flierl, Thomas/Harald Kegler (Hg.) (2019): wende bauhaus | bauhaus wende. 30 Jahre Industrielles Gartenreich (=Henselmann – Beiträge zur Stadtpolitik Nr. 3 [2019-2]), Berlin.
- Flierl, Thomas/Andreas Keller (2006): Die Fusion der Berliner Universitätsmedizin, in: Christa Cremer Renz/Kathleen Batke (Hg.), Hochschulfusionen in Deutschland: Gemeinsam stark?! Hintergründe – Portraits – Perspektiven, Bielefeld, S. 115–135.
- Flug, Martin (1992): Treuhand-Poker. Die Mechanismen des Ausverkaufs, Berlin.
- Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH (Hg.) (o.J. [1993]): Tätigkeitsbericht 1992 der geisteswissenschaftlichen Forschungsschwerpunkte, München.
- Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH (Hg.) (o.J. [1994]): Tätigkeitsbericht 1993 der geisteswissenschaftlichen Forschungsschwerpunkte, München.
- Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH (Hg.) (o.J. [1995]): Tätigkeitsbericht 1994 der geisteswissenschaftlichen Forschungsschwerpunkte, München.
- Franke, Uta (2007): Sand im Getriebe. Die Geschichte der Leipziger Oppositionsgruppe um Heinrich Saar 1977 bis 1983, Leipzig.
- Fraktion Linke Liste-PDS im Sächsischen Landtag (Hg.) (1992): Schwarze Listen im Freistaat Sachsen. Berufsverbot für 884 Wissenschaftler. Meyer: „Habe niemand Unrecht angetan.“ (Parlament von links Sonderausgabe 1), Dresden/Schkeuditz.
- Franke, Uta (2007): Sand im Getriebe. Die Geschichte der Leipziger Oppositionsgruppe um Heinrich Saar 1977 bis 1983, Leipzig.
- Frege, Gottlob (1973): Schriften zur Logik. Aus dem Nachlass, hrsg. von Lothar Kreiser, Berlin [DDR].
- Friedeburg, Ludwig von (1994): Bildung zwischen Aufklärung und Anpassung. Erfahrungen mit der Bildungsreform in der Bundesrepublik, Frankfurt a.M.
- Friedrich, Walter (1999): Geschichte des Zentralinstituts für Jugendforschung. Anfänge der Jugendforschung in der DDR, in: ders./Peter Förster/Kurt Starke (Hg.), Das Zentralinstitut für

- Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte – Methoden – Erkenntnisse, Berlin, S. 13–69.
- Friedrich, Walter/Hartmut Gries (Hg.) (1991): Jugend und Jugendforschung in der DDR. Gesellschaftspolitische Situationen, Sozialisation und Mentalitätsentwicklung in den achtziger Jahren, Opladen.
- Friedrich, Walter/Peter Förster/Kurt Starke (Hg.) (1999): Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte – Methoden – Erkenntnisse, Berlin.
- Friedrichs, Jürgen (1993): Sozialwissenschaftliche Dissertationen und Habilitationen in der DDR 1951–1991. Eine Dokumentation, unt. Mitarb. v. Vera Sparschuh und Iris Wrede, Berlin/New York.
- Fritsch, Peter Michael (2013): Verraten und Verramscht. Das erste Buch zur Treuhand, Berlin [aktualisierte Neuausgabe von Martin Flug {Pseud.}: Treuhand-Poker. Die Mechanismen des Ausverkaufs, Berlin 1992].
- Fritsch, Rainer/Erika Rommel (1987): Die Praxis der Hochschulen bei der sozialen Zuordnung der Studienbewerber und Aspekte der sozialen Herkunft von Hochschuldirekt- und Fernstudenten. Referat zum Forschungsbericht, Berlin [DDR].
- Fritsch, Werner/Werner Nöckel (2000): Antistalinistische Opposition an der Universität Jena und deren Unterdrückung durch SED-Apparat und Staatssicherheit (1956–1958). Eine Dokumentation, Erfurt.
- Frühwald, Wolfgang (Interview) (1995): „Wir sind in einer hochinteressanten, aber auch dramatischen Phase“, in: Das Parlament 11/1995, S. 6.
- Frühwald, Wolfgang/Hans Robert Jauß/Reinhart Kosellek/Jürgen Mittelstraß/Burkhard Steinwachs (1991): Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift, Frankfurt a.M.
- FSU, Friedrich-Schiller-Universität Jena (Hg.) (1992): Über Freiheit. Ansprache in der Feier zur (nachgeholt) Habilitation am 29. Januar 1992 von Dr. Leopold Hartmann und Laudatio von Prof. Dr. Werner Becker, Jena.
- FSU, Friedrich-Schiller-Universität Jena (2000): Bericht der Kommission der Friedrich-Schiller-Universität Jena zur Untersuchung der Beteiligung Prof. Dr. Jussuf Ibrahims an der Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ während der NS-Zeit, Jena.
- Fuchs-Kittowski, Klaus/Edo Albrecht/Erich Langner/Dieter Schulze (2010): Gründung, Entwicklung und Abwicklung der Sektion Ökonomische Kybernetik und Operationsforschung/Wissenschaftstheorie und -organisation an der Humboldt-Universität zu Berlin, in: Wolfgang Girnus/Klaus Meier (Hg.), Die Humboldt-Universität Unter den Linden 1945 bis 1990. Zeitzeugen – Einblicke – Analysen, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig, S. 155–197.
- Fülberth, Georg (1995): Made in GDR [Rezension zu Barck et al.: Lexikon sozialistischer Literatur], in: literatur konkret 1995/1996, S. 45.
- Füller, Christian (1991): Die Rolle der Studierenden beim Umbruch in den DDR-Universitäten 1989–1990. Überarbeitete Fassung der Diplomarbeit am FB Politische Wissenschaft FU Berlin, Berlin, unveröff.
- Funke, Mandy (2004): Rezeptionstheorie – Rezeptionsästhetik. Betrachtungen eines deutsch-deutschen Diskurses, Bielefeld.
- GA EUE, Gründungsausschuß „Europäische Universität Erfurt“ der Stadt Erfurt (Hg.) (1991): Denkschrift zur Gründung einer Europäischen Universität Erfurt, Erfurt.
- Gablick, Klaus (2010): 50 Jahre Ingenieurabschluss, in: facetten 21/2010, S. 44.
- Gaston, Jerry (1975): Soziale Organisation, Kodifizierung des Wissens und das Belohnungssystem der Wissenschaft, in: Nico Stehr/René König (Hg.), Wissenschaftssoziologie (=Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 18), Opladen, S. 287–303.
- Gauck, Joachim (Interview) (1993): „... dann schlägt die Vergangenheit zurück“, in: Wochenpost, 25.2.1993, S. 31.
- Gauck, Joachim (1994): Leserinterview, in: Wochenpost 13/1994, S. 27.
- Gauck, Joachim: Gegendarstellung, in Neues Deutschland, 5.1.1994, S. 3.
- GBM, Gesellschaft zum Schutz von Bürgerrecht und Menschenwürde (Hg.) (2004): R-Auswurf. Die Einverleibung der Charité, Schkeuditz.

- Geier, Anke (2015): Geplante Verflechtung. Die Bergakademie Freiberg und die Wirtschaft der SBZ/DDR. Zur Entwicklung der Hochschule und ihrer Kooperationen zwischen 1945 und 1989/90. Dissertation, TU Bergakademie Freiberg, Freiberg.
- Geiler, Gottfried (1992): Eine Medizinische Fakultät im Prozeß der Neugestaltung. Aufgaben und Erwartungen, in: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina. Jahrbuch 1991, Halle/S., S. 255–259.
- Geipel, Gary Lee (1993): Politics and Technology in the German Democratic Republic, 1977–1990. Ph.D. Diss., Columbia University, New York, unveröff.
- Geisenhainer, Katja/Lothar Bohrmann/Bernhard Streck (Hg.) (2014): 100 Jahre Institut für Ethnologie der Universität Leipzig. Eine Anthologie seiner Vertreter, Leipzig.
- Gerber, Stefan (2025): Turbo-Transfer, in: F.A.Z., 17.3.2025, S. 6.
- Gerhardt, Volker (1996): Die DDR war keine Idylle, in: Frankfurter Rundschau, 29.10.1996.
- Gerhold, Kirsten (2010): Widerstand und Opposition in der ehemaligen DDR, dargestellt am Beispiel der Oberschüler in Güstrow und der Studenten in Rostock 1949–1953, Kassel. URL <http://www.uni-kassel.de/upress/online/frei/978-3-89958-972-6.volltext.frei.pdf> (28.9.2024).
- Gerlach, Jens (1992): Tod eines Kämpfers. In Memoriam Prof. Dr. Gerhard Riege, Berlin.
- Gerstengarbe, Sybille (2018): Die Leopoldina – eine gesamtdeutsche Akademie im geteilten Deutschland, in: Johannes Feichtinger/Heidemarie Uhl (Hg.), Die Akademien der Wissenschaften in Zentraleuropa im Kalten Krieg. Transformationsprozesse im Spannungsfeld von Abgrenzung und Annäherung, Wien 2018, S. 507–534.
- Gerstengarbe, Sybille/Horst Hennig (2009): Opposition, Widerstand und Verfolgung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1945–1961. Eine Dokumentation, Leipzig.
- GESIS/FSU/ZES, Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen/Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Soziologie/Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung (Hg.) (1998): Materialien zur Erforschung der DDR-Gesellschaft. Quellen, Daten, Dokumente, Opladen.
- GESIS/ZA, Gesellschaft Sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen/Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung an der Universität Köln (Hg.) (1997): Empirische Sozialforschung aus der DDR und den neuen Bundesländern. Bestandskatalog, Köln.
- GEW, Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (Hg.) (1991): Hochschulverfassungen in den neuen Bundesländern. Dokumentation, zusammengestellt von Daisy Mottek, Berlin.
- GEWIPLAN, Gesellschaft für Wirtschaftsförderung und Marktplanung mbH (Hg.) (o.J. [1994?]): Innovationskatalog '94. Forschung – Entwicklung – Markt. Ergebnisse aus der Förderungsmaßnahme „Förderung des Aufbaus einer marktvorbreitenden Industrieforschung und des wirtschaftlichen Strukturwandels“. Im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft, Außenstelle Berlin, Berlin.
- GEWIPLAN, Gesellschaft für Wirtschaftsförderung und Marktplanung (Hg.) (1996): Innovationskatalog '96. Forschung. Entwicklung. Markt, Berlin.
- Geyer, Michael (1997): Der Umbau der Universität Leipzig. Chancen und Risiken für einen Wissenschaftsstandort, in: Rektorat der Universität Leipzig (Hg.), Wissenschaftsstandort Leipzig. Die Universität und ihr Umfeld, Leipzig, S. 11–22.
- GfM, Gesellschaft für Menschenrechte im Freistaat Sachsen (Hg.) (o.J. [1993?]): Berufsverbot im Freistaat Sachsen. Minister Meyers Schwarze Listen. Der Fall „Dr. Heidrun Laudel“, o.O. [Dresden].
- Gilbert, Lutz (2000): Zu Arno Hecht: „Zur Dynamik des Berufungsgeschehens an den Universitäten der neuen Bundesländer“, hso 1–2/2000, S. 210ff., in: hochschule ost 3–4/2000, S. 307–309. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/hso00_1.pdf (1.4.2024).
- GKR, Gemeinsames Krebsregister (Hg.) (2003): 50 Jahre Krebsregistrierung. Das Gemeinsame Krebsregister (GKR) der Länder Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt und der Freistaaten Sachsen und Thüringen 1953–2003. Festschrift, Berlin. URL <https://digital.zlb.de/viewer/api/v1/records/15762178/files/media/festschrift.pdf> (24.3.2025).
- Glaser, Horst Albert (Hg.) (1982): Hochschulreform – und was nun? Berichte, Glossen, Perspektiven, Frankfurt a.M./Berlin/Wien.

- Gläser, Jochen/Charles Melis/Klaus Puls (1995): Durch ostdeutsche WissenschaftlerInnen gegründete kleine und mittlere Unternehmen. Eine Problemskizze, Berlin. URL <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1995/p95-403.pdf> (2.5.2024).
- Gläser, Jochen/Gabriele Groß/Marion Höppner/Charles Melis/Werner Meske (1995): Die aufgeschobene Integration. Erste Befunde zur Integration neugegründeter Blaue-Liste-Institute in die deutsche Wissenschaftslandschaft, Berlin. URL <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1995/p95-404.pdf> (2.5.2024).
- Glaesmer, Janny/Elke Müller (Red.) (2004): Wissenschaftspark Golm, Potsdam.
- Glotz, Peter (1996): Im Kern verrotten? Fünf vor zwölf an Deutschlands Universitäten, Stuttgart.
- Görtemaker, Manfred (Hg.) (2016): 25 Jahre Universität Potsdam. Rückblicke und Perspektiven, Berlin.
- Görtemaker, Manfred (2016a): Das Problem der personellen Kontinuität: Belastung oder Chance?, in: ders. (Hg.), 25 Jahre Universität Potsdam. Rückblicke und Perspektiven, Berlin, S. 51–75.
- Grabar, Edda (2013): Die Halbwahrheiten über DDR-Menschenversuche, in: Zeit online, 17.5.2013. URL <http://www.zeit.de/wissen/gesundheit/2013-05/DDR-Medikamentenstudien-Menschenversuche> (20.6.2013).
- Gramsch, Robert/Tobias Kaiser (Hg.) (2009): Engagement und Ernüchterung. Jenaer Studenten 1988 bis 1995, unt. Mitarb. v. Hans-Peter Schmit, Jena.
- Grashoff, Udo (2019): Studenten im Aufbruch. Unabhängige studentische Interessenvertretung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1987–1992, Halle (Saale).
- Grelak, Uwe/Peer Pasternack (2016): Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht, Berlin. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Theologie-im-Sozialismus.pdf> (24.7.2023).
- Grelak, Uwe/Peer Pasternack (2019): Parallelwelt. Konfessionelles Bildungswesen in der DDR. Handbuch, Leipzig.
- Grelak, Uwe/Peer Pasternack (2022): 150.000 Seiten konfessionelles Bildungswesen in der DDR. Bibliografische Dokumentation der seit 1990 publizierten Literatur, Berlin.
- Grelak, Uwe/Peer Pasternack (2024): Im Auftrag. Sonderhochschulen und Ressortforschung in der DDR, Göttingen.
- Grenzmann, Christoph/Rüdiger Marquardt/Christa Revermann/Joachim Wudtke (1996): Forschung und Entwicklung in der Wirtschaft 1993. Mit ersten Daten bis 1995, hrsg. von SV – Gemeinnützige Gesellschaft für Wirtschaftsstatistik, Essen.
- Greven, Michael Th. (1993): Bericht über das Ende des Wissenschaftlichen Kommunismus und die Anfänge der Politikwissenschaft an der Universität Leipzig 1989 bis 1991, in: ders./Dieter Koop (Hg.), War der wissenschaftliche Kommunismus eine Wissenschaft? Vom Wissenschaftlichen Kommunismus zur Politikwissenschaft, Opladen, S. 155–176.
- Grimm, Dörte (2023): Die BOX und der Fall Mücke. Dokumentarfilm, Deutschland, 45 Minuten.
- Grimm, Dörte (Interview) (2024): „Der Stasi-Verdacht schwebt immer noch über den Ostdeutschen“. Dörte Grimm im Gespräch über ihren Film „Die Box und der Fall Mücke“, in: Berliner Zeitung, 21.11.2024, S. 11.
- Grobecker, Claire/Stefan Schweinert-Albinus/Olga Pötzsch/Elke Loichinger (2024): Bevölkerungsstand und Bevölkerungsentwicklung. Sozialbericht 2024, auf: Bundeszentrale für Politische Bildung, 6.11.2024. URL [https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/sozialbericht-2024/553016/bevoelkerungsstand-und-entwicklung/#:~:text=Bev%C3%B6lkerungsstand%20und%20Entwicklung%207C%20Sozialbericht%202024%207C%20bpb.de.&text=Nach%20den%20Ergebnissen%20der%20Bev%C3%B6lkerungsfortschreibung%20leiten%20Ende,und%203%2C8%20Millionen%20\(4%2C5%20%\)%20in%20Berlin](https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/sozialbericht-2024/553016/bevoelkerungsstand-und-entwicklung/#:~:text=Bev%C3%B6lkerungsstand%20und%20Entwicklung%207C%20Sozialbericht%202024%207C%20bpb.de.&text=Nach%20den%20Ergebnissen%20der%20Bev%C3%B6lkerungsfortschreibung%20leiten%20Ende,und%203%2C8%20Millionen%20(4%2C5%20%)%20in%20Berlin) (12.5.2025).
- Groehler, Olaf (1981): Geschichte des Luftkrieges 1910 bis 1980, Berlin [DDR].
- Grohl, Eddie (2016): Christa Wolfs Erzählung „Was bleibt“ und der Literaturstreit von 1990. Analyse der Entstehungs- und Verlaufsgeschichte, München.
- Groß, Bernd (Hg.) (1994): Innovationszentren der 90er Jahre. Erfahrungen und Perspektiven der Technologie- und Gründerzentren in den neuen Bundesländern, Berlin.

- Gross, Johann (2016): Wendezeit an der Charité (1989 bis 1995). Eine Dokumentation zum sogenannten Eliten austausch, Berlin.
- Gründerzeit, in: Leipziger Volkszeitung, 21.3.1991, S. 5.
- Grünewald, Steffi (1989): Miteinander reden – darüber, wie es weitergeht, in: Humboldt Universität, Nr. 7/19.10.1989, S. 3.
- Günther, Jutta/Nicole Nulsch/Dana Urban-Thielicke/Katja Wilde (2010): 20 Jahre nach dem Mauerfall: Transformation und Erneuerung des ostdeutschen Innovationssystems, hrsg. von der Expertenkommission Forschung und Innovation (EFI), Berlin. URL http://www.e-fi.de/fileadmin/Studien/Studien_2010/16_2010_Entwicklung_NBL.pdf (29.6.2024).
- Günther, Jutta/Katja Wilde/Marco Sunder/Mirko Titze (2010a): 20 Jahre nach dem Mauerfall: Stärken, Schwächen und Herausforderungen des ostdeutschen Innovationssystems heute, hrsg. von der Expertenkommission Forschung und Innovation (EFI), Berlin. URL https://www.e-fi.de/fileadmin/Assets/Studien/2010/StuDIS_17_2010.pdf (29.6.2024).
- Gursky, André (1998): Vorgang „Riga“. Die „Bearbeitung“ eines evangelischen Studentenpfarrers 1953 in Halle (Saale) durch das Ministerium für Staatssicherheit, Magdeburg.
- Gutjahr-Löser, Peter (1997): Die Umgestaltung der Universität Leipzig nach der Wende, in: Rektorat der Universität Leipzig (Hg.), Wissenschaftsstandort Leipzig. Die Universität und ihr Umfeld. Beiträge der Konferenz anlässlich des „Dies academicus“ am 2. Dezember 1996, Leipzig, S. 23–42.
- Gutjahr-Löser, Peter (2023): Hinter den Kulissen. Die Erneuerung der Universität Leipzig nach der Friedlichen Revolution, Leipzig.
- GWK, Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (o.J. [2022]): Hochschulpakt 2020. Abschlussbericht von Bund und Ländern, Bonn. URL <https://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Redaktion/Dokumente/Papers/GWK-Heft-81-Hochschulpakt-Abschlussbericht.pdf> (12.11.2024).
- GWK, Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (2017): Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. 21. Fortschreibung des Datenmaterials (2015/2016) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen, Bonn.
- GWZ Berlin, Vorstand des Vereins Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin (Hg.) (2002): Konzept für Geisteswissenschaftliche Forschungszentren in Berlin, November 2002, unveröff.
- GWZ Berlin, Vorstand des Vereins Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin (Hg.) (2001): Jahresbericht 2001 der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin, Berlin.
- GWZ, Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin (Hg.) (2021): 25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin, Berlin. URL <https://www.zfl-berlin.org/files/zfl/downloads/publikationen/volltexte/25-jahre-gwz.pdf> (11.3.2025).
- Habeck, D[ietrich]/U[do] Schagen/G[ünther] Wagner (Hg.) (1993): Reform der Ärzteausbildung. Neue Wege in den Fakultäten, Berlin.
- Habermas, Jürgen (1990): Die nachholende Revolution, Frankfurt a.M.
- Häder, Sonja / Ulrich Wiegmann (Hg.) (2007): Die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften in der DDR im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik, Frankfurt a.M.
- Häfner, Frieder/Dieter Fink (2002): Das Verfahren zur Überprüfung des Personals der Bergakademie Freiberg auf Menschenrechtsverletzungen im SED-Staat. Ein Novum in der Geschichte, in: Dietrich Stoyan/Helmuth Albrecht/Frieder Häfner/Harald Kohlstock (Hg.), Technische Universität Bergakademie Freiberg 1965–2002. Festgabe zum 300. Jahrestag der Gründung der Stipendienkasse für die akademische Ausbildung im Berg- und Hüttenfach zu Freiberg in Sachsen. Beiträge zur Geschichte der TU Bergakademie Freiberg, Freiberg, S. 158–165.
- Hahn, Toni (1997): Erwerbsverläufe und soziale Mobilität Arbeitsloser in Ostdeutschland, in: Stand und Perspektiven des sozialen und politischen Wandels in Ostdeutschland (Abschlusskonferenz der KSPW am 17.3.1997) (=Berliner Journal für Soziologie 4/1997), S. 445–467.
- Hähner-Rombach, Sylvelyn/Christine Hartig (2019): Medikamentenversuche an Kindern und Jugendlichen im Rahmen der Heimerziehung in Niedersachsen zwischen 1945 und 1978, o.O. [Stuttgart]. URL https://www.ms.niedersachsen.de/download/141754/Bericht_2019_Medikamenten-_und_Impfversuche_an_Kindern_und_Jugendlichen_2019_....pdf (9.6.2022).

- Hall, Karl-Heinrich (1994): Die Hochschulgesetzgebung der neuen Länder als Rahmenbedingung der Neustrukturierung, in: Renate Mayntz (Hg.), *Aufbruch und Reform von oben. Ostdeutsche Universitäten im Transformationsprozeß*, Frankfurt/New York, S. 165–189. URL <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/209610/1/mpifg-bd-19.pdf> (5.1.2025).
- Haney, Gerhard/Werner Maihofer/Gerhard Sprenger (Hg.) (1996): *Recht und Ideologie. Festschrift für Hermann Klenner zum 70. Geburtstag*, Freiburg i.Br.
- Hardtwig, Wolfgang (2024): *In der Geschichte. Historiker in West und Ost 1964–2024*, Berlin.
- Hartmann, Ingeburg /Rudolf Rothe (1988): *Zum Ausrüstungsbedarf für den wissenschaftlichen Gerätebau an Hochschulen*, Berlin [DDR].
- Hassel, Jörg/Hubert Staroste (Hg.) (2014): *Denkmalpflege in der DDR. Rückblicke*, Berlin.
- Haupt, Oliver (2018): Dopingforschung im Forschungsinstitut für Körperkultur und Sport, in: ders., *Dopingmittel. Geschichte, Nachweise, Entwicklungen unter besonderer Berücksichtigung der DDR*, Stuttgart, S. 143–172.
- Hauthal, Werner H./Christian Gizewski (1994): Ergebnisse des Leipziger Symposiums „Wissenschaftlerarbeitslosigkeit und zukunftsorientierte Wissenschaftspolitik in Deutschland“, in: *hochschule ost* 2/1994, S. 11–15. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1994_02.pdf (24.3.2025)
- Hechler, Daniel/Peer Pasternack (2011): Best Practice und Worst Case? Der Umgang mit der Hochschulzeitgeschichte an der Universität Jena und der Humboldt-Universität: Ein exemplarischer Vergleich, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 4/2011, S. 329–345.
- Hechler, Daniel/Peer Pasternack (2013): *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Leipzig. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Traditionsbildung-Forschung-und-Arbeit-am-Image.pdf> (11.4.2023).
- Hechler, Daniel /Peer Pasternack (2015): *Künstlerische Hochschulen in der DDR. 25 Jahre zeit-historische Aufklärung 1990–2015: Eine Auswertung mit bibliografischer Dokumentation*, Akademische Verlaganstalt, Leipzig. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/KuenstlerischeHochschulen.pdf> (12.8.2024).
- Hechler, Daniel/Peer Pasternack (2015a): „... nicht uninteressanter als andere Dinge auch“. Zeitgeschichte der ostdeutschen Hochschulen aus der Sicht ihrer Akteure, in: dies. (Hg.), *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft (=die hochschule 1/2015)*, Halle-Wittenberg, S. 114–131. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/15_1/2015_1.pdf (24.3.2025).
- Hecht, Arno (2002): *Die Wissenschaftselite Ostdeutschlands. Feindliche Übernahme oder Integration?*, Leipzig.
- Hecht, Arno (Hg.) (2008): *Enttäuschte Hoffnungen. Autobiographische Berichte abgewerkelter Wissenschaftler aus dem Osten Deutschlands*, Berlin.
- Hecker, Michael (2023): Die ostdeutschen Universitäten auf dem Weg in das wiedervereinigte Deutschland, in: ders./Bärbel Friedrich, *Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Eine Erfolgsgeschichte in Ost-West-Perspektive*, Halle (Saale), S. 11–184.
- Hecker, Michael/Bärbel Friedrich (2023): *Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Eine Erfolgsgeschichte in Ost-West-Perspektive*, Halle (Saale).
- Heibel, Hans-Jürgen (1997): *Militärhistorisches Museum Dresden (1991–1994). Die Übernahme des Museums durch die Bundeswehr. Erinnerungen an die Museumsleitung*, in: Christian-Wilhelm von Prittwitz und Gaffron (Hg.), *100 Jahre Museum im Dresdner Arsenal (1897–1997). Eine Schrift zum Jubiläum*, Dresden, S. 51–62.
- Heiduczek, Werner (1971): *Mark Aurel oder ein Semester Zärtlichkeit. Erzählung*, Berlin [DDR].
- Heimrich, Bernhard (1991): Männer von erlesener Zuverlässigkeit für die SED. Eine „Selbstreinigung“ der Universitäten gab es nicht. Die Abwicklung, in: *F.A.Z.*, 4.1.1991, S. 5.
- Hein, Christoph (1987 [1986]): Brief an M.F., Regisseur der westdeutschen Erstaufführung von *SCHLÖTEL ODER WAS SOLLTS*, in: ders., *Öffentlich arbeiten. Essays und Gespräche*, Berlin [DDR], S. 130–134.
- Hein, Christoph (2018): *Verwirrnis. Roman*, Berlin.
- Helbig, Marcel (2014): Ungleichheitskategorie Ossi. Trotz Kanzlerin und Präsident: Ostdeutsche sind in der Elite massiv unterrepräsentiert, in: *WZB-Mitteilungen* 146/Dezember 2014, S. 82f.

- Heller, Abraham (1992 [1935]): Die Juden in Russland seit der Märzrevolution 1917 bis zur Gegenwart, Berlin.
- Hellriegel, Bertold/Claudia Herrmann/Tatjana Konzack/Peter Ständert (1994): Forschung und Entwicklung in kleinen und mittleren Unternehmen in den neuen Bundesländern. Eine qualitative und quantitative Analyse, Berlin.
- Helm, Christoph (2001): Zehn Jahre Wissenschaftsentwicklung in den neuen Bundesländern an Hand des Paradigmas Sachsen-Anhalt, Hannover. URL http://www.dzhw.eu/pdf/pub_kia/kia200101.pdf (21.3.2025).
- Helm, Johannes (2007): Tanz auf der Ruine. Szenen aus einem vergessenen Land, Berlin.
- Henke, Justus/Peer Pasternack/Steffen Zierold (Hg.) (2015): Schaltzentralen der Regionalentwicklung. Hochschulen in Schrumpfungsräumen, Leipzig. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Schaltzentralen-der-Regionalentwicklung.pdf> (24.3.2025).
- Henkys, Reinhard (2014): Bedingungen theologischer Arbeit in der DDR. Theologische Forschung und Lehre in der sozialistischen Gesellschaft, in: Joachim Heise/Rosemarie Schumann (Hg.), Reinhard Henkys – Brückenbauer zwischen West und Ost. Eine Dokumentation seiner Beiträge in der Zeitschrift „Kirche im Sozialismus“, Berlin, S. 102–104.
- Hennig, Werner/Walter Friedrich (Hg.) (1991): Jugend in der DDR. Daten und Ergebnisse der Jugendforschung vor der Wende, Weinheim/München.
- Hennis, Wilhelm (1982): Studentenbewegung und Hochschulreform, in: Horst Albert Glaser (Hg.), Hochschulreform – und was nun? Berichte, Glossen, Perspektiven, Frankfurt a.M./Berlin/Wien, S. 37–60.
- Hensling, Gudrun (2008): Halle (Saale) weinberg campus. Der erfolgreiche Wandel im Stadtteil Heide-Süd, Halle (Saale).
- Herbst, Andreas/Winfried Ranke/Jürgen Winkler (1994): So funktionierte die DDR. Lexikon der Organisationen und Institutionen. 3 Bde., Reinbek b. Hamburg.
- Hermes, Hans-Joachim/Wolfgang Lambrecht/Stephan Luther (2003): Von der Kgl. Gewerbeschule zur Technischen Universität. Die Entwicklung der höheren technischen Bildung in Chemnitz 1836–2003, Chemnitz.
- Herold, Olaf/Alexandra Lübcke/Peer Pasternack/Gesine Zuchancke (Red.) (1991): Eine Uni wendet sich. Die (Karl-Marx-)Uni Leipzig zwischen Herbst '89 und Abwicklung. Textsammlung. Unkommentiert, Leipzig.
- Herrmann, Peter (o.J. [2007]): Erinnerungen und Ausblicke eines ehemaligen Jenaer Studenten aus der Zeit von 1956 bis 2006, o.O. [Eisenberg].
- Herrmann, Peter/Heinz Steudel/Manfred Wagner (Hg.) (1997): Der Physikerball 1956. Vorgeschichte – Ablauf – Folgen, Jena.
- Herrmann-Koitz, Claudia/Wolfgang Horlamus/Tatjana Konzack (2002): Strukturelle Analyse der Entwicklung von FuE-Potenzialen im Dienstleistungssektor und im verarbeitenden Gewerbe in den neuen Bundesländern. Bericht, erarbeitet im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie, Berlin.
- Hertle, Hans-Hermann (1991): Vor dem Bankrott der DDR. Dokumente des Politbüros des ZK der SED aus dem Jahre 1988 zum Scheitern der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ (die Schürer/Mittag-Kontroverse), Berlin.
- Herzberg, Guntolf (1996): Lautes oder lauter Schweigen? Über die Schwierigkeiten der Philosophen, die DDR-Philosophie aufzuarbeiten, in: Die Welt, 11.5.1996.
- Herzberg, Guntolf (1996a): Warum ist nicht alles so geblieben, wie es war?, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 2/1996, S. 311–314.
- Herzberg, Guntolf (1996b): Leere Schubladen, in: Frankfurter Rundschau, 6.12.1996.
- Herzog, Andreas (Regie) (2021): Die Toten von Marnow. Vierteilige TV-Serie, ARD, viermal 90 Minuten.
- Hess, Volker/Laura Hottenrott/Peter Steinkamp (2016): Testen im Osten. DDR-Arzneimittelstudien im Auftrag westlicher Pharmaindustrie. 1964–1990, Berlin.
- Heublein, Ulrich (1992): Gesellschaftsbild und gesellschaftlich-politische Einstellungen ostdeutscher Studierender zur Zeit der Wende, Halle/S.
- Heublein, Ulrich (1992a): Eine unruhige Generation an den ostdeutschen Hochschulen? Erste Gedanken über mögliche Prädispositionen für die Entwicklung studentischen Selbstbe-

- wußte in den neuen Bundesländern, in: Friedrich W. Busch/Beate Rüther/Peter-Paul Straube (Hg.), *Universitäten im Umbruch. Zum Verhältnis von Hochschule, Studenten und Gesellschaft*, Oldenburg, S. 162–174.
- Heublein, Ulrich (2001): Anspruch und Realität. Die Wanderung von Studierenden zwischen dem Osten und dem Westen Deutschlands, in: Sebastian Gräfe/Peer Pasternack (Hg.), *Abweichungen. Nachrichten aus der ostdeutschen Gesellschaft (=hochschule ost 1/2001)*, Leipzig, S. 99–113. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/2001_1.pdf (24.3.2025).
- Heun, Wolfgang/Sabine Thalmann (2001): 40 Jahre Hochschulstandort Bernburg. Von der Hochschule für Landwirtschaft Bernburg zur Abteilung Bernburg der Hochschule Anhalt (FH), Bernburg.
- Heuser, Uwe Jean (1995): Der Westen im Osten, in: *Die Zeit* 20/12.5.1995, S. 27f.
- Hilbert, Anette (1994): Industrieforschung in den neuen Bundesländern. Ausgangsbedingungen und Reorganisation, Wiesbaden.
- Hildebrandt, Bernd (1993): ‚Wir alle mußten Kompromisse schließen‘. Integrationsprobleme theologischer Fakultäten an staatlichen Fakultäten der DDR, in: Trutz Rendtorff (Hg.), *Protestantische Revolution? Kirche und Theologie in der DDR*, Göttingen, S. 136–144.
- Hildebrandt, Karin (1997): Außeruniversitäre Institute der Bildungsforschung in der DDR. Verbleib des erziehungswissenschaftlichen Potentials, in: Adolf Kell/Jan-Hendrik Olbertz (Hg.), *Vom Wünschbaren zum Machbaren. Erziehungswissenschaft in den neuen Bundesländern*, Weinheim, S. 90–122.
- Hinkfoth, Cordula/Christina Holzke/Christoph Meyer/Georg Hundt/Richard Stickel (2008): 100 Jahre Hochschule Wismar. Der andere Blick. Studenten fragen nach, Wismar.
- Hochhaus und kein Ende, in: *Universität Leipzig* 2/1997, S. 8–10.
- Hochschule Neubrandenburg (Hg.) (2011): *Festschrift. 20 Jahre Hochschule Neubrandenburg*, Neubrandenburg.
- Hochschullehrerberufungsverordnung, Verordnung über die Berufung und die Stellung der Hochschullehrer an den wissenschaftlichen Hochschulen, in: *Gesetzblatt der DDR Teil II Nr. 127*, 13.12.1968, S. 997–1005.
- Hochschulrahmengesetz (1987), in: *Bundesgesetzblatt Teil I*, 1987, S. 1170–1191.
- Hofer, Hermann/Thilo Karger/Christa Riehn (Hg.) (2003): Werner Krauss. Literatur. Geschichte. Schreiben, Tübingen/Basel.
- Hoffmann, Dieter/Kristie Macrakis (Hg.) (1998): *Naturwissenschaft und Technik in der DDR*, Berlin (engl. Ausg.: dies., *Science under Socialism. East Germany in Comparative Perspective*, Cambridge/London 1999).
- Hofmann, Eberhard (2010): *Sechzig Jahre gelebte Wissenschaft in zwei deutschen Republiken. Erlebnisse – Berichte – Bekenntnisse*, Halle (Saale).
- Holm, Knut (1991): *Das Charité-Komplott*, Berlin.
- Holterdorf, Bert (1992): Die seltsame Kündigung eines Chefarztes, in: *Leipziger Morgenpost*, 5.12.1992, S. 6.
- Holtkamp, Rolf/Karin Fischer-Blum/Ludwig Huber (1986): Junge Wissenschaftler an der Hochschule. Bericht der Arbeitsgruppe „Lage und Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses“, Frankfurt a.M.
- Hondrich, Karl Otto (2002): *Enthüllung und Entrüstung. Eine Phänomenologie des politischen Skandals*, Frankfurt a.M.
- Honecker, Margot in Diskussion zum Bericht zur Direktive des VIII. Parteitages der SED zum Fünfjahrplan für die Entwicklung der Volkswirtschaft der DDR in den Jahren 1971 bis 1975 (1971), in: *Protokoll der Verhandlungen des VIII. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands*, 15. bis 19. Juni 1971 in der Werner-Seelenbinder-Halle zu Berlin. 4. und 5. Beratungstag, Berlin [DDR], S. 78–84.
- Höppner, Marion (1993): *Chronik der wichtigsten hochschulpolitischen Ereignisse an der und rund um die Humboldt-Universität zu Berlin seit dem Herbst 1989*, o.O. [Berlin].
- Horror-Klinik (1991): *Charité Berlin – Die Horror-Klinik*, in: *Bild Berlin*, 29.8.1991, S. 1.

- Hosang, Maik (Red.) (2000): Rudolf Bahro. Ein Leben und eine Philosophie für die Zukunft von Mensch und Erde. Texte von und zu ihm zur Ausstellung in der Humboldt-Universität zu Berlin aus Anlaß seines 65. Geburtstages, Berlin.
- Hoßfeld, Uwe/Tobias Kaiser/Heinz Mestrup (Hg.) (2007): Hochschule im Sozialismus. Studien zur Friedrich-Schiller-Universität Jena (1945–1990). 2 Bände, Köln/Weimar/Wien.
- Hottenrott, Laura (2011): Der Einfluß der Staatssicherheit auf die Charité. Forschungsstand, in: Benjamin Schröder/Jochen Staadt (Hg.), Unter Hammer und Zirkel. Repression, Opposition und Widerstand an den Hochschulen in der SBZ/DDR, Frankfurt a.M., S. 350–363.
- Howe, Marcus (2002): Karl Polak. Parteijurist unter Ulbricht, Frankfurt a.M.
- HPersÜG, Hochschulpersonal-Übernahmegesetz, Gesetz über die Übernahme des wissenschaftlichen Personals der Hochschulen im Ostteil Berlins in Rechtsverhältnisse nach dem Berliner Hochschulgesetz vom 11. Juni 1992, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für Berlin Nr. 27/20.6.1992.
- Hradil, Stefan (1996): Die Transformation der Transformationsforschung, in: Berliner Journal für Soziologie 3/1996, S. 299–303.
- HS Wismar, Hochschule Wismar (Hg.) (o.J. [2008]): Die Unendlichkeit kommt hinter uns her. Erinnerungen von Studenten und Lehrkräften der Hochschule Wismar und ihrer Vorgängereinrichtungen. Geschichten gesammelt von der Hochschule Wismar aus Anlass des Festjahres 2008 „100 Jahre Hochschule Wismar“, o.O. [Wismar].
- HUB, Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.) (o.J. [1995]): Universitätsverzeichnis 1995/96, Berlin.
- Hübner, Horst/Jochen Schindelmeyer (1992): „Was sie wollten – was sie wurden!“. Habilitationen an der Universität Münster in den 80er Jahren und beruflicher Verbleib der Habilitanden, Münster.
- Hundt, Walter (2001): 10 Jahre Brandenburgisches Entwicklungspolitisches Institut – 10 Jahre Entwicklungszusammenarbeit im Lande Brandenburg. Persönliche Reminiszenzen, Potsdam.
- Hundt, Walter (2002): Ende des „Brandenburgischen entwicklungspolitischen Experiments“? (Die Entwicklung von Dezember 2001 bis Mitte 2002), Potsdam.
- IGAFA, Initiativgemeinschaft Außeruniversitärer Forschungseinrichtungen in Adlershof (Hg.) (1995): Visionen, Konzepte, Profile am Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort Berlin Adlershof, Berlin.
- IGAFA, Initiativgemeinschaft Außeruniversitärer Forschungseinrichtungen in Adlershof (Hg.) (1999): Forschung in Adlershof, Berlin.
- IGAFA, Initiativgemeinschaft Außeruniversitärer Forschungseinrichtungen in Adlershof (Hg.) (2002): Zehn Jahre Forschung – Rückblick und Ausblick. Jahrbuch 2001, Berlin.
- Ihmels, Folkert (Hg.) (1999): Im Räderwerk zweier Diktaturen. Werner Ihmels 1926–1949, Leipzig.
- IML, Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (Hg.) (1966): Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in acht Bänden, Berlin [DDR].
- Initiative für die volle Gewährung der verfassungsmäßigen Grundrechte und gegen Berufsverbote (Hg.) (o.J. [1992]): Berufsverbot für Prof. Dr. sc. Kurt Franke. Eine Dokumentation, o.O. [Berlin].
- Irrlitz, Gerd (2008): Rechtsordnung und Ethik der Solidarität. Der Strafrechtler und Philosoph Arthur Baumgarten, Berlin.
- IRS, Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (Hg.) (1997): Im Dickicht der Archive. Forschungs- und Sammlungsarbeit zur Bau- und Planungsgeschichte der DDR, Erkner.
- ISI, Fraunhofer-Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung (2002): Forschungslandkarte der Hochschulmedizin. Im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und des Medizinischen Fakultätentages, Stuttgart.
- ISI, Fraunhofer-Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung (2004): Forschungslandkarte Fachhochschulen. Potenzialstudie, hrsg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Bonn/Berlin.

- ISI/HfÖ/ITW/Prognos, Fraunhofer-Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung/Hochschule für Ökonomie/Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR/Prognos AG (Hg.) (1990): Forschung und Entwicklung in der Wirtschaft der ehemaligen DDR. Situationsanalyse im Juli/August 1990 und Beschreibung möglicher Veränderungen. Bericht im Auftrag des Bundesministeriums für Forschung und Technologie, Bonn, sowie des Ministeriums für Forschung und Technologie, Berlin, Karlsruhe/Berlin/Basel.
- ISI/IWH, Fraunhofer-Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung Karlsruhe/Institut für Wirtschaftsforschung Halle (Hg.) (1993): Wirtschaftsnähe Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung struktureller Anpassungen in den neuen Bundesländern. Studie im Auftrag des Bundesministers für Wirtschaft, Berlin/Karlsruhe.
- IWH, Institut für Wirtschaftsforschung Halle (Hg.) (1994): Defizite und Chancen der Industrieforschung in Ostdeutschland. Dokumentation einer Veranstaltung auf dem Leipziger Innovationsforum am 09. März 1994, Halle/S.
- IZ/HU/KSPW, InformationsZentrum Sozialwissenschaften Bonn, Humboldt-Universität zu Berlin, Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern Halle/S. (Hg.) (1995): Transplantation oder Eigenwuchs? Die Transformation der Institutionen in Ostdeutschland. Eine Forschungsdokumentation, Bonn.
- Jachertz, Norbert (2013): Klaus Dörner: Der wachsame Arzt, in: Deutsches Ärzteblatt 48/2013, S. A–2329.
- Jacobsen, Sven Olaf (2006): Von der Deutschen Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft „Walter Ulbricht“ zur Juristischen Fakultät der Universität Potsdam. Zur Wissenschaftsgeschichte der Wendezeit, Berlin.
- Jäger, Eberhard /Hendrike Raßbach (1998): Struktur und Arbeitsweise des MfS an der Ingenieurschule für Maschinenbau Schmalkalden (1980 – 1990), Erfurt.
- Jahrbuch für Internationale Germanistik Jahrgang XXIII/Heft 2, 1991, Bern 1992.
- Jahrbuch für Pädagogik 1992. Erziehungswissenschaft im deutsch-deutschen Vereinigungsprozeß, Frankfurt/M. 1992.
- Jahrbuch für Pädagogik 1993, Frankfurt a.M. 1993.
- Jacobs, Olaf (Hg.) (2024): Die Treuhand. Innenansichten einer Behörde, hrsg. für die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Halle (Saale).
- Jarausch, Konrad/Matthias Middell/Annette Vogt (2012): Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010, Band 3: Sozialistisches Experiment und Erneuerung in der Demokratie – Die Humboldt-Universität zu Berlin 1945–2010, Berlin.
- Jentsch, Werner (2012): Tierernährungsforschung im Oskar-Kellner-Institut Rostock, in: Siegfried Kuntsche (Hg.), Agrarwissenschaften in Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge eines Kolloquiums am 21. und 22. Oktober 2011 im Thünen-Museum Tellow anlässlich der Gründung der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften vor 60 Jahren, Diekhof, S. 261–266.
- Jentsch, Werner/Arthur Chudy/Manfred Beyer (2004): Rostocker Futterbewertungssystem. Kennzahlen des Futterwertes und Futterbedarfs auf der Basis von Nettoenergie, Neukalen-Warsov.
- Jessen, Ralph (1999): Akademische Elite und kommunistische Diktatur. Die ostdeutsche Hochschullehrerschaft in der Ulbricht-Ära, Göttingen.
- Jessen, Ralph (2002): Von den Vorzügen des Sozialismus und der deutschen Teilung. Kollaborationsverhältnisse im ostdeutschen Wissenschaftssystem der fünfziger Jahre, in: Bernd Weisbrod (Hg.), Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit, Göttingen, S. 39–52.
- John, Jürgen (2021): Grundfragen einer vergleichenden Typologie des „Hochschulumbaus Ost“, in: Jens Blecher/Jürgen John (Hg.), Hochschulumbau Ost. Die Transformation des DDR-Hochschulwesens nach 1989/90 in typologisch-vergleichender Perspektive, Stuttgart, S. 19–43.
- Julier, Elmar (1990): Personelle Forschungskapazitäten an DDR-Hochschulen und Akademien, Berlin.

- Jung, Friedrich (1993): Der Fall Klinkmann. Ein Kommentar zu einem sicherlich nicht nur tagesgeschichtlichen Vorgang, in: *Utopie kreativ* 29/30, S. 94–101.
- Jung, Joachim (1995): Ein Umbau nach verblichenen Plänen. Die Umwandlung der geisteswissenschaftlichen Fakultäten in Ostdeutschland ist eine Geschichte der vergeudeteten Chancen, in: *Süddeutsche Zeitung*, 14./15.10.1995, S. 31.
- Kaase, Max (1995): Der Wissenschaftsrat und die Reform der außeruniversitären Forschung der DDR nach der deutschen Vereinigung, in: Karl-Heinz Reuband/Franz Urban Pappi/Heinrich Best (Hg.), *Die deutsche Gesellschaft in vergleichender Perspektive. Festschrift für Erwin K. Scheuch zum 65. Geburtstag*, Opladen, S. 305–341.
- Kaase, Max (2002): Integration gelungen, in: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hg.), *10 Jahre danach. Zur Entwicklung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und Berlin. Dokumentation des gemeinsamen Symposions von Wissenschaftsrat, Stifterverband und VolkswagenStiftung am 8. und 9. Februar 2002 im Berliner Rathaus, Essen*, S. 96–98. URL <https://www.hof.uni-halle.de/documents/t841.pdf> (14.5.2025).
- Kaase, Max (2002a): [Diskussionsbeitrag], in: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hg.), *10 Jahre danach. Zur Entwicklung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und Berlin. Dokumentation des gemeinsamen Symposions von Wissenschaftsrat, Stifterverband und VolkswagenStiftung am 8. und 9. Februar 2002 im Berliner Rathaus, Essen*, S. 111. URL <https://www.hof.uni-halle.de/documents/t841.pdf> (14.5.2025).
- Kaden, Heiner (2005): Das Forschungsinstitut Meinsberg als Forschungs- und Produktionsstätte seit 1945, in: Gesellschaft Deutscher Chemiker (Hg.), Tagung „Industriekreis“ der GDCh-Fachgruppe Geschichte der Chemie, 01. bis 04. September 2004 in Ludwigshafen, Frankfurt a.M., S. 112–128.
- Kahle, Franz (1995): Der Mißbrauch von Titeln, Berufsbezeichnungen und Abzeichen. Rechtsgut, Schutzzweck und Anwendungsbereich des § 132a StGB, Marburg.
- KAI e.V. (Hg.) (1995): KAI-AdW. Entwicklung einer Abwicklung. 3.10.1990 bis 31.12.1993, Berlin.
- Kaiser, Klaus-Dieter (1991): Erklärung zum Hochschulstreit im Dezember 1990/Januar 1991 – Evangelische Studentengemeinden in der BRD Ost, in: *Das Hochschulwesen* 2/1991, S. 70.
- Kaiser, Tobias/Heinz Mestrup (Hg.) (2012): Politische Verfolgung an der Friedrich-Schiller-Universität Jena von 1945 bis 1989. Wissenschaftliche Studien und persönliche Reflexionen zur Vergangenheitsklärung, Berlin.
- Kaminsky, Uwe/Katharina Klöcker (2020): Medikamente und Heimerziehung am Beispiel des Franz Sales Hauses. Historische Klärungen – Ethische Perspektiven, Münster.
- Kämmerlings, Richard (1998): Im Säurebad des Diskurses, in: *F.A.Z.*, 16.12.1998, S. 37.
- Kappelt, Olaf (2009): *Braunbuch DDR – Nazis in der DDR*, 2. Aufl., Berlin.
- Karlsch, Rainer (2016): Leuna – 100 Jahre Chemie. Zum Jubiläum des Chemiestandortes herausgegeben von der InfraLeuna GmbH, Wettin-Löbejün.
- Karpen, Ulrich (1986): Zur Lage des habilitierten wissenschaftlichen Nachwuchses, in: Verb. m. Manfred Borchert und Bruno W. Reimann, unt. Mitarb. v. Dieter Mross, Bonn-Bad Godesberg.
- Kaschuba, Wolfgang (1993): Neue Götzen, alte Rituale. Die Berliner Humboldt-Universität im Kulturkonflikt, in: *Süddeutsche Zeitung*, 20./21.3.1993, S. 39.
- Kästner, Ingrid/Achim Thom (Hg.) (1990): 575 Jahre Medizinische Fakultät der Universität Leipzig, Leipzig.
- Kästner, Ingrid/Achim Thom (Hg.) (1990): 575 Jahre Medizinische Fakultät der Universität Leipzig, Leipzig.
- Katsch, Günter (1991): Nachtrag zu einer Rezension. In: *Universitätszeitung der Universität Leipzig*, 10.6.1991, S. 2.
- Kaube, Jürgen (1998): Soziologie, in: Jürgen Kocka/Renate Mayntz (Hg.), *Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch*, Berlin, S. 255–301. URL https://edoc.bbaw.de/files/259/208HDIFMSWN6_218.pdf (10.2.2024).

- Kaube, Jürgen (2007): Universitätsideen, nicht von der Stange, sondern vom Aufschneider, in: F.A.Z., 7.9.2007, S. 35.
- Kaube, Jürgen (2007a): Heidelberg? Bochum? Aachen? Freiburg? Konstanz? Berlin? Göttingen?, in: F.A.Z., 19.10.2007, S. 37.
- KdS, Konferenz der StudentInnenschaften (Hg.) (1990): Reader zur Mitgliederversammlung der Konferenz der StudentInnenschaften, Leipzig, 26.–28. Oktober 1990“, o.O. [Berlin].
- KdS, Konferenz der StudentInnenschaften (1991): 3. Mitgliederversammlung der Konferenz der StudentInnenschaften am 12./13.1.1991 in Berlin: Offener Brief an die für Wissenschaft zuständigen Landesministerien der fünf neuen Bundesländer und Berlins, dok. in: dies. (Hg.), Der ultimativ letzte Reader, Berlin 1994, S. 51f.
- KdS, Konferenz der StudentInnenschaften (o.J. [1991]): Hochschulpolitische Positionen der Konferenz der StudentInnenschaften, in: Koordinierungsrat der Konferenz der StudentInnenschaften (Hg.), Auf dem Land und in den Städten Alle Macht den Räten! Informationsheft über die Positionen und Forderungen der Konferenz der StudentInnenschaften (KdS), Berlin, S. 5–8.
- KdS, Konferenz der StudentInnenschaften (o.J. [1994]): Der ultimativ letzte Reader, Berlin.
- Keil, Johannes/Peer Pasternack (2010): DDR-Hochschulpädagogik und Hochschuldidaktik im Osten. Eine Entkopplungsgeschichte, in: HDS-Journal 1/2010, S. 12–17; URL <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:15-qucosa-137910> (31.1.2025).
- Keim, Wolfgang/Dieter Kirchhöfer (Hg.) (2003): Kritik der Transformation. Erziehungswissenschaft im vereinigten Deutschland (Jahrbuch für Pädagogik 2002), Red.: Christa Uhlig, Frankfurt a.M./Berlin/Bern/Brüssel/New York/Oxford/Wien.
- Kell, Adolf (Hg.) (1994): Erziehungswissenschaft im Aufbruch? Arbeitsberichte, Weinheim.
- Kell, Adolf/Jan-Hendrik Olbertz (Hg.) (1997): Vom Wünschbaren zum Machbaren. Erziehungswissenschaft in den neuen Bundesländern, Weinheim.
- Kerl, Dieter (2007): Elitenwechsel nach der „Wende“. Das Beispiel Friedrich-Schiller-Universität, in: Manfred Weißbecker (Hg.), Hoffnungen, Enttäuschungen, neue Erfahrungen. Deutsche Hochschullandschaft in der „Wende“. Das Beispiel Friedrich-Schiller-Universität. Protokollband der gleichnamigen Tagung am 12. Mai in Jena, Jena, S. 251–257.
- Kern, Horst Franz (2002): Eine gigantische Aufgabe. Die Neugestaltung in der Medizin, in: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hg.), 10 Jahre danach. Zur Entwicklung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und Berlin. Dokumentation des gemeinsamen Symposions von Wissenschaftsrat, Stifterverband und Volkswagen-Stiftung am 8. und 9. Februar 2002 im Berliner Rathaus, Essen, S. 51–54. URL <https://www.hof.uni-halle.de/documen ts/t841.pdf> (14.5.2025).
- Kintzinger, Axel (1990): Deutsch-deutscher Streit um Uni-Stellen, in: taz, 17.7.1990, Berlin, S. 5.
- Kirchhöfer, Dieter / Christa Uhlig (Hg.) (2011): „Verordnete“ Einheit versus realisierte Vielfalt. Wissenschaftliche Schulbildung in der Pädagogik der DDR, Frankfurt a. M./Berlin/Bern/Brüssel/New York/Oxford/Wien.
- Kirchner, Otto Bernd (2000): Wafer-Stepper und Megabit-Chip. Die Rolle des Kombinat Carl-Zeiss-Jena in der Mikroelektronik der DDR. Dissertation, Fakultät Geschichts-, Sozial und Wirtschaftswissenschaften der Universität, Stuttgart, unveröff.
- Kirfel, Florian/Moritz Fritz (Hg.) (2013): Mensa am Park. Vom Gebrauch und Verbrauchen jüngerster Architektur, Weimar.
- Kirmse, Wolfgang (1994): Über die Tätigkeit der Rehabilitierungskommission der Universität Leipzig, in: Universität Leipzig 2/1994, S. 17f. URL <https://core.ac.uk/download/pdf/226103136.pdf> (12.2.2024).
- Klammt, Sebastian/Andreas Büttner/Emil C. Reisinger (2014): Unterschiedliche Rechtsrahmen. Klinische Prüfung von Arzneimitteln in DDR und BRD, in: Deutsches Ärzteblatt 46/2014, S. 2008–2012.
- Klank, Irene (1995): Erfahrungen mit der Institutionalisierung feministischer Theologie in Berlin, in: hochschule ost 4/1995, S. 40–45. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1995_04.pdf (24.3.2025).
- Klappenbach, Ruth/Wolfgang Steinitz (Hg.) (1964–1977): Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (WDG). 6 Bände, Berlin [DDR].
- Klaus, Georg (1967): Wörterbuch der Kybernetik, Berlin [DDR].

- Kleemann, Christoph (2002): Von den Schwierigkeiten, der eigenen Geschichte ins Auge zu sehen. Vortrag in der Aula am 29. Juni 2001 aus Anlass des 10. Jahrestages der Gründung der Ehrenkommission an der Universität, Rostock.
- Klenke, Olaf (2001): Ist die DDR an der Globalisierung gescheitert? Autarke Wirtschaftspolitik versus internationale Weltwirtschaft. Das Beispiel Mikroelektronik, Frankfurt a.M. u.a.
- Klenke, Olaf (2008): Kampfauftrag Mikrochip. Rationalisierung und sozialer Konflikt in der DDR, Hamburg.
- Klenner, Hermann (1993): Entstehung und Tätigkeit des Runden Tisches der weiland Akademie der Wissenschaften der DDR (1989/1990), in: Peer Pasternack (Hg.), IV. Hochschulreform. Wissenschaft und Hochschule in Ostdeutschland 1989/90. Eine Retrospektive, Leipzig, S. 13–25. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/NewContent/Pasternack_IVte%20HS_Reform.pdf (6.3.2025).
- Klenner, Hermann (2009): Historisierende Rechtsphilosophie. Essays, Freiburg/Berlin/München/Würzburg/Zürich.
- Klenner, Hermann/Gerhard Oberkofler (2003): Arthur Baumgarten. Rechtsphilosoph und Kommunist, Innsbruck/Wien/München/Bozen.
- Kleßmann, Christoph/Hans Misselwitz/Günter Wichert (1999): Vorwort, in dies. (Hg.), Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der Nachkriegsgeschichte, Berlin, S. 9–14.
- Klinger, W[olfgang] (1992): Bewertung vorklinischer Fächer an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, in: Mitteilungen der Gesellschaft zur Förderung der biomedizinischen Forschung 1–2/1992, S. 7–11.
- Klose, Joachim (Hg.) (2009): Die Belter-Gruppe. Studentischer Widerstand gegen das SED-Regime an der Universität Leipzig, Leipzig.
- Klose, Joachim (Hg.) (2010): Ohnmacht der Studentenräte? Wolfgang Natonek und die Studentenräte nach 1945 an der Universität Leipzig, Leipzig.
- Kluge, Gerhard (1999): Der „NATO-Professor“ Walter Brödel. Dokumentation, Erfurt.
- Kluge, Gerhard/Reinhard Meinel (1997): MfS und FSU. Das Wirken des Ministeriums für Staatssicherheit an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Erfurt.
- Klump, Brigitte (1978): Das rote Kloster. Eine deutsche Erziehung, Hamburg.
- Knefelkamp, Ulrich (Hg.) (2001): „Blümenträume“ und „Wolkenkuckucksheim“ in „Timbuktu“. 10 Jahre Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) 1991–2001, Berlin.
- Koalitionsvereinbarung der DDR-Regierungsparteien zur Wissenschafts- und Bildungspolitik vom 12. April 1990 (Auszüge) (1992), in: Oskar Anweiler/Hans-Jürgen Fuchs/Martina Dörner/Eberhard Petermann (Hg.), Bildungspolitik in Deutschland 1945–1990. Ein historisch-vergleichender Quellenband, Opladen 1992, S. 480f.
- Koch, Helmut (1998): Mathematik, in: Jürgen Kocka/Renate Mayntz (Hg.), Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch, Berlin, S. 143–174. URL https://edoc.bbaw.de/files/257/24L7la44iN3Y_Q_216.pdf (10.8.2024).
- Koch, Stefan/Julia Christodulow (2015): 60 Jahre Klinikstandort Bad Saarow. Ein Streifzug durch die Geschichte 1954–2014, Bad Saarow.
- Kocka, Jürgen (1998): Wissenschaft und Politik in der DDR, in: ders./Renate Mayntz, Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch. Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Wissenschaften und Wiedervereinigung, Berlin, S. 435–459. URL https://edoc.bbaw.de/files/262/29VVc086uJY_221.pdf (10.8.2024).
- Kocka, Jürgen (1998a): Einleitung, in: ders./R. Mayntz (Hg.), Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch. Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Wissenschaften und Wiedervereinigung, Berlin, S. 7–19. URL https://edoc.bbaw.de/files/468/25SdlmkH2aPkm_442.pdf (10.8.2024).
- Kocka, Jürgen/Renate Mayntz (Hg.) (1998): Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch. Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Wissenschaften und Wiedervereinigung, Berlin. URL <https://edoc.bbaw.de/solrsearch/index/search/searchtype/collection/id/16273> (10.8.2024).
- Kodalle, Klaus-Michael (1996): Zur Erneuerung der philosophischen Institute. Über die Unfähigkeit zur analytischen Kritik, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 3/1996, S. 503–507.

- Köhler, Helmut/Manfred Stock (2004): Bildung nach Plan? Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR 1949 bis 1989, Opladen.
- Kohler, Jürgen (1995): Begrüßung durch den Rektor der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, in: Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, der Rektor (Hg.), Ehrenpromotion Hannelore Kohl. „Rehabilitation Hirnverletzter – einst und jetzt“, Greifswald 1995, S. 5–7.
- Kollmorgen, Raj (1995): Hoffen und Bangen. Einige Daten und Bemerkungen zur Entwicklung freier sozialwissenschaftlicher Forschungsinstitute in den neuen Bundesländern, in: hochschule ost 5–6/1995, S. 9–23. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1995_5-6.pdf (24.3.2025).
- Kollmorgen, Raj (2015): Aus dem Osten an die Spitze? Ostdeutsche in den bundesdeutschen Eliten nach fünfundzwanzig Jahren Vereinigungsprozess, in: Berliner Debatte Initial 2/2015, S. 17–33.
- Kollmorgen, Raj (2020): Eliten in Ostdeutschland. Repräsentationsdefizit und Entfremdung der Ostdeutschen?, in: Sören Becker/Matthias Naumann (Hg.), Regionalentwicklung in Ostdeutschland. Dynamiken, Perspektiven und der Beitrag der Humangeographie, Berlin, S. 31–42.
- Kollmorgen, Raj (2021): Ein anhaltendes Defizit? Ostdeutsche in den Eliten als Problem und Aufgabe, auf: Deutschland Archiv, 8.12.2021. URL www.bpb.de/344487 (6.4.2022).
- Kollmorgen, Raj (2024): Ostdeutsche Wissenschaftselite – immer noch ein Oxymoron?, in: Laura Behrmann/Markus Gamper/Hanna Haag (Hg.), Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Bielefeld, S. 41–73.
- Kollmorgen, Raj/Torsten Hans (2011): Der verlorene Osten. Massenmediale Diskurse über Ostdeutschland und die innere Einheit“, in: Raj Kollmorgen/Frank Thomas/Hans-Liudger Diemel (Hg.), Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen, Wiesbaden, S. 107–166.
- Kollmorgen, Raj/Karin Lohr/Dagmar Simon/Vera Sparschuh (1997): Ohne Netz und doppelten Boden: Lage und Zukunftsaussichten freier sozialwissenschaftlicher Institute in den neuen Bundesländern, in: Hans Bertram (Hg.), Soziologie und Soziologen im Übergang. Beiträge zur Transformation der außeruniversitären soziologischen Forschung in Ostdeutschland, Opladen, S. 165–192.
- Kommission Brandenburger Psychiatrie (o.J. [1996]): Bericht der unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung der Vergangenheit der Psychiatrie im Land Brandenburg für die Zeit des Bestehens der DDR, o.O.
- Kommission Ost-Berliner Psychiatrie, Kommission zur Aufklärung von Mißbrauch in der Ost-Berliner Psychiatrie (1995): Abschlußbericht, Berlin.
- Kommission Psychiatriemißbrauch Sachsen, Kommission zur Untersuchung von Mißbrauch der Psychiatrie im sächsischen Gebiet der ehemaligen DDR (1997): Abschlußbericht, Sächsisches Staatsministerium für Soziales, Gesundheit und Familie, Dresden.
- Königsdorf, Helga (1988): Kugelblitz, in: dies., Lichtverhältnisse. Geschichten, Berlin/Weimar, S. 5–32.
- Königsdorf, Helga (1993): Im Schatten des Regenbogens, Berlin.
- Konzack, Tatjana/Wolfgang Horlamus/Claudia Herrmann-Koitz (2005): Entwicklung von FuE-Potenzialen im Wirtschaftssektor der neuen Bundesländer, Berlin.
- Konzen, Horst (1991): Die „Abwicklung“ und der Rechtsstaat, in: F.A.Z., 12.2.1991, S. 10.
- Konzepte und Standpunkte. Einige Dokumente zu neuen Formen studentischer Interessenvertretung, o.J. [November 1989], dok. in: Konferenz der StudentInnenschaften (Hg.), Der ultimativ letzte Reader, Berlin 1994, S. 26–31.
- Konzil Uni Leipzig (1990): Kurzprotokoll der Fortsetzung des Konzils vom 18.6.1990 am 5.7.1990, in: Olaf Herold/Alexandra Lübcke/Peer Pasternack/Gesine Zuchanke (Red.), Eine Uni wendet sich. Die (Karl-Marx-)Uni Leipzig zwischen Herbst '89 und Abwicklung. Textsammlung. Unkommentiert, Leipzig, S. 54.
- „Kopf runter und durch“, in: Der Spiegel 11/1992, S. 224–230.
- Köpke, Horst/Friedrich-Franz Wiese (Hg.) (1990): Mein Vaterland ist die Freiheit. Das Schicksal des Studenten Arno Esch, Rostock.
- Korneli, Peter/Dietrich Gläser (1999): Medizinischer Hochschulbau in der DDR, in: Monika Gibas/Peer Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaut & bekunstat. Hochschulen und ihre Bau-

- ten in der DDR, Leipzig, S. 85–95. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Sozialistisch-behaust-bekunstet.pdf> (22.12.2018).
- Kosel, Gerhard (1957): Produktivkraft Wissenschaft, Berlin [DDR].
- Kossbiel, Hugo/Peter Helfen/Gerhard Flöck (1987): Situation und Perspektiven der Habilitanden an bundesdeutschen Hochschulen. Ergebnisse einer Befragung von Dekanen/Fachbereichssprechern und Habilitanden an wissenschaftlichen Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn-Bad Godesberg.
- Kowalczuk, Ilko-Sascha (1995): Die Durchsetzung des Marxismus-Leninismus in der Geschichtswissenschaft der DDR (1945–1961), in: Martin Sabrow/Peter Th. Walther (Hg.), Historische Forschung und sozialistische Diktatur. Beiträge zur Geschichtswissenschaft der DDR, Leipzig, S. 31–58.
- Kowalczuk, Ilko-Sascha (1997): Die Niederschlagung der Opposition an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin in der Krise 1956/57. Dokumentation einer Pressekonferenz des Ministeriums für Staatssicherheit im Mai 1957, Berlin.
- Kowalczuk, Ilko-Sascha (Interview) (2010): Die Karriere von Ex-Kultusminister Olbertz gerät ins Zwielicht seiner DDR-Schriften, in: Märkische Allgemeine, 3.6.2010. URL <http://www.maerkischeallgemeine.de/cms/beitrag/11813415/492531/Die-Karriere-von-Ex-Kultusminister-Olbertz-geraet-ins.html> (19.6.2010).
- Kowalczuk, Ilko-Sascha (2019): Die Übernahme. Wie Ostdeutschland Teil der Bundesrepublik wurde, München.
- Kowalczuk, Ilko-Sascha (2019a): Wir brauchen kein betreutes Denken!, in: Die Zeit, 12.9.2019, S. 16f.
- Kreckel, Reinhard (1994): Soziologie an den ostdeutschen Universitäten: Abbau und Neubeginn, Halle/S.
- Kreckel, Reinhard (Interview) (1999): Talare über Latzhosen, in: Falk Bretschneider/Peer Pasternack (Hg.), Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen (=hochschule ost 3–4/1999), S. 68–78. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/1999_Ak%20Rituale.pdf (15.5.2023).
- Kreckel, Reinhard (2004): Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit, Frankfurt/M.
- Kreckel, Reinhard/Karin Zimmermann (2014): Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich. Akademische Verlagsanstalt, Leipzig. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Hasard-oder-Laufbahn.pdf> (2.4.2024).
- Kreher, Wolfgang (Red.) (1996): KSPW-Veröffentlichungen, o.O. [Halle/S.].
- Krischke, Wolfgang (2025): Dem Westen einen Schritt voraus. Die DDR-Sprachwissenschaft schuf international anerkannte Grundlagenwerke. Ihre Integration ins wiedervereinigte Deutschland war eine Erfolgsgeschichte, in: F.A.Z., 26.3.2025, S. 4.
- Krönig, Waldemar/Klaus-Dieter Müller (1994): Anpassung, Widerstand und Verfolgung. Hochschule und Studenten in der SBZ und DDR 1945–1961, Köln.
- Krüger, Gerhard/Lothar Mörl (2006): 50 Jahre verfahrenstechnische Forschung und Lehre in Magdeburg, in: Magdeburger Wissenschaftsjournal 1–2/2006, S. 51–62. URL <https://www.yumpu.com/de/document/read/4958214/50-jahre-verfahrenstechnische-forschung-und-lehre-in-magdeburg> (24.3.2025).
- Krüger, Jutta (2014): Hoffnung und Absturz: Die Medizinische Akademie Erfurt 1990–1993. Bericht und Dokumentation einer Zeitzeugin, Norderstedt.
- Krull, Wilhelm (1994): Im Osten wie im Westen – nicht Neues? Zu den Empfehlungen des Wissenschaftsrates für die Neuordnung der Hochschulen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR, in: Renate Mayntz (Hg.), Aufbruch und Reform von oben. Ostdeutsche Universitäten im Transformationsprozeß, Frankfurt/New York, S. 205–225. URL <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/209610/1/mpifg-bd-19.pdf> (5.1.2025).
- KSPW, Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (Hg.) (1992): Arbeitsphase I. Die Kurzstudien, Halle/S.
- Kuczynski, Jürgen (1960–1977): Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus. 40 Bde., Berlin [DDR].
- Kuczynski, Rita (1997): Staccato. Roman, Frankfurt a.M.

- Kuczynski, Thomas (Interview) (2020): Interview mit Thomas Kuczynski, in: Sylvie Paycha/Elke Rosenberger, *Zeitzeugen der Wende*, o.O. [Potsdam], S. 167–176. URL https://www.math.uni-potsdam.de/fileadmin/user_upload/Prof-Analysis/Paycha/Interviewheft-Teil-2.pdf (25.3.2025).
- Kühl, Stefan (2012): *Der Sudoku-Effekt: Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie*. Eine Streitschrift, Bielefeld.
- Kühne, Lothar (1981): *Gegenstand und Raum. Über die Historizität des Ästhetischen*, Dresden.
- Kühne, Lothar (1985): *Haus und Landschaft*. Aufsätze, Dresden.
- Kultusministerkonferenz, Sekretariat (Hg.) (1991): *Dokumentation der Hochschulgesetze der Länder Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen*, Bonn.
- Kunstgeschichte in der DDR (=kritische berichte. Zeitschrift für Kunst- und Kulturwissenschaften 2/1991), Marburg 1991.
- Kuntsche, Siegfried (Hg.) (2012): *Agrarwissenschaften in Vergangenheit und Gegenwart*. Beiträge eines Kolloquiums am 21. und 22. Oktober 2011 im Thünen-Museum Tellow anlässlich der Gründung der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften vor 60 Jahren, Diekhof.
- Kuntsche, Siegfried (2017): *Die Akademie der Landwirtschaftswissenschaften 1951–1990*. Dokumente und Untersuchungen. 2 Halbbände, Leipzig.
- Küpper, Mechthild (1993): *Die Humboldt-Universität. Einheitsschmerzen zwischen Abwicklung und Selbstreform*, o.O. [Berlin].
- Kusicka, Herbert/Werner Meske/Sybille Thielsch/Henriette Thieme (1990): *Forschung und Entwicklung in der DDR. Daten aus der Wissenschaftsstatistik 1971 bis 1989*, Essen.
- Laak, Claudia van (2010): *Verschlossene Zeitzeugen*. Ostdeutsche Hochschulen und ihre DDR-Vergangenheit. Deutschlandfunk, Studiozeit Aus Kultur- und Sozialwissenschaften, 09.09.2010, 20:10 Uhr. URL http://ondemand-mp3.dradio.de/file/dradio/2010/09/09/dlf_20100909_2044_39350d84.mp3 (11.9.2010).
- Laermann, Karl-Hans (1994): *Ziele der Hochschulerneuerung*, in: Gertraude Buck-Bechler/Heidrun Jahn (Hg.), *Hochschulerneuerung in den neuen Bundesländern. Bilanz nach vier Jahren*, Weinheim, S. 10–21. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Hochschule-rn.-in-den-neuen-Bundesl._Bilanz-nach-vier-Jahren.pdf (16.5.2024).
- Laitko, Hubert (1996): *Wissenschaftlich-technische Revolution. Akzente des Konzepts in Wissenschaft und Ideologie der DDR*, in: *Utopie kreativ* 73–74/1996, S. 33–50. URL https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Utopie_kreativ/73-4/73_4_Laitko.pdf (12.10.2018).
- Laitko, Hubert (1997): *Das Reformpaket der sechziger Jahre*. Wissenschaftspolitisches Finale der Ulbricht-Ära, in: Dieter Hoffmann/Kristie Macrakis (Hg.), *Naturwissenschaft und Technik in der DDR*, Berlin, S. 35–57.
- Laitko, Hubert (2018): *Der lange Weg zum Kröber-Institut*, in: Wolfgang Girnus/Klaus Meier (Hg.), *Wissenschaftsforschung in Deutschland. Die 1970er und 1980er Jahre*, Leipzig, S. 13–154.
- Land, Rainer/Lutz Kirschner (Hg.) (1990): *Texte zu Politik, Staat, Recht*, Berlin [DDR].
- Landeshauptstadt Potsdam, Amt für Wirtschaftsförderung (Hg.) (o.J. [1996]): *Potsdam. Portrait eines Wissenschaftsstandortes*, Potsdam.
- Landgraf, Günther (1993): *Rektoren wollen alte Traditionen neu beleben*, in: *Dresdner Universitätsjournal* 14/1993, S. 5.
- Landtag Brandenburg (1994): *Bericht des Untersuchungsausschusses 1/3 [Stolpe-Untersuchungsausschuss]*. Drucksache 1/3009. 29.04.1994, o.O. [Potsdam]. URL <https://www.yumpu.com/de/document/read/21371512/bericht> (24.3.2025).
- Lansnicker, Frank/Thomas Schwirtzek (1994): *Der Beweiswert von Stasi-Unterlagen im Arbeitsgerichtsprozeß*, in: *Deutsch-Deutsche Rechts-Zeitschrift* 5/1994, Beil. z. NJW, S. 162–165.
- Last, Bärbel/Hans-Dieter Schaefer (1995): *Forschung an Hochschulen der DDR*, Berlin.

- Lehmann, Franco (2013): Zwischen Selbstbestimmung und Fremdsteuerung. Die Bergakademie Freiberg im Transformationsprozess 1989 bis 1993. Dissertation, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der TU Bergakademie Freiberg, Freiberg.
- Lauenstein, Franziska (1991): Uni Leipzig: Den Namen, nicht das Auftreten geändert, in: Kreuzer 12/1991, S. 8f.
- Lehmann, Jens (1997): Ostdeutsche Hochschulen bieten keinen Ausweg, in: Süddeutsche Zeitung, 8.12.1997.
- Lehmbruch, Gerhard (1993): Institutionentransfer im Prozeß der Vereinigung. Zur politischen Logik der Verwaltungsintegration in Deutschland, in: Arthur Benz/Heinrich Mäding/Wolfgang Seibel (Hg.), Verwaltungsreform und Verwaltungspolitik im Prozeß der deutschen Einigung, Baden-Baden, S. 41–66.
- Lehmbruch, Gerhard (1995): Die Politikwissenschaft und die deutsche Vereinigung, In: Berliner Debatte INITIAL 3/1995, S. 84–115.
- Leibfried, Stephan (2013): Plagiatsfall Steinmeier? Auf die Anklagebank gehört der Ankläger, in: F.A.Z., 21.10.2013. URL https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/plagiatsfall-steinmeier-auf-die-anklagebank-gehört-der-anklaeger-12618050.html?printPag edArticle=true#pageIndex_2 (12.9.2019).
- Leibfried, Stephan (Hg.) (1967): Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule, Köln.
- Leibniz-Sozietät (2003): Gelehrtensozietät wurde durch Einigungsvertrag nicht aufgelöst. Präsidium der Leibniz-Sozietät zum Gutachten zu Art. 38 (2) EV, in: Leibniz intern Nr. 16/15.1. 2003, S. 2.
- Leibniz-Sozietät (Hg.) (2003a): Wissenschaftliches Kolloquium zum 75. Geburtstag von Hans-Jürgen Treder, Berlin.
- Leipold, Michael (1993): Grußwort der Studierenden, in: Friedrich-Schiller-Universität Jena (Hg.), Feierliche Investitur des neugewählten Rektors Prof. Dr. med. habil. Georg Machnik, 28. Juni 1993, Jena, S. 27–29.
- Lenski, Katharina (2017): Geheime Kommunikationsräume? Die Staatssicherheit an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Frankfurt a.M./New York.
- Leopoldina (1995): Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina. Geschichte, Struktur, Aufgaben, Halle (Saale).
- Leopoldina, Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften (Hg.) (2020): Leopoldina Nationale Akademie der Wissenschaften – German National Academy of Sciences, Halle (Saale). URL https://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2020_Leopoldina-Bildband.pdf (18.9.2023).
- Lepsius, M. Rainer (2002): Als Gründungsbeauftragter in der Leitergasse, in: Michael Kilian (Hg.), Sachsen-Anhalt. Land der Mitte – Land im Aufbau. Die Entstehung eines neuen Bundeslandes in Erlebnisberichten, Bad Honnef, S. 245–256.
- Lerchner, Gotthard/Klaus Pezold/Helmut Richter (1992): Laudatio zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an Hans Mayer, in: hochschule ost 4/1992, S. 21–26. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1992_04.pdf (24.3.2025).
- Leucke, Annette (2003): Es begann vor 50 Jahren ..., in: facetten 8/2003, S. 38.
- Levit, Georgy S./Judith Schäfer (2022): Von der Ernährungs- und Lebensmittelforschung zur Gesundheitsforschung, in: dies./Tilman Grune (Hg.), Von der Pflegefachwissenschaft zur Gesundheitsforschung. Ernährungsforschung in Potsdam-Rehbrücke (1946–2021), Potsdam, S. 177–205.
- Lewin, Dirk (1997): Datenalmanach zum Handbuch Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland, Weinheim. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Hochschulen-in-den-neuen-L%C3%A4ndern-der-BRD_Datenalmanach.pdf (9.4.2025).
- Lewin, Dirk/Peer Pasternack (2007): Studium und Studierende: Analyse und Prognose, in: Peer Pasternack (Hg.), Stabilisierungsfaktoren und Innovationsagenturen. Die ostdeutschen Hochschulen und die zweite Phase des Aufbau Ost, Leipzig, S. 197–226. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Stabilisierungsfaktoren-und-Innovationsagenturen.pdf> (24.3.2025).

- LFA, Landesforstanstalt Eberswalde (Hg.) (1999): Festschrift zum Ehrenkolloquium am 17. Mai 1999 in Eberswalde anlässlich des 90. Geburtstages von Prof. em. Dr.-Ing. habil. Albert Richter, Eberswalde/Potsdam.
- Liebe, Sandra (2006): Prof. Dr. med. Jussuf Ibrahim (1877–1953). Leben und Werk. Med. Diss., Jena.
- Liebscher, Heinz (1995): Fremd- oder Selbstregulation? Systemisches Denken in der DDR zwischen Wissenschaft und Ideologie, Münster.
- Lienert, Martina (2009): Das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden, in: Dirk Schultheiss/Friedrich Moll (Hg.), Die Geschichte der Urologie in Dresden, Heidelberg, S. 107–115.
- Lienert, Matthias (2011): Zwischen Widerstand und Repression. Studenten der TU Dresden 1946–1989, Köln.
- Lienert, Matthias (2021): Dimensionen, Aspekte und Quellen zum „Hochschulumbau Ost“ an der TU Dresden (1989 bis 1993), in: Jens Blecher/Jürgen John (Hg.), Hochschulumbau Ost. Die Transformation des DDR-Hochschulwesens nach 1989/90 in typologisch-vergleichender Perspektive, Stuttgart, S. 255–297.
- Lilie, Hans (1993): Senats-Beschluß, die Ankürzung „MLU“ nicht mehr zu gebrauchen, in: Universitätszeitung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 2/1993.
- Lindenau, Karl-Friedrich (2002): Rückblende. Erinnerungen eines Herzchirurgen, Berlin.
- Lindenau, Karl-Friedrich (2012): Ungebührliche Betrachtungen eines Mediziners. Eine Rückblende, Berlin.
- Lindig, Dieter (1992): Dem ostdeutschen Erfinder seine Chance!, in: BISS public 9/1992, S. 123–127.
- Lingau, Bert (1995): Hannelore Kohl wird trotz Senatsablehnung Ehrendoktorin der Medizin, in: CRASH! Die Greifswalder Studentenzeitung 1/1995.
- Linke, Dietmar (1994): Theologiestudenten an der Humboldt-Universität. Zwischen Hörsaal und Anklagebank. Darstellung der parteipolitischen Einflußnahme auf eine Theologische Fakultät in der DDR anhand von Dokumenten, Neukirchen-Vluyn.
- Lischka, Irene (2003): Studierwilligkeit und die Hintergründe. Neue und einzelne alte Bundesländer, Halle-Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_3_2003.pdf (26.1.2025).
- LL-PDS-Fraktion, Fraktion Linke Liste-PDS im Sächsischen Landtag (Hg.) (1992): Schwarze Listen im Freistaat Sachsen (=Parlament von links Sonderausgabe 1), Dresden/Schkeuditz.
- Locke, Stefan (2021): In was sind wir da bloß reingeraten?, in: F.A.Z., 13.3.2021, S. 16.
- Lockwood, David (1969 [1964]): Soziale Integration und Systemintegration, in: Peter Flora/Wolfgang Zapf (Hg.), Theorien des sozialen Wandels, Köln, S. 124–137.
- Lohr, Karin/Dagmar Simon/Vera Sparschuh/Steffen H. Wilsdorf (1996): Wie konstituiert sich sozialwissenschaftliche Forschung auf dem „freien Markt“? Chancen und Risiken neugegründeter Institute und Vereine in den neuen Ländern, in: Sozialwissenschaften und Berufspraxis 2/1996, S. 100–121.
- Lokatis, Siegfried (2003): Der rote Faden. Kommunistische Parteigeschichte und Zensur unter Walter Ulbricht, Köln/Weimar/Wien.
- Lokatis, Siegfried (2021): „Nagruko“, „Grundriß“ und „Geschichtswerk“. Zensurmaßstäbe des IML unter Walter Ulbricht, in: ders./Martin Hochrein (Hg.), Die Argusaugen der Zensur. Begutachtungspraxis im Leseland DDR, Stuttgart, S. 682–705.
- Lommatzsch, Klaus (Interview) (1992): Ein Schritt zur inneren Erneuerung. Interview mit dem Vorsitzenden der Anhörungskommission, in: Humboldt Universität 2–1992/93, 9.12.1992, S. 6.
- Lommatzsch, Klaus (1992a): Übersicht über die Tätigkeit der Anhörungskommission der Humboldt-Universität zu Berlin (14. Juli 1992), in: Humboldt Universität 2–1992/93, 9.12.1992, S. 6.
- Loose, Ingo (2005): Verfemt und vergessen. Abraham Hellers Dissertation „Die Lage der Juden in Rußland von der Märzrevolution 1917 bis zur Gegenwart“ an der Berliner Universität 1934–1992, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung Bd. 14, Berlin, S. 219–241. URL https://www.static.tu.berlin/fileadmin/www/10002032/Jahrbuecher/Jahrbuch_2005.pdf (12.4.2024).

- Lorenz, Holger (Hg.) (2003): Der Passagier-Jet „152“. Walter Ulbrichts Traum vom „Überflügeln des Westens“. Die Geschichte des ersten deutschen Passagierflugzeugs mit Strahlantrieb, Marienberg.
- Lorenz, Rolf/Roswitha Hinz/Inge Nielsen/Jürgen Runge (o.J. [2019]): Zeitzuzeugnisse „Professorinnen und Professoren schützen Studierende“, o.O. [Halle (Saale)]. URL <https://docplayer.org/storage/103/159280574/1580136263/-mRI4M2hWdK1qUkQLnYI3w/159280574.pdf> (12.12.2022).
- Lorke, Christoph (2009): Zwischen Anpassung und Repression. Die Hochschullehrerschaft der Medizinischen Akademie Magdeburg vom Mauerbau bis zum Ende der Ära Ulbricht, Magdeburg.
- Löther, Andrea (Red.) (2003): Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten, Bonn.
- Lübbe, Hermann (1972): Hochschulreform und Gegenauflärung. Analysen, Postulate, Polemik zur aktuellen Hochschul- und Wissenschaftspolitik, Freiburg i.Br.
- Lukas, Bernd (2017): Es war einmal ein Studienjahr.... Erinnerungen der stud. chem. der Matrikel 1964 der Ernst-Moritz-Arndt-Universität, o.O.
- Luhmann, Niklas (1965): Grundrechte als Institution, Berlin [West].
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien, Wiesbaden.
- Lundgreen, Peter (2008): Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte Bd. VIII. Berufliche Schulen und Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland 1949–2001, unt. Mitarb. v. Jana Scheunemann und Gudrun Schwibbe, Göttingen.
- Lüst, Reimar (2016): Hans F. Zacher, der Präsident in der Zeit der Wende, in: Max-Planck-Gesellschaft (Hg.), Gedenkreden | Nachrufe 2015. Beileger zum Jahresbericht der Max-Planck-Gesellschaft, München, S. 17–20. URL <https://www.mpg.de/10588935/jahresbericht-2015-beileger.pdf> (8.9.2024).
- Lutz, Wolfgang (2012): Leicht abseits. Bericht über einen parteilosen Wissenschaftler aus dem Osten, Berlin.
- Machatzke, Jörg (1997): Die Potsdamer Elitestudie. Positionsauswahl und Ausschöpfung, in: Wilhelm Bürklin/Hilke Rebenstorff (Hg.), Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration, Opladen, S. 35–68.
- Machnik, Georg (1994): Der Erneuerungsprozeß an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, in: Michael Kaasch/Joachim Kaasch (Red.), Zur Situation der Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern. Wissenschaftliches Symposium am 23. und 24. März in Halle (Saale), hrsg. von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, Leipzig/Berlin/Heidelberg, S. 75–85.
- Macrakis, Kristie (1998): Einheit der Wissenschaft versus deutsche Teilung, in: Dieter Hoffmann/Kristie Macrakis (Hg.), Naturwissenschaft und Technik in der DDR, Berlin.
- Maercker, Tom (o.J. [1991]): Kurzaß zur 3. Mitgliederversammlung der Konferenz der Studentenräte vom 26. bis 28. Oktober 1990 in Leipzig, in: Konferenz der StudentInnenenschaften (Hg.), Reader zur Mitgliederversammlung der Konferenz der StudentInnenenschaften. Leipzig, 26.-28. Oktober 1990, o.O. [Berlin], S. 3–5.
- Mählert, Ulrich (Hg.) (2002): Vademekum DDR-Forschung. Ein Leitfaden zu Archiven, Forschungsinstituten, Bibliotheken, Einrichtungen der politischen Bildung, Vereinen, Museen und Gedenkstätten, Berlin.
- Mählert, Ulrich/Manfred Wilke (2004): Die DDR-Forschung – ein Auslaufmodell?, in: Jens Hüttmann/Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.), DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung, Berlin, S. 141–161. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/DDR-Geschichte-vermitteln.pdf> (24.3.2025).
- Maletzke, Gerhard/Rüdiger Steinmetz (Hg.) (1995): Zeiten und Medien – Medienzeiten. Festschrift zum 60. Geburtstag von Karl Friedrich Reimers, Leipzig.
- Malige-Klappenbach, Helene (1986): Das „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“. Bericht, Dokumentation und Diskussion, Tübingen.
- Malycha, Andreas (2001): Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik in der SBZ/DDR von 1945 bis 1961, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 30–31/2001, S. 14–21.

- Malycha, Andreas (2008): Die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR 1970–1990. Zur Geschichte einer Wissenschaftsinstitution im Kontext staatlicher Bildungspolitik, o.O. [Leipzig].
- Malycha, Andreas/Ulrike Thoms (2010): Aufbruch in eine neue Zukunft? Biowissenschaftliche Prognosen in der DDR und der Bundesrepublik in der 1960er und 1970er Jahren, in: Heinrich Hartmann/Jakob Vogel (Hg.), Zukunftswissen. Prognosen in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft seit 1900, Frankfurt/New York.
- Mannschatz, Eberhard (2002): Jugendhilfe in der DDR. Autobiographische Skizzen aus meinem Berufsleben, Berlin.
- Markl, Hubert (1997): „Wir haben den richtigen Weg eingeschlagen“: Rede des Präsidenten der MPG, Prof. Hubert Markl, zur Verabschiedung der Arbeitsgruppen in den neuen Bundesländern, in: MPG-Spiegel 2/1997, S. 29–34.
- Markovits, Inga (1993): Die Abwicklung. Ein Tagebuch zum Ende der DDR-Justiz, München.
- Marshall, Barbara (2016): Die deutsche Vereinigung in Akademia. West- und Ostdeutsche im Gründungsprozess der Universität Potsdam 1990–1994, Berlin.
- Marshall, Barbara (2023): Die (Wieder-)Gründung der Universität Erfurt, Wien/Köln.
- Marx, Karl (1983 [1857/1858]): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, in: MEW Bd. 42, Berlin [DDR], S. 47–768.
- Matschenz, Ingrid/Kurt Pätzold/Erika Schwarz/Sonja Striegnitz (Hg.) (1996): Dokumente gegen Legenden. Chronik und Geschichte der Abwicklung der MitarbeiterInnen des Instituts für Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin.
- Matzen, Peter (lv.) (1992): Nur wer anderen schadete, muß gehen. Personalkommission für den Bereich Medizin entscheidet frei von Emotionen, in: Leipziger Volkszeitung, 18.9.1992.
- Mau, Harald (1991): Der Stasi den Preis für den eigenen Traum bezahlt, in: F.A.Z., 6.8.1991.
- Mau, Harald (1991a): Offener Brief an Frau Dr. med. Sabine G., in: Berliner Ärzte 9/1991, S. 33.
- Mau, Harald (2014): Es gab keinen „Pharmaskandal“, in: F.A.Z., 5.2.2014, S. 30.
- Mau, Steffen (2019): Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft, Berlin.
- Mau, Steffen/Denis Huschka (2010): Die Sozialstruktur der Soziologie-Professorenschaft in Deutschland, Berlin. URL https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/25865/ssoar-2010-mau_et_al-die_sozialstruktur_der_soziologie-professorenschaft_in.pdf?sequence=1&isAllowed=y&linkname=ssoar-2010-mau_et_al-die_sozialstruktur_der_soziologie-professorenschaft_in.pdf (29.1.2024).
- Mayer, Hans (1992): Dankesrede zur Ehrenpromotion, Leipzig, den 15. Januar 1992, in: hochschule ost 4/1992, S. 27–28. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1992_04.pdf (24.3.2025).
- Mayer, Thomas (1992): „Erneuerung“ auf dem Rücken der Patienten. Weitere Kündigungen für namhafte Uni-Mediziner, in: Leipziger Volkszeitung, 7.9.1992.
- Mayntz, Renate (Hg.) (1994): Aufbruch und Reform von oben. Ostdeutsche Universitäten im Transformationsprozeß, Frankfurt a.M./New York. URL <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/209610/1/mpifg-bd-19.pdf> (5.1.2025).
- Mayntz, Renate (1994a): Die Erneuerung der ostdeutschen Universitäten zwischen Selbstreform und externer Intervention, in: dies. (Hg.), Aufbruch und Reform von oben. Ostdeutsche Universitäten im Transformationsprozeß, Frankfurt a.M./New York, S. 283–312. URL <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/209610/1/mpifg-bd-19.pdf> (5.1.2025).
- Mayr, Alois/Frank-Dieter Grimm/Sabine Tzschaschel (Hg.) (1996): 100 Jahre Institut für Länderkunde 1896–1996. Entwicklung und Perspektiven. Festschrift, Leipzig.
- MBW, Ministerium für Bildung und Wissenschaft (1990): Hochschulen und Fachschulen der DDR. Statistischer Überblick 1990, Berlin.
- MDC/TVA, Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin MDC/Technologie-Vermittlungs-Agentur (Hg.) (1992): MDC Berlin-Buch. Biomedizinischer Wissenschafts- und Technologiepark, Berlin.
- Mediziner veranstalteten Fackelzug als Dank für Rufablehnung, in: Dresdner Universitätsjournal 9/1998, S. 5.

- Medizinische Fakultät Leipzig (Hg.) (1990): Medizinische Fakultät der Universität Leipzig, Hamburg.
- Mehlig, Johannes (1999): Wendezeiten. Die Strangulierung des Geistes an den Universitäten der DDR und dessen Erneuerung, Bad Honnef.
- Meier, Christian (1990): Lieber abwickeln. Die ostdeutschen Wissenschaftseinrichtungen sollten neu gegründet werden, in: F.A.Z., 21.12.1990, S. 33.
- Meier, Helmut (1998): Das „Gesellschaftswissenschaftliche Forum e.V.“. Ein Wissenschaftlerverein stellt sich vor, in: Utopie kreativ 93/Juli 1998, S. 70–73. URL https://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Utopie_kreativ/93/93.pdf (24.3.2025).
- Meier, Klaus (1987): Nutzung, Niveau und Neuerungsabstand forschungsbestimmender Geräte in Akademieinstituten, Berlin [DDR].
- Meier, Klaus (1982): Forschungsgeräte im Forschungsprozeß unter den Bedingungen der Intensivierung wissenschaftlicher Arbeitsprozesse, Berlin [DDR].
- Meier, Klaus (1999): Der Stand der Forschung in der DDR im internationalen Vergleich: Naturwissenschaften, in: Deutscher Bundestag (Hg.), Materialien der Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit“ (13. Wahlperiode des Deutschen Bundestages). Bd. IV/1–2: Bildung – Wissenschaft – Kultur, Baden-Baden/Frankfurt a.M., S. 1305–1334.
- Meier, Klaus (2019): Wissenschaftsforschung in Ostberlin. Reminiszenzen an eine vitale Experimentalwerkstatt empirischer Sozialforschung, in: Wolfgang Girmus/Klaus Meier (Hg.), Wissenschaftsforschung in Deutschland. Die 1970er und 1980er Jahre, Leipzig, S. 227–275.
- Melis, Charles/Hansgünter Meyer (1993): Transformation der Wissenschaft im Osten. Fusion – Filetierung – Integration – Neugründung, in: Wolfgang Richter (Hg.), Unfrieden in Deutschland 2. Weißbuch. Wissenschaft und Kultur im Beitrittsgebiet, Berlin S. 21–52.
- Menger, Karola (1999): Wista Berlin. Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort Adlershof. Photonikzentrum, Umweltzentrum, Wista-Business-Center, Informatikzentrum Berlin, Berlin.
- Merkel, Angela (2016): Rede von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel auf der Veranstaltung „100 Jahre Chemiestandort Leuna“ am 3. März 2016 in Leuna. Bulletin der Bundesregierung Nr. 26-1 vom 3. März 2016. URL https://www.infraleuna.de/fileadmin/infraleuna/News/Rede_Bundeskanzlerin_Dr._Angela_Merkel.pdf (17.3.2021).
- Merten, Wilfried (1995): Zu: Der Ehrenausschuß als Mittel der Vergangenheitsbewältigung?, in: UnAufgefordert 69/16.10.1995, S. 45.
- Meske, Werner (1990): Entwicklung des Wissenschaftspotentials der DDR, in: ders. (Hg.), Wissenschaft der RGW-Länder. Länderberichte zur Situation am Ende der 80er Jahre aus der DDR, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Bulgarien, der Sowjetunion, der Mongolischen VR, Vietnam und Kuba, Berlin, S. 23–67.
- Meske, Werner (1993): Die Umgestaltung des ostdeutschen Forschungssystems. Eine Zwischenbilanz, Berlin.
- Meske, Werner (1994): Veränderungen in den Verbindungen zwischen Wissenschaft und Produktion in Ostdeutschland. Eine Problemskizze, Berlin.
- Meske, Werner (2001): Wissenschaft in Ostdeutschland. Eine ambivalente Zwischenbilanz des deutsch-deutschen Einigungsprozesses nach 10 Jahren, in: Falk Bretschneider/Gerd Köhler (Hg.), Autonomie oder Anpassung? Die Dokumentation der 20. GEW-Sommerschule, Frankfurt a.M./Paris, S. 249–247.
- Mest, Hans-Jürgen (2011): Die missbrauchte Kommission. Biografie, Frankfurt a.M.
- Mewes, Klaus-Hermann (1997): Pirna 014. Flugtriebwerke der DDR. Entwicklung, Erprobung und Bau von Stahltriebwerken und Propellerturbinen, Oberhaching.
- Meyer, Hans Joachim (1990): [Brief an den Rektor der Karl-Marx-Universität], 12.6.1990, dok. in: Olaf Herold/Alexandra Lübcke/Peer Pasternack/Gesine Zuchancke (Red.), Eine Uni wendet sich. Die (Karl-Marx-)Uni Leipzig zwischen Herbst '89 und Abwicklung, Leipzig 1991, S. 40.
- Meyer, Hans Joachim (1992): Zwischen Kadenschmiede und Hochschulrecht, in: hochschule ost 6/1992, S. 20–35. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1992_06.pdf (24.3.2025).
- Meyer, Hans Joachim (1993): An alle Hochschulen im Freistaat Sachsen, Schreiben vom 9.11.1993, dokumentiert in: Gesellschaft zum Schutz von Bürgerrecht und Menschenwürde

- (Hg.), *Unfrieden in Deutschland*. Weissbuch 2. Wissenschaft und Kultur im Beitrittsgebiet, Berlin, S. 155.
- Meyer, Hans Joachim (1993b): Zwischen Abbruch und Neuaufbau. West-Östliches im Berufungsgeschehen, in: *Mitteilungen des Hochschulverbandes* 5/1993, S. 296–298.
- Meyer, Hans Joachim (Interview) (1993c): „Der Wissenschaftsminister ist kein Richter ...“, in: *hochschule ost* 6/1993, S. 50–58. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1993_06.pdf (24.3.2025).
- Meyer, Hans Joachim (1997): Erneuerung und Bewahrung. Die Entwicklung der Hochschulen in den neuen Bundesländern, in: *Forschung & Lehre* 10/1997, 511–514.
- Meyer, Hans Joachim (2011): Ein Kuriosum als Gottesgeschenk. Aspekte des Vereinigungsprozesses in der Forschung, in: *PhysikJournal* 3/2011, S. 51–67.
- Meyer, Hans Joachim (2015): In keiner Schublade. Erfahrungen im geteilten und vereinten Deutschland, Freiburg/Basel/Wien.
- Meyer, Hans Joachim/Oliver Dürkop (2024): Hans Joachim Meyer – Ostdeutscher Wegbereiter. Minister für Bildung und Wissenschaft der DDR und Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken im Zeitzeugengespräch mit Oliver Dürkop, Borsdorf.
- Meyer, Hansgünter (1993): Neugestaltung der Hochschulen in Ostdeutschland. Szenarien – Friktionen – Optionen – Statistik, Berlin. URL <https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1993/p93-402.pdf> (15.4.2025).
- Meyer, Hansgünter (2006): Was heißt und zu welchem Ende betreibt man die Zweite Wissenschaftskultur?, in: ders. (Hg.), *Der Dezentrierten-Dissens. Die deutsche Hochschul-Reform-Kontroverse als Verlaufsform*, Berlin, S. 453–530.
- Meyer, Peter (1993): Die ordentliche Kündigung von Arbeitsverhältnissen im öffentlichen Dienst der neuen Bundesländer nach dem Einigungsvertrag. Juristische Dissertation, FU Berlin, Berlin.
- Meyer-Stamer, Jörg (2000): Michael E. Porter (*1947). Das Cluster-Konzept: Wettbewerbsvorteile muss man sich schaffen, in: *E+Z – Entwicklung und Zusammenarbeit* 2/2000, S. 40–43.
- MfB, Ministerium für Bildung (1989): Demokratische Mitbestimmung der Studenten, o.O. [Berlin {DDR}], 7.12.1989.
- Michalsky, Oliver (1995): „Da bleibt ein Unsicherheitsfaktor“. Eine hitzige Debatte über den Umgang mit den Stasi-Akten, in: *Berliner Morgenpost*, 25.2.1995, S. 3.
- Michels, Jürgen/Jochen Werner (Hg.) (1994): *Luftfahrt Ost 1945–1990. Geschichte der deutschen Luftfahrt in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), der Sowjetunion und der Deutschen Demokratischen Republik (DDR)*, Bonn.
- Middell, Matthias (1997): 1968 in der DDR. Das Beispiel Hochschulreform, in: Etienne François/Matthias Middell/Emmanuel Terray/Dorothee Wierling (Hg.), *1968 – ein europäisches Jahr?*, Leipzig, S. 125–146.
- Middell, Matthias (1997a): Rezension zu Opp/Voß/Gern: *Die volkseigene Revolution*, Stuttgart 1993, in: *Comparativ* 2/1997, S. 122–125.
- Middell, Matthias (2010): Auszug der Forschung aus der Universität?, in: Michael Grüttner/Rüdiger Hachtmann/Konrad H. Jarausch/Jürgen John/Matthias Middell (Hg.), *Gebrochene Wissenschaftskulturen. Universität und Politik im 20. Jahrhundert*, Göttingen, S. 279–302.
- Mielke, Ulrich/Klaus Kramer (1997): Der Vorgang Prof. Dr. med. habil. Linke. Die Medizinische Akademie Magdeburg und das Ministerium für Staatssicherheit. Enthüllungen über inoffiziell für das MfS tätige Leitungskader der MAM, Magdeburg.
- Miethe, Ingrid (2024): Statistisch gesehen gibt es mich eigentlich nicht, in: Laura Behrmann/Markus Gamper/Hanna Haag (Hg.), *Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen*, Bielefeld, S. 235–250.
- Mittelstraß, Jürgen (1993): Unfähig zur Reform, in: *Die Zeit* 24/1993 (11.6.1993).
- Mittelstraß, Jürgen (2002): Unverzichtbar, schwer kontrollierbar. Die Strukturkommission – Alibi oder zeitgemäßes Instrument der Hochschulpolitik?, in: *Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft* (Hg.), *10 Jahre danach. Zur Entwicklung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und Berlin. Dokumentation des gemeinsamen Symposiums von Wissenschaftsrat, Stifterverband und VolkswagenStiftung am 8. und 9. Februar*

- 2002 im Berliner Rathaus, Essen, S. 29–32. URL <https://www.hof.uni-halle.de/documents/t841.pdf> (14.5.2025).
- Mittelstraß, Jürgen (Interview) (2002a): „Laßt uns noch einmal über die Bücher gehen ...“, in: Leibniz intern Nr. 12, S. 12.
- Mittenzwei, Ingrid (1980): Friedrich II. von Preußen. Eine Biographie, Berlin [DDR].
- Mittenzwei, Werner (1986): Das Leben des Bertolt Brecht oder der Umgang mit den Welträteln, Berlin/Weimar.
- Mittenzwei, Werner (2001): Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland 1945–2000, Leipzig.
- Mittenzwei, Werner (2007): Die Brocken-Legende. Aus den nachgelassenen Fragmenten des Schweizer Gelehrten Tobias Bitterli kommentiert von Christine Moser. Ein deutscher Mentalitätsspiegel, o.O. [Leipzig].
- MLU, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Rektoratskommission zur Aufarbeitung der Universitätsgeschichte in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts (Hg.) (o.J. [2019ff.]): Politische Verfolgung und Widerstand in der DDR, Halle-Wittenberg. URL <https://www.catalogus-professorum-halensis.de/politische-verfolgung-ddr/> (28.2.2022).
- Möbius, Friedrich (2001): Wirklichkeit – Kunst – Leben. Erinnerungen eines Kunsthistorikers, Jena.
- Möbius, Siegfried (2011): Die Cottbuser Hochschulen zur Ingenieurausbildung in der DDR-Zeit, in: Günter Bayerl/Hermann Borghorst/Walther Ch. Zimmerli (Hg.), 20 Jahre Brandenburgische Technische Universität Cottbus, Münster u.a., S. 80–89.
- Mocek, Reinhard (1994): Versuch zur Bilanz der Wissenschaftstheorie in der DDR. Entstehung – Inhalte – Defizite – Ausblicke, in: Dresdener Beiträge zur Geschichte der Technikwissenschaften H. 22, Dresden, S. 1–30. URL http://digital.slub-dresden.de/fileadmin/data/378640844-19940100/378640844-19940100_tif/jpegs/378640844-19940100.pdf (2.1.2019).
- Mönch, Regina (1995): Stasi-positiv: Willkür oder Abwägung, in: Der Tagesspiegel, 25.2. 1995, S. 4.
- Morgner, Irmtraud (1992 [1966]): Rumba auf einen Herbst. Roman, Hamburg/Zürich.
- Morgner, Martin (2010): In die Mühlen geraten. Porträts von politisch verfolgten Studenten der Friedrich-Schiller-Universität Jena zwischen 1967 und 1984, Weimar/Eisenach.
- MPG, Max-Planck-Gesellschaft, Pressereferat (Hg.) (1993): Max-Planck-Gesellschaft. Aktivitäten in den Neuen Bundesländern. Eine Zwischenbilanz, München.
- MPG, Max-Planck-Gesellschaft (2014): Jenaer Institut neu ausgerichtet. Interdisziplinärer Ansatz für Geschichte und Naturwissenschaften ist nun Schwerpunkt. URL <https://www.mpg.de/8281352/mpi-jena-umbenannt> (12.10.2024).
- Mühlpfordt, Günter/Günter Schenk (2004): Der Spirituskreis (1890–1958). Eine Gelehrtengeellschaft in neuhumanistischer Tradition. Vom Kaiserreich bis zum Verbot durch Walter Ulbricht im Rahmen der Verfolgungen an der Universität Halle 1957 und 1958. Band 2: 1945–1958, i. Verb. m. Regina Meyer, Halle/Saale.
- Müller, Cora (2000): Die Überleitung des juristischen Personals der Humboldt-Universität zu Berlin, Aachen.
- Müller, Heiner (1993): Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen, 2. erw. Aufl., Köln.
- Müller, Herbert (o.J. [2008]): Heiteres und Ernstes aus 40 Jahren Hochschule Wismar erlebt und im Gedächtnis geblieben, in Verse gesetzt oder einfach aufgeschrieben, mal mit einem Augenzwinkern und mal ganz genau von Einem aus dem Maschinenbau, o.O. [Wismar].
- Müller, Kai (2024): Der gekränkte Stolz der Tatkräftigen, in: Der Tagesspiegel, 7.9.2024, S. 4.
- Müller, Klaus (1991): Nachholende Modernisierung? Die Konjunkturen der Modernisierungstheorie und ihre Anwendung auf die Transformation der osteuropäischen Gesellschaften, in: Leviathan 2/1991, S. 261–291.
- Müller, Klaus-Dieter (1994): Zwischen Hippokrates und Lenin. Gespräche mit ost- und westdeutschen Ärzten über ihre Zeit in der SBZ und DDR, Köln.
- Müller, Klaus-Dieter/Jörg Osterloh (1996): Die Andere DDR. Eine studentische Widerstandsgruppe und ihr Schicksal im Spiegel persönlicher Erinnerungen und sowjetischer NKWD-Dokumente, Dresden.

- Müller, Ralf (2001): Braucht Ostdeutschland eine neue Technologiepolitik? Implikationen aus der Funktionsfähigkeit des Marktes für FuE nach der Transformation, Halle.
- Müller, Reinhard (1982): Entstehungsgeschichte des Hochschulrahmengesetzes. Eine Fallstudie. Dissertation, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Johann-Wolfgang-Goethe Universität, Frankfurt a.M.
- Müller, Walter (2007): weinberg campus. zwischen gestern und heute, Halle (Saale).
- Müller, Winfried/Daniel Geissler (Red.) (2017): Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 1997–2017, Dresden.
- Müller-Enbergs, Helmut (Hg.) (1996): Inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Richtlinien und Durchführungsbestimmungen, Berlin, 2. durchges. Aufl.
- Müller-Hill, Benno/Peter Gutjahr-Löser (1994) (Briefwechsel): Hausverbot für einen entlassenen Institutsdirektor, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte 1/1994, S. 157–168.
- Münz, R./R. Ulrich (1994): Was wird aus den NBL? Demographische Prognosen, Berlin.
- MWF LSA, Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Sachsen-Anhalt (1992): Erste Bilanz zur Arbeit der Personalkommissionen. Pressemitteilung, Magdeburg, 26. Mai 1992.
- Naedler, Thomas/Siv Stippekoehl (2021): Die Toten von Marnow, Norddeutscher Rundfunk, Radio Mecklenburg-Vorpommern. URL <https://www.ardaudiothek.de/episode/der-kunstkat-en-kultur-aus-mv/die-toten-von-marnow/ndr-1-radio-mv/96418290/> (21.2.2022).
- Narr, Wolf-Dieter (1991): Abwicklung: Die Umkehrung der Universitäts- und Wissenschaftsreform, in: Leviathan 1/1991, S. 7–15.
- nature (1994): German academics find career boost in east, in: nature 370, 28.7.1994, S. 240.
- Naumann, Manfred (Leitung und Gesamtreaktion) et al. (1973): Gesellschaft – Literatur – Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht, Berlin/Weimar.
- Naumann, Manfred (2002): Kommentar zum Beitrag von Peter Th. Walther, in: Jürgen Kocka (Hg.), Die Berliner Akademien der Wissenschaften im geteilten Deutschland 1945–1990, Berlin, S. 133–137.
- Naumann, Manfred (2012): Zwischenräume. Erinnerungen eines Romanisten, Leipzig.
- NDR, Norddeutscher Rundfunk (2021): „Die Toten von Marnow“: NDR Krimiserie im Ersten. URL <https://www.ndr.de/kultur/film/Die-Toten-von-Marnow-NDR-Krimiserie-im-Ersten,tontenvonmarnow100.html> (21.2.2022).
- Neef, Sigrid (2005): 100 Jahre Bibliothek der Fachhochschule Jena, in: facetten Nr. 11 (Juni 2005), S. 7.
- Neidhardt, Friedhelm (1994): Konflikte und Balancen. Die Umwandlung der Humboldt-Universität zu Berlin 1990–1993, in: Renate Mayntz (Hg.), Aufbruch und Reform von oben. Ostdeutsche Universitäten im Transformationsprozeß, Frankfurt/New York, S. 33–60. URL <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/209610/1/mpifg-bd-19.pdf> (5.1.2025).
- Neie, Thomas (1996): Die Entwicklung des Personalbestandes an den ostdeutschen Hochschulen 1990–1993, in: hochschule ost 1/1996, S. 133–148. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1996_1.pdf (24.3.2025).
- Neie, Thomas (1997): Zur Stellung der DDR-Hochschullehrer nach Abschluß der Hochschullehrerneuerung, in: hochschule ost 3–4/1997, S. 247–255.
- Nerlich, Michael (Hg.) (1993): Zum deutsch-französischen Verhältnis: Werner Krauss (=lendemains H. 69/70), Berlin.
- Neuhaus, Rolf (Bearb.) (1961): Dokumente zur Hochschulreform 1949–1959, Wiesbaden.
- Neuweiler, Gerhard (2002): Experiment geglückt. Die Neugestaltung in den Naturwissenschaften, in: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hg.), 10 Jahre danach. Zur Entwicklung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und Berlin. Dokumentation des gemeinsamen Symposiums von Wissenschaftsrat, Stifterverband und VolkswagenStiftung am 8. und 9. Februar 2002 im Berliner Rathaus, Essen, S. 55–58. URL <https://www.hof.uni-halle.de/document/t841.pdf> (14.5.2025).
- Nickel, Astrid (Hg.) (2001): Campus Berlin-Buch. Research – Clinics – Companies, Berlin.
- Nickel, Hildegard Maria (2004): Leserbrief an „Der Freitag“, 21.2.2004.

- Nickel, Hildegard Maria (2024): In zwei Welten. Sozialer Aufstieg im Spagat zwischen Anpassung und Distanz, in: Laura Behrmann/Markus Gamper/Hanna Haag (Hg.), *Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen*, Bielefeld, S. 251–269.
- Niederhut, Jens (2005): Die Reisekader. Auswahl und Disziplinierung einer privilegierten Minderheit in der DDR, Leipzig.
- Niemann, Heinz (1993): Meinungsforschung in der DDR. Die geheimen Berichte des Instituts für Meinungsforschung an das Politbüro der SED, Köln.
- Nitsch, Wolfgang/Uta Gerhardt/Claus Offe/Ulrich K. Preuß (1965): Hochschule in der Demokratie, Berlin/Neuwied.
- Nöh, Hans-Joachim (1991): Der Marsch der Studenten zur Rettung des Sozialismus, in: *Die Welt*, 6.1.1991.
- Nollau, Volker (Interview): Professor Volker Nollau ein weiteres Mal vollständig vom Verdacht einer Stasi-Mitarbeit entlastet, in: *Dresdner Universitätsjournal* 1/1995, S. 9.
- Nolte, Georg (1992): Maßnahmen. Im Abwicklungssemester 1990/91 als Rechtswissenschaftler (West) in Leipzig, in: *hochschule ost* 10/1992, S. 28–36. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1992_10.pdf (24.3.2025).
- Northoff, Robert (Hg.) (2001): *Festschrift 10 Jahre Fachhochschule Neubrandenburg*, Neubrandenburg.
- Nowak, Kurt (1991): Hochschule im Spannungsfeld politischer Zwecke und wissenschaftlicher Verantwortung. Impressionen aus Leipzig, in: *Beiträge zur Hochschulforschung* 4/1991, S. 371–381.
- Oehler, Christoph (1986): Offenheit und Demokratisierung der Hochschule, in: Paul Kellermann (Hg.), *Universität und Hochschulpolitik*, Wien/Köln/Graz, S. 69–77.
- Oehler, Christoph (1989): *Hochschulentwicklung in der Bundesrepublik Deutschland seit 1945*, Frankfurt/New York.
- Okun, Bernd (1992): „Ich habe immer Öffentlichkeit gewagt“, in: Bernd Lindner/Ralph Grüneberger (Hg.), *Demonteure. Biographien des Leipziger Herbst*, Bielefeld, S. 147–166.
- Okun, Bernd (o.J. [1999?]): Bestand Okun, in: Erhard Crome/Rainer Land/Lutz Kirschner/Gudrun Richter/Sigrid Meuschel, *Der SED-Reformdiskurs der achtziger Jahre. Dokumentation und Rekonstruktion kommunikativer Netzwerke und zeitlicher Abläufe, Analyse der Spezifik und der Differenzen zu anderen Reformdiskursen der SED*, Berlin/Leipzig.
- Olbertz, Jan (1992): Standpunkte zur Personalerneuerung, in: Gertraude Buck-Bechler/Heidrun Jahn (Hg.), *Zur Hochschulerneuerung in den neuen Bundesländern. Situationsbericht*, Berlin, S. 28f.
- Olbertz, Jan-Hendrik (1997): Hochschulpädagogik. Hintergründe eines „Transformationsverzichts“, in: Adolf Kell/Jan-Hendrik Olbertz (Hg.), *Vom Wünschbaren zum Machbaren. Erziehungswissenschaft in den neuen Bundesländern*, Weinheim, S. 246–284.
- Olbrich, Harald (Hg.) (1987–1994): *Lexikon der Kunst*. 7 Bde., Leipzig.
- Önder, Ali Sina (2022): Die Verwestlichung der ostdeutschen Wissenschaft. Was die Wende für die ostdeutschen MINT-Fächer bedeutete, in: *die hochschule* 1–2/2022, S. 124–133. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/22_1/oender.pdf (9.4.2025).
- Opolony, Bernhard (1996): Die Kündigungsgründe des Einigungsvertrages, Opladen.
- Orte des Jammerns. Studenten protestieren gegen die Auflösung einst marxistischer Hochschulinstitute in der ehemaligen DDR, in: *Der Spiegel* 1/1991, S. 24f. [dazugehörige Gegen-darstellung: *Der Spiegel* 3/1991, S. 76].
- Oschmann, Dirk (2023): *Der Osten: eine westdeutsche Erfindung*, Berlin.
- Oschmann, Dirk (Interview) (2023a): „Wir brauchen eine Ostquote für Führungskräfte“. Dirk Oschmann zu den heftigen Reaktionen auf seinen Bestseller „Der Osten, eine westdeutsche Erfindung“ – und zu Kritik, die ihn überzeugt hat, in: *F.A.Z.*, 2.5.2023, S. 13.
- Oschmann, Dirk (2024): No Straight Story, in: Laura Behrmann/Markus Gamper/Hanna Haag (Hg.), *Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen*, Bielefeld, S. 271–287.

- Ostdeutsches Memorandum (1993), dokumentiert in: Gesellschaft zum Schutz von Bürgerrecht und Menschenwürde: Unfriede in Deutschland 2. Weißbuch. Wissenschaft und Kultur im Beitrittsgebiet, Berlin, S. 10.
- Osterhammel, Jürgen/Jan C. Jansen (2012): Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen; München.
- Otto, Hansjürgen: Zwanzig Prozent Dauerstellen im Mittelbau – ist das der West-Standard?, in: Hilde Schramm (Hg.), Hochschule im Umbruch. Zwischenbilanz Ost, Berlin, S. 422–423.
- Parthier, Benno (Hg.) (1994): Die Leopoldina. Bestand und Wandel der ältesten deutschen Akademie. Festschrift des Präsidiums der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina zum 300. Jahrestag der Gründung der heutigen Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1994, Halle/S.
- Parthier, Benno (2001): Kurt Mothes (1900–1983). Gelehrter, Präsident, Persönlichkeit. Gedenkrede am Vorabend seines 100. Geburtstages sowie anmerkenswerte Details zu seinem Leben und Wirken, Heidelberg.
- Pasternack, Peer (1992): Restauration oder Reform? Anmerkungen zur Neuordnung der ostdeutschen Hochschul- und Forschungslandschaft, in: Das Hochschulwesen 6/1992, S. 279–282.
- Pasternack, Peer (Hg.) (1993): IV. Hochschulreform. Wissenschaft und Hochschulen in Ostdeutschland 1989/90. Eine Retrospektive, Leipzig. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/NewContent/Pasternack_IVte%20HS_Reform.pdf (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (1993a): Gründer-Zeit in Leipzig. Miszellen, in: Bernhard Muszynski (Hg.), Wissenschaftstransfer in Deutschland. Erfahrungen und Perspektiven bei der Integration der gesamtdeutschen Forschungslandschaft, Opladen 1993, S. 273–280. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/11_gruenderzeit.pdf (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (1993b): Betr.: Die wilden Jahre sind vorbei, in: Kreuzer. Leipziger Illustrierte 5/1993, S. 7.
- Pasternack, Peer (1994): Heitmann für Ehrendoktor, in: Universität Leipzig 1/1994, S. 24f.
- Pasternack, Peer (1995): Hochschule in die Demokratie. Die Personelle Erneuerung an der Universität Leipzig: eine empirische Probe aufs demokratische Exempel, in: Das Hochschulwesen 3/1995, S. 152–160. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/17_hs%20in%20demokratie.pdf (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (1996): Geisteswissenschaften in Ostdeutschland 1995. Eine Inventur. Vergleichsstudie im Anschluß an die Untersuchung „Geisteswissenschaften in der DDR“ (Konstanz 1990), Leipzig. URL https://www.peer-pasternack.de/texte/hbs_GW.pdf (12.8.2023).
- Pasternack, Peer (1996a): Wandel durch Abwarten. Ost und West an den ostdeutschen Hochschulen, in: Deutschland Archiv 3/1996, S. 371–380. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/Wandel_durch_Abwartet.pdf (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (Hg.) (1996b): Hochschule & Kirche. Theologie & Politik. Besichtigung eines Beziehungsgeflechts in der DDR, Berlin. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/Theol_Gesamt.pdf (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (1998): Mehrdeutige Akten und eindeutige Beauskunftungen. Die Metamorphose des IM-Begriffs, in: Jochen Zimmer (Hg.), Das Gauck-Lesebuch. Eine Behörde abseits der Verfassung?, Frankfurt a.M., S. 92–102. URL <https://www.peer-pasternack.de/texte/IMs.pdf> (12.8.2023).
- Pasternack, Peer (Hg.) (1998a): Eine nachholende Debatte. Der innerdeutsche Philosophenstreit 1996/97, Leipzig. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/1998_Philos_Heft.pdf (13.4.2024).
- Pasternack, Peer (1999): „Demokratische Erneuerung“. Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989–1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin, Weinheim. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Demokratische-Erneuerung.pdf> (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (1999a): Intransparenz & Karriere. Wie der Universität Leipzig nach dem Ende der DDR ihr Hochhaus abhanden kam, in: Monika Gibas/Peer Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaut & bekunet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR, Leipzig, S. 177–186. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/UL_Hochhaus_Layout.pdf (17.8.2024).

- Pasternack, Peer (1999b): Agenturen von Entinstitutionalisierungsprozessen und Institutionen-transfer. Wissenschaftliche Zeitschriften in Ostdeutschland nach 1989, in: Matthias Middell (Hg.), *Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich*, Leipzig, S. 373–397.
- Pasternack, Peer (2000): Die StuRa-StoRy. Studentische Interessenvertretung in Ostdeutschland seit 1989, in: ders./Thomas Neie (Hg.), *stud. ost 1989–1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland*, Leipzig, S. 28–53. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/pp_art.pdf (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (2001): Die Reflexion der DDR-Wissenschaftsgeschichte in den Einzeldisziplinen. Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster, in: ders. (Hg.), *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg, Weinheim/Basel*, S. 219–238. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/DDR-bezogene-Hochschulforschung.pdf> (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (2001a): Gelehrte DDR. Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Universitäten 1990–2000, unt. Mitarb. v. Anne Glück, Jens Hüttmann, Dirk Lewin, Simone Schmid und Katja Schulze, Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_5_2001.pdf (25.6.2024).
- Pasternack, Peer (2002): Einheit von Forschung und Lehre? Die DDR-Forschung und ihr Niederschlag im akademischen Lehrbetrieb, in: *Deutschland Archiv* 1/2002, S. 43–51. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Einheit-von-Forschung-und-Lehre.pdf> (25.6.2024).
- Pasternack, Peer (2004): Wozu die DDR lehren?, in: Jens Hüttmann/Ulrich Mähler/Peer Pasternack (Hg.), *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, Berlin, S. 163–184. URL <http://www.peer-pasternack.de/texte/wozu%20ddr.pdf> (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (2005): Politik als Besuch. Ein wissenschaftspolitischer Feldreport aus Berlin, Bielefeld. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/Pasternack%20PaB_Netz.pdf (5.4.2022).
- Pasternack, Peer (2005a): Hochschulmedizin: Fusion und Reduzierung, in: ders., *Politik als Besuch. Ein wissenschaftspolitischer Feldreport aus Berlin*, Bielefeld, S. 60–65. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/Pasternack%20PaB_Netz.pdf (5.4.2022).
- Pasternack, Peer (2007): Forschungslandkarte Ostdeutschland, unt. Mitarb. von Daniel Hechler, Wittenberg. URL <http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Forschungslandkarte-Ostdeutschland.pdf> (20.2.2020).
- Pasternack, Peer (2007a): Stabilisierungsfaktoren und Innovationsagenturen. Die ostdeutschen Hochschulen und die zweite Phase des Aufbau Ost, Leipzig. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Stabilisierungsfaktoren-und-Innovationsagenturen.pdf> (25.6.2024).
- Pasternack, Peer (2008): Exzellenz – Qualität – Solidität. Realistische Selbstwahrnehmungen und die Chancen der ostdeutschen Hochschulen, in: Frau Gützkow/Gunter Quaißer (Hg.), *Jahrbuch Hochschule gestalten*, Bielefeld 2008, S. 63–79. URL http://www.peer-pasternack.de/texte/Exzellenz_Qualitaet_Soliditaet.pdf (17.8.2024).
- Pasternack, Peer (2008a): Länderbericht Österreich, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, Niederlande, Österreich und der Schweiz*, Leipzig, S. 277–301. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Zwischen-Promotion-und-Professur.pdf> (8.5.2025).
- Pasternack, Peer (2008b): Länderbericht Schweiz, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, Niederlande, Österreich und der Schweiz*, Leipzig, S. 301–322. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Zwischen-Promotion-und-Professur.pdf> (8.5.2025).
- Pasternack, Peer (2009): Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen, Leipzig. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Relativ-prosperierend.pdf> (25.6.2024).
- Pasternack, Peer (2014): Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten, Bielefeld. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/2014_Qualitaetsstandards.pdf (13.10.2024).
- Pasternack, Peer (2014a): Bologna-Reform in Deutschland. Eine erklärungsorientierte Rekonstruktion, in: ders., *Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten*, Bielefeld, S. 133–151.

- URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/2014_Qualitaetsstandards.pdf (13.10.2024).
- Pasternack, Peer (2014b): Politik und Soziologie in der DDR. Eine exemplarische Kulmination in der akademischen Provinz: Die Hallesche Bahro-Affäre 1977, in: Berliner Debatte Initial 1/2014, S. 106–118.
- Pasternack, Peer (2015): Akademische Medizin in der DDR. 25 Jahre Aufarbeitung 1990–2014, Leipzig. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/MedBibliogr_Buchlayout_WE B.pdf (20.2.2024).
- Pasternack, Peer (2016): Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Berlin. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/DDR-GeWiPostMortem.pdf> (13.3.2024).
- Pasternack, Peer (2016a): 20 Jahre HoF. Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate, Berlin. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/01_20_J_HoF_Buch_ONLINE.pdf (13.3.2024).
- Pasternack, Peer (2017): Mitteilungen über ein philosophisches Nachleben. Die seit 1990 erschienene Literatur zur DDR-Philosophie, in: Hans-Christoph Rauh, Philosophie aus einer abgeschlossenen Welt. Zur Geschichte der DDR-Philosophie und ihrer Institutionen. Mit Beiträgen von Camilla Warnke und Peer Pasternack, Berlin, S. 641–678.
- Pasternack, Peer (2019): Fünf Jahrzehnte, vier Institute, zwei Systeme. Das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) und seine Kontexte 1964–2014, Berlin. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Pasternack-2019_ZHB- usw.pdf (24.3.2025).
- Pasternack, Peer (Hg.) (2019a): Das andere Bauhaus-Erbe. Leben in den Plattenbausiedlungen heute, Berlin. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/01_BWV_Plattenbaubuch_Online.pdf (13.3.2024).
- Pasternack, Peer (2021): MINT und Med. in der DDR. Die DDR-Natur-, Ingenieur- und medizinischen Wissenschaften im Spiegel ihrer dreißigjährigen Aufarbeitung und Erforschung seit 1990, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Berlin. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Pasternack_DDR-Nawi.pdf (15.5.2025).
- Pasternack, Peer (2024a): Lose gekoppelt. Die Universität Halle-Wittenberg und die Stadt Wittenberg seit 1817: eine Beziehungsgeschichte, unt. Mitarb. v. Daniel Watermann, Halle (Saale).
- Pasternack, Peer (2024b): Von Campus- bis Industrieliteratur. Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte, Baden-Baden. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/DDR-Wissenschaftsbelletristik.pdf> (12.4.2025).
- Pasternack, Peer (2024c): Hochschule und Wissenschaft in der DDR 1945–1989. Ein kurzer Abriss, Halle-Wittenberg. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/HoF-Handreichungen17.pdf> (7.5.2025).
- Pasternack, Peer (2025): Der ostdeutsche Wissenschaftsumbau in den 1990er Jahren. Annotierte Bibliografie, Halle-Wittenberg. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab132.pdf> (24.6.2025).
- Pasternack, Peer/Daniel Hechler (2016): Annotierte Bibliografie, in: Peer Pasternack, Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation, Berlin, S. 241–584. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/DDR-GeWiPostMortem.pdf> (24.1.2021).
- Pasternack, Peer/Matthias Meinhardt (Hg.) (2024): Das Universitätssterben um 1800. Strukturelle Bedingungen und kontingente Faktoren, Berlin.
- Pasternack Peer/Thomas Neie (Hg.) (2000): stud. ost 1989–1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland, Leipzig. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/stud-ost.pdf> (27.6.2024)
- Paul, Saskia (2015): „stark sein im Geiste, klar in der Welt, fest im Dienste an unserem Volk“. Die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig von ihrer Reorganisation bis zur Akademiereform (1945–1974), Stuttgart/Leipzig.
- Pfeifer, Wolfgang (Hg.) (1989): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. 3 Bände, Berlin [DDR].

- Pfeiffer, Christian (1999): Untertanengeist zählte mehr als Individualität, Hannover. URL <http://home.t-online.de/Gplatzdasch/nd04.htm> (24.2.2003).
- Pfundter, Raimund/Wolfgang Cordes/Holger Föllmer (1995): Fernstudienbrückenkurse. Abschlußbericht, Hagen.
- Picht, Georg (1964): Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation, Freiburg i.Br.
- Pieper, Christine/Kai Handel (2003): Auf der Suche nach der nationalen Innovationskultur Deutschlands. Die Etablierung der Verfahrenstechnik in der BRD/DDR seit 1950, Freiberg.
- Plander, Harro (1993): Änderungskündigungen zwecks Umwandlung unbefristeter in befristete Arbeitsverhältnisse, in: Neue Zeitschrift für Arbeitsrecht 23(1993), S. 1057–1066.
- Pleschak, Franz (1995): Technologiezentren in den neuen Bundesländern. Wissenschaftliche Analyse und Begleitung des Modellversuchs „Auf- und Ausbau von Technologie- und Gründerzentren in den neuen Bundesländern“ des Bundesforschungsministeriums, Heidelberg.
- Pleschak, Franz/Herbert Berteit/Birgit Ossenkopf/Frank Stummer (2002): Gründung und Wachstum FuE-intensiver Unternehmen. Untersuchungen in Ostdeutschland, Berlin.
- Pleschak, Franz/Michael Fritsch/Frank Stummer (2000): Industrieforschung in den neuen Bundesländern, Heidelberg.
- Pleschak, Franz/Rebecca Rangnow (1995): Ergebnisse des BMBF-Modellversuchs „Technologieorientierte Unternehmensgründungen in den neuen Bundesländern“ der Jahre 1990 bis 1994, Karlsruhe.
- Pleschak, Franz/Frank Stummer/Birgit Ossenkopf (2000): Erfolgsmodell FUTOUR. Technologieorientierte Unternehmungsgründungen in den Neuen Ländern, Berlin.
- Pleschak, Franz/Henning Werner (1998): Technologieorientierte Unternehmensgründungen in den neuen Bundesländern. Wissenschaftliche Analyse und Begleitung des BMBF-Modellversuchs, Heidelberg.
- Pleschak, Franz/Henning Werner (1999): Junge Technologieunternehmen in den neuen Bundesländern. Chancen und Risiken der im Modellversuch TOU-NBL geförderten Unternehmen, Stuttgart.
- Plinke, Wulff (Hg.) (1997): Wirtschaftswissenschaft in christlicher Verantwortung. Ehrenpromotion von Wilhelm Krelle in der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin u.a.
- Ploenus, Michael (2007): „... so wichtig wie das tägliche Brot“. Das Jenaer Institut für Marxismus-Leninismus 1945–1990, Köln/Weimar/Wien.
- Poldrack, Christoph (2005): Contritio cordis? Seelsorgerliche Erfahrungen in einem kirchenfernen Umfeld, in: Tilman Beyrich (Hg.), Unerwartete Theologie. Festschrift für Bernd Hildebrandt, Münster, S. 67–86.
- Politische Kultur im vereinigten Deutschland. Der Streit um Heinrich Fink, Rektor der Humboldt-Universität zu Berlin (=Utopie kreativ Dokumentation), Berlin 1992.
- Pollack, Detlef (1994): Kirche in der Organisationsgesellschaft. Zum Wandel der gesellschaftlichen Lage der evangelischen Kirchen in der DDR, Stuttgart/Berlin/Köln.
- Pollack, Detlef (1996): Sozialstruktureller Wandel, Institutionentransfer und die Langsamkeit der Individuen, in: Soziologische Revue 4/1996, S. 412–429.
- Pollack, Detlef (2003): Auf dem Weg zu einer Theorie des Staatssozialismus, in: Historical Social Research 1–2/2003, S. 10–30.
- Pommerening, Christian (Hg.) (o.J. [1993]): Der „Fall Treide“. Dokumentation einer Debatte, Leipzig.
- Pommerin, Reiner (2003): Geschichte der TU Dresden 1828–2003, Band 1, Köln/Weimar/Wien.
- Post, Alfred (2005): Planung und Realisierung der neuen TU Dresden 1991 bis 1994. Gemeinsame Aufbruchjahre mit dem Rektor Günther Landgraf, Supplement zu Europäisches Institut für postgraduale Bildung an der TU Dresden (Hg.), Prof. Dr. Dr. Günther Landgraf – der TU Dresden verbunden, Dresden.
- Post, Alfred (Hg.) (2002): Zur personellen und strukturellen Erneuerung an der TU Dresden nach 1990. Personalanpassung in den Ingenieur- und Naturwissenschaften. Symposium am 1. November 2001, Dresden.

- Prenzel, Annedore (Hg.) (1999): Ein historischer Augenblick. Feierliches Symposium zum Abschied des Instituts für Grundschulpädagogik Köthen am 22.9.1997. Dokumentation, Halle.
- Prenzel, Manfred (2015): 25 Jahre Wiedervereinigung in Wissenschaft und Forschung. Erinnerungen – Erfahrungen – Erwartungen. Rede am 6. Juli 2015 in Schloss Herrenhausen anlässlich des Symposiums „25 Jahre Wissenschaft und Wiedervereinigung“ von VolkswagenStiftung und Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (6./7. Juli 2015), Köln. URL <http://www.stifterverband.de/25jahre/prenzel.pdf> (7.4.2023).
- PROGNOS AG, Europäisches Zentrum für Wirtschaftsforschung und Strategieberatung (Hg.) (1993): Wirkungsanalyse der FuE-Personal-Zuwachs-Förderung und Förderung der Auftragsforschung und -entwicklung in den neuen Bundesländern. Endbericht. Bericht für den Bundesminister für Forschung und Technologie, unt. Mitarb. d. Forschungsgruppe Wissenschaftsstatistik des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, Berlin/Basel.
- Prokop, Siegfried (2020): Betrogen von der „Wende“. Mein Leben in Böhmen, der SBZ/DDR und im Beitrittsgebiet. Tagesnotizen 1983 bis 2003, Berlin.
- Puhle, Matthias (Hg.) (2003): Guericke's Erben. 50 Jahre Hochschulstandort Magdeburg – 10 Jahre Otto-von-Guericke-Universität, Magdeburg.
- Raddatz, Fritz J. (1974): Schreibt der Leser die Bücher mit? Wie Literatur aufgenommen wird. Eine Studie aus der DDR, in: Die Zeit, 25.10.1974. URL <http://www.zeit.de/1974/44/schreibt-der-leser-die-buecher-mit/komplettansicht> (20.1.2016).
- Raiser, Thomas (1998): Schicksalsjahre einer Universität. Die strukturelle und personelle Neuordnung der Humboldt-Universität zu Berlin 1989–1994, Berlin/Baden-Baden.
- Rambaum, Jürgen (2020): Der Fall Wilhelm Krelle. Vom SS-Generalstabsoffizier zum Abwickler an der Humboldt-Universität zu Berlin, unt. Mitarb. v. Helmut Rolle u. Mario Arndt, Berlin.
- Rassloff, Steffen (2017): Erfurt. Die älteste und jüngste Universität Deutschlands, Erfurt.
- Rat der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig: Gegendarstellung, in: Kirchliche Zeitgeschichte 1/1992, S. 113f.
- Ratzmann, Klaus Peter/K. Gorr/Heinz Schneider (1994): Prävalenz diabetesbedingter Erbkrankungen. Eine Populationsstudie an 70.203 Diabetikern, in: Diabetes und Stoffwechsel 3/1994, S. 261–264.
- Rauscher, Thomas (1994): Zu: „Heitmann for Ehrendoktor“ (Heft 1/94), in: Universität Leipzig 2/1994, S. 31.
- Rehabilitierungen an der Humboldt-Universität, in: Humboldt Universität 18–1991/92, 4.6.1992, S. 3.
- Rehberg, Siegbert/Paul Kaiser (Hg.) (2013): Bilderstreit und Gesellschaftsumbruch. Die Debatten um die Kunst aus der DDR im Prozess der deutschen Wiedervereinigung, Berlin/Kassel.
- Reichelt, Helmut (2016): Die Militärmedizinische Akademie Bad Saarow und ihre Vorgängereinrichtungen 1954–1991. Ein Bericht aus Dokumenten, Wissen und Erlebnissen, Berlin.
- Reichert, Steffen (2007): Unter Kontrolle. Die Martin-Luther-Universität und das Ministerium für Staatssicherheit 1968–1989, Halle (Saale).
- Reimann, Bruno W. (1994): Die Habilitation in der Perspektive empirischer Studien, in: hochschule ost 2/1994, S. 16–19. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1994_02.pdf (24.3.2025).
- Reimers, Karl Friedrich (1997): Von der DDR-Journalistik an der Karl-Marx-Universität zur Kommunikations- und Medienwissenschaft an der heutigen Universität Leipzig, in: hochschule ost 1/1997, S. 9–32. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1997_1.pdf (24.3.2025).
- Reinhold, Ursula (2002): Schwindende Gewißheiten. Eine Ostberliner Geschichte. Autobiographischer Roman, Berlin.
- Reinschke, Kurt (1997): Professuren und Professoren. Gedanken wider den Verfall akademischer Umgangssprache, in: Dresdner Universitätsjournal 12/1997, S. 4.
- Reinschke, Kurt (Interview) (1992): Selbsterneuerung ist unvorstellbar, in: Institut der deutschen Wirtschaft (Hg.), Streitsache: Ost-Hochschulen im Wandel, Köln, S. 68–77.
- Reinwald, Rosemarie (Hg.) (1990): Sportwissenschaftliche Ergebnisse des FKS 1984–1990, Forschungsinstitut für Körperkultur und Sport (FKS) Leipzig, Ahrensburg b. Hamburg.

- Reiprich, Siegfried (1996): Der verhinderte Dialog. Meine politische Exmatrikulation. Eine Dokumentation, Berlin.
- Reisz, Robert D./Manfred Stock (2007): Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftlichen Entwicklung in Europa und in den USA (1950–2000), Bonn.
- Retzar, Ariane (2016): Erfassung und Bewertung von unerwünschten Arzneimittelwirkungen. Ein Beitrag zur Arzneimittelsicherheit in der DDR, Stuttgart.
- Richter, Edelbert/Joachim Wipperfürth (o.J. [1992]): Wissenschaftskatastrophe. Zur Situation von Forschung und Hochschulen in den neuen Ländern, hrsg. von den SPD-Abgeordneten im Europäischen Parlament, o.O. (Strasbourg)
- Richter, Frank (2002): Zur Geschichte des Marxismus-Leninismus an der Bergakademie von 1965 bis 1990, in: Dietrich Stoyan/Helmuth Albrecht/Frieder Häfner/Harald Kohlstock (Hg.), Technische Universität Bergakademie Freiberg 1965–2002. Festgabe zum 300. Jahrestag der Gründung der Stipendienkasse für die akademische Ausbildung im Berg- und Hüttenfach zu Freiberg in Sachsen. Beiträge zur Geschichte der TU Bergakademie Freiberg, Freiberg, S. 377–394.
- Rippl, Susanne (1995): Vorurteile und persönliche Beziehungen zwischen Ost- und Westdeutschen, in: Zeitschrift für Soziologie 4/1995, S. 273–283.
- Ritschel, Doris/Uwe Markus (1994): Das Ende der Industrieforschung der DDR. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven von in der Industrieforschung Beschäftigten unter marktwirtschaftlichen Bedingungen, Berlin.
- Rittig, Franz (1994): Ingenieure aus Ilmenau. Historische Skizzen aus einem Jahrhundert technischer Bildung und Wissenschaftsentwicklung, Ilmenau.
- Ritzi, Christian/Gert Geißler (Hg.) (2003): Wege des Wissens. 125 Jahre Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung, Berlin.
- Roche Deutschland Holding GmbH (Hg.) (2013): Abschließender Bericht zur Archivarbeit von Roche, der sich mit der Aufarbeitung klinischer Prüfungen in der DDR (1980–1990) beschäftigt, o.O. URL <https://www.roche.de/pharma/dataroom/index.html?sid=7e46327df2080908265838c0782bc3ff> (12.10.2014).
- Rochlitz, Manfred (1999): Meine Kooperation mit dem ZIJ, in: Walter Friedrich/Peter Förster/Kurt Starke (Hg.), Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse, Berlin, S. 550–555.
- Rochtus, Dirk (1999): Zwischen Realität und Utopie. Der „dritte Weg“ als Konzept in der DDR 1989/90, Leipzig.
- Roesler, Jörg (2020): Abgewrackt. Die Wirtschaft der DDR – von der Krise zur Liquidierung. Gesammelte Aufsätze, Köln.
- Römer, Wilhelm (2000): Gegen das Vergessen. Als Wissenschaftler im Visier des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR. Ein persönlicher Bericht auf Basis der Stasi-Akte, Göttingen.
- Ronge, Volker (1996): Politikberatung im Licht der Erkenntnisse soziologischer Verwendungsforschung, in: Annette Vogel/Heine Alemann (Hg.), Soziologische Beratung. Praxisfelder und Perspektiven. 9. Tagung für angewandte Soziologie, Opladen, S. 135–144.
- Roßner, Heinz (Autorenkollektiv-Ltg.) (1974): Das Fachschulwesen als Teil des einheitlichen sozialistischen Bildungssystems, Karl-Marx-Stadt.
- Rostocker Fakultätsrat gegen Klinkmann, in: F.A.Z., 8.8.1992, S. 2.
- Rothe, Rudolf (1985): Ergebnisse, Erfahrungen und Aufgaben der Hochschul-Bauplanung in der DDR. Ein Beitrag zur Qualifizierung der funktionellen und baulich-räumlichen Entwicklung von Hochschulkomplexen. Dissertation B, TU Dresden, Dresden, unveröff.
- Rothe, Rudolf (1988): Aktuelle Probleme der Hochschul-Bauplanung in der DDR, in: Abteilung Hoch- und Fachschulbau des ZHB (Hg.), Hochschulbau. Ergebnisse und Aufgaben wissenschaftlicher Arbeit, Berlin [DDR], S. 12–17.
- Rother[, Paul] (1991) (Interview): „Als nächstes kauf ich mir ein Klavier“, in: endoskop. Zeitung des StuRa-Med. [der Universität Leipzig] Dez. 1991, o.S.
- Rottmann, Mike (2023): Ost-/West-Germanistik an der Universität Halle (ca. 1980–2000). Zwischen Expansion, Transformation und Schrumpfung, in: Evaluation in den Geisteswissenschaften (=Zeitschrift für Germanistik 1/2023), Bern 2023, S. 42–66. URL <https://www.ingentaconnect.com/contentone/plg/zfg/2023/00000033/00000001/art00004> (25.5.2025).

- Ruben, Peter/Camilla Warnke (2022): Aktenzeichen I/176/58, Strafsache gegen Langer u.a. Ein dunkles Kapitel aus der Geschichte der DDR-Philosophie, Leipzig.
- Rübensam, Erich/Hans Wagemann (Hg.) (2011): Erinnerungen von Zeitzeugen an ihr Wirken in der Agrarwissenschaft der DDR, o.O. [Diekhof].
- Rudolf-Bahro-Archiv Integralis e.V. LebensGut Pommritz (Hg.) (o.J.): Rudolf-Bahro-Archiv, Pommritz. URL <https://bahro-archiv-pommritz.jimdofree.com/> (20.12.2024).
- Rufmordkampagne (1991): „Die Rufmordkampagne treibt die Mitarbeiter aus der Charité!“, in: Humboldt-Universität 1–1991/92, S. 4.
- Runder Tisch HUB (1990): Bericht des Runden Tisches an das Konzil, in: „HUB“-Extra Runder Tisch, Beilage zu Humboldt Universität 29/30-1989/90, 26.4.1990, S. 1.
- Rupieper, Hermann-J. (Hg.) (2002): „Es gibt keinen Ausweg für Brandt zum Krieg“. August 1961 an der Martin-Luther-Universität, Halle (Saale).
- Rupieper, Hermann-J. (Hg.) (2002): Beiträge zur Geschichte der Martin-Luther-Universität 1502–2002, Halle (Saale).
- Rüsch, Thomas/Wedigo Thimm (1992): Transformationsprozesse in der Wissenschaft. Innovationsförderung und Technologietransfer in kleinen und mittleren Unternehmen. Vergleich der Entwicklung in den alten und neuen Bundesländern, Berlin.
- Rüther, Beate (1994): Das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium. Eine problematische Form fachübergreifenden Lehrens und Lernens, in: Ludwig Huber/Jan H. Olbertz/Beate Rüther/Johannes Wildt (Hg.), Über das Fachstudium hinaus. Berichte zu Stand und Entwicklung fachübergreifender Studienangebote an Universitäten, Weinheim, S. 71–93.
- Rüttgers, Jürgen (1996): Fünf Jahre deutsche Einheit: Die blühenden Landschaften sind überall im Kommen, dok. in: hochschule ost 1/1996, S. 182–186.
- Sächsische Staatskanzlei (1990): Neue Struktur für Sachsens Hochschulen. Presseinformation. Dresden, 12.12.1990, dok. in: StudentInnenRat der Universität Leipzig (Hg.), Reader zur Abwicklung und den studentischen Protesten Dez. '90/Jan. '91 in Leipzig, hrsg. von den roten studenten, die ihre roten professoren an ihrer roten uni retten wollten, Leipzig 1991, o.S.
- Sänger, Johanna (2000): Der Turm von Jena. Ergebnisse eines Forschungsprojekts, in: hochschule ost 1–2/2000, S. 179–194. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltext_e/hso00_1.pdf (24.3.2025).
- Scala, Stephen J. (2009): Understanding the class enemy. Foreign policy expertise in East Germany, Dissertation, Faculty of the Graduate School, University of Maryland, Maryland. URL http://drum.lib.umd.edu/bitstream/handle/1903/9948/Scala_umd_0117E_10909.pdf (11.7.2023).
- Scharf, Hans-Dieter (1996): Von Leipzig nach Workuta und zurück. Ein Schicksalsbericht aus den frühen Jahren des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates 1950–1954, Dresden.
- Schattenfroh, Sylvia (1992): Erst am Anfang der Debatte, in: F.A.Z., 29.2.1992, S. 10.
- Schaumann, Fritz (1997): Hochschulforschung und Hochschulinnovation. Erwartungen des Staates und der Hochschulen, in: HoF-Berichte 1–2/1997, S. 2–4. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/1997-1-2_HoF-Berichte.pdf (17.3.2025).
- Scheer, Udo (2019): Jürgen Fuchs. Schriftsteller, Bürgerrechtler, Sozialpsychologe. Ein Porträt, Erfurt.
- Scheler, Werner (2000): Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Akademie der Wissenschaften der DDR. Abriss zur Genese und Transformation der Akademie, Berlin.
- Schieck, Tilo (1994): Der Herbst der Studenten? Persönliches Resümee des Wendejahres an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, in: hochschule ost 6/1994, S. 102–108. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1994_06.pdf (24.3.2025).
- Schimank, Uwe (1994): Die Rolle der Westdeutschen Rektorenkonferenz/Hochschulrektorenkonferenz bei der Umgestaltung der ostdeutschen Hochschulen, in: Renate Mayntz (Hg.), Aufbruch und Reform von oben. Ostdeutsche Universitäten im Transformationsprozeß, Frankfurt/New York, S. 259–281. URL <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/209610/1/mpifg-bd-19.pdf> (5.1.2025).

- Schirmer, Gregor (2004): Gedanken zur III. Hochschulreform. In: Thüringer Forum für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.), Alma Mater und moderne Gesellschaft, Jena, S. 27–44.
- Schlögel, Karl (2003): Wie man einen Plan erfüllt und dabei die Geschichte entsorgt. Die Ausstellung „Berlin–Moskau“ als Lehrstück der neuen deutsch-russischen Kulturbegnungen, in: F.A.Z., 21.10.2003, S. 39.
- Schluchter, Wolfgang (1993): Der Um- und Neubau der Hochschulen in Ostdeutschland. Ein Erfahrungsbericht am Beispiel der Universität Leipzig, in: hochschule ost 9/1993, S. 5–18. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1993_09.pdf (24.3.2025).
- Schluchter, Wolfgang (1996): Neubeginn durch Anpassung? Studien zum ostdeutschen Übergang, Frankfurt a.M.
- Schmidt, Hartwig (1994): Subjektivierende Unterwerfung. Essai, in: Berliner Debatte Initial 6/1994, S. 28–38.
- Schmidt, Holger Karsten (2020): Die Toten von Marnow. Ein Fall für Lona Mendt und Frank Elling, Köln.
- Schmidt, Karla/Ursula Werner (1993): (K)eine Chance für den Mittelbau, in: Hilde Schramm (Hg.), Hochschule im Umbruch. Zwischenbilanz Ost, Berlin, S. 418–422.
- Schmidt, Uwe (2012): Die Landwirtschaftlich-gärtnerische Fakultät an der Humboldt-Universität zu Berlin, in: Siegfried Kuntsche (Hg.), Agrarwissenschaften in Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge eines Kolloquiums am 21. und 22. Oktober 2011 im Thünen-Museum Tellow anlässlich der Gründung der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften vor 60 Jahren, Diekhof, S. 243–250.
- Schmiedebach, Heinz-Peter/Karl-Heinz Spiess (Hg.) (2001): Studentisches Aufbegehren in der frühen DDR. Der Widerstand gegen die Umwandlung der Greifswalder Medizinischen Fakultät in eine militärmedizinische Ausbildungsstätte im Jahr 1955, Stuttgart.
- Schmoll, Heike (2024): Aufbau Ost – Abbau West. Im Bereich der außeruniversitären Forschung lief die Vereinigung Deutschlands anders ab als in vielen anderen Bereichen. Das Beispiel Max-Planck-Gesellschaft, in: F.A.Z., 5.3.2024.
- Schmutzler, Georg-Siegfried (1992): Gegen den Strom. Erlebtes aus Leipzig unter Hitler und der Stasi. „... es war tatsächlich möglich...“, Göttingen.
- Schneckener, Ulrich (1991): Die Abwanderung in Richtung Westen steigt. Die Leipziger Universität im Sommersemester: Lehrbetrieb mit Westimporten, in: Frankfurter Rundschau, 13.6.1991.
- Schneider, Hans-Peter (1991): Die Akademie der Wissenschaften als Gelehrtensozietät. Rechtliche Bemerkungen zu einem politischen Thema, hrsg. von der Gelehrtensozietät der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.
- Schneider, Ulrich Johannes (1996): Situation der Philosophie, Kultur der Philosophen. Über die neudeutsche Universitätsphilosophie, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 1/1996, S. 149–159.
- Schnell, Jürgen (2006): Expedition Dresden. Erkundungen in der Stadt der Wissenschaft, Dresden.
- Schöbel, Achim (1989): Das „Schweigen“ wurde schnell durchbrochen, in: Junge Welt, 13.10.1989, S. 15.
- Scholz, Michael F. (1997): Bauernopfer der deutschen Frage. Der Kommunist Kurt Vieweg im Dschungel der Geheimdienste, Berlin.
- Schön, Stephan (1992): „Schwarze Listen“ sind zu vernichten. Minister Meyer: Ich erkenne die Vorwürfe nicht an, in: Sächsische Zeitung, 26.11.1992.
- Schoenemann, Julius (1998): Der große Schritt. Die dritte Hochschulreform in der DDR und ihre Folgen dargestellt an einem Beispiel aus der Medizinischen Fakultät der Universität Rostock 1969–1972, Rostock.
- Schönherr, Michael/Julia Antusch/Olaf Jacobs (2022): Der lange Weg nach oben. Wie es Ostdeutsche in die Eliten schaffen, Leipzig.
- Schönpluf, Wolfgang/Gerd Lüer (2011): Psychologie in der Deutschen Demokratischen Republik: Wissenschaft zwischen Ideologie und Pragmatismus. Der XXII. Internationale Kongress für Psychologie 1980 in Leipzig, seine Vorgeschichte und Nachwirkungen, Wiesbaden.

- Schönstädt, Marie-Christin (2024): Wissenschaft evaluieren. Der Wissenschaftsrat und das ost-deutsche Wissenschaftssystem während der Wende (1989/90), Stuttgart.
- Schorlemmer, Friedrich (1994): An einer vergifteten Atmosphäre gestorben. Zum Tode des Arztes Dr. Eckhard Ulrich, in: F. Eckhard Ulrich, ich habe aufgegeben dieses Land zu lieben. Gedichte, Halle/S., 2., erw. Aufl., S. 71–77.
- Schottlaender, Rainer (1993): Das teuerste Flugblatt der Welt. Dokumentation einer Großfahndung des Staatssicherheitsdienstes an der Berliner Humboldt-Universität, Berlin.
- Schramm, Hilde (Hg.) (1993): Hochschule im Umbruch. Zwischenbilanz Ost, Berlin.
- Schramm, Manuel (2007): Die Beziehung der Universität Jena zu Carl Zeiss 1945 bis 1990, in: Uwe Hoßfeld/Tobias Kaiser/Heinz Mestrup (Hg.), Hochschule im Sozialismus. Studien zur Friedrich-Schiller-Universität Jena (1945–1990), Köln/Weimar/Wien, S. 650–668.
- Schreier, Andreas/Malte Daniljuk (1993): Das Müller-Phantom, in: Horch und Guck 3/1993, S. 1–3.
- Schrep, Bruno (1994): „Wir sind die Sündenböcke“, in: Der Spiegel 21/1994. URL <https://www.spiegel.de/politik/wir-sind-die-suendenboecke-a-5c495d34-0002-0001-0000-000013684715> (13.4.2024).
- Schröder, Benjamin/Jochen Staadt (Hg.) (2011): Unter Hammer und Zirkel. Repression, Opposition und Widerstand an den Hochschulen in der SBZ/DDR, Frankfurt a.M.
- Schroeder, Klaus (Hg.) (2022): Ehemalige Nationalsozialisten in Wissenschaft und Bildung der DDR, Berlin.
- Schröder, Richard (2025): Eine Revolution hat Verlierer, in: F.A.Z., 26.3.2025, S. 6.
- Schröder, Wilfried (Hg.) (1998): From Newton to Einstein. A Festschrift in Honour of the 70th Birthday of Hans-Jürgen Treder (=Mitteilungen des Arbeitskreises Geschichte der Geophysik DGG Bd. 3-4, 1998), o.O. [Bremen-Ronnebeck].
- Schröder, Wilfried (Hg.) (2007): Theoretical Physics and Geophysics. Recollection of Hans-Jürgen Treder (1928–2006), Potsdam.
- Schröter, Sonja (1990): Waldheim. Politischer Mißbrauch der Psychiatrie in der DDR und der schwierige Versuch der Aufarbeitung, in: Dr. med. Mabuse 68, S. 22–25.
- Schubert, Matthias/Reno Stutz (2008): Zur Geschichte des Studiums in Wismar. 100 Jahre – Von der Ingenieur-Akademie Wismar zur Hochschule Wismar, Wismar.
- Schulte, Volker (1992): Der Fall Natonek – ein Fall SED, in: Universität Leipzig 4/1992, S. 5f.
- Schulte, Volker (1992a): In der „Angelegenheit Haufe“ oder Wie man eine akademische Laufbahn verhindert, in: Universität Leipzig 6/1992, S. 5–7.
- Schulz-Fieguth, Monika (2018): Hans-Jürgen Treder. Ein Porträt, hrsg. von Klaus Mauersberger und Monika Schulz-Fieguth, Potsdam.
- Schulze, Eberhard (Hg.) (2008): Die Agrarwissenschaften an der Universität Leipzig 1945/46–1996, Leipzig.
- Schulze, Eberhard (2012): Die Agrarwissenschaften an der Universität Leipzig. Die Lehr- und Versuchsstationen 1968–1996 und Vorgängereinrichtungen. Beiträge zur Geschichte der Agrarwissenschaften und der Agrargeschichte, Leipzig.
- Schulze, Manfred (1991): Mit eisernem Besen oder mit Augenmaß. Wie sich Gründungsdekane für die „abgewickelten“ und daher neuzugründenden Bereiche an der Leipziger Universität ein- und aufführen, in: Leipziger Volkszeitung, 15.4.1991, S. 9.
- Schümer, Dirk (1995): Geschichte als Wundpflaster. Die Potsdamer Historiker rechnen mit ihrer Vergangenheit ab – aber nur mit der vor 1989, in: F.A.Z., 8.7.1995, S. 29.
- Schürer, Gerhard (2014): Gewagt und verloren. Eine deutsche Biografie, Berlin.
- Schürer, Gerhard/Gerhard Beil/Alexander Schalck/Ernst Höfner/Arno Donda (1989): Analyse der ökonomischen Lage der DDR mit Schlußfolgerungen. Vorlage für das Politbüro des Zentralkomitees der SED, 30.10.1989. URL <http://www.chronik-der-mauer.de/material/178898/sed-politbueroovorlage-analyse-der-oekonomischen-lage-der-ddr-mit-schlussfolgerungen-30-oktober-1989> (12.8.2018).
- Schütze, Christian (1985): Skandal. Eine Psychologie des Unerhörten, Bern/München.
- Schwanitz, Dietrich (1998): Der Zirkel. Roman, Frankfurt a.M.

- Schwanke, Enno (2018): Das Leben des „doppelten Genossen“ Erwin Reichenbach (1897–1973). Professionspolitische Kontinuitäten in der universitären Zahnmedizin vom Nationalsozialismus zur DDR, Münster.
- Schwartz, Peter (1994): Hausverbot für einen entlassenen Institutsdirektor II, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte 2/1994, S. 153–162.
- Schwarz, Helga (2018): Die Wende – die Vereinigung mit dem Methodischen Zentrum und dem Zentralinstitut für Bibliothekswesen der Deutschen Demokratischen Republik, in: dies., Das Deutsche Bibliotheksinstitut. Im Spannungsfeld von Auftrag und politischen Interessen, Berlin, S. 141–179.
- Schwefel, Erika/Ute Koch/Wolfgang Mallock/Christina Otto (Bearb.) (1992–1996): Sozialforschung in der DDR. Dokumentation unveröffentlichter Forschungsarbeiten. 10 Bände, Berlin.
- Schwitzer, Klaus-Peter (1997): Ungleichheit und Sozialpolitik in den neuen Ländern. Systemvergleich und akkumulierte sozialpolitische Perseveration, in: Stand und Perspektiven des sozialen und politischen Wandels in Ostdeutschland (Abschlusskonferenz der KSPW am 17.3.1997) (=Berliner Journal für Soziologie 4/1997), Berlin, S. 475–489.
- SDS, Sozialistischer Deutscher Studentenbund (1965 [1961]): Hochschule in der Demokratie. Denkschrift des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, Frankfurt a.M.
- Seeliger, Rolf (Hg.) (1964–1966): Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute. Eine Dokumentation, unt. Mitarb. v. Dieter Schoner und Hellmut Haasis, 4 Bde., München.
- Segal, Jérôme (o.J. [2001?]): Die Einführung der Kybernetik in der DDR. Begegnung mit der marxistischen Ideologie, o.O. URL <http://jerome-segal.de/Publis/Kyb-DDR.htm> (5.10.2024).
- Seibt, Gustav (1991): Oasen in Sicht. Wissenschaft im Test: Die Akademie der DDR wurde evaluiert, in: F.A.Z., 16.7.1991, S. 23.
- Seifert, Gottfried (1996): Das Wissenschaftler-Integrations-Programm. Ein Instrument zum Aufbau einer blühenden Hochschul- und Forschungslandschaft in den neuen Ländern?, in: hochschule ost 2/1996, S. 179–190. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1996_2.pdf (24.3.2025).
- Seige, Konrad (1993): F. Eckhard Ulrich zum Gedenken. Ein Lebensweg – erfolgreich und doch voller Tragik, in: Universitätszeitung der MLU, 20.9.1993, S. 6.
- Sell, Annette (2002): Wiedersehen auf dem Campus. Erstes zentrales Absolvententreffen, in: facetten 6/2002, S. 35.
- Senatskommission zur Aufarbeitung der Jenaer Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert (Hg.) (2009): Traditionen – Brüche – Wandlungen. Die Universität Jena 1850–1995, Köln/Weimar/Wien.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz Berlin (Hg.) (1994): Johannisthal-Adlershof. Technologie- und Wissenschaftsstadt, Berlin.
- Sieber, Malte/Ronald Freytag (1993): Kinder des Systems. DDR-Studenten vor, im und nach dem Herbst '89, Berlin.
- Siemons, Mark (1996): Go, Stasi, go. Hauptsache, authentisch: Die Rockgruppe Pankow, in: F.A.Z., 16.12.1996, S. 34.
- Simon, Dieter (1991): Wie im Westen so auf Erden. Die alte Wissenschaftsroutine lähmt die neuen Länder, in: F.A.Z., 19.3.1991, S. 33.
- Simon, Dieter (1991a): „Die Universität ist verrottet“, in: Der Spiegel 50/1991. URL <https://www.spiegel.de/politik/die-universitaet-ist-verrottet-a-484ef87b-0002-0001-0000-000013491471> (15.4.2024).
- Simon, Dieter (1991b): Evaluationssplitter, in: Rechtshistorische Zeitschrift Bd. 10, S. 397–425.
- Simon, Dieter (Interview) (1992): „Nackte Verzweiflung“. Dieter Simon, Vorsitzender des Wissenschaftsrates, sieht Trümmer in der Forschungslandschaft, in: Wochenpost 27/1992, S. 26.
- Simon, Dieter (1995): Verschleudert und verschludert, in: Die Zeit 15/1995, S. 39f.
- Simon, Dieter (1998): Lehren aus der Zeitgeschichte der Wissenschaft, in: Jürgen Kocka/Renate Mayntz (Hg.), Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch. Interdiszipli-

- näre Arbeitsgruppe Wissenschaften und Wiedervereinigung, Berlin, S. 509–523. URL https://edoc.bbaw.de/files/265/208HDIFMSWN6_224.pdf (10.8.2024).
- Simon-Ritz, Frank/Klaus-Jürgen Winkler/Gerd Zimmermann (Hg.) (2012): *aber wir sind! wir wollen! und wir schaffen! Von der Großherzoglichen Kunstschule zur Bauhaus-Universität Weimar 1860–2010. Bd. 2: 1945/46–2010*, Weimar.
- Sitzung des Senats am 9.5.1995, in: *Universität Leipzig* 4/1995, S. 2.
- SMWK, Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (1990): Festlegungen zur Abwicklung (AW) von Instituten/Einrichtungen an den einzelnen Hochschulen des Freistaates Sachsen, 11. Dezember 1990, in: Matthias N. Winter/Gerd Köhler, *Abwicklung und Überleitung der Hochschulen in den fünf neuen Bundesländern und Berlin/Ost. Teil 1: Beschlüsse der Landesregierungen zur Abwicklung und Überleitung der Hochschulen und ihrer Einrichtungen*. April 1991, Zwischenbericht, Frankfurt a.M., S. 14–20.
- SMWK, Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (1991): Richtlinien für die Arbeit der Personalkommissionen, 8. Mai 91, dok. in: *Das Hochschulwesen* 5/1991, S. 223f.
- SMWK, Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (1991a): Erlaß zur Umsetzung der Beschlüsse der sächsischen Staatsregierung vom 11.12.1990 und vom 7.1.1991 über die Abwicklung von Einrichtungen an Universitäten und Hochschulen vom 9.1.1991, in: Matthias N. Winter/Gerd Köhler, *Abwicklung und Überleitung der Hochschulen in den fünf neuen Bundesländern und Berlin/Ost. Teil 1: Beschlüsse der Landesregierungen zur Abwicklung und Überleitung der Hochschulen und ihrer Einrichtungen*. April 1991, Zwischenbericht, Frankfurt a.M., S. 20–22.
- SMWK, Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Der Staatssekretär (1992): [Kündigungsschreiben], Dresden, 20.10.1992, dok. in: *hochschule ost* 11/1992, S. 57. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1992_11.pdf (24.3.2025).
- SMWK, Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (Hg.) (1995): *Sächsische Hochschulgesetze, Verordnungen, Erlasse, Bekanntmachungen*, Dresden, Lose-Blatt-Sammlung.
- SMWK, Sächsisches Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst (1999): Betr.: Große Anfrage der Fraktion der PDS, LT-Drs. 2/11276: Personelle Erneuerung in Sachsen, Dresden, den 15.06.1999, dok. in: *hochschule ost* 3–4/1999, S. 263–276. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/1999_Ak%20Rituale.pdf (24.3.2025).
- Sobeslavsky, Erich/Nikolaus Joachim Lehmann (1996): *Zur Geschichte von Rechentechnik und Datenverarbeitung in der DDR 1946–1968*, Dresden.
- Speler, Ralf-Torsten (2023): *Alles erlebt! Ein halbes Jahrhundert für die Universität, Halle (Saale)*.
- Sperk, Anna (2017): *Die Hoffnungsvollen. Roman*, Halle (Saale).
- Spiegler, Aribert W. J./Elmar Schmid (Hg.) (2002): *Europäische Universität Erfurt. Dokumente und Reflexionen zur Geschichte einer Bürgerinitiative 1987 bis 1994*, Weimar.
- Spielkamp, Alfred/Gerhard Becher/Marian Beise/Johannes Felder/Andreas Fier/Reinhold Kowalski/Werner Meske/Siegfried Ransch/Wilhelm Ruprecht/Reinhard Schüssler (1998): *Industrielle Forschung und Entwicklung in Ostdeutschland*, Baden-Baden.
- S.Sch. [Silvia Schattenfroh]: Gericht: Stasi-Mitarbeit Althaus' ist nicht erwiesen, in: *F.A.Z.*, 22.1.1993, S. 4.
- S.Sch. [Silvia Schattenfroh]: Sieben Hochschullehrer entlassen. Die Charité zieht Konsequenzen aus der Gauck-Überprüfung, in: *F.A.Z.*, 31.7.1991, S. 4.
- Stalin, J[osef] (1951 [1938]): Über dialektischen und historischen Materialismus [1938], in: ders., *Fragen des Leninismus*, Berlin [DDR], S. 647–697.
- Starke, Uta (1991): Die Studenten und die Abwicklung. Exklusiv für LVZ: Ergebnisse einer soziologischen Untersuchung des Laboratoriums für Studentenforschung an der KMU, in: *Leipziger Volkszeitung*, 24.1.1991, S. 9.
- Starke, Uta (1992): Ostdeutsche Studenten zwischen Wende und deutscher Einheit, in: *hochschule ost* 8/1992, S. 16–21. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1992_08.pdf (24.3.2025).

- Starke, Uta (1999): Das Laboratorium für Studentenforschung an der Universität Leipzig, in: Walter Friedrich/Peter Förster/Kurt Starke (Hg.), Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse, Berlin, S. 542–549.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (1995): Fachschulen 1980 und 1985 bis 1990. Sonderreihe mit Beiträgen für das Gebiet der ehemaligen DDR H. 22, Wiesbaden. URL https://www.statistischebibliothek.de/mir/servlets/MCRFileNodeServlet/DEMonografie_derivate_00000981/Heft_22.pdf (24.10.2024).
- StatBA, Statistisches Bundesamt (1996): 1994 neuer Höchststand der Habilitationen im früheren Bundesgebiet. Weiterer Rückgang in Ostdeutschland, dok. in: hochschule ost 1/1996, S. 160.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (1996a): Fachserie 14: Finanzen und Steuern. Reihe 3.6: Ausgaben und Einnahmen der öffentlichen und öffentlich geförderten Einrichtungen für Wissenschaft, Forschung und Entwicklung 1994, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2006): Nichtmonetäre hochschulstatistische Kennzahlen 1980–2005, Fachserie 11, Reihe 4.3.1, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2006a): Studierende an Hochschulen, Fachserie 11, Reihe 4.1, Wiesbaden 2006.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2007): Studierende an Hochschulen Wintersemester 2006/2007 – Vorbericht – Fachserie 11 Reihe 4.1, o.O.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2007a): Finanzen der Hochschulen, Fachserie 11, Reihe 4.5, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2009): Studierende an Hochschulen, Fachserie 11, Reihe 4.1, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2011): Bevölkerungsfortschreibung, Fachserie 1, Reihe 1.3, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2012): Studierende an Hochschulen, Fachserie 11, Reihe 4.1, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2012a): Monetäre hochschulstatistische Kennzahlen, Fachserie 11, Reihe 4.3, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2012b): Geburten in Deutschland. Ausgabe 2012, Wiesbaden. URL https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Geburten/Publikationen/Downloads-Geburten-deutschland-0120007129004.pdf?__blob=publicationFile (12.8.2023).
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2013): Finanzen der Hochschulen, Fachserie 11, Reihe 4.5, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2018): Monetäre hochschulstatistische Kennzahlen 2017, Bildung und Kultur, Wiesbaden. URL https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Bildungsfinanzen-Ausbildungsfoerderung/Publikationen/Downloads-Bildungsfinanzen/kennzahlen-monetaer-2110432167004.pdf?__blob=publicationFile (28.8.2019).
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2019): Finanzen der Hochschulen 2017, Bildung und Kultur, Wiesbaden. URL https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Bildungsfinanzen-Ausbildungsfoerderung/Publikationen/Downloads-Bildungsfinanzen/finanzen-hochschulen-2110450177004.pdf?__blob=publicationFile (1.8.2019).
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2022): Ausgaben, Einnahmen und Personal der öffentlichen und öffentlich geförderten Einrichtungen für Wissenschaft, Forschung und Entwicklung 2020, o.O. URL https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Forschung-Entwicklung/Publikationen/Downloads-Forschung-Entwicklung/ausgaben-einnahmen-personal-2140360207004.pdf?__blob=publicationFile (2.5.2023).
- StatBA, Statistisches Bundesamt (1980–2023): Fachserie 11 Bildung und Kultur Serie 4.3.1 Nichtmonetäre hochschulstatistische Kennzahlen, Wiesbaden. URL https://www.statistischebibliothek.de/mir/receive/DESerie_mods_00000116 (10.4.2025).
- StatBA, Statistisches Bundesamt (Hg.) (2024): Bildung und Kultur. Nichtmonetäre hochschulstatistische Kennzahlen 1980–2022, Wiesbaden.
- StatBA, Statistisches Bundesamt (2024a): Statistik des Hochschulpersonals. Berichtsjahr 2023, Wiesbaden. URL <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-For>

- schung-Kultur/Hochschulen/Publicationen/Downloads-Hochschulen/statistischer-bericht-hochschulpersonal-2110440237005.xlsx?__blob=publicationFile&v=2 (11.2.2025).
- Stefan Bollinger/Ulrich van der Heyden (Hg.) (2002): Deutsche Einheit und Elitenwechsel in Ostdeutschland, Berlin.
- Stefan Bollinger/Ulrich van der Heyden/Mario Keßler (Hg.) (2004): Ausgrenzung oder Integration? Ostdeutsche Sozialwissenschaftler zwischen Isolierung und Selbstbehauptung, Berlin.
- Steger, Florian/Jan Jeskow (2018): Das Antidepressivum Levoprotin in Jena. Arzneimittelstudien westlicher Pharmaunternehmen in der DDR, 1987–1990, Leipzig.
- Stein, Rosemarie (1991): Die Charité und die Stasi. Bericht über eine „heiße“ Diskussion, in: Berliner Ärzte 9/1991, S. 26–28.
- Stein, Rosemarie (1991a): Die Charité. Ein mühsamer Prozeß der Selbstreinigung, in: Dr. med. Mabuse 75/Dez. 1991, S. 14–17.
- Stein, Rosemarie (1992): Die Charité 1945–1992. Ein Mythos von innen, Berlin.
- Stein, Rosemarie (1992a): Gaucks Mühlen mahlen langsam. Das Beispiel der Berliner Charité, in: F.A.Z., 10.10.1992, S. 12.
- Stein, Rosemarie (1996): Die Berliner Klinik-Hochzeit. Charité und Virchow-Klinikum fusionieren, in: F.A.Z., 17.7.1996.
- Steiner, André (1999): Die DDR-Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Konflikt zwischen Effizienz und Machtkalkül, Berlin.
- Steinmayr, Markus (2024): Der Mythos von der Kolonialisierung des Ostens. Der Wissenschaftshistoriker Mitchell Ash erzählt, wie die Max-Planck-Gesellschaft die DDR-Wissenschaft in sich aufnahm und zu deren Expansion beitrug, in: F.A.Z., 6.3.2024.
- Steinwachs, Burkhard (1993) (Hg.): Geisteswissenschaften in der ehemaligen DDR. Bd. 1: Berichte, Konstanz.
- Steinwachs, Burkhard (1993a) (Hg.): Geisteswissenschaften in der ehemaligen DDR. Bd. 2: Projekte, Konstanz.
- Stelzner, Axel (o.J. [2006]): Der Jenaer Beutenberg und sein Campus. Historische und aktuelle Berichte, Notizen, Reflexionen und persönliche Erfahrungen zur Entwicklung des Jenaer Wissenschafts-Campus am Beutenberg, Jena.
- Stengel, Friedemann (Hg.) (2019): Verfolgung und Widerstand. Gedenkfeier für die von politischer Verfolgung in Sowjetischer Besatzungszone und DDR betroffenen Angehörigen der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale).
- Stenger, Horst/Annemarie Lühauer (1998): Verweigerte Gleichwertigkeit. Zur Reproduktion des Ost-West-Unterschieds unter Wissenschaftlern, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 3/1998, S. 490–516.
- Stichweh, Rudolf (1994): Die Autopoiesis der Wissenschaft, in: ders., Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen, Frankfurt a.M., S. 52–83.
- Stiete, Sabine (1994): Die neonatale Morbidität von Neugeborenen diabetischer Mütter in Abhängigkeit vom Management der mütterlichen Stoffwechseleinstellung während der Graviddität. Ein Kohortenvergleich. Med. Diss., Greifswald.
- Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft (Hg.) (2002): 10 Jahre danach. Zur Entwicklung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und Berlin. Dokumentation des gemeinsamen Symposiums von Wissenschaftsrat, Stifterverband und VolkswagenStiftung am 8. und 9. Februar 2002 im Berliner Rathaus, Essen. URL <https://www.hof.uni-halle.de/documents/t841.pdf> (14.5.2025).
- Stockinger, Ludwig (2019): Germanistische Literaturwissenschaft nach der deutschen Einheit. Ein Leipziger Erfahrungsbericht, Berlin.
- Stokes, Raymond G. (2000): Constructing Socialism. Technology and Change in East Germany 1945–1990, Baltimore.
- Stolper, Armin (1983): Briefe über Turgenjew, in: Sinn und Form 6/1983, S. 1180–1207.
- Strubelt, Wendelin/Joachim Genosko/Hans Bertram/Jürgen Friedrichs/Paul Gans/Hartmut Häußermann/Ulfert Herlyn/Heinz Sahner (1996): Städte und Regionen. Räumliche Folgen des Transformationsprozesses. Berichte der KSPW zum sozialen und politischen Wandel in Ostdeutschland Bd. 5, Opladen.
- Studenten: Keine Entsolidarisierung, in: Neues Deutschland, 29.12.1990, S. 2.

- StuRa HUB, Studentenrat der Humboldt-Universität zu Berlin (1991): Knall und Fall. Neujahrsinfo des studentenrates, Berlin.
- StuRa UL, StudentInnenRat der Universität Leipzig (Hg.) (1991a): Reader zur Abwicklung und den studentischen Protesten Dez. '90 /Jan. '91 in Leipzig, hrsg. von den roten studenten, die ihre roten professoren an ihrer roten uni retten wollten, Leipzig.
- Stura Uni Leipzig, StudentInnenrat der Universität Leipzig (1992): Schwarze Listen, in: Universität Leipzig 7/1992, S. 26.
- Süß, Sonja (1997): Anmerkungen zur Psychiatrie in der DDR, in: hochschule ost 2/1997, S. 68–79. URL https://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1997_2.pdf (4.12.2020).
- Süß, Sonja (1998): Politisch mißbraucht? Psychiatrie und Staatssicherheit in der DDR, Berlin.
- Süß, Sonja (Interview) (1995): „Operative Psychologie“ und das Interesse für die „medizinische Intelligenz“, in: Universitas 5/1995, S. 494–506.
- Summa cum laude, in: F.A.Z., 30.11.1992, S. 33.
- SVR-Forschungsbereich, Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (2019): Dem demografischen Wandel entgegen. Wie schrumpfende Hochschulstandorte internationale Studierende gewinnen und halten, Berlin. URL https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2023/01/SVR_FB_Schrumpfende_Hochschulstandorte-8.pdf (18.2.2021).
- Systematische Tests. West-Pharmafirmen betrieben Menschenversuche in der DDR, in: Spiegel-online, 12.5.2013. URL <http://www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/west-pharmakon-zerne-betrieben-menschenversuche-in-der-ddr-a-899306.html> (20.6.2013).
- Sywottek, Arnold (2000): Gewalt – Reform – Arrangement. Die DDR in den 60er Jahren, in: Axel Schild/Detlef Siegfried/Karl-Christian Lammern (Hg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg, S. 54–76.
- Tajfel, Henri (1982): Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen, Bern/Stuttgart.
- Tamásy, Christine (1996): Technologie- und Gründerzentren in Ostdeutschland. Eine regionalwissenschaftliche Analyse, Münster.
- Tandler, Agnes Charlotte (2000): Geplante Zukunft. Wissenschaftler und Wissenschaftspolitik in der DDR 1955–1971, Freiberg.
- Technische Universität Dresden (Hg.) (o.J. [1997?]): Geschichte der Technischen Universität Dresden in Dokumenten und Bildern. Band 3: Zur Wissenschaft in Dresden nach 1945, Dresden.
- Teichler, Ulrich (1994): Zur Rolle der Hochschulstrukturkommissionen der Länder im Transformationsprozeß, in: Renate Mayntz (Hg.), Aufbruch und Reform von oben. Ostdeutsche Universitäten im Transformationsprozeß, Frankfurt a.M./New York, S. 227–257. URL <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/209610/1/mpifg-bd-19.pdf> (5.1.2025).
- Teichler, Ulrich (2000): Hochschulforschung unter transitorischen Bedingungen. Zum Wirken von Gertraude Buck-Bechler, in: HoF-Berichte Sonderheft 2000, S. 17–20. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/2000-Sonderheft_HoF-Berichte.pdf (24.3.2025).
- Teichmann, Herbert (2002): Chemie in Berlin-Adlershof, in: Mitteilungen Gesellschaft Deutscher Chemie/Fachgruppe Geschichte der Chemie Bd. 16, Frankfurt a.M., S. 151–175.
- Teller, Jürgen (Iv.) (1992): „Dreck, Lumpen und Traum“. Der Leipziger Philosophie-Historiker Jürgen Teller über die Utopie Blochs nach dem Niedergang des Sozialismus, in: Der Spiegel 4/1992, S. 165–173.
- Tenorth, Heinz-Elmar/Ulrich Wiegmann (2022): Pädagogische Wissenschaft in der DDR. Ideologiekonstruktion, Systemreflexion und Erziehungsforschung. Studien zu einem vernachlässigten Thema der Disziplin Geschichte deutscher Pädagogik, Bad Heilbrunn, 627 S. URL https://www.klinkhardt.de/newsite/media/20221014_9783781559721TenorthWiegmann_Paedagogische.pdf (27.10.2023).
- Teymouri, Armin (2021): Die juristische Abwicklung von (Teil-)Einrichtungen und von Unternehmen der ehemaligen DDR. Eine deskriptive Analyse am Beispiel der Hochschulauflösung auf Grundlage von Art. 13 Abs. 1 Satz 4 EinigunsV und eine exemplarische Analyse am Beispiel der Interflug unter Berücksichtigung der Rechtsprechung und der zeitgenössischen Literatur, Berlin.

- Thieme, Werner (1992): Fortbestand und Erneuerung der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Köln/Berlin/Bonn/München.
- Thijs, Krijn (2015): Die Dreiecksbeziehungen der Fachhistoriker. Überlegungen über den Umbruch in der ostdeutschen Geschichtswissenschaft, in: Daniel Hechler/Peer Pasternack (Hg.), Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft (=die hochschule 1/2015), Halle-Wittenberg, S. 101–113.
- Thulin, Andreas (2004): Durch Verhaftung ... das Handwerk legen. Die evangelische Studentengemeinde Halle (Saale) 1953 und die Inhaftierung von Studentenpfarrer Johannes Hamel. Evangelische Studentengemeinde, Halle.
- Timm, Uwe (1996): Johannisnacht. Roman, Köln.
- Topfstedt, Thomas (1999): Vom „Weisheitszahn“ zum Werbesymbol. Der Leipziger Universitätsturm im Wandel seiner Bewertung, in: Monika Gibas/Peer Pasternack (Hg.), Sozialistisch behaut & bekunstet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR, Leipzig, S. 168–176. URL <https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Sozialistisch-behaut-bekunstet.pdf> (24.3.2025).
- Treide, Dietrich (2012): Erlebte Ethnologie. Ein Rückblick auf die Geschichte der Universitäts-Ethnologie in Leipzig 1951–1993, hrsg. von Barbara Treide, Wiesbaden.
- Triebl, Bertram (2015): Die Partei und die Hochschule. Eine Geschichte der SED an der Bergakademie Freiberg, Leipzig.
- Tripmacker, Wolfgang (1993): Bibliographie Bauwesen – Architektur – Städtebau. Veröffentlichungen der Bauakademie 1951 bis 1991, München.
- Trute, Hans-Heinrich (1997): Die Überleitung des Personals der ehemaligen DDR zwischen Kontinuität und Neubeginn, Dresden.
- TVA, Technologie-Vermittlungs-Agentur Berlin (Hg.) (1993): Leistungsangebot innovativer Unternehmen – Neue Bundesländer. Im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft, Berlin.
- TVA, Technologie-Vermittlungs-Agentur Berlin (Hg.) (1994): Technologie Transfer neue Bundesländer, Berlin.
- TVA, Technologie-Vermittlungs-Agentur Berlin (Hg.) (1994a): Technologietransfer- und Innovationsberatungs-Einrichtungen in den neuen Bundesländern. Verzeichnis der Adressen & Profile, Berlin.
- TVA, Technologie-Vermittlungs-Agentur Berlin (1995): Entwicklungsstand und Perspektiven der technologiespezifischen und branchenorientierten Transferzentren (TTZ) in den neuen Bundesländern, Berlin.
- UFZ, Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle (Hg.) (2001): Leipzig Permoserstraße. Zur Geschichte eines Industrie- und Wissenschaftsstandorts, Leipzig.
- Ulrich, F. Eckhard (1994): ich habe aufgegeben dieses land zu lieben. Gedichte, Halle/S., 2., erw. Aufl.
- Ulrich, Heinz (1993): Resignation und Entpolitisierung. Die Studierenden auf dem Rückzug, in: Peter Förster/Walter Friedrich/Harry Müller/Wilfried Schubarth (Hg.), Jugend Ost: Zwischen Hoffnung und Gewalt, Opladen, S. 208–216.
- UN-Habitat, United Nations Human Settlements Programme (2022): World Cities Report 2022. Envisaging the Future of Cities, Nairobi. URL https://unhabitat.org/sites/default/files/2022/06/wcr_2022.pdf (18.5.2023).
- Universität Hamburg (1999): Hamburger Muff-Talare in Berlin. Pressemitteilung der Universität Hamburg, 20.05.1999.
- Universität Leipzig (Hg.) (2010): Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Bd. 3: Das zwanzigste Jahrhundert 1909–2009, Leipzig.
- Universität Leipzig, der Rektor (Hg.): Universität Leipzig Personalverzeichnis 1996/97, Leipzig o.J. [1996].
- Universität Leipzig, Pressestelle (1997): Presseinformation und Einladung: Feierliche Amtseinführung des Rektors. 20.11.97.

- Universität Leipzig/Universität Jena/Hochschule Zittau/Görlitz (2023): Elitenmonitor Befunde aus einem Forschungsprojekt zur personellen Unterrepräsentation der Ostdeutschen in den Eliten 2018–2023, Berlin.
- Universität Potsdam (Hg.) (o.J. [2016ff.]): Symposium „Der schwierige Neuanfang. Die Gründung der Universität Potsdam“. URL <https://www.uni-potsdam.de/en/zeitzeichen/geschichte-der-up/symposium/diskussionsforum> (14.1.2024).
- Universität Potsdam, Rektorat (Hg.) (1995): Dokumentation zur personellen Erneuerung der Universität Potsdam, Potsdam.
- Universität Rostock (Hg.) (1994): Mögen viele Lehrmeinungen um die eine Wahrheit ringen. 575 Jahre Rostock, Rostock.
- Universität Rostock, Ehrenkommission (1996 [1995]): Bericht der Ehrenkommission der Universität Rostock über ihre Arbeit, in: Universität Rostock, der Rektor (Hg.), Die Ehrenkommissionen an der Universität Rostock. Reden anlässlich der Beendigung der Tätigkeit der Ehrenkommissionen am 30.06. 1995 und Bericht der Ehrenkommission der Universität Rostock, Rostock, S. 19–41.
- Universität Rostock, der Rektor (Hg.) (1996): Die Ehrenkommissionen an der Universität Rostock. Reden anlässlich der Beendigung der Tätigkeit der Ehrenkommissionen am 30.06. 1995 und Bericht der Ehrenkommission der Universität Rostock, Rostock.
- Universität Rostock (2022): Tagung zur ostdeutschen Bildungsforschung an der Universität Rostock. Pressemitteilung, 07.10.2022. URL <https://www.uni-rostock.de/universitaet/kommunikation-und-aktuelles/medieninformationen/detailansicht/n/tagung-zur-ostdeutschen-bildungsforschung-an-der-universitaet-rostock/> (2.1.2023).
- Unsere besten Ärzte. In Leipzig gefeuert, im Westen begehrt, in: Bild Leipzig, 2.9.1992.
- Verein Demokratischer Ärztinnen und Ärzte VDÄÄ (Hg.) (1993): Diskussion und Stellungnahmen zur Presseerklärung und Diskussionsveranstaltung anlässlich des 96. DÄT „Diskriminierende Maßnahmen und Berufsverbote gegen Ärzte in den neuen Bundesländern“ (VDÄÄ-Rundbrief 2/1993), Frankfurt a.M.
- Verordnung über Hochschulen (Vorläufige Hochschulordnung) vom 18.9.1990, in: Gesetzblatt der DDR Teil I, S. 1558–1606.
- VERS, Verband ehemaliger Rostocker Studenten (Hg.) (1994): Namen und Schicksale der von 1945 bis 1962 in der SBZ/DDR verhafteten und verschleppten Professoren und Studenten, o.O.
- Vladutz, George E./David A. Pendlebury (1989): East European, Soviet, and Western Science Compared. A Scientometric Study, in: Craig Sinclair (ed.), The Status of Civil Science in Eastern Europe. Proceedings of the Symposium on Science in Eastern Europe, NATO Headquarters, Brussels, Belgium, September 28–30, 1988, Dordrecht, S. 113–128.
- Voermanek, Erik (1996): Keine Kündigungen wegen SED-Nähe, in: Universität Rostock, der Rektor (Hg.), Die Ehrenkommissionen an der Universität Rostock. Reden anlässlich der Beendigung der Tätigkeit der Ehrenkommissionen am 30.06. 1995 und Bericht der Ehrenkommission der Universität Rostock, Rostock, S.
- Vogt, Eberhard (1991): Krankenwache nach Stasi-Art, in: Die Welt, 3.5.1991.
- Voigt, Dieter/Lothar Mertens (Hg.) (1995): DDR-Wissenschaft im Zwiespalt zwischen Forschung und Staatssicherheit, Berlin.
- Voit, Jochen/Gabriele Stötzer (2018): Rädelsführer. Studentischer Protest in der DDR 1976, Berlin.
- Vollgraf, Carl-Reich/Richard Sperl/Rolf Hecker (Hg.) (1992): Zur Kritik und Geschichte der MEGA², Hamburg.
- Vollgraf, Carl-Reich/Richard Sperl/Rolf Hecker (Hg.) (2000): Marx-Engels-Edition und biographische Forschung, Hamburg.
- Vollgraf, Carl-Erich / Richard Sperl / Rolf Hecker (Hg.) (2006): Die Marx-Engels-Werkausgaben in der UdSSR und DDR (1945–1968), Hamburg.
- Vollrath, Sven (2009): Zwischen Selbstbestimmung und Intervention. Der Umbau der Humboldt-Universität 1989–1996, Berlin.

- Volprich, Elenor (1999): Forschungen zu Technikstudenten – in Kooperation mit dem ZIJ, in: Walter Friedrich/Peter Förster/Kurt Starke (Hg.), Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte, Methoden, Erkenntnisse, Berlin, S. 532–541.
- Vorwürfe nicht wiederholen, in: F.A.Z., 18.4.1992, S. 4.
- V.S. [Volker Schulte] (1997): Amtseinführung des neuen Rektors, in: Universität Leipzig 7/1997, S. 7–10.
- Wagemann, Hans (Hg.) (2006): Von der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin zur Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR. Ein Beitrag zur Geschichte 1951–1991. Band I/1: Bildung und Entwicklung der Landwirtschaftsakademie, ihre Aufgaben, Forschungseinrichtungen, wissenschaftlichen Arbeiten und Ergebnisse. Band I/2: Institute und Einrichtungen. Band II: Die Gelehrtenengemeinschaft der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zu Berlin, später Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Berlin.
- Wagenbreth, Otfried (1994): Die Technische Universität Bergakademie Freiberg und ihre Geschichte dargestellt in Tabellen und Bildern. Leipzig/Stuttgart.
- Wagner, Dorothea (2023): Wettbewerb in der Krise? Neue Impulse für die Governance des Wissenschaftssystems. Bericht der Vorsitzenden zu aktuellen Tendenzen im Wissenschaftssystem, Berlin. URL https://www.wissenschaftsrat.de/download/2023/VS_Bericht_2023_Jan.pdf?__blob=publicationFile&v=5 (16.8.2024).
- Wagner, Matthias (1992): Der Forschungsrat der DDR. Im Spannungsfeld von Sachkompetenz und Ideologieanspruch. 1954–April 1962, Berlin.
- Wagner, Sylvia (2016): Ein unterdrücktes und verdrängtes Kapitel der Heimgeschichte. Arzneimittelstudien an Heimkindern, in: Sozial.Geschichte Online 19, S. 61–113. URL <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:464-20160915-082815-3>.
- Wagner, Wolf (2017): Ein Leben voller Irrtümer. Autobiografie eines prototypischen Westdeutschen, Tübingen.
- Waibel, Harry (2012): Diener vieler Herren. Ehemalige NS-Funktionäre in der SBZ/DDR, Frankfurt a.M. u.a.
- Walter, Helmut G./Klaus Dicke/Rolf Gröschner/Wolfgang G. Müller (1999): Unter Talaren, mit einem Nachwort von Gottfried Willems, Jena.
- Walther, Joachim (1972): Zwischen zwei Nächten. Roman, Berlin [DDR].
- Warnke, Camilla (2022): Zu diesem Band, in: Peter Ruben, Gesammelte philosophische Schriften. Bd. 4: Peter Ruben und Camilla Warnke: Zum philosophischen Denken in der DDR, hrsg. von Ulrich Hedtke und Camilla Warnke, Berlin, S. 8–9.
- Wechsung, Gerd (2001): Zum Geleit, in: Friedrich Möbius, Wirklichkeit – Kunst – Leben. Erinnerungen eines Kunsthistorikers, Jena, S. 9–11.
- Wefing, Heinrich (2005): Weimars letzte Chance. Alarmruf der Strukturkommission: Nur ein radikaler Umbau kann die Kulturstiftung retten, in: F.A.Z., 25.6.2005, S. 35.
- Wegelin, Jakob (2002): Geklonte Defizite. Ein Symposium der Evaluierer hält nach zehn Jahren ratlose Rückschau auf die Wissenschafts-Transformation in Ostdeutschland, in: Leibniz Intern Nr. 12, S. 14f.
- Weinberger, Friedrich (2009): Schizophrenie ohne Symptome? Zum systematischen Mißbrauch der Psychiatrie in der DDR, in: Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat 25, S. 120–132.
- Weingart, Peter/Jörg Strate/Matthias Winterhager (1991): Bibliometrisches Profil der DDR. Bericht an den Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und den Wissenschaftsrat, Bielefeld.
- Weiss, Cornelius/Günther Wartenberg (Interview) (1991): Winterschlaf oder Frühlingserwachen? LVZ im Gespräch mit den Rektorkandidaten der Karl-Marx-Universität Leipzig, in: Leipziger Volkszeitung, 7.2.1991, S. 3.
- Weiss, Cornelius (1992): Beratung von Konzilsteilnehmern der Universität Leipzig am 7.2.1992. Ansprache des Rektors, in: Universität Leipzig 2/1992, Leipzig, S. 7–11.

- Weiss, Cornelius (1994): Bericht des Rektors vor dem Konzil der Universität Leipzig am 1. November 1994, in: Bericht des Rektoratskollegiums der Universität Leipzig Amtszeit 1991 bis 1994, Leipzig o.J. [1995], S. 7–15.
- Weißbecker, Manfred (Hg.) (2007): Hoffnungen, Enttäuschungen, neue Erfahrungen. Deutsche Hochschullandschaft in der „Wende“. Das Beispiel Friedrich-Schiller-Universität, Jena.
- Weiter Empörung an der Medizinischen Akademie in Thüringen, in: F.A.Z., 4.3.1992, S. 4.
- Welzel, Christian (1997): Rekrutierung und Sozialisation der ostdeutschen Elite. Aufstieg einer demokratischen Gegenelite?, in: Wilhelm Bürklin/Hilke Rebenstorf (Hg.), Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration, Opladen, S. 201–237.
- Wenzlaff, Horst/Godela Stein/Gerald Lehmann (1990): Hochschulatlas Berlin (Ost) (mit angrenzenden Bereichen), Berlin.
- Werner, Anja/Christian König/Jan Jeskow/Florian Steger (2016): Arzneimittelstudien westlicher Pharmaunternehmen in der DDR, 1983–1990, Leipzig.
- Werner, Harald (1994): Hoffnungslos alternativ. Selbstorganisierte Wissenschaft in den neuen Ländern, in: Berliner Debatte Initial 3/1994, S. 116–119.
- Westhoff, Karl (Hg.) (1995): 1. Symposium zu Prüfungen in der Medizin: Multiple Choice. Möglichkeiten und Grenzen von Multiple-Choice Prüfungen in der Medizin, Lengerich/Berlin/Riga/Scottsdale AZ/Wien/Zagreb.
- Wiegmann, Ulrich (2015): Agenten – Patrioten – Westaufklärer. Staatssicherheit und Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der DDR, Berlin.
- Wiemers, Gerald/Jens Blecher (1998): Studentischer Widerstand an der Universität Leipzig 1945–1955, Beucha.
- Wiese, Friedrich-Franz/Hartwig Bernitt (1994): Arno Esch. Eine Dokumentation, Dannenberg/Elbe.
- Wilfried Geßner (Hg.) (1991): Umstrittene Geschichte. Beiträge zur Vereinigungsdebatte der Historiker (=Berliner Debatte Initial 2/1991), Berlin.
- Will, Rosemarie (2024): Juristin in zwei Systemen, in: Laura Behrmann/Markus Gamper/Hanna Haag (Hg.), Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Bielefeld, S. 427 – 447.
- Winnacker, Ernst-Ludwig (2023): Vorwort, in: Michael Hecker/Bärbel Friedrich, Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Eine Erfolgsgeschichte in Ost-West-Perspektive, Halle (Saale), S. 7–10.
- Winnacker, Ernst-Ludwig (2023a): Nachwort, in: Michael Hecker/Bärbel Friedrich, Die ostdeutschen Universitäten im vereinten Deutschland. Eine Erfolgsgeschichte in Ost-West-Perspektive, Halle (Saale), S. 333–342.
- Winter, Matthias N./Gerd Köhler (1991): Abwicklung und Überleitung der Hochschulen in den fünf neuen Bundesländern und Berlin/Ost. Teil 1: Beschlüsse der Landesregierungen zur Abwicklung und Überleitung der Hochschulen und ihrer Einrichtungen. April 1991, Zwischenbericht. Teil 2: Überführung und Abwicklung von Hochschuleinrichtungen (ohne Zentraleinrichtungen wie Sport, Sprachen usw.). Mai 1991, Zwischenbericht, Frankfurt a.M.
- Winters, Peter Jochen (1994): Polizeibeamte, Minister und das Stasi-Unterlagengesetz. Die Verdächtigungen gegen den Schriftsteller Stefan Heym, in: F.A.Z., 14.11.1994, S. 5.
- Wipprecht, Ernst (2014): Von der Arbeitsstelle Berlin des Instituts für Denkmalpflege zum Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege. Wandel in Zeiten des Umbruchs, in: Jörg Haspel/Hubert Staroste/Landesdenkmalamt Berlin (Hg.), Denkmalpflege in der DDR. Rückblicke, Berlin, S. 104–116.
- wir., Wirtschafts-Initiativen für Deutschland (Hg.) (1996): Innovationspotentiale in den neuen Bundesländern. Verzeichnisse von Unternehmen, Forschungseinrichtungen und Förderprogrammen, Berlin.
- wir., Wirtschafts-Initiativen für Deutschland (Hg.) (1996a): Industrieforschung in den neuen Bundesländern – eine Zwischenbilanz. Dokumentation, Berlin.
- WiSoS, Wissenschaftssoziologie und -statistik e.V. Berlin (Hg.) (1993): Wirtschafts- und Wissenschaftspark Berlin-Adlershof/Johannisthal. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft, Berlin.
- Wissenschaftsland Thüringen: Empfehlungen der von der Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst eingesetzten Expertenkommission, o.O. [Erfurt] 2004.

- Wissenschaftsrat (1985): Empfehlungen zum Wettbewerb im deutschen Hochschulsystem. Drs. 7015-85, Köln. URL https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/B035_85_Wettbewerb.html (16.8.2024).
- Wissenschaftsrat (1986): Empfehlungen zur klinischen Forschung in den Hochschulen. Drs. 71 94-86, Berlin.
- Wissenschaftsrat, Geschäftsstelle (1990): Personalstellen der Hochschulen 1989: Bestand 1989. Soll 1990, Köln.
- Wissenschaftsrat (1991 [1990]): Perspektiven für Wissenschaft und Forschung auf dem Weg zur deutschen Einheit. Zwölf Empfehlungen. Vom Juli 1990, in: ders., Empfehlungen und Stellungnahmen 1990, Köln, S. 7–28.
- Wissenschaftsrat (1991): Stellungnahme zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und in Berlin – Sektion Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Mainz. URL https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/0093-91.pdf?__blob=publicationFile&v=0 (12.12.2024).
- Wissenschaftsrat (1992a): Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Bauakademie der DDR, Köln.
- Wissenschaftsrat (1992c): Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in der ehemaligen DDR, 10 Bde., Köln.
- Wissenschaftsrat (1992d): Empfehlungen zur künftigen Struktur der Hochschullandschaft in den neuen Ländern und im Ostteil von Berlin. Teil I. Köln.
- Wissenschaftsrat (1992e): Empfehlungen zur künftigen Struktur der Hochschullandschaft in den neuen Ländern und im Ostteil von Berlin. Teil II, Köln.
- Wissenschaftsrat (1992f): Empfehlungen zur künftigen Struktur der Hochschullandschaft in den neuen Ländern und im Ostteil von Berlin. Teil III: Empfehlungen zur Hochschulmedizin in den neuen Ländern und in Berlin, Köln.
- Wissenschaftsrat (1992g): Empfehlungen zur künftigen Struktur der Hochschullandschaft in den neuen Ländern und im Ostteil von Berlin Teil IV, Köln.
- Wissenschaftsrat (1992h): Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, in: ders., Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und zu den Forschungs- und Editionsabteilungen der Akademie der Künste zu Berlin, Köln, S. 5–192.
- Wissenschaftsrat (1992i): Empfehlungen zu den Geisteswissenschaften an den Universitäten der neuen Länder, Köln.
- Wissenschaftsrat (1992j): Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und in Berlin. Allgemeiner Teil, in: ders., Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und in Berlin – Allgemeiner Teil –. Charakteristika der Forschungssituation in der ehemaligen DDR und künftige Entwicklungsmöglichkeiten einzelner Fachgebiete, Köln, S. 5–60.
- Wissenschaftsrat (1992k): Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und zu den Forschungs- und Editionsabteilungen der Akademie der Künste zu Berlin, Köln.
- Wissenschaftsrat (1992l): Stellungnahme zu den Forschungs- und Editionsabteilungen der Akademie der Künste zu Berlin, in: ders., Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und zu den Forschungs- und Editionsabteilungen der Akademie der Künste zu Berlin, Köln, S. 195–206.
- Wissenschaftsrat (1992m): Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaften (ITW), Berlin, in: ders., Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Köln, S. 46–55.
- Wissenschaftsrat (1992n): Stellungnahmen zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen in der ehemaligen DDR auf dem Gebiet der Biowissenschaften und der Medizin, Köln.

- Wissenschaftsrat (1992p): Empfehlungen zum Aufbau der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an den Universitäten/Technischen Hochschulen in den neuen Bundesländern und im Ostteil von Berlin, März 1991, in: ders., Empfehlungen zur künftigen Struktur der Hochschullandschaft in den neuen Ländern und im Ostteil von Berlin, Teil 1, Köln, S. 57–80. https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/B054_1-92_Wirtschafts_und_Sozialwissenschaften.pdf?__blob=publicationFile&v=0 (12.12.2024).
- Wissenschaftsrat (1993): 10 Thesen zur Hochschulpolitik, Berlin, 22.1.1993. URL https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/1001-93.pdf?__blob=publicationFile&v=1 (25.12.2024).
- Wissenschaftsrat (1994): Empfehlungen und Stellungnahmen 1994. 2 Bde., Köln.
- Wissenschaftsrat (1994a): Empfehlung zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren, in: ders., Empfehlungen und Stellungnahmen 1994. Bd. II, S. 35–72.
- Wissenschaftsrat (1994b): Empfehlungen zur künftigen Struktur der Hochschullandschaft in den neuen Ländern und im Ostteil von Berlin. Teil V, Köln.
- Wissenschaftsrat (1995): Personalstellen der Hochschulen 1994. Bestand 1992 bis 1994, Ansätze 1995, Köln.
- Wissenschaftsrat (1998): Stellungnahme zum Deutschen Institut für Ernährungsforschung (DIfE), Potsdam-Rehbrücke, Berlin. URL <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/3630-98.pdf> (28.12.2014).
- Wissenschaftsrat (1998a): Grunddaten zum Personalbestand der Hochschulen 1995, Köln.
- Wissenschaftsrat (1999): Stellungnahme zum Forschungsinstitut für Molekulare Pharmakologie (FMP), Berlin, Köln. URL <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4026-99.pdf> (28.12.2014).
- Wissenschaftsrat (1999a): Stellungnahme zum Leibniz-Institut für Neurobiologie (IfN), Magdeburg, Köln. Online (ohne Bewertungsbericht) unter <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/4027-99.pdf> (28.12.2014).
- Wissenschaftsrat (Hg.) (2000): Stellungnahmen zu Instituten der Blauen Liste. Band VIII: Raumwissenschaftliche Institute der Blauen Liste, Köln.
- Wissenschaftsrat (2004): Stellungnahme zur Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen (Drs. 6170/04), Berlin.
- Wissenschaftsrat (2005): Empfehlungen zum 35. Rahmenplan für den Hochschulbau 2006–2009, Köln.
- Wissenschaftsrat (2005a): Stellungnahme zum Gutachten der Strukturkommission zur Zukunft der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen (SWKK) (Drs. 6910-05), Bremen. URL <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/6910-05.pdf> (12.10.2010).
- Wissenschaftsrat (2006): Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland, Köln. URL https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7068-06.pdf?__blob=publicationFile&v=2 (11.3.2025).
- Wissenschaftsrat (Hg.) (2020): #30JahreVereintForschen | Drei Generationen ziehen Bilanz, Köln. URL https://www.wissenschaftsrat.de/SharedDocs/Pressemitteilungen/DE/PM_2020/pm_3120.html (12.12.2021).
- Wissenschaftsrat (2024): Stellungnahme zur Institutionellen Akkreditierung (Promotionsrecht) der Medizinischen Hochschule Brandenburg Theodor Fontane, Neuruppin. Drs. 2112-24, Köln. URL https://www.wissenschaftsrat.de/download/2024/2112-24.pdf?__blob=publicationFile&v=8 (31.10.2024).
- Wissenschaftsrat (2024a): Stellungnahme zum Konzept für den Aufbau der Medizinischen Universität Lausitz – Carl Thiem (Drs. 1873-24), Bochum. URL https://www.wissenschaftsrat.de/download/2024/1873-24.pdf?__blob=publicationFile&v=6 (22.4.2024).
- Witte, Christina (2006): „Ungestört wissenschaftlich weiterarbeiten...“. Der Pharmakologe Peter Holtz (1902–1970). Med. Dissertation, Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Greifswald.
- Witte, Verena (2011): Wandel mit System? Eine Denkstilanalyse der Kybernetik in der DDR, ca. 1956 bis 1971. Dissertation, Bielefeld. URL <http://d-nb.info/1036974537/34> (12.12.2015).
- Wittek, Bernd (1997): Der Literaturstreit im sich vereinigenden Deutschland. Eine Analyse des Streits um Christa Wolf und die deutsch-deutsche Gegenwartsliteratur in Zeitungen und Zeitschriften, Marburg.

- Wittich, Dieter (2001): Erfahrungen an zwei ostdeutschen Nachkriegsuniversitäten: Jena und Berlin, in: Volker Gerhardt/Hans-Christoph Rauh (Hg.), *Anfänge der DDR-Philosophie. Ansprüche, Ohnmacht, Scheitern*; Berlin, S. 492–505.
- Wockenfuß, Karl (2003): Die Universität Rostock im Visier der Stasi. Einblicke in Akten und Schicksale, Dannenberg.
- Wöhler, Hans-Ulrich (1996): Die Erfahrung des Anderen, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 3/1996, S. 507–513.
- Wölfling, Manfred (1999): Die Industrieforschung in der DDR und den neuen Bundesländern, in: *Deutscher Bundestag* (Hg.), *Materialien der Enquete-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozess der deutschen Einheit“* (13. Wahlperiode des Deutschen Bundestages). Bd. IV/1–2: Bildung – Wissenschaft – Kultur, Baden-Baden, S. 469–480.
- Wolfram, Inga (2009): *Verraten. Sechs Freunde, ein Spitzel, mein Land und ein Traum*, Düsseldorf.
- Wolle, Stefan (2000): Wir sind das Ärgernis. Warum der Unabhängige Historikerverband nach der Wende auch im Westen nichts werden konnte, in: *Die Welt*, 27.9.2000. URL <http://www.welt.de/print-welt/article535447/Wir-sind-das-Aergernis.html> (14.1.2015).
- Wolle, Stefan (2011–2013): *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1949–1989*. 3 Bde., Berlin.
- Wolter, Henner (1992): Zusatzversorgungssysteme der Intelligenz. Verfassungsrechtliche Probleme der Rentenüberleitung in den neuen Bundesländern, Baden-Baden.
- WPD, Wissenschaftlicher Parlamentsdienst (2002): Gutachten zur Regelung von Artikel 38 Abs. 2 des Einigungsvertrages über die Akademie der Wissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) des Abgeordnetenhauses vom 18. Juli 2002, Berlin.
- Wulfert, Peter (Red.) (1996): *Leistungsbericht 1992–1996. Eine Bilanz*. Institut für Diabetes „Gerhardt Katsch“ der Ernst Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Karlsruhe.
- Wüste. Kritik an der DDR-Wissenschaft (AP), in: *F.A.Z.*, 21.6.1990, S. 31.
- Zabel, Nicole (2009): *Zur Geschichte des Deutschen Pädagogischen Zentralinstituts der DDR. Eine institutionsgeschichtliche Studie*. Dissertation, Philosophische Fakultät der Technischen Universität Chemnitz, Chemnitz. URL <http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/5937/data/Dissertation.pdf> (12.12.2020).
- Zahnärztekammer Sachsen-Anhalt (Hg.) (2001): Fortbildungsinstitut „Erwin Reichenbach“. Ein bedeutender Zahnarzt, Lehrer und Wissenschaftler als Namenspatron einer Institution, Magdeburg.
- Zapf, Wolfgang (1992): Die Transformation in der ehemaligen DDR und die soziologische Theorie der Modernisierung, Köln. URL <https://www.econstor.eu/bitstream/10419/43747/1/256763305.pdf> (5.4.2024).
- Zeplin, Rosemarie (1990): *Der Maulwurf oder Fatales Beispiel weiblicher Gradlinigkeit*, Berlin/Weimar.
- ZHB, Zentralinstitut für Hochschulbildung (Hg.) (1984): *Einführung in die Hochschulpädagogik, Teil 1. Grundlagen und Aufgaben der kommunistischen Erziehung an den Hochschulen der DDR*, Berlin [DDR].
- ZHB, Zentralinstitut für Hochschulbildung (1989): *Grundlinien der Gestaltung des Hochschulwesens der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts*, Berlin [DDR]. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ZHB-1989_Grundlinien-Gestaltung-Hochschulwesens_DDR-Beginn-21-JH.pdf (15.10.2023).
- ZI Literaturgeschichte, Zentralinstituts für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR (Hg.) (1978–1981): *Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933–1945*, Leipzig.
- Ziegler, Hansvolker (1993): Ein Stück Zukunft vertan. Der Niedergang der Industrieforschung Ost, in: *Deutschland Archiv* 6/1993, S. 689–702.
- Ziegler, Hansvolker (2005): *Sozialwissenschaften und Politik bei der deutschen Wissenschafts-Vereinigung. Der Fall der „Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern“ (KSPW). Bericht eines engagierten Beobachters*, Berlin. URN <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssaoar-117424>.

- ZiF, Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.) (1999): *Institutionalisierung und Interdisziplinarität. Frauen- und Geschlechterforschung an der HU* (=ZiF Bulletin Nr. 19), Berlin.
- Zill, Rüdiger (1996): Staatsphilosophie, in: *Frankfurter Rundschau*, 14.5.1996, S. 16.
- Zimmer, Dieter E. (1991): Abwicklung als kurzer Prozeß, in: *Die Zeit* 6/1991, 1.2.1991, S. 9.
- Zimmerling, Wolfgang (1990): *Akademische Grade und Titel*, Köln/Berlin/Bonn/München.
- Zimmermann, Karin (1997): Wissenschaftliche Netzwerke im deutsch-deutschen Wissenschaftstransfer, in: Sabine Lang/Birgit Sauer (Hg.), *Wissenschaft als Arbeit. Arbeit als Wissenschaftlerin*, Frankfurt a.M./New York, S. 247–262.
- Zimmermann, Karin (2000): *Spiele mit der Macht in der Wissenschaft. Passfähigkeit und Geschlecht als Kriterien für Berufungen*, Berlin.
- Zimmermann, Karin (2013): Für einen genderkompetent gestalteten Kulturwandel. Bestandsaufnahme zur Gleichstellungsarbeit an den Hochschulen Sachsen-Anhalts, Wittenberg. URL https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Zimmermann_Gleichstellungsarbeit-LSA-online.pdf (23.8.2023).
- ZK, Zentralkomitee der SED (Hg.) (1952): Beschluss der II. Parteikonferenz der SED zur gegenwärtigen Lage und zu den Aufgaben im Kampf für Frieden, Einheit, Demokratie und Sozialismus. II. Parteikonferenz der SED vom 9.–12.7.1952, Berlin [DDR].
- Zwerenz, Gerhard (1997): *Die Antworten des Herrn Z. oder Vorsicht, nur für Intellektuelle*, Querfurt.
- Zwiener, Ulrich (1992): Die deutschen und europäischen Aufgaben der Universität Jena und eines Collegium Europaeum Jenense, in: Herbert Gottwald (Hg.), *Universität im Aufbruch. Die Alma mater Jenensis als Mittler zwischen Ost und West*, Jena/Erlangen, S. 57–79.
- Zwischenspiel. Joachim Gauck über Monika Maron, in: *F.A.Z.*, 19.8.1995, S. 26.
- ZZF, Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (Hg.) (1996): *Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien* 6/April 1996, Potsdam.
- ZZF, Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (Hg.) (1997): *Macht- und Funktionseliten der SBZ/DDR: Die sozialstatistische Datenüberlieferung* (=Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien Nr. 10/Juli 1997), Potsdam.

Autor

Prof. Dr. **Peer Pasternack**, 1963 geboren in Köthen (Anhalt), aufgewachsen in Halle-Neustadt, Berufsausbildung zum Fahrzeugschlosser und sechs Jahre Berufskraftfahrer. Diplom in Politikwissenschaft (1994, Universität Leipzig), Promotion (1998, FB Pädagogik der Universität Oldenburg), Habilitation für Soziologie (2005, Universität Kassel). 1991 Gründer und seither Herausgeber der Zeitschrift „hochschule ost“, ab 2002 unter dem Titel „die hochschule. journal für wissenschaft und bildung“. Seit 1996 am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), 2002–2003 Staatssekretär für Wissenschaft im Senat von Berlin, ab 2004 Forschungsdirektor bzw. Direktor des HoF. 2010 W3-Ruf an die Universität Hamburg (abgelehnt). Lehrveranstaltungen am Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschafts- und Bildungsgeschichte, Hochschulpolitikanalyse, Hochschulorganisation, Bildung und Wissenschaft in regionalen Kontexten.

Jüngere zeitgeschichtliche Monografien: Fünf Jahrzehnte, vier Institute, zwei Systeme. Das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) und seine Kontexte 1964–2014, Berlin 2019 • Parallelwelt. Konfessionelles Bildungswesen in der DDR. Handbuch, Leipzig 2019 (mit Uwe Grelak) • MINT und Med. in der DDR. Die DDR-Natur-, Ingenieur- und medizinischen Wissenschaften, Berlin 2021 • Lose Kopplung. Die Universität Halle-Wittenberg und die Stadt Wittenberg seit 1817: eine Beziehungsgeschichte, Halle (Saale) 2024 • Im Auftrag. Sonderhochschulen und Ressortforschung in der DDR, Göttingen 2024 (mit Uwe Grelak) • Von Campus- bis Industrieliteratur. Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte, Baden-Baden 2024 • Hochschule und Wissenschaft in der DDR 1945–1989. Ein kurzer Abriss, Halle-Wittenberg 2024

eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; <http://www.peer-pasternack.de>

Bücher aus dem Institut für Hochschulforschung (HoF)

Rocio Ramirez / Olivia Laska: *Zwischen zwei Welten. Die Studienvorbereitung internationaler Studierender in Deutschland*, unter Mitarbeit von Arne Böker, Ricarda Abendroth, Sophie Korthase und Roxana Schwitalla, BWV – Berliner Wissenschaftsverlag, Stuttgart 2025, 239 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Im Auftrag. Sonderhochschulen und Ressortforschung in der DDR*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2024, 325 S.

Peer Pasternack: *Von Campus- bis Industrieliteratur. Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte*, Tectum-Verlag, Baden-Baden 2024, 640 S.

Peer Pasternack / Matthias Meinhardt (Hg.): *Das Universitätssterben um 1800. Strukturelle Bedingungen und kontingente Faktoren*, BWV – Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin 2024, 209 S.

Peer Pasternack: *Lose gekoppelt. Die Universität Halle-Wittenberg und die Stadt Wittenberg seit 1817: eine Beziehungsgeschichte*, unt. Mitarb. v. Daniel Watermann, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2024, 332 S.

Marianne Merkt / Peer Pasternack / Philipp Pohlenz (Hg.): *Verbünde deutscher Hochschulen zur Lehrentwicklung. Analyse der Rahmenbedingungen und Gelingensfaktoren*, Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2024, 183 + XXXVIII S.

Andreas Beer / Daniel Hechler / Peer Pasternack / Rocio Ramirez: *Der Wissenschaftliche Beirat. Das letzte bislang unaufgeklärte Qualitätsinstrument in der Wissenschaft*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2023, 227 S.

Peer Pasternack: *Die Spuren der Leucorea (1502–1817). Ein universitätshistorischer Stadtrundgang durch das heutige Wittenberg*, Drei Kastanien Verlag, Lutherstadt Wittenberg 2023, 92 S.

Christiane Arndt / Anne Mielke: *Stand und Perspektiven der Implementierung von Hochschuldidaktik in der Governance der öffentlichen Universitäten in Österreich*, Projektbericht, unt. Mitarb. von Peer Pasternack, Österreichisches Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung/Institut für Hochschulforschung (HoF), Wien/Halle-Wittenberg 2023, 145 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *150.000 Seiten konfessionelles Bildungswesen in der DDR. Bibliografische Dokumentation der seit 1990 publizierten Literatur*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2022, 327 S.

Pasternack, Peer (Hg.): *Wissenschaftskommunikation, neu sortiert*, Springer Fachmedien Wiesbaden, Wiesbaden 2022, 378 S.

Peer Pasternack: *Das Sachsen-Anhalt-Wissen aus Wittenberg. Die HoF-Beiträge des letzten Jahrzehnts (2013–2022)*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2022, 206 S.

Sylvi Mauermeister: *Eingeschrieben und Geblieben? Herkunftsgruppenspezifische Bedingungen des Studienverbleibs nach der Studieneingangsphase an Universitäten*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2022, 390 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Toleriert und kontrolliert. Konfessionelles Bildungswesen auf dem Gebiet Sachsens-Anhalts 1945–1989*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2021, 364 S.

Daniel Hechler / Theresa Hykel / Peer Pasternack: *Disziplinentwicklung der Kindheitspädagogik. Eine empirische Bestandsaufnahme anderthalb Jahrzehnte nach Einrichtung der neuen Studiengänge*, Deutsches Jugendinstitut (DJI), München 2021, 100 S.

Karsten König: *Macht und Verständigung in der externen Hochschulsteuerung. Verhandlungsmodi in Zielvereinbarungen zwischen Staat und Hochschule*, Universitätsverlag Weblar, Bielefeld 2021, 209 S.

Peer Pasternack: *MINT und Med. in der DDR. Die DDR-Natur-, Ingenieur- und medizinischen Wissenschaften im Spiegel ihrer dreißigjährigen Aufarbeitung und Erforschung seit 1990*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV – Berliner Wissenschaftsverlag, Berlin 2021, 678 S.

Anke Burkhardt / Aaron Philipp / Philipp Rediger / Jens-Heinrich Schäfer: *Personalstrukturentwicklung und Personalentwicklung. Studie im Rahmen des Bundesberichts Wissenschaftlicher Nachwuchs (BuWiN) 2021*, Wittenberg 2020, 265 S.

Verbundprojekt Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre (Hg.): *Damit das Studium für alle passt. Konzepte und Beispiele guter Praxis aus Studium und Lehre in Sachsen-Anhalt. Schwerpunkt: Heterogenität und Digitalisierung*, Magdeburg/Wittenberg 2020, 148 S.

Justus Henke / Peer Pasternack (Hg.): *Wie die Hochschulen durch das Zeitalter des Frühdigitalismus kommen. Basiswissen für die avancierte Organisationsgestaltung in 94 Fragen und Antworten*, Springer VS, Wiesbaden 2020, 280 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Parallelwelt. Konfessionelles Bildungswesen in der DDR. Handbuch*, Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2019, 700 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Das andere Bauhaus-Erbe. Leben in den Plattenbausiedlungen heute*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2019, 211 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Kein Streitfall mehr? Halle-Neustadt fünf Jahre nach dem Jubiläum*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2019, 264 S.

Justus Henke: *Third Mission als Organisationsherausforderung. Neuausrichtung der Machtstrukturen in der Hochschule durch Professionalisierungstendenzen im Wissensschäftsmanagement*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2019, 296 S.

Alexandra Katzmarski / Peer Pasternack / Gerhard Wünsch / Steffen Zierold: *Sachsen-Anhalt-Forschungslandkarte Demographie, Expertenplattform Demographischer Wandel in Sachsen-Anhalt*, Halle (Saale) 2019, 95 S.

Peer Pasternack: *Fünf Jahrzehnte, vier Institute, zwei Systeme. Das Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB) und seine Kontexte 1964–2014*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2019, 497 S.

Rui Wu: *Zur Promotion ins Ausland. Erwerb von implizitem Wissen in der Doktorandenausbildung. Am Beispiel der wissenschaftlichen Qualifikationsprozesse chinesischer Doktoranden in Deutschland*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2019, 383 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Wissenschancen der Nichtmetropolen. Wissenschaft und Stadtentwicklung in mittelgroßen Städten*, unt. Mitw. v. Uwe Grelak und Justus Henke, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 359 S.

Peer Pasternack / Sebastian Schneider / Peggy Trautwein / Steffen Zierold: *Die verwaltete Hochschulwelt. Reformen, Organisation, Digitalisierung und das wissenschaftliche Personal*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 361 S.

Peer Pasternack / Daniel Hechler / Justus Henke: *Die Ideen der Universität. Hochschulkonzepte und hochschulrelevante Wissenschaftskonzepte*, UniversitätsVerlagWebler, Bielefeld 2018, 212 S.

Reinhard Kreckel: *On Academic Freedom and Elite Education in Historical Perspective Medieval Christian Universities and Islamic Madrasas, Ottoman Palace Schools, French Grandes Écoles and „Modern World Class Research Universities“* (Der Hallesche Graureiher 1/2018), Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle 2018, 51 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Hochschulen und Stadtentwicklung in Sachsen-Anhalt*, unt. Mitw. v. Jens Gillissen, Uwe Grelak, Justus Henke, Sebastian Schneider, Peggy Trautwein und Steffen Zierold, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2018, 347 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Kurz vor der Gegenwart. 20 Jahre zeitgeschichtliche Aktivitäten am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 1996–2016*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 291 S.

Peer Pasternack / Benjamin Baumgarth / Anke Burkhardt / Sabine Paschke / Nurdin Thielemann: *Drei Phasen. Die Debatte zur Qualitätsentwicklung in der Lehrer_innenbildung*, W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld 2017, 399 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Mission, die dritte. Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 274 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 341 S.

Benjamin Baumgarth / Justus Henke / Peer Pasternack: *Inventur der Finanzierung des Hochschulsystems. Mittelvolumina und Mittelflüsse im deutschen Hochschulsystem*, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2016, 134 S.

Peer Pasternack: *20 Jahre HoF. Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 273 S.

Anke Burkhardt: *Professorinnen, Professoren, Promovierte und Promovierende an Universitäten. Leistungsbezogene Vorausberechnung des Personalbedarfs und Abschätzung der Kosten für Tenure-Track-Professuren*, GEW, Frankfurt a.M. 2016, 67 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue: *Die BFI-Policy-Arena in der Schweiz. Akteurskonstellation in der Bildungs-, Forschungs- und Innovationspolitik*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Tobias Kolasinski und Henning Schulze, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 327 S.

Peer Pasternack: *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 613 S.

Peer Pasternack: *Die Teilakademisierung der Frühpädagogik. Eine Zehnjahresbeobachtung*, unt. Mitw. v. Jens Gillesen, Daniel Hechler, Johannes Keil, Karsten König, Arne Schildberg, Christoph Schubert, Viola Strittmatter und Nurdin Thielemann, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 393 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue: *Die Akteurskonstellationen im Schweizer Bildungs-, Forschungs- und Innovationssystem*, unt. Mitarb. v. Tobias Kolasinski, Schweizerischer Wissenschafts- und Innovationsrat (SWIR), Bern 2015, 71 S.

Anke Burkhardt / Sigrun Nickel (Hg.): *Die Juniorprofessur. Neue und alte Qualifizierungswege im Vergleich*, edition sigma, Baden-Baden 2015, 456 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Künstlerische Hochschulen in der DDR. 25 Jahre zeit-historische Aufklärung 1990–2015: Eine Auswertung mit bibliografischer Dokumentation*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 146 S.

Michael Fritsch / Peer Pasternack / Mirko Titze (Hg.): *Schrumpfende Regionen – dynamische Hochschulen. Hochschulstrategien im demografischen Wandel*, Springer VS-Verlag, Wiesbaden 2015, 302 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Steffen Zierold (Hg.): *Schaltzentralen der Regionalentwicklung: Hochschulen in Schrumpfungsregionen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 330 S.

Peer Pasternack: *Akademische Medizin in der DDR. 25 Jahre Aufarbeitung 1990–2014*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 274 S.

Roland Bloch / Monique Lathan / Alexander Mitterle / Doreen Trümpler / Carsten Würmann: *Wer lehrt warum? Strukturen und Akteure der akademischen Lehre an deutschen Hochschulen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 274 S.

Peer Pasternack: *Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten*, Bielefeld 2014, 224 S.

Benjamin Köhler / Isabell Maue / Peer Pasternack: *Sachsen-Anhalt-Forschungslandkarte Demografie*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2014, 84 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Wissensregion Sachsen-Anhalt. Hochschule, Bildung und Wissenschaft: Die Expertisen aus Wittenberg*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 225 S.

Johannes Keil: *Und der Zukunft zugewandt? Die Weiterbildung an der Humboldt-Universität zu Berlin 1945–1989*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 358 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Die Bildungs-IBA. Bildung als Ressource im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 504 S.

Romy Hilbrich / Karin Hildebrandt / Robert Schuster (Hg.): *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 330 S.

Reinhard Kreckel / Karin Zimmermann: *Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 277 S.

Peer Pasternack u.a.: *50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 608 + XXXII S.

Peer Pasternack (Hg.): *Jenseits der Metropolen. Hochschulen in demografisch herausgeforderten Regionen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 571 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue (Hg.): *Lebensqualität entwickeln in schrumpfenden Regionen. Die Demographie-Expertisen der Wissenschaft in Sachsen-Anhalt*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2013, 166 S.

Peer Pasternack / Reinhold Sackmann (Hg.): *Vier Anläufe: Soziologie an der Universität Halle-Wittenberg. Bausteine zur lokalen Biografie des Fachs vom Ende des 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2013, 256 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 505 S.

Sebastian Bonk / Florian Key / Peer Pasternack (Hg.): *Rebellion im Plattenbau. Die Offene Arbeit in Halle-Neustadt 1977–1983. Katalog zur Ausstellung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 48 S.

Klaus Friedrich / Peer Pasternack (Hg.): *Demographischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demographischer Wandel“ beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt*, Universitätsverlag Halle, Halle (Saale) 2012, 312 S.

Peer Pasternack: *Zwischen Halle-Novgorod und Halle-New Town. Der Ideenhaushalt Halle-Neustadts* (Der Hallesche Graureiher 2/12), Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale) 2012, 112 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen nach der Föderalismusreform*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2011, 368 S.

Peer Pasternack / Thomas Erdmenger: *Hochschulen, demografischer Wandel und Regionalentwicklung. Der Fall Sachsen-Anhalt*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 134 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Scharniere & Netze. Kooperationen und Kooperationspotenziale zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in*

- Sachsen-Anhalt, unt. Mitarb. v. Reinhard Kreckel und Martin Winter, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 107 S.
- Uwe Grelak / Peer Pasternack (Red.): *Zukunftsgestaltung im demographischen Umbruch. Impulse und Handlungsoptionen aus Sicht der WZW-Expertenplattform „Demographischer Wandel in Sachsen-Anhalt“*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 68 S.
- Johannes Keil / Peer Pasternack: *Qualifikationsprofile in Arbeitsfeldern der Pädagogik der Kindheit. Ausbildungswege im Überblick*, unt. Mitarb. v. Yvonne Anders, Andrea Binder, Hans Gängler, Klaus Fröhlich-Gildhoff, Anne Levin, Manfred Müller-Neuendorf, Iris Nentwig-Gesemann, Monika Pfaller-Rott, Volker Pudzych, Simone Stelzmüller u. Matthias Tuffentsammer, Robert Bosch Stiftung, Stuttgart 2011, 114 S.
- Peer Pasternack (Hg.): *Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2010, 547 S.
- Enrique Fernández Darraz / Gero Lenhardt / Robert D. Reisz / Manfred Stock: *Hochschulprivatisierung und akademische Freiheit. Jenseits von Markt und Staat: Hochschulen in der Weltgesellschaft*, Transcript Verlag, Bielefeld 2010, 200 S.
- Yvonne Anger / Oliver Gebhardt / Karsten König / Peer Pasternack: *Das Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt (WZW) im Schnittpunkt von Anspruchsgruppen aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2010, 111 S.
- Eva Bosbach: *Von Bologna nach Boston? Perspektiven und Reformansätze in der Doktorandenausbildung anhand eines Vergleichs zwischen Deutschland und den USA*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 182 S.
- Peer Pasternack / Carsten von Wissel: *Programmatistische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945*, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2009, 83 S. URL http://www.boeckler.de/pdf/p_arbp_204.pdf.
- Daniel Hechler / Jens Hüttmann / Ulrich Mählert / Peer Pasternack (Hg.): *Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte. Handbuch*, Metropolis Verlag, Berlin 2009, 292 S.
- Roland Bloch: *Flexible Studierende? Studienreform und studentische Praxis*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 336 S.
- Reinhard Kreckel (Hg.): *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 400 S.
- Jens Hüttmann: *DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung*, Metropolis-Verlag, Berlin 2008, 420 S.
- Anke Burkhardt (Hg.): *Wagnis Wissenschaft. Akademische Karrierewege und das Fördersystem in Deutschland*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 691 S.
- Peer Pasternack (Hg.): *Stabilisierungsfaktoren und Innovationsagenturen. Die ostdeutschen Hochschulen und die zweite Phase des Aufbau Ost*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2007, 471 S.
- Nicolai Genov / Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziologische Zeitgeschichte. Helmut Steiner zum 70. Geburtstag*, Edition Sigma, Berlin 2007, 334 S.
- Robert D. Reisz / Manfred Stock: *Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftlichen Entwicklung in Europa und in den USA (1950-2000)*, Lemmens Verlag, Bonn 2007, 148 S.
- Peer Pasternack: *Qualität als Hochschulpolitik? Leistungsfähigkeit und Grenzen eines Policy-Ansatzes*, Lemmens Verlag, Bonn 2006, 558 S.

Peer Pasternack: *Wissenschafts- und Hochschulgeschichte der SBZ, DDR und Ostdeutschlands 1945–2000. Annotierte Bibliografie der Buchveröffentlichungen 1990–2005*, CD-ROM-Edition, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur/Institut für Hochschulforschung, Berlin/Wittenberg 2006.

Manfred Stock: *Arbeiter, Unternehmer, Professioneller. Eine theorievergleichende Analyse zur sozialen Konstruktion von Beschäftigung in der Moderne*, VS-Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 398 S.

Peer Pasternack / Roland Bloch / Claudius Gellert / Michael Hölscher / Reinhard Kreckel / Dirk Lewin / Irene Lischka / Arne Schildberg: *Die Trends der Hochschulbildung und ihre Konsequenzen. Wissenschaftlicher Bericht für das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur der Republik Österreich*, bm:bwk, Wien 2005, 227 S.

Peer Pasternack / Arne Schildberg / Ursula Rabe-Kleberg / Kathrin Bock-Famulla / Franziska Larrá: *Entwicklungspotenziale institutioneller Angebote im Elementarbereich*, Verlag Deutsches Jugendinstitut, München 2005.

Peer Pasternack / Falk Bretschneider: *Handwörterbuch der Hochschulreform*, UniversitätsVerlagWebler, Bielefeld 2005, 221 S.

Anke Burkhardt / Karsten König (Hg.): *Zweckbündnis statt Zwangsehe: Gender Mainstreaming und Hochschulreform*, Lemmens Verlag, Bonn 2005, 264 S.

Lenhardt, Gero: *Hochschulen in Deutschland und in den USA. Deutsche Hochschulpolitik in der Isolation*, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 252 S.

Barbara M. Kehm (Hg.): *Mit SOKRATES II zum Europa des Wissens. Ergebnisse der Evaluation des Programms in Deutschland*, Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Universität Kassel & HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung, Kassel/Wittenberg 2005, 404 S.

Peer Pasternack: *Politik als Besuch. Ein wissenschaftspolitischer Feldreport aus Berlin*, UniversitätsVerlagWebler, Bielefeld 2005, 253 S.

Reinhard Kreckel: *Vielfalt als Stärke. Anstöße zur Hochschulpolitik und Hochschulforschung*, Lemmens Verlag, Bonn 2004, 203 S.

Manfred Stock / Helmut Köhler: *Bildung nach Plan? Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR 1949 bis 1989*, Leske + Budrich, Opladen 2004, 153 S.

Jens Hüttmann / Peer Pasternack / Ulrich Mähler (Hg.): *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, Metropol-Verlag, Berlin 2004, 310 S.

Jens Hüttmann / Peer Pasternack (Hg.): *Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945*, Drei-Kastanien-Verlag, Wittenberg 2004, 414 S.

Barbara M. Kehm / Dirk Lewin / Sergej Stoetzer: *Förderung ausländischer Gastdozenten zu Lehrtätigkeiten an deutschen Hochschulen. Programmstudie*, Deutscher Akademischer Austauschdienst, Bonn 2003, 91 S.

Peter Altmiks: *Zur Reform der Finanzierung der Hochschulausbildung in Deutschland. Ein bildungsökonomischer Vergleich der USA, der Niederlande und Deutschland*, Verlag Monsenstein u. Vannerdat, Münster 2003, 355 S.

Peer Pasternack: *177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994*, Stiftung Leucorea an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Wittenberg 2002, 122 S.

Martin Winter / Thomas Reil (Hg.): *Qualitätssicherung an Hochschulen. Theorie und Praxis*, W. Bertelsmann-Verlag, Bielefeld 2002, 192 S.

Irene Lischka / Andrä Wolter (Hg.): *Hochschulzugang im Wandel? Entwicklungen, Reformperspektiven und Alternativen*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 302 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Flexibilisierung der Hochschulhaushalte. Handbuch*, Schüren Verlag, Marburg 2001, 336 S.

Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack / Reinhard Kreckel (Hg.): *Qualität – Schlüsselfrage der Hochschulreform*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 341 S.

Barbara M. Kehm / Peer Pasternack: *Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 254 S.

Peer Pasternack (Hg.): *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 315 S.

Peter Altmiks (Hg.): *Gleichstellung im Spannungsfeld der Hochschulfinanzierung*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2000, 107 S.

Peer Pasternack / Thomas Neie (Hg.): *stud. ost 1989–1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2000, 464 S.

Monika Gibas / Peer Pasternack (Hg.): *Sozialistisch behaut & bekunet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR*, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1999, 246 S.

Peer Pasternack: *Hochschule & Wissenschaft in SBZ / DDR / Ostdeutschland 1945–1995. Annotierte Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990–1998*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 567 S.

Barbara M. Kehm: *Higher Education in Germany. Developments Problems, Future Perspectives*, CEPES, Bucarest 1999, 145 S.

Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack (Hg.): *Profilbildung – Standards – Selbststeuerung. Ein Dialog zwischen Hochschulforschung und Reformpraxis*, hrsg. unt. Mitarb. v. Gertraude Buck-Bechler und Heidrun Jahn. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 291 S.

Peer Pasternack: *Demokratische Erneuerung. Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989–1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 427 S.

Heidrun Jahn / Jan-Hendrik Olbertz (Hg.): *Neue Stufen – alte Hürden? Flexible Hochschulabschlüsse in der Studienreformdebatte*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1998, 120 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Eine nachholende Debatte. Der innerdeutsche Philosophenstreit 1996/97*, Leipzig 1998, 234 S.

Gertraude Buck-Bechler / Hans-Dieter Schaefer / Carl-Hellmut Wagemann (Hg.): *Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien-Verlag, Weinheim 1997, 698 S.

HoF-Handreichungen

Online unter <https://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof-handreichungen/>

- 17: Peer Pasternack: *Hochschule und Wissenschaft in der DDR 1945–1989. Ein kurzer Abriss*, Halle-Wittenberg 2024, 162 S.
- 16: Sebastian Schneider / Frederic Krull / Justus Henke: *Qualitätswirksam gestalten. Bedingungen und Kriterien für ein erfolgreiches forschungsbezogenes Wissensmanagement*, Halle-Wittenberg 2024, 85 S.
- 15: Peer Pasternack / Philipp Rediger / Sebastian Schneider: *Instrumente der Entbürokratisierung an Hochschulen*, Halle-Wittenberg 2021, 119 S.
- 14: Claudia Göbel / Justus Henke / Sylvi Mauermeister: *Kultur und Gesellschaft gemeinsam erforschen. Überblick und Handlungsoptionen zu Citizen Science in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, Halle-Wittenberg 2020, 128 S.
- 13: Andreas Beer / Justus Henke / Peer Pasternack: *Integrieren und kommunizieren. Leitfaden und Toolboxen zur koordinativen Begleitung von Forschungsverbünden und Förderprogrammen*, Halle-Wittenberg 2020, 140 S.
- 12: Peer Pasternack: *Partizipation an Hochschulen. Zwischen Legitimität und Hochschulrecht*, Halle-Wittenberg 2020, 92 S.
- 11: Sascha Alexander Blasczyk / Peer Pasternack: *Exzellenzstrategie und die Universitäten in den ostdeutschen Flächenländern. Input- und Leistungsdaten – Schlussfolgerungen*, Halle-Wittenberg 2020, 52 S.
- 10: Peer Pasternack / Sebastian Schneider / Sven Preußner: *Administrationslasten. Die Zunahme organisatorischer Anforderungen an den Hochschulen: Ursachen und Auswege*, Halle-Wittenberg 2019, 146 S.
- 9: Justus Henke / Peer Pasternack: *Hochschulsystemfinanzierung. Wegweiser durch die Mittelströme*, Halle-Wittenberg 2017, 93 S.
- 8: Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Third Mission bilanzieren. Die dritte Aufgabe der Hochschulen und ihre öffentliche Kommunikation*, Halle-Wittenberg 2016, 109 S.
- 7: Martina Dömling / Peer Pasternack: *Studieren und bleiben. Berufseinstieg internationaler HochschulabsolventInnen in Deutschland*, Halle-Wittenberg 2015, 98 S.
- 6: Justus Henke / Romy Höhne / Peer Pasternack / Sebastian Schneider: *Mission possible – Gesellschaftliche Verantwortung ostdeutscher Hochschulen: Entwicklungschance im demografischen Wandel*, Halle-Wittenberg 2014, 118 S.
- 5: Jens Gillessen / Isabell Maue (Hg.): *Knowledge Europe – EU-Strukturfondsfinanzierung für wissenschaftliche Einrichtungen*, Halle-Wittenberg 2014, 127 S.
- 4: Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Überregional basierte Regionalität. Hochschulbeiträge zur Entwicklung demografisch herausgeforderter Regionen. Kommentierte Thesen*, Halle-Wittenberg 2014, 120 S.
- 3: Peer Pasternack / Johannes Keil: *Vom ‚mütterlichen‘ Beruf zur differenzierten Professionalisierung. Ausbildungen für die frühkindliche Pädagogik*, Halle-Wittenberg 2013, 107 S.
- 2: Peer Pasternack (Hg.): *Regional gekoppelte Hochschulen. Die Potenziale von Forschung und Lehre für demografisch herausgeforderte Regionen*, Halle-Wittenberg 2013, 99 S.
- 1: Peer Pasternack / Daniel Hechler: *Hochschulzeitgeschichte. Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang*, Halle-Wittenberg 2013, 99 S.
- 0: Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Hochschulorganisationsanalyse zwischen Forschung und Beratung*, Halle-Wittenberg 2012, 99 S.

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben für das Institut für Hochschulforschung (HoF) von
Peer Pasternack. Redaktion: Uwe Grelak

Ältere Hefte online unter <https://www.hof.uni-halle.de/publikationen/die-hochschule/>

Themenhefte 2012–2025:

Sigrun Nickel / Anna-Lena Thiele (Hg.): *Wissenstransfer und Hochschulentwicklung. Impulse aus der Hochschulforschung* (2025, 261 S., € 20,-)

Franziska Bomski (Hg.): *Inventur. Der Personalumbau in den ostdeutschen Wissenschaften nach 1989* (2024, 188 S., € 17,50)

Justus Henke / Annika Felix / Katja Knuth-Herzig (Hg.): *Vermittelnde Expertise. Schnittstellen von Management und Kommunikation im Wissenschaftssystem* (2023, 240 S., 20,-)

Peer Pasternack / Daniel Watermann (Hg.): *Studieren mit und ohne Corona* (2022, 254 S.; € 20,-)

Rocio Ramirez / Andreas Beer / Peer Pasternack: *WiHoTop – Elemente einer Topografie der deutschen Wissenschafts- und Hochschulforschung*, unt. Mitarb. v. Sophie Korthase (2021, 153 S.; € 17,50)

Annemarie Matthies / Bettina Radeiski (Hg.): *Wissenstransfer (in) der Sozialen Arbeit. Zur Produktivität wissenschaftlicher Vermittlungs- und Transfervorstellungen* (2020, 180 S.; € 17,50)

Sandra Beaufaÿs / Anja Franz / Svea Korff (Hg.): *Ausstieg aus der Wissenschaft* (2020, 175 S.; € 17,50)

Annett Maiwald / Annemarie Matthies / Christoph Schubert (Hg.): *Prozesse der Akademisierung. Zu Gegenständen, Wirkmechanismen und Folgen hochschulischer Bildung* (2019, 189 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Arbeit an den Grenzen. Internes und externes Schnittstellenmanagement an Hochschulen* (2018, 279 S.; € 20,-)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Einszweivierpunktnull. Digitalisierung von Hochschule als Organisationsproblem. Folge 2* (2017, 176 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Einszweivierpunktnull. Digitalisierung von Hochschule als Organisationsproblem* (2017, 193 S.; € 17,50)

Peter Tremp / Sarah Tresch (Hg.): *Akademische Freiheit. ‚Core Value‘ in Forschung, Lehre und Studium* (2016, 181 S.; € 17,50)

Cort-Denis Hachmeister / Justus Henke / Isabel Roessler / Sarah Schmid (Hg.): *Gestaltende Hochschulen. Beiträge und Entwicklungen der Third Mission* (2016, 170 S.; € 17,50)

Marion Kamphans / Sigrid Metz-Göckel / Margret Bülow-Schramm (Hg.): *Tabus und Tabuverletzungen an Hochschulen* (2015, 214 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hrsg.): *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft* (2015, 185 S.; € 17,50)

Susen Seidel / Franziska Wielepp (Hg.): *Diverses. Heterogenität an der Hochschule* (2014, 216 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulforschung von innen und seitwärts. Sichtachsen durch ein Forschungsfeld* (2014, 226 S.; € 17,50)

Jens Gillessen / Johannes Keil / Peer Pasternack (Hg.): *Berufsfelder im Professionalisierungsprozess. Geschlechtsspezifische Chancen und Risiken* (2013, 198 S.; € 17,50)

Martin Winter / Carsten Würmann (Hg.): *Wettbewerb und Hochschulen. 6. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung in Wittenberg* (2012, 328 S.; € 17,50).

HoF-Arbeitsberichte 2020–2025

Online unter <https://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof-arbeitsberichte/>

- 131: Christiane Arndt / Anne Richter: *Kompetenzverständnisse im Spannungsfeld von Persönlichkeitsbildung und Personalentwicklung. Öffentliche und private Hochschulen im Vergleich*, unt. Mitarb. v. Annika Benndorf, 2025, 103 S.
- 130: Sebastian Schneider / Olivia Laska / Christiane Maue / Robert Aust: „Eine Grauzone gehört ausgelotet“ – Widerstände als Folgen von Transferbürokratie, unt. Mitarb. v. Justus Henke, 2025, 96 S.
- 129: Justus Henke / Frederic Krull: *Ein Metadatenprofil für Onlinere Ressourcen zu organisatorischen Rahmenbedingungen der Hochschullehre*, 2025, 46 S.
- 128: Sebastian Schneider / Frederic Krull: *Forschungsbezogenes Wissenschaftsmanagement in der Praxis: Bedingungen, Rollenbilder und Effekte*, 2025, 75 S.
- 127: Axel Philipps: *Nichtöffentliche Hochschulen in Deutschland: Scoping Review zur empirischen Forschung*, 2024, 44 S.
- 126: Justus Henke: *Generative KI in der Hochschulkommunikation. Ergebnisse der 2. Welle – 2024*, 2024, 42 S.
- 125: Reinhard Kreckel: *Soziale Integration und nationale Identität. Eine Wiederbegegnung nach drei Jahrzehnten*, 2024, 42 S.
- 124: Christiane Arndt / Anne Mielke: *Vielfalt und Chancengerechtigkeit: Aktivitäten von und in Fachgesellschaften*, unt. Mitarb. v. Peer Pasternack, 2024, 124 S.
- 123: Rocío Ramirez / Olivia Laska / Arne Böker: *Studienvorbereitung für internationale Studieninteressierte in Deutschland. Eine Momentaufnahme eines dynamischen Feldes*, unt. Mitarb. von Ricarda Abendroth, Sophie Korthase, Roxana Schwitala, 2023, 82 S.
- 122: Justus Henke: *Hochschulkommunikation im Zeitalter der KI: Erste Einblicke in die Nutzung und Perspektiven generativer KI-Tools*, 2023, 53 S.
- 121: Peer Pasternack (Hg.): *Weit verbreitet und kaum erforscht: Wissenschaftliche Beiräte in der Wissenschaft*, 2022, 86 S.
- 120: Peer Pasternack: *Nicht nur Resteverwertung. Die Verwendungen der Wittenberger Universitätsfondation nach 1817*, 2022, 143 S.
- 119: Sebastian Schneider / Sylvi Mauermeister / Robert Aust / Justus Henke: *Paralleluniversen des Wissenschaftsmanagements: Ein Vergleich zwischen Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen*, 2022, 114 S.
- 118: Peer Pasternack / Andreas Beer: *Die externe Kommunikation der Wissenschaft in der bisherigen Corona-Krise (2020/2021). Eine kommentierte Rekonstruktion*, unt. Mitarb. v. Justus Henke, Sophie Korthase und Philipp Rediger, 2022, 79 S.
- 117: Cristina Raffaele / Philipp Rediger: *Die Partizipation Studierender als Kriterium der Qualitätssicherung in Studium und Lehre*, unt. Mitarb. v. Sebastian Schneider, 2021, 51 S.
- 116: Daniel Hechler / Theresa Hykel / Peer Pasternack: *Zum Stand der Disziplinentwicklung der Kindheitspädagogik. Materialband zum WiFF-Report*, 2021, 126 S.
- 115: Peer Pasternack: *Das fünfte Jahrzehnt. Forschung, Wissenstransfer und Nachwuchsförderung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 2016–2020*, 2021, 97 S.
- 114: Claudia Göbel / Justus Henke / Sylvi Mauermeister / Verena Plümpe: *Citizen Science jenseits von MINT. Bürgerforschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, unter Mitarbeit von Nicola Gabriel, 2020, 105 S.
- 113: Sascha Alexander Blasczyk / Peer Pasternack: *Input- und Leistungsdaten der Hochschulen in den ostdeutschen Flächenländern unter besonderer Berücksichtigung der Universitäten*, 2020, 69 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack

Im Auftrag

Sonderhochschulen und Ressortforschung in der DDR

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2024, 325 S.
ISBN 978-3-525-31154-7. € 70,00

Das DDR-Wissenschaftssystem bestand nicht nur aus 53 öffentlichen Hochschulen, der Akademie der Wissenschaften mit ihren 64 Instituten, weiteren Akademien sowie der Industrieforschung mit 86.000 FuE-Beschäftigten. Zusätzlich gab es 40 Sonderhochschulen, die nicht allgemein öffentlich zugänglich waren (darunter 29 para-/militärische Hochschulen, aber auch Partei-, Gewerkschafts- und Jugendhochschule), und 90 Ressortforschungseinrichtungen, die unmittelbar Ministerien oder dem SED-Zentralkomitee zugeordnet waren – hier „staatsunmittelbare Wissenschaft“ genannt.

Von den insgesamt 130 Einrichtungen, die 1945 bis 1990 bestanden, existierten 1989 noch 116. In den Transformationsprozessen der 90er Jahre waren sie weithin unbeachtet geblieben und werden auch seither nicht als ein Teil der DDR-Wissenschaftsstrukturen wahrgenommen. Diese wenig bekannten Segmente der DDR-Wissenschaft werden in dem Handbuch vorgestellt und damit eine Wahrnehmungslücke geschlossen.

Blickt man auf die personellen Ressourcen, so waren in der staatsunmittelbaren Wissenschaft 14 Prozent der DDR-Wissenschaftler:innen tätig. Betrachtet man allein die Gesellschaftswissenschaften, so beschäftigten die Einrichtungen etwa 25 Prozent des Personals dieser Fächergruppe. Insgesamt waren an den Einrichtungen 1989 rund 11.300 wissenschaftlich tätige Personen tätig. Die Qualität der Einrichtungen war von höchst unterschiedlicher Güte, ebenso ihr Politisierungsgrad. Insbesondere die natur- und ingenieurwissenschaftlichen Regierungsinstitute hatten häufig auch behördliche Aufgaben, ebenso wie die Ressortforschung in anderen Ländern.



Peer Pasternack

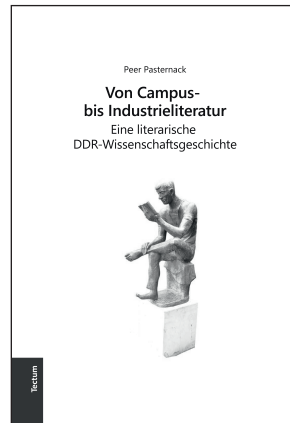
Von Campus- bis Industrieliteratur

Eine literarische DDR-Wissenschaftsgeschichte

Tectum-Verlag, Baden-Baden 2024, 633 S.

ISBN 978-3-8288-4926-6. € 99,00

Es gilt als Trivialwissen, dass die DDR-Belletristik die Funktion einer Ersatzöffentlichkeit wahrgenommen hatte – sie habe hier übernommen, was die Massenmedien nicht leisteten. Das gilt auch für die DDR-Literatur, die den Wissenschaftsbetrieb und/oder das Wissenschaftsmilieu erzählerisch aufbereitet. Zwar gab es in der DDR keine Campusliteratur, wie sie etwa aus dem angelsächsischen Raum bekannt ist. Doch findet sich innerhalb der Literatur, die Probleme und Problembewältigungen des sozialistischen Aufbaus (seltener auch seiner stalinistischen Entgleisungen) und dann des weniger prätentösen ‚revolutionären Alltags‘ gestaltete, ein Segment von 155 belletristischen Texten zum Wissenschaftsbetrieb und seinem Milieu. Dieses Segment wird in einem Handbuch aufbereitet. Auf diese Weise soll sowohl das Thema „Wissenschaft in der DDR“ über die einschlägige Belletristik erschlossen als auch exemplarisch verdeutlicht werden, welche – bisher ungenutzten – Informationschancen die DDR-Belletristik insgesamt für sozial- und herrschaftsgeschichtliche Untersuchungen bereithält.



Peer Pasternack / Matthias Meinhardt (Hg.)

Das Universitätssterben um 1800

Strukturelle Bedingungen und kontingente Faktoren

BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2024, 209 S.
ISBN 978-3-8305-5599-5. € 29,00

Inwiefern ist die Annahme überwiegend einheitlicher oder ähnlicher Ursachen für das Universitätssterben in den deutschen Ländern um 1800 angemessen? Immerhin waren im Verlaufe des Vierteljahrhunderts, die das Universitätssterben umfasste, die Umfeldsituationen sehr differenziert, die territorialen Bedingungen uneinheitlich und die internen Potenzen der Hochschulen unterschiedlich. Dazu versammelt dieser Band vier Perspektiven: die analytische Erschließung der Makro-Ebene der Hochschulentwicklung und -politik sowie dreierlei Arten von Falldarstellungen, nämlich zu um 1800 aufgelösten Universitäten, zu seinerzeit zwar gefährdeten, dann aber dennoch fortbestehenden Universitäten und zur Berliner Neugründung. Das Buch wurde gemeinsam von der Reformationsgeschichtlichen Forschungsbibliothek Wittenberg und dem Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) realisiert.



Rocio Ramirez / Olivia Laska

Zwischen zwei Welten

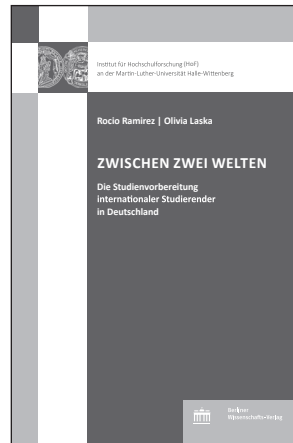
Die Studienvorbereitung internationaler Studierender in Deutschland

BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Stuttgart 2025, 246 S.

ISBN 978-3-8305-5644-2. € 25,00

Deutschland zieht immer mehr internationale Studierende an. Um diesen Studierenden einen gelingenden Einstieg ins deutsche Hochschulsystem zu ermöglichen, hat sich ein recht heterogenes Feld von Unterstützungsstrukturen etabliert. Doch der Weg von der Bewerbung bis zum Studienabschluss ist häufig von großen Herausforderungen geprägt und die Abbruchquote ist anhaltend hoch.

Auf Basis umfassender Datenanalysen, Experteninterviews und internationaler Vergleiche geht die Studie zentralen Fragen auf den Grund: Wie wirken sich sprachliche, kulturelle und institutionelle Barrieren auf den Studien-erfolg aus? Welche Rolle spielen Studienkollegs und alternative Formate? Und wie können die Strukturen der Studienvorbereitung so weiterentwickelt werden, dass internationale Studierende ihr Potenzial voll ausschöpfen können? Für diese komplexen Problemfelder werden schließlich Handlungsoptionen präsentiert, die sich an Forschung, Politik und Praxis richten.



Der ostdeutsche Hochschul- und Wissenschaftsumbau in den 90er Jahren ist inzwischen nicht nur zu einem zeithistorischen Thema geworden, sondern weckt als solches auch Interesse: Die damaligen Prozesse werden zunehmend zum Gegenstand von Tagungen, Untersuchungen und Veröffentlichungen. Dieses Interesse ist indes nicht allein zeitgeschichtlich motiviert. Vielmehr gilt der Wissenschaftsumbau als einer der Vorgänge, der in seiner Konfliktintensität herangezogen werden müsse, wenn man die anhaltenden Verwerfungen innerhalb der ostdeutschen Teilgesellschaft verstehen möchte. In den Umbauprozessen ging es immer um Strukturen und um Personen, doch ebenso hatten sie eine kulturelle und eine inhaltliche Dimension. Daher werden die Entwicklungen hier für alle vier Dimensionen rekonstruiert. Dabei wiederum finden sich sämtliche Segmente des Wissenschaftssystems berücksichtigt: Hochschulen, außeruniversitäre Forschung, Ressortforschung und Industrieforschung.

ISBN: 978-3-69059-005-1



Institut für Hochschulforschung (HoF)
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg